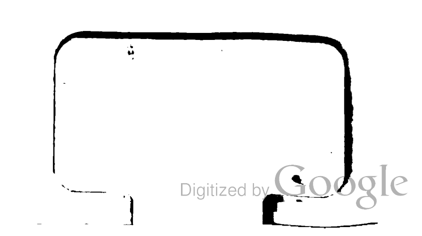



VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



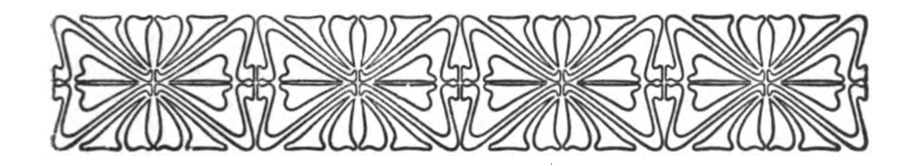
DIE KULTUR

VIERTEL-JAHR-SCHRIFT F. WISSENSCHAFT · LITERATUR UND KUNST ·

HERAUSGEGEBEN



VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
o o IX/3, SCHWARZSPANIERSTRASSE 6. o o



Fragmente

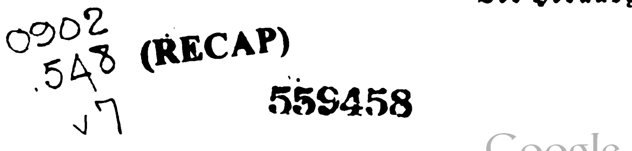
aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Lösch, Mähren.*)

Aus Anlaß eines Besuches hiezu angeregt, will ich über die von Alexander Mensdorff, dem jetzigen Fürsten Dietrichstein-Mensdorff, angeblich fortwährend wiederholte Behauptung, er sei mit der äußeren Politik im Jahre 1866 und speziell mit dem Krieg gegen Preußen nicht einverstanden gewesen, nur das Wesentliche notieren. Mensdorff war bereits im Jahre 1865 **für** den Krieg und **gegen** die Verhandlungen mit Preußen in Gastein, um den Krieg zu vermeiden. Er hat dies zwar in der Minister-

*) Das nun der Öffentlichkeit übergebene Fragment aus dem Nachlasse des Staatsmannes Grafen Richard Belcredi befaßt sich ausschließlich mit den Vorgängen vor dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1866 und mag sich insoferne der Publikation im Oktoberhefte der „Kultur“ gut anfügen, als dieses zum Schlusse sich ebenfalls mit derselben Zeitperiode sowie mit der damals herrschenden Volksstimmung beschäftigt. Geschrieben sind diese Aufzeichnungen im Januar 1869. Gegenüber den wiederholt und bis in die jüngste Zeit gegen Belcredi erhobenen Vorwürfen, er habe den unglücklichen Krieg des Jahres 1866 gewollt, schildern seine Erinnerungen in klarer Weise Hergang und Verkettung der einzelnen Ereignisse, welche dahingeführt haben, daß der Krieg einfach eine unabwendbare Notwendigkeit geworden war, welcher sich kein Mitglied der damaligen Regierung entziehen konnte. Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß im Julihefte der „Kultur“ in einem dem Andenken Belcredis gewidmeten Artikel erwähnt wird, die Münchener „Allgemeine Zeitung“ habe noch im Frühjahre 1904 die Legende verbreitet, Graf Mensdorff als Minister des Äußeren allein sei es gewesen, welcher gegen den Krieg gestimmt habe, und daß ferners dort auch der Äußerungen gedacht wird, welche der Historiker Friedjung in seinem Werke „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“, I. Bd., 1. Aufl., S. 283, Belcredi in den Mund legte. Aus dem nun zur Veröffentlichung gelangenden Abrisse seiner Memoiren wird der unbefangene Leser ersehen, wie unbegründet alle aus diesem Anlasse gegen Belcredi vorgebrachten Vorwürfe und Anschuldigungen sind. Diesen gegenüber wird das vorliegende Fragment hoffentlich dazu beitragen, sie verstummen zu machen und den richtigen Sachverhalt festzustellen. Es mag nicht überflüssig erscheinen, hier hervorzuheben, daß die Beziehungen zwischen Belcredi und dem nachmaligen Fürsten Dietrichstein-Mensdorff solche der aufrichtigsten Freundschaft und Hochachtung waren, welche unverändert fortdauerten, auch als beide Herren der Regierung nicht mehr angehörten, und daß die Gegensätze in Hinsicht der politischen Ansichten und der Führung der diplomatischen Angelegenheiten diesen Beziehungen keinen Abbruch taten. Zum Schlusse gelangt das Fragment der letzten Phase des Krieges zur Besprechung, über welchen im allgemeinen noch ein reiches Material an Aufzeichnungen vorhanden ist.

Der Herausgeber.



konferenz nicht ausdrücklich ausgesprochen, wie er überhaupt, von ewigen Zweifeln und Bedenklichkeiten geplagt, sich nie zu einem Ausspruch ohne Rückzug entschließen konnte, aber er hat mir selbst im Jahre 1865 mitgeteilt, er sei für den Krieg, wolle aber nicht allein die Verantwortung für einen solchen Schritt übernehmen und hätte daher seinen Kollegen im Ministerrat nicht widersprechen wollen. Dasselbe sagte er mir auch im Jahre 1866 nach dem Kriege, — man hätte nämlich seiner Ansicht nach den Krieg im Jahre 1865 führen sollen, — und zur Begründung führte er an, daß damals die deutschen Mittel- und Kleinstaaten entschieden auf die Seite Österreichs getreten wären. Er suchte damit offenbar den Anteil an der Katastrophe 1866 abzuschwächen, indem er behauptete, ein Krieg im Jahre 1865 wäre besser ausgefallen. Solche Behauptungen, die eine Möglichkeit zum Gegenstand haben, sind immer leicht aufzustellen; die absolute Unmöglichkeit ist schwer zu erweisen, aber sie sind wertlos, wenn sie, wie hier, gar keine haltbare Stütze für sich haben. Die deutschen Staaten waren damals — 1865 — durch das Vorgehen Preußens und Österreichs im Jahre 1863 in der Schleswig-Holsteiner Frage sehr verletzt, der Enthusiasmus im Volk für Schleswig-Holstein war 1865 schon gründlich verschwunden, vorbereitet für den Krieg waren die deutschen Staaten im Jahre 1865 so wenig wie im Jahre 1866, nur fehlte im Jahre 1865 auch noch eine stattliche Reihe von Gewalttaten und Bedrohungen Deutschlands von Seite Bismarcks, welche sich bis zum Frühjahr 1866 entwickelte und denn doch geeignet war, die Tatkraft Deutschlands, wenn dies überhaupt nötig gewesen wäre, zu steigern. Die Gasteiner Konvention hat in der Hauptsache gar nichts geändert, die Entscheidung der Rechtsfrage Schleswig-Holsteins vorbehalten und nur einen anderen Verwaltungsmodus bestimmt.

Daß die Deutschen, und namentlich auch die deutschen Regierungen, sich über diese Konvention sehr absprechend äußerten, sich durch Vorwürfe der Schwäche gegen Österreich in sehr wohlfeiler Weise als die Mutigen, Tatkräftigen hinstellten, ist wahrlich nicht schwer zu erkennen, wenn man den Charakter dieser deutschen Regierungen und der vorherrschenden deutschen Parteien zu würdigen weiß. In Gedanken und Worten sind sie immer voll Tatkraft, und wenn die unmittelbare Gefahr eines Krieges vorüber ist, so steigert sich diese Tatkraft in Worten bis zur Kriegslust. Sowie aber die Kriegsgefahr unmittelbar droht und an die Stelle der gedachten die wirkliche Tat zu treten hat, ist die Zerfahrenheit, das Spiel partikularistischer Interessen, das Spähen nach dem Stärkeren und Stärksten und schließlich die Unterwerfung unter diesen das wahrhaft klägliche Ergebnis. Die Lehren der Geschichte sind in dieser Beziehung doch wahrhaftig zahlreich genug und werden durch ausnahmsweise mitwirkende andere Erscheinungen, eben weil diese nur Ausnahmen sind und durch ganz besondere Verhältnisse motiviert werden, nur bestätigt. Eine lange Reihe von Jahren, von 1792 bis 1813, der drückendsten Fremdherrschaft und der vollsten heimischen Zerfahrenheit mußte vorhergehen, um den begeisternden Gedanken bis zur Tat reifen zu lassen, und selbst da ist nicht zu vergessen, daß es eine nicht bloß chronologische, sondern eine politische und psychologische Bedeutung hat, daß dem Jahre 1813 ein Jahr 1812 vorhergegangen ist. Daß nun aber ein Mann,

der, wie Mensdorff doch noch, wie eben gesagt, selbst erklärte, den Streit mit Preußen nur durch das Schwert entscheiden zu wollen und zu können, nun plötzlich als Gegner einer solchen Anschauung auftreten kann, ist schwer als feststehend anzunehmen. Wäre Österreich siegreich gewesen, so wäre eine solche Behauptung gewiß unterlassen worden. Mir gegenüber hat übrigens Mensdorff niemals eine solche Behauptung aufgestellt, obwohl mir von sehr vielen Seiten versichert wurde, daß er und Eszterházy ähnliche Äußerungen taten. Daß auch die Journale sich dessen bemächtigten und Kuranda im niederösterreichischen Landtag für diese Auffassung Propaganda machte, ist sehr erklärlich; es war dies ein geeignetes Mittel, mich allein als die verkörperte politische Sünde hinzustellen und dadurch die Politik, die ich im Inneren verfolgte, im Interesse der deutsch-liberalen Partei möglichst bald scheitern zu machen. Die Gasteiner Konvention hatte jedenfalls den unschätzbaren Vorteil, daß der Krieg um 7 Monate verschoben wurde; daß er dadurch nicht verhindert wurde, wußte ich ebensogut, ja besser als Mensdorff, da meine polizeilichen Nachrichten sich schließlich als viel genauer und sicherer herausstellten als seine diplomatischen, die so ungenau und nichtssagend wie möglich waren, so daß Mensdorff und Eszterházy gewöhnlich meine Nachrichten als übertrieben belächelten und Mensdorff mir noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges sagte: „Ich bin überzeugt, daß es doch nicht zum Kriege kommt". Die inneren Verhältnisse waren bei unserem Amtsantritt 1865 derart, daß bei der erbitterten Stimmung in Ungarn und Kroatien, die wir dem Reichsrat großenteils mit verdankten, der äußere Feind die erfolgreichste Mitwirkung an einem mächtigen inneren gefunden hätte.

Majláth hat uns dies gleich in der Sitzung vom 27. Juli 1865 mit allem Nachdruck betont: eine Revolution in Ungarn sei bei einem äußeren Krieg als sehr wahrscheinlich ins Auge zu fassen. Daß sich die Stimmung durch das September-Manifest und die durch dasselbe kundgegebene Politik wesentlich geändert hatte und jene Gefahr im Inneren beseitigt erschien, das kann nur jener leugnen, den seine Gegnerschaft blind macht. Was man also Mensdorff als Verdienst anrechnet, im Jahre 1866 nicht, wohl aber nach seiner eigenen Erklärung im Jahre 1865 für den Krieg mit Preußen gewesen zu sein, würde sich bei näherer Betrachtung wohl mehr in die Negation eines solchen verwandeln.

Bei der damaligen Stimmung würde eine Rekrutierung in Ungarn, während ein mächtiger Feind im Süden und Norden die Grenzen des Reiches bedrohte, ein Feind, der mit den unzufriedenen Ungarn in sehr nahen Relationen stand, zur baren Unmöglichkeit geworden sein, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Dagegen konnte durch die veränderte Politik und die gebesserte Stimmung bei dem im Frühjahr 1866 zum Ausbruch gelangten Krieg die Rekrutierung auch in Ungarn — und zwar angesichts des versammelten Landtages — ohne irgendwelche Gefahr vorgenommen werden; ein Umstand, auf den Deak selbst ausdrücklich hinwies, um die Änderung in der Volksstimmung und loyalen Haltung des Landtages zu konstatieren. Die Armeeführung wäre im Jahre 1865 ebenso wie 1866 in die Hände eines Benedek gelangt, denn Armee wie Volk erkannte in ihm den geeigneten Mann. Was wäre aber die Folge des militärischen Fiaskos im Jahre 1865 gewesen,

wo der von Schmerling im Reichsrat in den ungarischen Ländern aufgehäufte reiche Zündstoff noch nicht beseitigt war? Übrigens handelte es sich in Ungarn im Jahre 1866 um einen uns aufgedrungenen Verteidigungskrieg, um eine bittere Notwehr. Diese war eine Pflicht der Regierung und es kann deshalb von einer Schuld oder Nichtschuld eines oder des anderen Regierungsmitgliedes schon an sich keine Rede sein. Niemand in Österreich wollte den Krieg, die Mitglieder der Regierung am allerwenigsten. Ein Beweis ist der Abschluß der Gasteiner Konvention und die bis zur äußersten Grenze der Versöhnlichkeit reichende Bereitwilligkeit, auch die Truppen-Dislokationen zu revozieren, um Preußen auch diesen — natürlich geschaffenen — Anlaß zur Klage zu nehmen. Wir alle, nicht bloß Mensdorff und Eßterházy, waren gegen den Krieg; allein stand es in unserer Macht, ihn zu vermeiden? Und wenn ja, wie war er zu vermeiden? Diese Frage müßte doch erst gründlich beantwortet werden, bevor man das eine oder das andere Mitglied der Regierung anklagt oder freispricht.

Sämtliche liberale Blätter, die „Ostdeutsche Post“ an der Spitze, verkündeten und bewiesen vor dem Kriege täglich, daß der Krieg mit Preußen durch die „Ehre und Würde“ Österreichs geboten sei. Nach dem Kriege erklärte Kuranda, Eigentümer und Leiter der „Ostdeutschen Post“, es als besonders verdienstvoll, daß Mensdorff angeblich gegen den Krieg gestimmt habe, ohne zu bedenken, daß dieser dann, den eigenen Äußerungen Kurandas im Jahre 1865 gemäß, „Ehre und Würde“ des Staates preisgegeben hätte.

Die Frage der Möglichkeit der Vermeidung des Krieges österreichischerseits war wohl schon vor dem Kriege allgemein negativ beantwortet worden. Das Urteil lautete damals einstimmig dahin, daß Österreich gar nicht anders könne, als den von Preußen aufgezwungenen Krieg anzunehmen, wolle es nicht auf seine Ehre und Würde verzichten, wodurch die Regierung genötigt worden wäre, auch im Inlande jede erfolgreiche Aktion zur Einigung und Versöhnung der verschiedenen, sich feindlich gegenüberstehenden Bestrebungen aufzugeben, da sie ja die erste Bedingung jedes Erfolges, nämlich das eigene Ansehen, preisgegeben hätte.

Allein nach dem Kriege hat man von deutsch-liberaler Seite alles getan, um das frühere Urteil vergessen zu machen und durch die ungerechtesten Anklagen gegen die Regierung aus dem ungünstigen Kriegserfolge politisches Kapital zu schlagen. In dem siegreichen Preußen blinder Jubel! In dem besiegten Österreich blinde Verdammung! — Für eine objektive Betrachtung der Dinge hat diese Erscheinung allerdings keinen Wert, aber es ist schon durch den furchtbaren Ernst der Ereignisse von 1866 geboten, auch jetzt einer näheren Prüfung nicht aus dem Wege zu gehen. Gesetzt nun, der Krieg wäre zu vermeiden gewesen, und zwar selbstverständlich nicht bloß durch die nicht in der Macht Österreichs gelegene Entfernung Bismarcks (dessen längst und fest beschlossener Plan der territorialen Vergrößerung nicht bloß durch Schleswig Holstein und die Erhebung Preußens zur Alleinherrschaft in Deutschland genügend ausgeführt war, welcher vielmehr den Krieg gegen Österreich zu seinen wesentlichsten Aufgaben zählte) von seinem Ministerposten, dann müßte jedes Mitglied der österreichischen Regierung, welches dieser Abwehr des Krieges entgegengewirkt hätte, mit

Recht die schwerste Anklage treffen. Der Knoten, der schließlich mit dem Schwert durchhauen wurde, ward auf diplomatischem Wege geknüpft und konnte, wenn überhaupt, so auch nur wieder auf diplomatischem Wege friedlich gelöst werden. Darüber kann denn doch kein Widerstreit der Meinung herrschen. Was ist nun von der Diplomatie, die doch nicht unter meiner Leitung, sondern unter jener Mensdorffs und Eßterházys stand, geschehen? Rechberg hatte sich von Bismarck vollständig irreführen lassen und die schleswig-holsteinische Angelegenheit, die sich Bismarck zum Ausgangs- und keineswegs zum Zielpunkt seiner österreichisch-feindlichen Aktion gewählt hatte, in eine Bahn gelenkt, die direkt zum Krieg hinführte. Mensdorff und sein Spiritus rector Eßterházy haben die Erbschaft Rechbergs lange vor meinem Eintritt in die Regierung, nämlich bereits im Jahre 1864, angetreten und die Bahn, auf welche der Verführer Bismarck den Grafen Rechberg gelockt hatte, Schritt für Schritt weiter verfolgt, so zwar, daß am Tage meiner Beeidigung als Minister — 7. Juli 1865 — unmittelbar nach derselben der Kaiser mir, dem Grafen Larisch und Herrn von Majláth in Gegenwart Mensdorffs und Eßterházys zu unserem wahren Entsetzen — denn früher hatte man uns kein Wort davon gesagt —. eröffnete, daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei. Mensdorff und Eßterházy, die beiden Diplomaten des Kabinetts, gaben uns, vom Kaiser hiezu aufgefordert, die Bestätigung dieser traurigen Sachlage. Die ganze deutsche Angelegenheit war daher bei meinem Amtsantritt so gründlich verfahren, daß kein anderer Ausweg blieb als der Krieg. Die österreichische Regierung hatte sich lange vor meinem Eintritt bereits Deutschland und Preußen gegenüber durch die förmlichsten Erklärungen gebunden und es zur Ehrensache gemacht, diesen Erklärungen gerecht zu werden. Auf der einen Seite hatte man versichert, die schleswig-holsteinische Frage, als eine ganz Deutschland betreffende, nur mit Beachtung des Rechtes der deutschen Länder zu lösen, — und anderseits hatte man Preußen zugesagt, bei der Lösung dieser Frage mit diesem im Einvernehmen vorzugehen. Man hatte weiters schon vor meinem Eintritt jene Konzessionen formuliert, die man Preußen in Schleswig-Holstein (Kieler-Hafen, Flotten-Station rc.) machen wolle und machen könne, ohne Deutschland gegenüber wortbrüchig zu werden. Man hat namentlich schon im Dezember 1864 die Ansprüche, welche Preußen sehr deutlich auf die Herzogtümer stellte, österreichischerseits ganz entschieden und mit sehr kräftigen Worten zurückgewiesen und zugleich in derselben Depesche einen Ausspruch getan, daß, wenn Preußen sich vergrößere, Österreich auf eine gleiche Vergrößerung auf deutschem Territorium bestehen müsse, welcher Ausspruch Preußen gegenüber überflüssig — weil nutzlos —, gegenüber den anderen deutschen Staaten aber höchst unklug war, denn nicht allein, daß es dahingestellt blieb, wo dieses deutsche Territorium zu suchen sei, welches sich die österreichische Regierung zur Vergrößerung aussuchen würde, so legte ja dieser Ausspruch im Widerstreit mit den früheren Erklärungen die Vermutung nahe, daß Österreich ebensowenig wie Preußen abgeneigt sei, die Herzogtümerfrage, ohne Deutschland und ohne Deutschlands Interessen zu Rate zu ziehen, definitiv zu entscheiden, wenn nur der Gewinn ein beiderseitiger, nämlich für Preußen und für Österreich,

und ein beiderseits gleicher wäre, wobei die Verzichtleistung auf die Herzogtümer zugunsten Preußens schon der geographischen Verhältnisse wegen keine besonders verdienstvolle Handlung Österreichs gewesen wäre. Das war nun alles geschehen, bevor ich ins Amt trat, und dies war durch dieselben Männer — Mensdorff und Eßterházy — geschehen, von denen man später behauptet hat und die es selber behauptet haben sollen, sie seien stets gegen den Krieg gewesen. Fragen wir nun weiter: Was haben diese Männer im Jahre 1865 getan? Die Antwort darauf wurde schon gegeben: sie haben konsequent die Kriegsbahn verfolgt, so daß sie uns am Tage unseres (Larisch', Majláths und meines) Amtsantrittes mit der Erklärung überraschten, der Krieg gegen Preußen sei unvermeidlich.

Um Zeit zu gewinnen, wurde nun die Gasteiner Konvention geschlossen: Eßterházy war entschieden dafür und Mensdorff war in der Ministerkonferenz auch dafür, obwohl er, wie schon bemerkt, erklärte, eigentlich für die unmittelbare Aufnahme des Krieges gegen Preußen gestimmt zu sein. Hierauf wurde die holsteinsche Regierung gebildet und bezüglich der Wahl der Mitglieder (Gablenz, Hofmann), wie billig, dem diplomatischen Teil des Ministeriums die entscheidende Stimme gewährt. Diese Regierung stand nicht unter meiner, sondern unter der Oberleitung des Ministeriums des Äußern, welches seinen Einfluß vollständig unbeirrt geltend machen konnte und auch geltend gemacht hat. Nun hat aber Bismarck gerade in der von Mensdorff und Eßterházy gebilligten Haltung dieser holsteinschen Regierung die Motive gesucht und gefunden, um dem Gasteiner Provisorium ein Ende zu machen und den Bruch herbeizuführen. Angesichts dieser unwiderleglichen Tatsache dürfte es zu den schwierigsten Aufgaben gehören zu ergründen, worin sich denn die die Kriegsgefahr angeblich abwehrende Politik Mensdorffs und Eßterhazys manifestierte. Ich habe diese Herren wegen des drohenden Krieges, und mit Recht, viele Seufzer ausstoßen hören, aber niemals irgend einen Vorschlag von ihnen vernommen, der die deutsche Politik in andere Bahnen geleitet hätte, was nach allem, was vorangegangen war, und zwar zum guten Teil mit Zutun dieser Herren vorangegangen war, auch gar nicht mehr möglich gewesen wäre. Sprach man den Gedanken aus, den ganzen Streit vor den Bund zu bringen, so riefen Mensdorff und Eßterházy: „Nur das nicht, das hieße noch bei den uns bekannten Interessen Preußens den Krieg unmittelbar provozieren". Frug ich nun, was man also Preußen noch bieten könne, um es zu einem annehmbaren Arrangement zu bewegen, so erklärten wieder diese beiden Herren, daß man ja in diesen Anerbietungen schon soweit als möglich gegangen sei und nichts mehr hiezu erübrige. Eßterházy hat wohl im außerämtlichen Verkehr gesprächsweise manchmal die Geneigtheit durchblicken lassen, der schleswig-holsteinschen Differenz durch Annahme einer Geldsumme ein Ende zu machen, zu deren Zahlung sich Bismarck bereit erklären würde. (Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß dieses Thema im Jahre 1865 zwischen Eßterházy und Bismarck, als sie in Salzburg zusammentrafen, besprochen wurde: etwas Gewisses aber habe ich hierüber nie erfahren.) Bismarck hat später in den Kammern ausdrücklich auf seine Geneigtheit hingewiesen, den Streit auf diese Weise zu schlichten und dies findet auch heute noch selbst

in Österreich und nach Bekanntwerden der Usedomschen Note eine gläubige Aufnahme, z. B. im „Vaterland“ und Konsorten. Esterházy warf manchmal die Bemerkung hin: wenn man in einer solchen finanziell bedrängten Lage wie in Österreich sei, möge man es aufgeben, ein gar zu zartes Ehrgefühl zu haben, und eine Summe von 60 bis 70 Millionen nicht zurückweisen, die Preußen sich möglicherweise an Österreich zu zahlen bereit finden lassen könnte. Esterházy hat es aber niemals gewagt, einen solchen Gedanken in den Konferenzen und im ämtlichen Verkehr überhaupt auszusprechen, sowie ich auch von Mensdorff nie einen ähnlichen Vorschlag oder nur die Erwähnung gehört habe, daß ihm ein solcher preußischerseits gemacht worden wäre. Mensdorff teilte mir nur mit, daß Bismarck im diplomatischen Verkehr die Bemerkung gemacht habe, daß, wenn Österreich im Hinblick auf die Annektierung der Herzogtümer durch Preußen auch seinerseits auf einer Territorialvergrößerung bestehe, Preußen ihm höchstens die Grafschaft Glatz anbieten könnte, was aber Bismarck nur als seine persönliche Ansicht mit dem Beisatz aussprach, daß sein König hiezu auch gar nicht zu bewegen sein würde, — er wolle kein einziges preußisches Dorf abtreten.

Mensdorff setzte bei dieser Mitteilung noch hinzu, daß die Grafschaft Glatz mit ihrer geringen Ausdehnung und Bevölkerung selbstverständlich kein Äquivalent für die von Preußen verlangten Elbe-Herzogtümer sein könne. Übrigens bezog sich dieses ganze Pourparler zwischen Bismarck und dem österreichischen Gesandten noch auf die vor meinem Eintritt ins Amt infolge der österreichischen Note vom Dezember 1864 gepflogenen diplomatischen Verhandlungen. Wäre ein solcher Antrag, den Streit in der deutschen Frage auf finanziellem Wege zu schlichten, gestellt worden, so würde ich demselben allerdings entgegengetreten sein, und wenn schon diese Stimmung und eventuelle Meinungsäußerung (die Mensdorff und Esterházy von mir allerdings voraussehen konnten) genügt, um mich als kriegslustig und die beiden Herren als friedfertig hinzustellen, dann ist das wohl richtig und die Mehrzahl derjenigen, die vor dem Kriege die Regierung, die eine politische Frage durch ein Geldgeschäft abtut, verdammt hätten, finden es jetzt nach dem unglücklichen Kriege höchst unklug, jene Geldsumme, die Bismarck, wie er in den Kammern sagte, angeboten hat, zurückgewiesen zu haben. Die Gründe, die mich bestimmt hätten, gegen ein solches finanzielles Arrangement aufzutreten, welches übrigens, wie erwähnt, niemals als Ausgleichsvorschlag amtlich angeregt wurde und in Verhandlung kam, sind folgende:

1. Kann man im 19. Jahrhundert doch Land und Leute nicht mehr zum Gegenstand eines Handels machen, ohne sich moralisch gänzlich zu diskreditieren. Dieser moralische Mißkredit mag für den einzelnen, je nach seinem Charakter und seiner Anschauung, schwerer oder leichter zu ertragen sein; seine Existenz wird dadurch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, nicht vernichtet; das gemachte gute Geschäft bietet ein wirksames Gegengewicht. Für eine Regierung kommt eine solche Handlungsweise aber in ihren Wirkungen einer förmlichen Abdankung gleich. (Siehe unter Lauenburg.)

2. Im vorliegenden Falle wäre eine solche Handlungsweise umso tadelnswürdiger gewesen, als ja Österreich gar kein Recht, nicht einmal das des Eroberers, auf die Herzogtümer geltend machen konnte, indem es erklärter-

maßen den Krieg nur im Namen und zur Sicherung der Interessen Deutschlands unternommen hatte.

3. Wäre es eine arge Täuschung gewesen, durch ein finanzielles Arrangement den Krieg mit Preußen als vermieden zu betrachten. Bismarck hat ja nie ein Hehl daraus gemacht, welche Pläne er für Preußens Machtentwicklung verfolge und, einmal zu einer einflußreichen Stellung im Staate gelangt, zur Ausführung bringen werde. Diesem Gedanken ist er auch treu geblieben und hat seit der Übernahme der Ministerpräsidentschaft zu dessen Verwirklichung die Vorbereitungen getroffen und sich dabei umsomehr beeilt, als die inneren Zustände Preußens ein rasches Tempo in der Ausführung notwendig machten. Kriegsminister von Roon hat das böhmische Grenzgebiet (das Riesengebirge) schon im Sommer 1864, also bereits zu einer Zeit bereist, wo scheinbar noch die intimste Freundschaft zwischen Österreich und Preußen bestand und der Friedensvertrag mit Dänemark noch nicht abgeschlossen war. Niemand hatte damals in Böhmen die leiseste Ahnung des von Preußen vorbereiteten feindlichen Angriffs und doch fiel die Reise Roons in jener Grenzgegend jedermann auf, da er für einen Vergnügungsreisenden denn doch gar zu viel Interesse an Detailfragen verriet. Ich fand mich als Statthalter veranlaßt, der Regierung hierüber die Anzeige zu erstatten, die aber bei den unschuldsvollen Anschauungen der damaligen Regierung als völlig bedeutungslos beiseite gelegt worden zu sein scheint; denn ich erinnere mich nicht, je weder schriftlich noch mündlich eine Antwort darauf erhalten zu haben. Nun muß aber wohl berücksichtigt werden, daß ein Kriegsminister nicht die erste Aufnahme des Terrains vorzunehmen pflegt, sondern hiezu untergeordnete Organe verwendet und seine Bereisung nur den Zweck der Nachschau und der eigenen Orientierung auf Grund der ihm von seinen Organen bereits gelieferten Daten haben kann. Auch ist zu beachten, daß in demselben Sommer der König Wilhelm mit Bismarck die Gastfreundschaft Österreichs in Karlsbad in Anspruch nahm, Kaiser Franz Josef ihn dort besuchte, Rechberg sich auch daselbst befand und König und Minister Bismarck sich — wovon ich selbst Zeuge war — bemühten, die freundlichsten Mienen hervorzukehren. Alles zu einer Zeit, wo bereits die Vorbereitungen zu einem feindlichen Angriff gegen dieses selbe Österreich in gründlichster Weise getroffen wurden. Auch 1865 waren König Wilhelm und Bismarck in Karlsbad und haben, ohne die Maske der intimsten Freundschaft mit Österreich abzulegen, von dort, und später von Gastein aus, also von österreichischem Boden aus, den lebhaftesten Verkehr mit der italienischen Regierung unterhalten, um dieselbe zu einem Bündnis und zu einer gemeinsamen Kriegsaktion gegen Österreich zu bestimmen. Die Beweise hiefür finden sich im Archiv des Ministeriums des Äußern. Man hört heute noch die Meinung äußern: König Wilhelm sei durch Bismarck irregeführt und durch falsche Vorspiegelungen zu dem Glauben verleitet worden, Österreich bedrohe ihn mit Krieg, er müsse daher zu seiner Verteidigung das Schwert ziehen. Diese Meinung halte ich für ganz irrig: König Wilhelm ist eine in diplomatischen Feinheiten weit besser bewanderte Natur als Bismarck, der wie alle kräftigen, zur Gewalttätigkeit geneigten Naturen sich einer Offenheit befleißt, die bis zur Verachtung jeglicher, dem Nebenmenschen schuldigen Rücksicht reicht.

Alle derartigen Naturen haben etwas zaghaft Unentschlossenes, so daß es allerdings der treibenden Kraft Bismarcks bedurfte, um den König zu festen Entschlüssen zu bewegen, umsomehr als dieser gezwungen war, mit allen Traditionen seines Hauses, die denn doch einen Einfluß auf sein Gemüt ausübten, zu brechen. König Wilhelm war sich aber trotzdem dessen wohl bewußt, was er tat. Frau von Kalergi-Nesselrode erzählte ihrem Schwiegersohn, dem Grafen Franz Coudenhove, der es wieder mir mitteilte, daß sie den König Wilhelm nach seiner Holsteiner Reise im Jahre 1868 in Baden-Baden gesehen und Gelegenheit gehabt habe, mit ihm zu verkehren. Auf ihre als Artigkeitsfloskel an ihn gerichteten Worte: „Es müsse ihn der schöne Empfang doch recht gefreut haben," erwiderte der König rasch: „Sie werden doch nicht glauben, daß ich mir etwas vorzuwerfen habe!"

Nur ein von Gewissenszweifeln beunruhigtes Gemüt konnte durch jene Ansprache in eine solche Erregung versetzt werden. Die im Jahre 1868 durch Lamarmora bekannt gewordene Usedom'sche Depesche vom Juni 1866 mußte denn doch den Blindesten zum Sehen bringen. Wegen Schleswig-Holstein, welches dem allzu schmalen Leib Preußens, wie Bismarck sagte, die in geographischer und politischer Beziehung nötige Erweiterung gar nicht gebracht und die Machtstellung Preußens in Deutschland kaum nennenswert erhöht hätte, sollte Preußen einen Vernichtungskrieg gegen Österreich führen, wie dies die Usedom'sche Note deutlich ausspricht? Preußen sollte seine ganze Existenz bei einem solchen Kriege aufs Spiel setzen, nur um die Herzogtümer zu gewinnen und an Österreich ein angeblich abgeschlagenes Kaufgeschäft zu rächen! (Die von Bismarck entfesselten revolutionären Geister hätten bei einer Niederlage die Existenz des Staates gewiß den höchsten Gefahren preisgegeben. Nur der Sieger Bismarck konnte sie wieder bannen, nicht aber der Besiegte.) So etwas zu glauben, grenzt denn doch an Blödsinn. Das Ziel war von vornherein das Höchste und damals des Einsatzes der Existenz des preußischen Staates wert, nämlich die Erringung der Alleinherrschaft Preußens in Deutschland. Schleswig-Holstein konnte immer nur den ersten Akt des Dramas bilden: der Schlußakt war von vornherein kein anderer als das Hinauswerfen Österreichs aus Deutschland.

Meine Berichte, die ich im polizeilichen Wege über die wahren Intentionen Preußens erhielt, ließen nie einen Zweifel an dieser Endabsicht und an dem festen Entschlusse Bismarcks aufkommen, sein Ziel selbst im Bunde mit der Reaktion zu erreichen.

Ich glaube selbst, daß er geneigt gewesen wäre, Österreich seine durch den gemeinsamen Krieg erworbenen Ansprüche auf die Herzogtümer durch eine namhafte Summe abzukaufen; nur war er viel zu klug, selbst mit einem förmlichen Antrag hervorzutreten. Österreich sollte das ganze Odium eines solchen Handels auf sich nehmen, indem es selbst und bestimmt seine Bereitwilligkeit aussprach, die ganze Frage in ein einfaches Geldgeschäft zu verwandeln. Dadurch wurde sein Zweck, und er hatte bei diesem Gedanken nie einen anderen, vollständig erreicht, die österreichische Regierung sowohl nach innen wie nach außen vollständig zu diskreditieren und in Deutschland gänzlich zu isolieren. Der Erfolg der sodann zu unternehmenden Schlußaktion, nämlich Verdrängung Österreichs aus Deutschland, war dann

zum guten Teil bereits gesichert. „Gehst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Dies war der Entschluß, der bei Bismarck in betreff der Beziehungen Österreichs zu Deutschland unerschütterlich fest stand und für den er bereit war, alles, auch sein Leben, zu opfern und die Existenz Preußens aufs Spiel zu setzen.

Während also Eßterházy den Gedanken eines Geldgeschäftes mit den Herzogtümern ohne Zweifel mit sich herumtrug, aber nie gewagt hat, ihm eine bestimmte, greifbare Form als Ausgleichsvorschlag zu geben und während er seine Friedensliebe auf dieses von ihm gebilligte Auskunftsmittel zurückführte und sich dabei der argen Täuschung hingab, damit Bismarcks Ehrgeiz und Tatendrang befriedigen zu können, zu welcher Anschauung ihn seine innere Herzensneigung zu Bismarck und zu seinem vermeintlich konservativen Regiment und sein Widerwille gegen Napoleon verleitete, während ich mir bei Eßterházy nur diese Begründung — und ich glaube mit vollem Recht — seiner später so beharrlich behaupteten, friedlichen politischen Richtung denken kann: fehlt mir für die gleiche Behauptung bei Mensdorff selbst dieser Anhaltspunkt und die Erklärung kann hier nur eine psychologische sein. Ich habe nie die Wahrnehmung gemacht, daß Mensdorff den Gedanken, sich für die Herzogtümer bezahlen zu lassen, ernstlich gefaßt und ihn als ein mögliches Auskunftsmittel betrachtet hätte.

Es hätte dies auch dem ganzen Wesen dieses Mannes widersprochen. Allein es liegt in seiner Natur und wird durch einen physisch krankhaften Zustand nicht wenig gesteigert, daß, sowie ein Gedanke in ihm erwacht, ein Heer von Zweifeln und Bedenken hinter ihm drein ist und diesen Gedanken, bevor er den Willen bestimmt hat und zum Entschlusse wird, zu Tode hetzt. In seiner früheren, rein militärischen Dienstleistung (auch während der kurzen Gesandtschaftsepisode unter Kaiser Nikolaus war die militärische Eigenschaft Mensdorffs viel wichtiger als die diplomatische) hatten ihm die langjährige Erfahrung und die Pflichten der Stellung, der unbedingte Gehorsam gegen den höheren Befehl über viele Bedenklichkeiten hinweggeholfen. Im Kriege aber ist die gewaltige äußere Nötigung zum Entschluß, u. zw. zum raschen Entschluß, auf solche Naturen von entschieden heilsamer Wirkung.

Ganz anders gestalten sich jedoch die Verhältnisse im Zivil-Staatsdienst, in der Stellung des Ministers, der der Ratgeber der Krone ist, der ein Mann der Initiative sein soll und hiefür direkt verantwortlich ist. Wenn nun noch der Umstand hinzutritt, daß die betreffende Persönlichkeit sich in dieser Tätigkeitssphäre nicht heimisch fühlt, so ist es wohl erklärlich, daß der Zweifelsucht die reichlichste Nahrung zugeführt wird.

Für Mensdorff war in dieser Beziehung auch Graf Eßterházy keine glückliche Zugabe, denn der Verstand des letzteren ist ein vorherrschend kritischer. In der scharfen Kritik ist Moritz Eßterházy ein Meister und er kann sich das Vergnügen nicht versagen, jede Ansicht, jeden Vorschlag eines anderen kritisierend zu beleuchten. Insoferne kam Mensdorff, der bei jeder halbwegs wichtigen Frage vom ersten Stock der sogenannten Staatskanzlei in den zweiten Stock, wo Eßterházy sinnend weilte, hinaufstieg oder in dringenden Fällen Eßterházy zu sich lud, vom Regen in die Traufe. Stieg er von Zweifeln getrieben hinauf, so stieg er mit einer vermehrten Last von Be-

denken wieder hinab. Wie alle Kritiker nichts so sehr perhorreszieren, als selbst kritisiert zu werden, so ist auch Graf Eßterházy, wenn er sich eine positive Meinung gebildet hatte, nur sehr ungern mit derselben hervorgetreten. Und doch war Mensdorff in den Fragen seines Ressorts an Eßterházy als erfahrenen Diplomaten gewiesen. Mensdorff kam auch sehr häufig zu mir, um sich zu besprechen und Rat zu holen; allein hier traten wieder zwei andere Umstände ein, welche meinen Einfluß in Bekämpfung seiner Bedenklichkeiten sehr abschwächten: erstens die mir selbst mangelnde diplomatische Erfahrung und zweitens ein gewisses Mißtrauen Mensdorffs in meine Anschauungen hinsichtlich der inneren Politik.

Wie mir Eßterházy mitteilte, hat einmal jemand von Alexander Mensdorff gesagt, daß in ihm etwas vom Gothaischen Deutschtum stecke und seine Verwandtschaft mit dem Hause Koburg-Gotha auch eine geistige sei. Dieser Ausspruch ist nicht ohne Wahrheit. Seine Neigungen sind ganz entschieden deutsch und die meinigen waren es ihm zu wenig; daher sein Mißtrauen oder wenigstens sein unbehagliches Gefühl im Verkehr mit mir, sobald in inneren oder äußeren Fragen das nationale Moment berührt wurde.

Mensdorff huldigte der Ansicht, daß die germanisierende Politik, wie sie früher in Österreich geübt wurde, die einzig richtige sei, und daß diejenigen, welche in ihren Bestrebungen den Deutschen entgegentreten, eigentlich Rebellen seien. „Die Leute waren früher zufrieden, warum sollen sie es denn jetzt nicht sein?“ Diese Worte (die man selbst von den Gescheidtesten der deutschen Partei jeden Augenblick zu hören bekommt) drücken am besten die Oberflächlichkeit aus, mit welcher die Deutsch-Liberalen Österreichs die innere Situation, in welcher die Nationalfrage eine so schwerwiegende Rolle spielt, beurteilen. Ob dieses frühere Schweigen ein freiwilliges war, darnach wird ebensowenig gefragt, als der Umstand beachtet wird, daß jede Idee, jedes Bestreben seine Zeit hat und die Berechtigung dieses Strebens nicht nach der Zeit des Auftretens, sondern nach seinem inneren Gehalt und seinem Ziel beurteilt werden muß. Ein tieferes Eindringen in die Natur der Verhältnisse war nun auch nicht Mensdorffs Sache und er wurde von einem an sich sehr achtbaren, aber höchst unklaren österreichisch-patriotischen Gefühl mißleitet. Er hat diese Anschauung freilich nur durchblicken lassen sowie seine noch viel gründlichere Abneigung gegen die magyarischen Bestrebungen; allein mir, der ihn sehr genau kannte, blieb dies nicht verborgen.

Von einer offenen Erklärung hielt nicht allein die Erwägung ab, daß es sodann zwischen uns zum Bruch kommen müsse, was er sorgfältig zu vermeiden suchte, (so zwar, daß er auch nach dem Rücktritt des Grafen Eßterházy eifrigst bemüht war, mit mir im Ministerrat zu bleiben; diese Bemühungen wurden bis nach Prag, wo bereits Beust eingetroffen war, fortgesetzt), sondern es war auch abermals die Macht der eigenen Bedenken, die ihn von einem offenen Bekenntnis abhielt. Er war ja mit Schmerlings Anschauungen eigentlich ganz einverstanden, konnte sich aber doch des Gedankens nicht erwehren, daß es so nicht weitergehen könne, das Fiasko unvermeidlich sei. Warum dies so gekommen sei und wie es anders werden könne, darüber wurde er sich nie recht klar. Genug, — die Bedenken gegen Schmerlings und seine eigenen politischen Anschauungen waren in ihm wach-

gerufen und er schenkte den Argumenten Eßterházys, der mit ihm dem Ministerium Schmerling angehörte, für einen Bruch mit dem deutsch-bureaukratischen System ein geneigtes Ohr. Dieses Hin- und Herschwanken von einem Bedenken zum anderen, dieses mangelnde Selbstvertrauen und doch zugleich auch wieder Mißtrauen in die Absicht anderer brachte es mit sich, daß er auch mir gegenüber niemals über den Zweifel an der Richtigkeit meiner Anschauungen hinauskam. Gegenwärtig, wo der Schrecken über das Kriegsresultat 1866 noch in allen Gliedern steckt und die deutsch-liberale Richtung wieder die Oberhand gewonnen hat, greift man nun das eine Bedenken Mensdorffs, Krieg zu führen und die Alleinherrschaft der Deutschen zu bekämpfen, mit Vorliebe heraus, und er hat die Genugtuung zu sehen, daß von den Mitgliedern des früheren Kabinets er allein vor den Augen der jetzt herrschenden Partei Gnade findet. Er mag in der Rückerinnerung auch vielleicht selbst mit einiger Befriedigung bei diesem einen Bedenken verweilen und sich darüber in diesem Sinne aussprechen; und so ist es gekommmen, daß es jetzt ziemlich allgemein heißt: „Mensdorff war gegen den Krieg mit Preußen“, und dieselben Männer, die vor dem Kriege in einer solchen Denkungsweise ein verächtliches Preisgeben der Ehre und Würde Österreichs erblickt hätten, preisen dieselbe nach dem Kriege, als wahre Politiker des Erfolgs, als eine Tugend.

Es ist auch ganz wahr; Mensdorff hatte ein Bedenken gegen den Krieg, auch als das, was er war, als Verteidigungskrieg; allein nur deshalb, weil er überhaupt gegen jeden positiven Gedanken — mochte er nun sein eigener oder ein fremder sein — Bedenken hatte. Er hatte im Jahre 1865 Bedenken, den Krieg nicht zu führen und zugleich auch Bedenken den Krieg zu führen und schloß die Gasteiner Konvention ab. Ebenso hatte er im Jahre 1866 Bedenken, der preußischen Regierung die Konzession zu machen, die sie verlangte, nämlich unbehinderte Annexion der Herzogtümer, und hatte andererseits wieder Bedenken, den Krieg mit Preußen aufzunehmen. Charakteristisch ist seine Äußerung vom 20. April 1866 über ein ihm vom Kaiser zur Äußerung gegebenes Memoire (im offiziellen Tagesbericht veröffentlicht). Diese Äußerung kam direkt aus seiner Feder, ohne Intervention eines Ministerialreferenten oder sonstigen Ratgebers. Er stellt einfach ein Bedenken einem anderen gegenüber, ohne sich zu entscheiden, welches von beiden wichtiger sei. Die Schlußphrase: „Gelänge dieses rc.“ ist ja wieder nur ein bedenkliches Fragezeichen.

Ich achte und schätze Mensdorff wegen seines durchaus ehrenhaften Wesens und edlen Sinnes, aber ein Verdienst kann ich in jener Haltung nicht entdecken. Mensdorff hat später, nach seiner und meiner Enthebung vom Amte, wenn wir die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1866 besprachen, immer nur einen Umstand angeführt, der ihm für die mögliche Vermeidung des Krieges besonders wichtig zu sein schien. Dies war die im Monat März erfolgte Truppen-Dislokation (Brigade Ringelsheim) von Krakau nach Böhmen. Hätte man diese unterlassen, so würde man Bismarck den Vorwand benommen haben, der Streitsache eine kriegerische Wendung zu geben. An diesen Strohhalm klammert sich also die angeblich friedliche Politik Mensdorffs und es zeigt dies, wie haltlos die Behauptung jener ist,

welche Mensdorff die Rolle eines klarsehenden Friedens-Politikers zuschreiben. Illusionen, und zwar der unbegreiflichsten Art, mag er sich immer hingegeben haben, und diese haben ihn dann auch über sein Ministerleben hinaus begleitet. Derselbe Minister Graf Mensdorff, der bereits in der Depesche vom 21. Dezember 1864, also lang vor meinem Eintritt, die Streitfrage mit Preußen entschieden kriegerisch zuspitzte, der den Gesandten Grafen Károlyi noch vor jener am 14. März 1866 angeordneten Truppen-Dislokation beauftragte, dem Minister Bismarck eine ganz kategorische, Transaktionen ausschließende Erklärung zu geben, was jener bereits am 3. März 1866 tat, derselbe Mann der nach seiner eigenen wiederholten Erklärung den Krieg mit Preußen lieber früher, nämlich 1865, als später geführt wissen wollte, weil er ihn für unvermeidlich hielt, — dieser sieht nun plötzlich in einer einfachen, sehr bescheidenen Vorsichts-Maßregel die wahre Veranlassung des Kriegs-Ausbruches. Preußen erwiderte damals jene Erklärung mit der königlichen Verordnung vom 11. März 1866, also abermals vor jener Truppen-Dislokation, und belegte die Holsteiner für die Bedrohung der Souveränitätsrechte mit Zuchthausstrafen. Dadurch wurde die Gasteiner Konvention gebrochen und die gewalttätige Absicht Preußens deutlich manifestiert. Daß Bismarck nicht verlegen war, sich einen Vorwand zum Krieg zu schaffen, daß er zu diesem Zweck selbst die grellsten Widersprüche und Unwahrheiten nicht scheute, ist sattsam bekannt; und wenn er es Österreich zum Verbrechen anrechnet, sich in Verteidigungszustand zu setzen, so hat er ja damit nur deutlich gezeigt, daß er es angreifen wolle. Die österreichische Regierung war ja selbst bereit, diese Dislokations-Maßregel wieder zurückzunehmen, wenn Preußen seine Rüstungen (die bereits im selben Monat März, 28. und 29., einen sehr bedrohlichen Umfang angenommen hatten: Augmentierung von 75 Bataillonen um je 150 Mann, Versetzung von 4½ Artillerie-Regimentern auf vollen Kriegsfuß und Kreierung der schlesischen und Elbefestungen, alles gegenüber der österreichischen Dislokation einer Brigade auf Friedensfuß) einstellen würde, und mit diesem Vorschlag sowie mit Hinnahme jener preußischen königlichen Verordnung vom 11. März für Schleswig-Holstein hat Österreich seine Friedensliebe wohl auf das eklatanteste bewiesen. Allein nun schuf sich Preußen einen neuen Vorwand, nämlich die Verstärkungen der österreichischen Süd-Armee gegen Italien, welches bereits in offen ausgesprochen feindseliger Absicht gegen Österreich gerüstet war und wo es sich nicht bloß um eine Verteidigung gegen den äußeren Feind, sondern um Sicherung der legalen Autorität gegen die revolutionäre Partei in Venetien selbst handelte. Es liegt in dieser Forderung zugleich ein Beweis, daß nicht bloß Bismarck, sondern auch König Wilhelm bereits zum Kriege fest entschlossen war und nicht erst durch jene böhmische Truppen-Dislokation kriegerisch gestimmt wurde, was denn doch auch eine gar zu große Naivität des namentlich in militärischen Dingen nicht unerfahrenen Königs annehmen hieße; denn sonst hätte Bismarck über die Bereitwilligkeit Österreichs, diese Dislokation rückgängig zu machen, nicht gewagt, so offen auf die Allianz Preußens mit dem Königreich Italien, diesem früher von König Wilhelm so sehr perhorreszierten Raubkönigtum, hinzuweisen. Sehr bezeichnend für Mensdorffs unklares

Wesen ist übrigens auch der Umstand, daß, während er der Dislokations-Maßregel vom 14. März 1866 eine so folgenschwere Bedeutung beilegte, er zur selben Zeit, 16. März 1866, eine Depesche an die deutschen Höfe, mit Ausnahme Preußens, richtete, in der er nach der Lage der Dinge den Bruch mit Preußen in nächste Aussicht stellt und von der durch „militärische Vorbereitungen Preußens in weiten Kreisen hervorgerufenen Besorgnis einer Gefährdung des Friedens in Deutschland" spricht. Da wäre man doch berechtigt zu fragen, ob die österreichische Regierung bei einer solchen Auffassung der Lage nicht bloß zu jener Dislokation einer Brigade und zweier Kavallerie-Regimenter, sondern zu viel ernsteren Vorbereitungsmaßregeln, zu einer wirksamen Verteidigung verpflichtet war.

Die offizielle Schrift „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866" bemerkt auch nicht mit Unrecht, daß mit den Rüstungen in Österreich schon im Jänner 1866, nach den kategorisch die Friedenshoffnungen zerstörenden Erklärungen Preußens, hätte begonnen werden sollen, was jedoch an diplomatischen Bedenken scheiterte. Ich habe mich an anderer Stelle des näheren darüber ausgesprochen und will hier nur bemerken, daß einer aus Preußen erhaltenen Nachricht gegenüber, welche schon im Jänner 1866 bekannt war, — Bismarck war damals nach getroffenem Übereinkommen mit Napoleon von Paris zurückgekehrt, — für Preußen der Krieg mit Österreich als eine festbeschlossene Sache bezeichnet wurde. Die Minister Esterházy und Mensdorff verhielten sich immer ungläubig und waren nicht nur durch die eigenen Illusionen und Bedenklichkeiten gegen einen positiven Entschluß, sondern auch, wie sich später zeigte, durch die höchst mangelhaften diplomatischen Informationen zu dieser Haltung bestimmt. Der Erfolg wäre bei Benedeks Führung, und dieser war immer dazu prädestiniert, allerdings auch bei früher begonnenen Rüstungen, kein anderer gewesen.

Denn was soll man von einem Feldherrn erwarten, der selbst im Bewußtsein, keine genügenden Reserven zu haben (was übrigens bei Preußen insoferne auch und in noch gefährlicherem Grade der Fall war, als dieses genötigt war, gleich von Anbeginn seine ganze Wehrkraft in Anspruch zu nehmen), seine Armee zuerst in ihren einzelnen Teilen einem überlegenen Feind gegenüberstellt und sie von diesem schlagen läßt, daher zu dem von ihm selbst mehr als gerechtfertigt gefürchteten numerischen Nachteil der österreichischen Nordarmee auch noch den viel schwerer wiegenden moralischen hinzufügt, und dann diese bereits einzeln geschlagenen Abteilungen zu einem Ganzen vereinigt, um ohne Not und in verfehlter Stellung eine Schlacht zu schlagen? . . . .

Man führt es zur Entschuldigung Benedeks an, daß er keine genügenden Reserven hatte sowie, daß Preußen ihm numerisch überlegen war, was aber von den Preußen geleugnet wird und auch in den österreichischen Berichten nicht genügend nachgewiesen ist, abgesehen von der schmachvollen Haltung der mittel- und kleindeutschen Staaten, da bei einer ernsten Kooperation derselben Österreich gegen Preußen offenbar im Vorteil gewesen wäre. Allein wenn man Benedeks Vorgang ins Auge faßt, so wird jene Entschuldigung nur zu einem Argument mehr, ihn des sträflichsten Leichtsinns zu beschuldigen. Dazu kommt noch der Umstand, daß eine längere Dauer

der Kriegsoperationen nicht Österreich, sondern Preußen bei seiner Heeres-organisation aufs empfindlichste treffen mußte, während Benedek znm Vorteil Preußens in der kopflosesten Weise die Entscheidung möglichst zu beschleunigen suchte. Doch alle diese ex post angestellten Betrachtungen können die Regierung nicht von dem Vorwurf des vernachlässigten, rechtzeigen »Para bellum« frei-sprechen; und dieser Vorwurf, über welchen ich mich anderwärts umständlich ausgesprochen habe, fällt mit seinem ganzen Schwergewicht auf die Diplomatie zurück, daher im Ministerium auf Mensdorff und Eßterházy, obwohl sie dabei nur patriotische Motive geleitet haben; aber bei den ungenügenden Informationen, die sie sich auf diplomatischem Wege zur Beurteilung der Sach-lage verschafften, gelangten sie nie zu einem klaren Urteil über die Größe und Nähe der Gefahr, woran die angeborene Unschlüssigkeit und Liebe zum Zweifel übrigens auch einen großen Anteil hatte. Meine Informationen, die aus einer innerhalb des Bismarckschen Vertrauenskreises liegenden Quelle flossen, konnte ich, so verläßlich sie mir auch erschienen, gegenüber den davon differierenden diplomatischen Nachrichten doch nicht für so entscheidend an-sehen, um daraufhin die Verantwortung für Schritte zu übernehmen, welche die Diplomatie auf Grund ihrer Berichte als verderblich perhorreszierte.

Das Ministerium des Äußeren hat durch die ständigen Gesandtschaften, durch die Verbindungen, welche diese an Ort und Stelle anzuknüpfen in der Lage sind, und durch die leicht mögliche, verläßliche Kontrolle der ihr zu-kommenden Nachrichten ganz andere Mittel in der Hand, die das moralische Gewicht ihrer Informationen naturgemäß erhöhen. Leider hat mich eine bittere Erfahrung belehrt, daß niemand schlechter informiert ist als die österreichische Diplomatie.

Wer diesen langen Exkurs in Personalien liest, dem wird sich ohne Zweifel die Frage aufdrängen: „Ja, wie konnte denn verabsäumt werden die Homogenität der Elemente in der Regierung beizeiten herzustellen?“ Diese Frage würde in jedem anderen Staat zugleich zum Vorwurf werden; in Österreich aber, namentlich für die Zeit von 1865 bis 1867, wäre dieser unbegründet. Hier ist bei der Berufung eines Ministers die erste Frage nicht die, ob er die volle Eignung hiezu besitze, sondern ob die inneren Zustände diese Berufung vertragen. Eßterházy wollte von einer Veränderung in der Leitung des Ministeriums des Äußeren, von einem Ersatz für Mensdorff absolut nichts wissen; er selbst war aber damals wegen der Beziehungen zu Ungarn im Ministerium eine Notwendigkeit.

Daß das System Schmerling in Ungarn aufgegeben wurde, war das Werk Eßterházys. Dies wußte man in Ungarn sehr wohl; wäre er somit damals aus dem Kabinett ausgetreten, so hätte man entweder alles an Ungarn hergeben, den 1848er Standpunkt ohne jede Modifikation akzeptieren oder aber darauf gefaßt sein müssen, daß die mühsam errungenen günstigen Verhältnisse in Ungarn wieder in den früheren Zustand erbitterter Feind-seligkeit umschlagen.

Auch Majláths Berufung war ein Werk Eßterházys und jedermann in Ungarn hätte aus dem Rücktritt des letzteren auf die mindestens er-schütterte Stellung des ersteren geschlossen und dem Mißtrauen wäre wieder Tür und Tor geöffnet worden. Bei den damaligen inneren Ver-

hältnissen wäre selbst in der großen Befähigung und vollen diplomatischen Eignung eines anderen Staatsmannes kein genügender Ersatz zu finden gewesen. Übrigens wäre man auch bei dem großen Mangel solcher befähigten Diplomaten in Österreich in nicht geringer Verlegenheit gewesen, einen solchen ausfindig zu machen. Ich will hier noch zwei Gegenstände berühren, nämlich Blomes Antrag zur Verständigung mit Preußen (vor Abschluß der Gasteiner Konvention) und den Verkauf von Lauenburg. Als der Kaiser uns — Larisch, Majláth und mich — unmittelbar nach der Beeidigung der neu eingetretenen Minister, Juli 1865, mit der Nachricht überraschte (denn man hatte uns vorher gar nichts darüber gesagt, obwohl ich Eßterházy darüber wiederholt fragte, immer aber die ausweichende Antwort erhielt, es seien wohl Differenzen vorhanden, sie würden sich aber in irgend einer Form ausgleichen lassen), daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei, was uns die Auseinandersetzungen Mensdorffs über den Stand der deutschen Frage bestätigten, und nachdem damals bei den inneren Zuständen selbst ein Verteidigungskrieg die größten inneren Gefahren heraufbeschworen hätte, wurde beschlossen, mit dem damals in Gastein weilenden König Wilhelm und Bismarck in unmittelbare Verhandlung zu treten und den letzten Versuch zu machen, der ungemein bedrohlichen Situation eine andere Wendung zu geben. Esterházy und Mensdorff schlugen zu dieser Mission den Grafen Blome vor, den ich damals fast nur dem Namen nach kannte, der aber von den beiden eben genannten Ministern als sehr fähig und zu jener Mission besonders geeignet geschildert wurde. Blome ward dann mit jener Mission betraut und infolgedessen (in einer Frist von wenigen Tagen zweimal) nach Gastein entsandt. Als Resultat seiner ersten Besprechung mit dem König und Bismarck brachte er folgenden Ausgleichsantrag mit: „Die Elbeherzogtümer werden zwischen Österreich und Preußen definitiv geteilt. Ersteres erhält Holstein, letzteres Schleswig, die sonach den beiderseitigen Staatsgebieten förmlich einverleibt werden sollten."

Blome befürwortete dieses Projekt ganz entschieden, indem er hierin eine befriedigende Lösung des Konfliktes erblickte. Ich erinnere mich sehr wohl an Blomes damals gebrauchte Worte: „Wir würden durch diese Abtretung Schleswigs an Preußen diesem ein zweites Venedig schaffen".

Blome referierte, daß Bismarck sich ganz kulant zeigte und auf die Bemerkung Blomes: Österreich würde aus einem vom Staatskörper so weit abgetrennten Gebiet wie Holstein keinen Nutzen ziehen können und daher wohl über dieses Herzogtum dem deutschen Bunde die volle Verfügung anheimgeben, — geantwortet habe: „Ich rate Ihnen, es zu behalten".

Dieser Antrag wurde in der Konferenz verworfen, da man doch eine Lösung des Konfliktes nicht in einem Wort- und Rechtsbruch gegenüber den Herzogtümern und Deutschland suchen konnte und ich ferner schon damals überzeugt war und es noch bin, daß das ganze Projekt nur eine von Bismarck der österreichischen Regierung geschickt gestellte Falle war, in welcher sich fangen zu lassen er dem österreichischen Unterhändler zumutete.

Im Sommer 1868 brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Artikel, in welchem für Blome Partei genommen und gesagt wurde, daß, falls die österreichische Regierung den Antrag Blomes (resp. Bismarcks) in

der Herzogtümer-Frage angenommen hätte, der „Konflikt mit Preußen" definitiv behoben worden wäre, er (Blome) daher an der Gasteiner Konvention und den weiteren Folgen keine Schuld trage. In demselben Artikel wurde übrigens mit der auffallendsten Inkonsequenz der Grund des Krieges in dem geschichtlich Jahrhunderte währenden Antagonismus zwischen Österreich und Preußen in Deutschland gesucht, und man muß daher staunen, wie der Artikelschreiber in der Teilung und Inkorporation der Herzogtümer eine definitive Beseitigung der Kriegsgefahr, daher eine gründliche Heilung jenes geschichtlichen Antagonismus erblicken konnte. Es blieb ungewiß, von wem jener Zeitungsartikel herrühre, jedenfalls verrät er eine genaue Kenntnis der Gasteiner Verhandlungen. Wie aber jemand zu der Überzeugung gelangen konnte, in jenem ersten Gasteiner Verhandlungsresultat sei eine Lösung des Konfliktes, eine Beseitigung der drohenden Kriegsgefahr zu suchen und zu finden, wird mir jederzeit ein Rätsel bleiben. Durch die Annahme dieses Bismarckschen Projektes wäre Österreich in Deutschland vollständig isoliert worden, mochte es nun Holstein behalten oder nicht; in ersterem Falle wäre die Erbitterung gegen Österreich vielleicht um einige Grade gesteigert worden, aber in der Wesenheit konnte dies keinen Unterschied machen, da in dem Wort- und Rechtsbruch, in der Trennung der Herzogtümer und der Schaffung vollendeter Tatsachen ohne und gegen den Bund der Grund zur Isolierung gelegen gewesen wäre.

Wurde Österreich ja doch von den deutschen Mittelstaaten deshalb so abfällig beurteilt, weil es nur in der Verwaltung der Herzogtümer (und auch dies nur provisorisch) eine Trennung, ohne den Bund zu befragen, vorgenommen hat. War nun die Isolierung Österreichs in Deutschland vollzogen, so konnte der Krieg von Preußen gegen Österreich mit umsomehr Aussicht auf Erfolg unternommen werden, — es handelte sich dann nur mehr um einen passenden Anlaß hiezu, der auch, ganz abgesehen von der hierin bezeugten besonderen Geschicklichkeit Bismarcks, sich ja gerade durch die in den Herzogtümern durch die Teilung geschaffenen Verhältnisse von selbst gegeben hätte. Alle die Verhältnisse, die nach der Gasteiner Konvention in den Herzogtümern hervortraten und Bismarck den willkommenen Anlaß boten, den Konflikt mit Österreich zu schärfen, hätten sich ja bei einer Trennung und Inkorporierung jener Gebiete um so viel greller und rascher entwickelt und Bismarck wäre dann umsoweniger geniert gewesen, die österreichische Regierung, welche kraft des vollen Souveränitätsrechtes Österreichs gewaltet hätte, für alles verantwortlich zu machen, was in Holstein geschieht und nicht geschieht. Nun wäre aber Österreich gleichzeitig mit den deutschen Mittelstaaten in einen Konflikt geraten, — alles zum Besten der Bismarckschen Pläne, — welcher dadurch nicht gemildert worden wäre, daß Österreich auf seine Souveränitäts- und Besitzrechte auf Holstein zu Gunsten der vom Deutschen Bunde festgesetzten Ordnung verzichtet hätte. Denn dadurch wäre die Lage der deutschen Mittel- und Kleinstaaten als Bundesglieder erst recht eine verzweiflungsvolle geworden und sie hätten zur Sühne auch ihrerseits Österreich in einen Krieg mit Preußen förmlich hineingetrieben, ohne jenem hiebei irgend welche nennenswerte Unterstützung zu leihen, deren sich Österreich im Jahre 1866 wenigstens sächsischerseits erfreute. Blome meinte, der Bund könne ja dann

den Augustenburger in Holstein installieren. Allein konnte der Bund, ohne sein Ansehen vollständig preiszugeben, diesen Fürsten zugleich zum Vasallen der Krone Preußens erklären? Wenn nicht, so war ja eben durch die Einsetzung des Augustenburgers in Holstein, was zugleich unter Wahrung der Rechte auf eine Verbindung und Gemeinsamkeit der Herzogtümer geschehen wäre, der fruchtbare Keim zu einer Reihe sich rasch entwickelnder Konflikte mit Preußen gelegt: Konflikte, die alle nur dem Hauptplan Bismarcks, aus der Angelegenheit der Elbeherzogtümer eine deutsche Machtfrage für Preußen zu machen, förderlich gewesen wären. Ich konnte daher Blome in dieser Ansicht nicht beipflichten. Als Gesandter in München 1865—1866 hat er die geringe Neigung der bayerischen Regierung, gegen Preußen auch nur seine einfache Bundespflicht zu erfüllen, richtig beurteilt. Es lagen diese Symptome offen zutage. Dagegen scheint vielleicht sein etwas brüskes Auftreten den eitlen, eingebildeten Von der Pforten mehr verstimmt als gewonnen zu haben. Nachdem jenes Ausgleichsprojekt verworfen war, begab sich Blome nochmals nach Gastein, wo sodann das Übereinkommen auf der Grundlage einer getrennten Verwaltung der Herzogtümer zustande gebracht wurde. Der Hauptzweck, nämlich die Fristerstreckung für den Krieg, wurde damit erreicht, was im Inneren von entschiedenem Vorteile war und nach außen wenigstens die Möglichkeit offen ließ, innerhalb dieser Frist günstigere Konstellationen zu erzielen.

Bezüglich Lauenburgs wurde die österreichische Regierung scharf getadelt, daß sie vermöge der Gasteiner Konvention das Land an Preußen verkauft habe. Nach dem Kriege von 1866 meinten viele, wenn die Regierung sich kein Gewissen daraus gemacht habe, Lauenburg zu verkaufen, so hätte sie zur Vermeidung des Krieges auch Schleswig-Holstein an Preußen verkaufen sollen. Daß hiedurch der Krieg gar nicht vermieden worden wäre, habe ich bereits früher erörtert. Nun übersehen aber alle diese tadelsüchtigen Politiker, daß das Verhältnis Lauenburgs von vornherein ein ganz anderes war als jenes von Schleswig-Holstein. Der Streit mit Dänemark betraf nur die beiden letztgenannten Herzogtümer: er betraf Lauenburg gar nicht. Ein Recht auf Schleswig und Holstein hätten Preußen und Österreich nur aus dem Titel der Eroberung geltend machen können; dem standen aber ihre feierlichen Erklärungen und Versprechungen vor Deutschland und Europa (Londoner Konferenz) entgegen. Auf Lauenburg hatten aber die kriegführenden Mächte durch den Wiener Vertrag vom Oktober 1864 ein volles Recht erworben. Dänemark hat in diesem Vertrag Lauenburg zu dem Zwecke abgetreten, um dadurch seine Pflicht zur Zahlung der Kriegskosten zu erfüllen. Will man daher von einem Verkauf von Land und Leuten reden, so ist dieser Verkauf bereits 1864 unter dem Ministerium Rechberg-Schmerling erfolgt.

Daß nun Österreich, schon der geographischen Lage wegen, nicht imstande war, aus dem Besitz dieses Landes irgend einen Vorteil zu ziehen, ist ebenso klar, als daß es auf sein Recht auf Rückersatz der Kriegskosten nicht verzichten konnte. Sollten daher jene Artikel des Wiener Vertrages bezüglich der Kriegsentschädigung durch Dänemark für Österreich zur Wahrheit werden, so konnte es nur auf dem Wege geschehen, daß diejenige Macht, welche Lauenburg bleibend in Besitz nimmt, Österreich mit seinem Anteil an den Kriegs-

kosten gerecht wird. Und hier etwa nur deshalb Schwierigkeiten zu erheben, weil es Preußen war, dem der ungeteilte Besitz Lauenburgs zufiel, hätte doch wohl nichts anderes geheißen, als den Krieg mutwillig zu provozieren und Bismarck in die Hände zu arbeiten. In der österreichischen offiziellen Darstellung des Krieges 1866 wird gesagt, daß Baron Gablenz, ein Bruder des österreichischen Generals, der in Sachsen lebte, vom König von Preußen beauftragt gewesen sei, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges mit der österreichischen Regierung über eine Ausgleichsgrundlage zu verhandeln.

Dies ist falsch. Baron Gablenz hat sich meines Wissens nie auf einen ihm erteilten Auftrag oder eine Vollmacht preußischerseits berufen, sondern im Gegenteil stets betont, daß er nur als deutscher Patriot, als Freund Österreichs und Preußens den Versuch gewagt habe, noch in letzter Stunde eine gütliche Beilegung des Zwistes zu erzielen. Er erklärte ausdrücklich, von niemandem bevollmächtigt zu sein, hob aber seine freundschaftlichen Beziehungen zu Bismarck hervor, mit dem er in einem persönlichen Verkehr stehe, und versicherte die österreichische Regierung, daß der Vorschlag, den er derselben machte und den ich in schriftlicher Ausführung in meinen Papieren verwahre, die Billigung Bismarcks gefunden habe, daher, wenn die österreichische Regierung beiträte, die Annahme vonseiten Preußens gewiß sei. Dieser Vorschlag atmete auch wirklich Bismarckschen Geist, verriet Bismarcksche List; er war den deutschen Mittel- und Kleinstaaten so gewalttätig feindlich, daß das bloße Eingehen auf eine Verhandlung mit dieser Grundlage, wenn es ruchbar geworden wäre, Österreich in Deutschland nicht allein sogleich vollständig isoliert, sondern seine Freunde daselbst sogleich in erbitterte Gegner verwandelt hätte. Die mächtigeren und kräftiger widerstrebenden Staaten hätten nach jenem Vorschlag Österreich zu bewältigen gehabt. Wäre daher Österreich auf den Vorschlag eingegangen, so hätte dieser Bewältigungsprozeß seine Kräfte nicht bloß nach Außen direkt und dauernd engagiert, sondern diese deutsche Eroberungspolitik hätte zugleich die ungünstigste Rückwirkung auf die inneren Zustände Österreichs, insbesondere auf Ungarn geübt, daher auch in dieser Richtung die Verlegenheit vermehrt, die Resistenzkraft geschwächt. Es war dies abermals ein geschickter Schachzug Bismarcks und Gablenz ließ sich bei der besten Absicht als Werkzeug gebrauchen.

Diesmal war aber selbst Eßterházy, der doch sonst den Bismarckschen Plänen eine gute Seite abzugewinnen suchte und sie mit mehr Wohlwollen behandelte, als sie verdienten, gleich entschlossen, für die sofortige Ablehnung dieses Projektes — als „jedenfalls verspätet“ — zu stimmen. Es wurde Gablenz bedeutet, er möge sich mit dem erwähnten Vorschlag an die Mittelstaaten wenden und diese dafür stimmen, was er natürlich bleiben ließ.

Die »Revue des deux mondes« hat in ihren letzten Heften 1868 die Behauptung aufgestellt, daß die Zession Venedigs an Napoleon schon vor dem Kriege 1866 erfolgt und nur später publiziert worden sei.

Das ist eine Unwahrheit. Napoleon hat sich im Gegenteil beeilt, diesen für sein Prestige so günstigen Akt zu publizieren; das Zessionsanbot erfolgte aber erst auf die aus dem Hauptquartier der Nordarmee an den Kaiser unmittelbar vor der Schlacht von Königgrätz gelangte Meldung, daß die Nordarmee durch die vorangegangenen partiellen Nieder-

lagen unfähig sei, den Feind zu bewältigen; man möchte daher um jeden Preis Frieden schließen. Daß die Regierung, ohne auch nur eine Hauptschlacht gewagt zu haben, auf diesen Antrag, Preußen ganz Österreich zu Füßen zu legen, nicht einging, wird man wohl als gerechtfertigt ansehen. Die Südarmee frei zu bekommen und sie den Verteidigungskräften im Norden zuzuführen, war nun eine unbedingte Notwendigkeit. Diese Maßregelung konnte aber nur dann von einigem Erfolg sein, wenn eine Garantie gewährt wurde, daß Italien sodann vom Kampfe ablasse und die abrückende Armee nicht über die Grenze des venetianischen Gebietes verfolge. Diese Garantie sollte Napoleon übernehmen, und unter dieser Bedingung ist die Zession an ihn erfolgt und von ihm angenommen worden. Dieselbe erfolgte daher vor der Schlacht von Königgrätz, aber nicht vor Ausbruch des 1866er Krieges. Allerdings war aber bereits vor dem Ausbruch des Krieges ein Übereinkommen mit Napoleon abgeschlossen worden: dieser hatte der österreichischen Regierung wenige Wochen vor dem wirklichen Kriegsausbruch die Pistole an die Brust gesetzt, indem er erklärte, mit Preußen, welches ihm für die Mitwirkung die Rheingrenze zugesichert habe, mit Rücksicht auf diesen Lieblingswunsch der französischen Nation gemeinsame Sache zu machen, wenn Österreich sich seine (Napoleons) Neutralität nicht durch ein Übereinkommen sichere, wonach es sich verpflichtet, nach beendetem Kriege, welcher Österreich die Gelegenheit territorialer Entschädigung biete, Venedig abzutreten. Nach schwierigen und mühsamen Verhandlungen, die in wenige Tage zusammengedrängt werden mußten, gelang es aber, diese Verpflichtung dahin zu präzisieren, daß erst dann, wenn Österreich durch einen für selbes günstigen Ausgang des Krieges volle Entschädigung an deutschem Gebiet gewonnen habe, die Zession Venedigs zu erfolgen hätte. Napoleon erklärte ausdrücklich, Österreich möge als Sieger, woran er nie zweifelte, sich nach Belieben deutsches Gebiet annektieren, nur eine Grenze gäbe es, deren Überschreitung Frankreich nie zugeben würde, nämlich die Vereinigung Deutschlands unter einer einheitlichen Gewalt.

In der Geschichte des Krieges 1866, welche der k. k. Generalstab herausgegeben hat, wird gleich in der Einleitung der Satz hingestellt, daß ein günstiger Ausgang für Österreich in diesem Doppelkrieg unmöglich war. Das heißt doch mit anderen Worten: „Unsere Leistungen in jenem Kriege waren der Wesenheit nach fehler- und tadelfrei und ‚ultra posse nemo tenetur‘, bleiben wir also wie wir sind!"

Der Inhalt des umfangreichen Werkes ist bei aller Schonung und Rücksicht freilich eine Widerlegung dieses Ausspruches, und die beste Widerlegung liegt in der in der ganzen Armee, am wenigsten vielleicht im Generalstab selbst, sich bahnbrechenden Erkenntnis der großen militärischen Mängel, welche in diesem Kriege zu Tage traten und welche wohl mehr als genügend die erlittene Niederlage erklären.

Jener Artikel der Wiener Zeitung über Benedeks Kriegführung, welcher die Niederschlagung der kriegsrechtlichen Untersuchung motivierte und auf dem Gutachten der tüchtigsten österreichischen Militärs basiert, spricht das direkte Gegenteil von dem aus, was diese Geschichte des Generalstabes der Armee und der Welt glauben machen will.

Nicht die physische Unmöglichkeit, sondern die moralische Unfähigkeit hat nach diesem sachmännischen Gutachten die Niederlage verschuldet. Was den Doppelkrieg anbelangt, so habe ich schon früher darauf hingewiesen, daß ja Preußen einen doppelten Angriffskrieg unter noch viel ungünstigeren Verhältnissen, als Österreich seinen Verteidigungskrieg, geführt und dennoch gesiegt hat, was doch ein eklatanter Beweis ist, daß hier nicht die Zahl der Truppen, nicht äußere Verhältnisse, sondern das innere Moment der geistigen Ausbildung und der Gewandtheit in der Ausführung richtiger Gedanken, der geschickten Verwertung reicher Kenntnisse den Ausschlag geben. Doktor Giskra, der jetzige Minister, damals Bürgermeister in Brünn, kam einige Wochen nach der Katastrophe von Sadowa zu mir. Er war damals weit entfernt, die Niederlage dem politischen System zuzuschreiben, sondern faßte sein Urteil in die Worte zusammen: „Die Kriegskunst hat über das Kriegshandwerk gesiegt“.

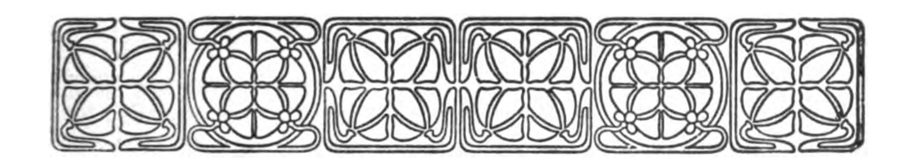
Diesen sehr treffenden Ausspruch illustrierte er mir durch Erzählung von Vorfällen nach den ihm von österreichischen Militärs gewordenen Mitteilungen, die wirklich die militärische Unfähigkeit so vieler unserer Heerführer und auch der Offiziere niederen Grades in erschreckender Weise dartaten. Es ist übrigens bezeichnend, daß der österreichische Generalstab vor dem Kriege von derselben Zuversicht eines siegreichen Ausgangs beseelt war wie die anderen militärischen Kreise. Einzelne aus seiner Mitte mochten vielleicht schon damals anderer Meinung gewesen sein, sie traten aber mit ihrem abweichenden Urteil nicht hervor, was ja eben ein Beweis ist, daß sie sich in ihrer Auffassungsweise isoliert fühlten. Übrigens wird sich bei jedem wie immer gearteten Unternehmen naturgemäß der Fall ergeben, daß einzelne Köpfe anders denken als die große Mehrheit, und häufiger wird sich ergeben, daß diejenigen, die vor einem wichtigen Unternehmen ganz anders dachten und sprachen, nach demselben, durch den Ausgang belehrt, behaupten werden: „Das hätten sie ja schon früher gewußt, daß es so kommen werde 2c. 2c.“ Solche Erscheinungen werden den künftigen Geschichtschreiber, wofern er eine der wichtigsten Eigenschaften, nämlich Menschenkenntnis, besitzt, nicht irreführen. Der österreichische Generalstab hat wohl am meisten Grund »mea culpa, mea maxima culpa« zu rufen, und die versuchte Entschuldigung „physischer Unmöglichkeit“ mag deshalb psychologisch leicht zu erklären sein. In der Armee selbst lautete das Urteil über die Leistungen des Generalstabes nicht bloß in den höchsten Regionen, sondern auch bei den einzelnen Korps höchst ungünstig. „Unser Generalstab ist mehr eingebildet, wie ausgebildet“. In diese Worte wurde das militärische Urteil häufig gekleidet, und man konnte von hervorragenden Männern unserer Armee den Ausspruch hören, daß trotz Zündnadelgewehr und numerischer Stärke der Preußen der Sieg an unsere Fahnen zu fesseln gewesen wäre, wenn wir für die Aufgaben des Generalstabes über die gleichen Kräfte wie Preußen zu verfügen gehabt hätten. Bei einer Verhandlung, welche einige Wochen vor Ausbruch des Krieges bei der böhmischen Statthalterei in Betreff administrativer Vorkehrungen zu Kriegszwecken gepflogen wurde und der auch Repräsentanten der Armee, insbesondere auch des Generalstabes, beiwohnten, stellte der Oberstlieutenant des Generalstabes, von Litzelhofen über die Bemerkung eines Beamten, daß bei jenen Vorkehrungen

auf Neustadt an der Mettau Rücksicht zu nehmen sei, die naive Frage an die anwesenden Zivilbeamten, wo denn dieses Neustadt a. d. Mettau eigentlich liege. Nun ist zu bemerken, daß Neustadt a. d. Mettau kein Dorf, sondern eine Stadt ist, die der preußischen Grenze, daher dem Kriegsschauplatz, nahe liegt; daß Litzelhofen der Nordarmee, und zwar dem Clamschen Korps, zugeteilt war und sich überdies schon jahrelang in Böhmen aufhielt und daselbst als Generalstabs-Offizier in Verwendung stand. Und derselbe Offizier wurde bald nach dem Feldzug befördert — also belohnt. Für ähnliche Geschichten in nur allzugroßer Auswahl gibt es in Böhmen zahlreiche Ohren- und Augenzeugen, welch letztere es auch bestätigen, daß in der preußischen Armee nicht bloß die Offiziere des Generalstabes, sondern überhaupt alle Offiziere, ja selbst die Unteroffiziere mit den Orts- und Terrainverhältnissen Böhmens auf das genaueste vertraut waren, was den Eindruck, den der Kenntnismangel unserer Offiziere bei der Bevölkerung hervorrief, natürlich nur noch peinlicher machte. Bei der unglücklichen Affäre von Blumenau-Preßburg, wo nur durch die Verkündigung des Waffenstillstandes das Ärgste verhütet wurde, waren selbst die leitenden Offiziere nicht im Besitz einer Karte der Umgebung; es wurde in ganz Preßburg früh morgens am Sonntag nach solchen Karten, die nur irgend einen Überblick gewähren würden, gefahndet, namentlich in den Schulen, da die Verkaufsläden Sonntags geschlossen waren.

Einen der wichtigsten Gebirgswege ließ man unbesetzt, obwohl General Ahsbahs, der seit Jahren in Preßburg in Pension lebte und als Jäger mit den Terrain-Verhältnissen vertraut war, den Kommandierenden General Karl Graf Thun darauf aufmerksam machte, aber wie gewöhnlich ohne Erfolg!

Eben diesen Weg benützten die Preußen (geführt durch einen gräflich Palffyschen Revierjäger, den sie bestochen hatten) und auf diesem Wege gelang es ihnen, die kämpfenden österreichischen Truppen unbemerkt zu umgehen und ihnen in den Rücken zu fallen.

In Ungarn erzählten Augenzeugen, daß Benedek am Tage dieser Affäre noch so viel Humor und Zeit erübrigt hatte, daß er sich mit einer Hetzjagd auf Hasen belustigen konnte. Ein so offen vorliegender Mangel an Kenntnissen und sittlichem Ernst macht freilich jede Entschuldigung unmöglich. Als einziges Auskunftsmittel blieb daher noch die Geltendmachung physischer Unmöglichkeit übrig, was jedenfalls den Vorteil hat, über die grellsten Mängel schweigen zu können. Übrigens würde sich ja der Generalstab des Umstandes nicht zu schämen haben, daß er vor dem Kriege nicht bloß an die Möglichkeit eines günstigen Erfolges glaubte, sondern dieser mit großer Zuversicht entgegensah. Nicht bloß die Armee und die österreichische Bevölkerung, sondern alle Welt war vor dem Kriege überzeugt, daß Österreich nicht unterliegen werde. Frankreich, welches in militärischen Dingen ein kompetentes Urteil hat und die österreichische Armee von 1859 her kannte, war durchdrungen von dieser Überzeugung, und selbst in Preußen, welches doch in eigener Überschätzung Großes leistet, fehlte die Zuversicht in einen günstigen Ausgang und die preußische Armee, wie dies Willisen in seinem Werke über den Krieg 1866 bestätigt, war beim Ausmarsch nichts weniger als von Siegeshoffnung erfüllt.



Der Gral des Parzival.

Von Dr. Karl Domanig.

Während wir über die äußeren Lebensverhältnisse Wolframs von Eschenbach nur sehr mangelhaft unterrichtet sind, spiegelt sich in seinen Werken das Fühlen und Denken, die ganze Persönlichkeit des Dichters mit seltener Schärfe wieder; nicht aber als Poet im modernen Sinn, als Ritter steht er da vor uns, dem das Gebot der Standespflicht sein Gepräge verlieh. Und in seinen epischen Dichtungen (seine wenigen Minnelieder kommen hier nicht in Betracht), in dem als Titurel bezeichneten Bruchstücke, dann im Parzival und dem wohl ebenfalls unvollendeten Willehalm, umfaßt er den ganzen Ideenkreis der damaligen Ritterschaft; ja dieselben sind wie nur wenige Werke der Weltliteratur ein treues Abbild des geistigen Inhalts ebenso wie der äußeren Verhältnisse seines Standes.

Doch nicht allein des Rittertums der Zeit und der Nation des Dichters. Denn so wie das höfische Ritterwesen in Deutschland hauptsächlich unter dem Einfluß der Kreuzzüge und des dadurch mit dem deutschen Adel in nahe Verbindung gebrachten französischen sich entwickelt hatte, bis es in den Zeiten Barbarossas und kurz nachher in voller Entfaltung blühte, so weisen auch die ritterlichen Dichtungen auf ältere Einflüsse des Orients und vor allem der westlichen Nachbarländer zurück. Die Sage vom Parzival, der den heiligen Gral erringt, hat Wolfram geraden Wegs von Frankreich übernommen, wo sie während des XII. Jahrhunderts bereits mehrfach bearbeitet worden war. Wolfram selbst nennt uns seine Gewährsmänner: jenen Chrestien de Troyes, den glänzendsten Vertreter der höfischen Epik in Frankreich (der jedoch seinen Perceval de Gaulois bei weitem nicht zum Abschlusse brachte), dann einen sonst unbekannten Provenzalen Kyot.

Der Vergleich des deutschen Epos mit dem uns bekannten Vorbilde ergibt, daß Wolfram zwar partienweise ziemlich getreu, oft bis in die kleinsten Redewendungen, an seiner Vorlage festhielt, daß er aber, was den Grundgedanken, das ethische und religiöse Problem des Ganzen, und was die logische ebenso wie die psychologische Begründung vieler Einzelheiten betrifft, seinen Chrestien weit hinter sich zurückließ. Dabei ist ein Widersatz in nationaler Hinsicht nicht wahrzunehmen, im Gegenteile, Wolfram hat die romanische Färbung beibehalten, ja Hunderte von Bezeichnungen, zuweilen selbst einzelne Sätze, sind wörtlich der französischen Quelle entnommen; wir würden Unrecht tun, sein Epos schlechthin eine deutsche Dichtung zu nennen, seine Wurzeln

liegen in fremder Erde. Aber eben dadurch ist dem Parzival das höchste Interesse gesichert: daß er das ganze Wesen des christlichen Rittertums in der Zeit seiner Blüte und seiner alle Stände der mitteleuropäischen Völker durchdringenden und beherrschenden Bedeutung widerspiegelt.

Den Inhalt des Parzival bildet, wie ich als bekannt voraussetzen darf, die Erzählung, wie Herzeloyden kint den grâl erwarp (827.6).*) Um diesen Kern unseres Epos schließt sich aber ein dichtes Gewebe von Abenteuern aller Art, so dicht und mannigfaltig, daß, wer den Parzival zum erstenmal liest, fast verzagen möchte, zur Hauptsache durchzudringen. Nur in fünf Büchern, im V. und VI., dann im IX. und den beiden letzten, ist eigentlich die Rede vom hl. Gral; alle übrigen sind der Schilderung des weltlichen Rittertums gewidmet. Unter den Personen, die uns da begegnen, ist eine fast endlose Skala von Charakteren; auch die Schrullen und Auswüchse des Rittertums, die verschrobenen Köpfe und die Schufte bleiben uns nicht erspart. Die Bestrebungen der Edlen aber gelten vor allem der Aufnahme in die Tafelrunde des Königs Artus; und da ist nun neben Parzival der vornehmste der Tafelrunde Gawan, der auf der Suche nach dem Gral die unerhörtesten Abenteuer besteht. Außerdem vernehmen wir von Kämpfen, die sich im Orient abspielen, in Afrika und Asien. Aber bei all der ungeheuren Fülle von Abenteuern, deren Schauplatz fast in der ganzen damals bekannten Welt zu suchen ist, bei aller nur schwer übersehbaren Menge von Personen (es werden uns im ganzen gegen 600 der wunderlichsten Namen genannt) wird, der endlich den Überblick gewonnen hat, zu seiner Freude erkennen, daß unsere Dichtung sich durch ein überaus strenges Gefüge auszeichnet, welches dem Ganzen einen geschlossenen und einheitlichen Charakter verleiht. Mit Recht hat man in dieser Hinsicht die Dichtung Wolframs einem gotischen Dome verglichen, wo das Äußere als der vollkommene Ausdruck des Innern erscheint und im Innern der Grundriß und das ganze Gewölbesystem, Pfeiler und Pfeilerbündel, Dienste und Rippen auf das Presbyterium und hier wiederum auf den Altar hinzielen: ebenso steht in unserem Gedichte Munsalvaesche und der hl. Gral im Mittelpunkte der Erzählung, auf welchen mittel- oder unmittelbar jede Figur und jedes Geschehnis hinweist und abzielt.

Ja, so frei sich Wolfram sonst bewegt, so kühn und humorvoll seine Redeweise, so schrankenlos seine Erfindungsgabe ist, so hat man doch mit vollstem Rechte hervorzuheben, daß bei ihm eine merkwürdige Verschmelzung von Romantik (Mystik) und Scholastik, der beiden Strömungen in der Geisteswelt seiner Zeit, sich offenbare. Wolfram ist namentlich ganz Scholastiker in Hinsicht des einheitlichen Gefüges seiner Dichtung, in der klaren Begründung seiner Erzählung, vor allem aber darin, wie bei ihm das Wesen des hl. Grals erfaßt und mit äußerster Konsequenz durchgeführt und motiviert erscheint.

*) Zitiert ist Wolfram nach Lachmanns Ausgabe.

Und damit sind wir bei unserem eigentlichen Thema angelangt: was ist bei Wolfram der heilige Gral? Und vorab: was bedeutet der Gral für die mittelalterliche Ritterschaft? Ich will zunächst die zweite Frage als eine Vorfrage kurz behandeln.

* * *

Gral und Ritterschaft. Auf drei Stufen steht bei Wolfram von Eschenbach die Ritterlichkeit seiner Helden. Auf der untersten der unverzaget mannes muot der Heiden, als dessen Vertreter der Halbbruder Parzivals, der elsternfarbige Feirefiz erscheint; an dem sind noch beidiu teil, des himels und der helle (1.9).

Auf der zweiten Stufe steht die Ritterlichkeit jener christlichen Helden, die sich in seltenster Auslese an der Tafelrunde des Königs Artus zusammenfinden, deren Hauptvertreter Gawan sogar dem Schastel Marveile, diesem Blendwerk dämonischer Mächte, dem Widersatz von Munsalvaesche, zu obsiegen vermag. Doppelter Lohn harrt des christlichen Ritters: zwei lôn uns sint bereit: der himel und werder wîbe gruoz (Willehalm 299.27).

Am höchsten endlich steht die Ritterschaft vom Reiche des heiligen Gral, zu der ebenso die Tafelrunde wie der gepriesene Heidenkönig mit scheuer Bewunderung aufblickt.

Wohl niemals hat ein Stand sich höhere Ziele gesetzt als das mittelalterliche Rittertum. An Todesmut und trotzigem Aufsuchen aller Gefahren stehen diese Helden nicht zurück hinter den gefeiertsten Heroen der Antike; was sie hoch über jene erhebt, ist neben der beschworenen Treue gegen Gott und den Lehensherrn die pflichtmäßige Übung der Nächstenliebe und in allem jener uneigennützige Edelsinn — magnanimitas —, die der Knappe beim Schwertschlag eidlich geloben mußte, die wir, wo sie uns heute einmal begegnet, noch mit dem Worte „echte Ritterlichkeit“ bezeichnen. Und nun treten — eben damals, als die Sage vom hl. Gral sich allmählich entwickelte — die geistlichen Ritterorden ins Leben, die Johanniter, die Templer, die spanischen Ritterorden und gegen Ende des XII. Jahrhunderts der deutsche Orden: in ihnen erhebt sich die Ritterschaft zugleich zur Höhe sittlicher Vollkommenheit. Vom Templerorden aber, als dem vornehmsten, ist die Bezeichnung unserer Gralritter als Templeisen entlehnt; denn auch im Gralrittertum haben wir tatsächlich ein geistliches Rittertum zu erblicken.

Aber so war denn zuletzt das höchste Ideal der Ritterschaft die kirchliche Heiligkeit, die Askese, die Befolgung der evangelischen Räte? Darin hätte jene Zeit das höchste Glück und das würdige Endziel ritterlichen Strebens erblickt? . . .

Wenn die Frage bejaht werden darf, so darf sie es nur in einem beschränkten Sinne. Es ist nicht glaublich, daß die damalige Welt in ihrer Allgemeinheit, daß insbesondere jene vornehmen Kreise, in welchen Wolfram von Eschenbach seine Dichtungen vortrug, so besonders stark zur Askese neigten; nein, jene Gesellschaft war im Gegenteile ein sehr genußfrohes Geschlecht, das zwar in seiner frommen Gläubigkeit Gott nicht vorenthalten mochte, was Gott gebührt, aber doch auch die schöne Welt herzhaft genießen wollte,

Swer got und die werlt kan
behalten, derst ein saelic man,

meint der Frîdanc (Grimm, 31, V. 13), dieser Kodex höfischer Lebenskunst. Und ein anderer Wortführer jener Zeit, Walther von der Vogelweide (Pfeiffer, 81, I, 6), bezeichnet es als das große Problem des Lebens,

wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
diu zwei sint êre und varnde guot . .
daz dritte ist gotes hulde
(der zweier übergulde);

Nach Wolfram selbst ist derjenige für den Glücklichsten zu halten,

des lebn sich sô verendet,
daz got niht wirt gepfendet
der sêle durch des lîbes schulde,
und er doch der werlde hulde
behalten kan mit werdekeit. (Parz. 827 . 19.)

Und eben dieses Glück nun ist dem Parzival mit der Besitznahme vom Gral zuteil geworden: er hat

, . . der sêle ruowe erstriten
und des lîbes freude in sorge erbiten (782 . 29);

und von diesem Gesichtspunkte darf man den Gral kurzweg bezeichnen als das höchste Ideal der Ritterschaft.

* * *

Der Gral an sich. Was aber ist nun für sich betrachtet der hl. Gral?

Wir müssen uns zunächst vergegenwärtigen, daß das Wort in einem zweifachen Sinne gebraucht wird: einmal für den Gesamtzustand auf Munsalvaesche, wie Herzeloyden kint den grâl erwarp (827 . 6), damit ist gemeint das Königtum des hl. Gral; — sodann in einem engeren Sinne für das Heiligtum auf Munsalvaesche, das ist der Stein, von dem die Graldiener „leben"; der stein ist ouch genant der grâl (469 . 28).

Der Zustand auf Munsalvaesche. Derselbe wird in unserer Dichtung wiederholt und sehr ausführlich als der in jeder Hinsicht glücklichste gepriesen. Die mittelhochdeutsche Sprache besaß dafür ein eigenes Wort, sie nannte die Erfüllung jedes Wunsches kurzweg den wunsch; „der Inbegriff des Höchsten und Vollkommensten, was man nur wünschen kann," war der wunsch (Schade). Und so hieß der Gral einfach der wunsch (616 . 13) oder der wunsch ûf der erden . . vollecliche (254 . 26) und der Gralkönig des wunsches hêrre (616 . 13).

Ja, der Zustand auf Munsalvaesche übersteigt sogar alle menschlichen Begriffe der Schönheit und Vollkommenheit: er*) ist erden wunsches überwal

*) Hier ist allerdings der Gralstein gemeint, jedoch insoferne, als er der Grund des Zustandes auf Munsalvaesche ist.

(235 . 24), d. h. „übertrifft alle Vollkommenheit der Erde“ (Bartsch), er war der wunsch von pardîs (235.21) und wac vil nâch gelîche als man saget von himelrîche (238 . 23).

Schon nach diesen Bezeichnungen kann, wenn sie halbwegs genau genommen werden (und bei Wolfram werden wir die Worte sogar sehr genau nehmen müssen), ganz unmöglich die Rede sein von einem „Königreich Jerusalem unter den Anjous“, das in neuerer Zeit ein ernster Gelehrter im Gralkönigtum entdeckt hat*); aber auch die Auffassung, die im Graltum nicht viel anderes sieht als „eine Art Paradies“, ein Horn der Amalthea, ein Tischleindeckdich u. dgl. ist nicht zutreffend. Näher ist schon Immermann der Sache gekommen, da er im Gral „das sichtliche Reich der Gnade, das Empyreum auf Erden“ erblickte**). Ich selbst habe in meinen Parzival-Studien***) nachzuweisen gesucht, daß der wunsch von pardîs ganz wörtlich zu nehmen sei: der Gral sei nichts anderes als das wiederbelebte Paradies der Bibel.

Ich habe dies seinerzeit auseinandergesetzt, u. zw. hauptsächlich gestützt auf die theologische Lehrmeinung jener Zeit, wie sie uns geläutert und zusammengefaßt in der etwas jüngeren Summa theologica des Thomas von Aquin §) entgegentritt. Daran habe ich nun gewiß nicht unrecht getan; denn von ersten Kennern — ich nenne nur Wilhelm Grimm — ist es betont worden, daß man ohne Rücksichtnahme auf die religiösen Anschauungen dem Mittelalter im allgemeinen und gerade unserer Dichtung am wenigsten gerecht werden kann; und San Marte, der sich wie kein anderer eingehendst mit dem Parzival beschäftigt hat, — nebenbei bemerkt, ein Gelehrter, der seinen Standpunkt als Protestant bei jeder Gelegenheit hervorzukehren liebt, — hat den Ausspruch getan, daß zum Verständnisse des Parzival „gar nicht genug Theologie zu Hilfe genommen werden kann“; sein Versuch, denselben von dieser Seite zu durchdringen, sei nur ein erster Anfang dazu. Gleichwohl hat meine These, ohne je entkräftet worden zu sein, damals nicht die Zustimmung der Zunft gefunden, was zum Teil wohl an den formellen Mängeln meiner literarischen Erstlingsarbeit lag, vielleicht auch an dem allzustarken kirchlich-theologischen Einschlag derselben, der nun einmal nicht nach jedermanns Geschmacke ist. Ich dagegen bin noch heute wie vor 25 Jahren von der Richtigkeit meiner damals vertretenen Ansicht überzeugt und bin dankbar für die Anregung, die man mir gegeben hat, dieselbe in anderer Form noch einmal zu entwickeln §§). Ich werde dies aber tun in

---

*) E. Martin, Wolfram von Eschenbach. Rede zum Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers in der Aula der Universität Straßburg, 1903.

**) Schriften II, S. 355.

***) II. Heft. Paderborn, Schöningh, 1880.

§) „Dieser Bruder hat für uns alle gearbeitet“, erklärte sein Lehrer Albertus Magnus. (Sighart, S. 223 fg.) „Thomas ist die reifste Frucht des XIII. Jahrhunderts“. (Kirschkamp, im Liter. Handw. Nr. 282, S. 99.)

§§) Die Anregung ging von der Vorstehung des Katholischen Frauenbundes in München aus (Exzellenz Frau Baronin Ow und Frau Dr. Amann), indem man mich um einen Vortrag über den Gral ersuchte. Jener Vortrag liegt den hier folgenden Ausführungen zu Grunde.

möglichster Kürze und so viel wie immer tunlich mit Vermeidung alles gelehrten Beiwerkes.*)

Wie sieht denn also unser Munsalvaesche, verglichen mit dem Paradies der Bibel, eigentlich aus?

Die Örtlichkeit des Paradieses war — ich folge abermals dem hl. Thomas von Aquin (Summa theologica I. qu. CII, a. 1 fg.) — ein schöner Garten, im Orient gelegen und von der merkwürdigen Beschaffenheit, daß er der Kenntnis aller Menschen entrückt und überhaupt auch unzugänglich war. Munsalvaesche dagegen müssen wir uns als im Okzident, etwa im nordöstlichen Spanien gelegen denken, u. zw. als eine wunderherrliche Feste. Da zeigt sich also gleich nicht eine Übereinstimmung, sondern eine große Verschiedenheit der Vorstellungen. Aber abgesehen davon, daß die Örtlichkeit des Paradieses immer und bis zum heutigen Tage eine strittige war, so ist vor allem daran zu erinnern, daß Wolfram den Schauplatz seiner Dichtung und alle handelnden Personen von Frankreich übernahm und darum, selbst wenn er es beabsichtigt hätte, durchaus nicht im stande war, sein Munsalvaesche in den Orient zu versetzen. Daß er aber dieses als eine Burg und nicht als Garten schilderte, — wie das Paradies auch schon auf den Domtüren von Hildesheim erscheint, die Bischof Bernward fast zwei Jahrhunderte früher anfertigen ließ, — entspricht nur dem Charakter unserer Rittergeschichte. Was sollten die Templeisen mit einem Garten? Sie waren eine Gemeinde von Rittern, deren Aufgabe darin bestand, ihre Burg gegen jedweden Eindringling zu verteidigen. Wolfram hat ja überhaupt die ganze Erzählung seinem und seiner Standesgenossen Geschmacke angepaßt, so daß man mit Recht sagen konnte, er habe, wie Hebel nach einem Worte Goethes das Universum „verbauerte", das Universum „verrittert". Was dagegen das Wichtigere ist: Munsalvaesche besitzt dieselbe wunderbare Eigenschaft wie das Paradies der Scholastiker: daß es durch einen wilden Wald von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen und weit („drîzec" mîln!) von jeder bewohnten Gegend entfernt ist; außer durch besondere Fügung des Himmels vermag niemand dahinzugelangen und niemand auch hat Kenntnis, wo Munsalvaesche sich befinden mag.

Wie kommen nun aber, wird man fragen, überhaupt Menschen in die Gralburg? Ebenso wie der erste Mensch ins Paradies. Dieser war, sagt Thomas ausdrücklich, erschaffen außerhalb desselben und nur durch die Gnade Gottes dahin versetzt. Und die Gemeinde der Templeisen wird gebildet, indem Kinder (nicht bloß christliche, auch heidnische) ihren, wie es scheint, von einem Engel vorher verständigten Eltern abgenommen (471 . 1 fg.) und nach Munsalvaesche gebracht werden; dies aber jedesmal nur auf ausdrücklichen Befehl Gottes. Wir werden später hören, wie und warum dies geschieht.

Nicht immer aber war für den Gralritter des Bleibens am Grale, so wenig wie der erste Mensch für beständig im Paradies zu bleiben hatte, — transferendus erat inde post vitam animalem in coelum: nach diesem leiblichen Leben sollte er in den Himmel versetzt werden. Ebenso war es mit den Templeisen:

*) Die Belege s. in meinen Parzival-Studien, Heft II.

swenne in erstirbet hie daz lebn,
sô wirt in dort der wunsch gegebn. (471.13.)

Dies führt uns auf den Zustand, welcher nach Thomas im Paradies, nach Wolfram am Gral geherrscht habe. Es ist derselbe hier wie dort: im allgemeinen ein der Doppelnatur des Menschen angepaßter, seine seelischen ebenso wie seine leiblichen Bedürfnisse in schönster Harmonie völlig befriedigender Zustand.

Also vorab in Hinsicht der Leibesnahrung gewährt der Gral seiner Gemeine, was immer des Besten und Köstlichsten gedacht werden kann, von trinken und von spise als den wunsch von pardîse (470.13). Es brauchte nur jemand sein Schüsselchen hinzuhalten (natürlich ist da alles Tafelgerät von purlauterem Gold, 237.22), so lag auch schon darin, was er sich gedacht hatte.

Aber noch mehr. Der Gral besaß auch verjüngende und die Frische der Jugend erhaltende Kraft. Jedem Templeisen genügt der bloße Anblick des heiligen Steines, daß sîn varwe im niemer zergêt, jene Farbe, die ihm zu seinen besten Zeiten eigen war:

saeh er den stein zwei hundert jâr,
im enwurde denne grâ sîn hâr. (469.18 fg.)

Der Gral tat also dieselbe Wirkung wie das lignum vitae, der Baum des Lebens, im Paradiese. Hier wie dort aber mußte der Gebrauch des verjüngenden Objekts von Zeit zu Zeit wiederholt werden; nur wenn der Gral wenigstens einmal innerhalb 8 Tagen angesehen wurde, konnte der Gralbiener nicht sterben.

Aber so war den Gralbienern wirklich auch Unsterblichkeit verliehen? Ja, auch das; und zwar genau so wie den ersten Menschen im Paradiese: nicht für eine Ewigkeit, sondern, wie der Terminus lautet: ad determinatum tempus, bis zu einer bestimmten Zeit; dann sterben sie nicht eigentlich, — den Tod kennt man auf Munsalvaesche nur vom Hörensagen: als man vor dem walde heizet tôt (443.20), — sondern werden in den Himmel erhoben.

Endlich besaßen die Gralbiener die Gabe der Leidensunfähigkeit und der Sündelosigkeit, jene aber nur in Voraussetzung dieser. Gerade zu der Zeit, als Parzival mit dem Gral in Berührung kam, fand er den Gralkönig mit schwerem Siechtum behaftet und seinetwegen die ganze Gemeinde in tiefe Trauer versenkt. Parzivals Aufgabe, wozu der Himmel ihn vorherbestimmt, war nicht allein, für sich das Gralkönigtum zu gewinnen, sondern auch der Krankheit des Anfortas, der Trauer der Ritterschaft ein Ende zu bereiten, man könnte sagen: das gestörte Gralparadies wiederherzustellen.

Sein Leiden aber hatte sich Anfortas zugezogen fern vom Grale in Verfolgung eines sündigen Zweckes. Am Grale selbst hätte er sich vor Krankheit wie vor Sünde bewahren können, geradeso wie die ersten Menschen im Paradiese, die, nach Thomas, zwar immerhin sündigen konnten, denen es aber möglich war, sich vor Sünde zu behüten: vor sündebaeren schanden sind auch sie, die Gralbiener, immer mêr behuot (471.10).

Ja, so wohlgefällig sind Gott diese seine Lieblinge unter den Menschen, daß er geradeso mit ihnen wie mit Adam ganz unmittelbar verkehrt, indem von Zeit zu Zeit am Gralsteine ein „Epitaphium" die Weisungen Gottes verkündet.

Ich habe in meiner vorerwähnten Schrift noch auf andere Punkte hingewiesen, in denen eine volle Übereinstimmung der Zustände am Gral mit jenen des Paradieses unverkennbar ist; ich habe meine ausführliche, mit hundert Stellen belegte Darstellung schließen können mit der Behauptung, die ich vollkommen aufrecht erhalte, daß, „wenn es unserem Dichter recht eigentlich darum zu tun gewesen wäre, ein zweites Bibelparadies zu schaffen, welches nur eben dem Charakter seiner Erzählung und dem Geschmack seiner Zuhörerschaft entsprach, er unmöglich ein anderes, ein mit den theologischen Vorstellungen vom Paradiese übereinstimmenderes schaffen konnte als eben nur sein Munsalvaesche, sein Königtum vom hl. Gral".

Aber man darf noch weiter gehen: Wenn Wolfram in seinem Graltum einen in jeder Hinsicht vollkommenen Glückszustand schildern wollte, in welchem der Mensch sich der Gnade Gottes und aller irdischen Güter erfreut, und in welchem alles das, was das ganze Mittelalter als Folgen der Erbsünde (und nur als das) bezeichnet*), beseitigt erscheint, dann konnte er vernünftigerweise nicht anders, er mußte auf das Paradies der Bibel zurückgreifen, weil seiner Zeit nur im Paradiese ein derartiger Zustand denkbar war.

* * *

Es erhebt sich jetzt nur die Frage, ob die Zuhörerschaft ein so kühnes Phantom wie dieses, das der Dichter mit allem Nachdruck heiliger Überzeugung auf das ernsthafteste vertritt, ohne alle Begründung gläubig hingenommen hätte? Ja, ob Wolfram selbst, der doch alle Verhältnisse mit seltener Verstandesschärfe zu motivieren pflegt, gerade diesen Kernpunkt seiner Erzählung unmotiviert lassen wollte? Wer unsern Dichter kennt, muß dies von vorneherein verneinen. Er selbst läßt einmal dem Zweifler das Wort: So etwas wie die wunderbare Speisung habe man, begunde maneger sprechen, doch noch niemals gesehen; aber, setzt der Dichter sofort hinzu, der Zweifel ist übel angebracht: das alles ist das Werk des Grals; alles Glück auf Munsalvaesche kommt vom Gralstein her. Der Begründung also, welche Wolfram für sein Gralparadies erbringt, werden wir begegnen, wenn wir uns nunmehr dem Gral im engeren Sinne, dem Heiligtum auf Munsalvaesche, zuwenden.

Der Gral im engeren Sinne ist jener Stein, den bei dem großen Feste auf der Gralburg die jungfräuliche Königin Repanse auf einem grünen Achmardie — einem Kissen von arabischem Seidenstoff — in den Saal bringt, derselbe, der den hunderten Rittern und Damen die Fülle der herrlichsten Speisen und Getränke spendet und ihnen allen ewige Jugend verleiht, dessen bloßer Anblick den todwunden König immer wieder auf eine

*) Vgl. J. N. Espenberger, Die Elemente der Erbsünde nach Augustin und der Frühscholastik. Mainz, 1905.



Woche am Leben erhält, kurz der da ist Wurzel und Blüte: bêde wurzeln unde rîs (235.22) des Glückszustandes auf Munsalvaesche.

Da ist nun schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß Wolfram, der doch sonst, so weit wir dies verfolgen können, der französischen Graldichtung willig und im wesentlichen ziemlich treu gefolgt ist, gerade in diesem allerwesentlichsten Punkte sich von Chrestien völlig lossagt. Bei diesem nämlich ist der Gral (grâl, aus gradalis entstanden, heißt so viel wie Schüssel) nichts anderes als die in der ganzen altfranzösischen Literatur bekannte Abendmahlschüssel; bei Wolfram dagegen ist es ein kostbarer Stein. Man hat sich darüber gewundert, daß Wolfram „für das bedeutungsvolle Symbol des Abendmahls das (angeblich) bedeutungslose Nichts eines Edelsteines" gesetzt habe*). Noch verwunderlicher ist es, daß Wolfram sich hiebei sogar in Gegensatz zu Meister Chrestien stellt; denn da er sich gerade nur hinsichtlich des Grals ausdrücklich auf Kyot von Provence beruft, so ist es ohne Zweifel eben der Gral, bezüglich dessen er Chrestien den Vorwurf macht (827.2), daß er disem maere hât unreht getân und beifügt: daz mac wol zürnen Kyôt, der uns diu rehten maere enbôt. Warum, müssen wir fragen, hat Wolfram gerade hier Chrestien die Gefolgschaft verweigert und woher hat er tatsächlich seinen Gralstein genommen?

Bezüglich der letzteren Frage, der wir zuerst näher treten wollen, läßt sich wohl nur eine Vermutung aussprechen. Das Werk jenes Kyot, auf welchen sich Wolfram, wie mir dünkt, immer in etwas verdächtigem Tone beruft, so daß man längst schon und erst neuestens wieder**) die Ansicht ausgesprochen hat, derselbe sei nur eine Fiktion des Dichters, mit der er seine Willkür decken will, dieses Werk ist jedenfalls nicht bekannt. Wenn uns aber diese von Wolfram genannte Quelle völlig im Stiche läßt, so scheint dagegen eine andere Sage, die sowohl in Frankreich wie in England bearbeitet und bereits ums Jahr 1138 von einem rheinländischen Geistlichen, einem Pfaffen Lambrecht, ins Deutsche übertragen worden ist, die Sage von Alexander dem Großen, einigen Aufschluß zu gewähren. Lambrechts Epos hat in Deutschland hohes Ansehen und weite Verbreitung gefunden. Ums Jahr 1187 — in Wolframs Jugendzeit — wurde ihm eine neue erweiterte Fassung gegeben und in diese auch ein Heereszug nach dem Paradiese aufgenommen. Nachdem nämlich Alexander alle Reiche der Welt unterjocht hatte, war sein Hochmut noch immer nicht befriedigt; er beschloß dahin vorzubringen, wo noch keines Sterblichen Fuß gewandelt hatte, das zu erobern, was seinem „ungenuht" allein genügen konnte. Allen Warnungen zum Trotz rückte er mit seinem Heere unter ungeheuern Fährlichkeiten auf das Paradies zu, das dann auch eines Tages als eine herrliche Feste, umgeben von einer langen Mauer aus lauter Edelsteinen, strahlend vor ihm lag.

Auf sein Pochen wird ihm endlich geöffnet. Ein alter Mann steht vor ihm und gibt ihm einen Stein zugleich mit der Weisung: jetzt aber solle er

*) Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral. S. 275.

**) A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur. V. Band: Die französische Literatur, Seite 107 fg. — Wohl sicher ist jener Kyot nicht derselbe, der als Guiot de Provins unter den Minnesängern Frankreichs einen recht bescheidenen Platz einnimmt. Ebenda.

umkehren. Alexander befolgt die Weisung und tritt den Rückzug an. Den Stein nimmt er mit sich. Aber mit diesem Steine hat es eine eigene Bewandtnis: kein einziger von allen Weisen seines Reiches kann ihm Aufschluß darüber geben.

Nur ein jude vil alt — sîn wîsheit wâre manicfalt — erklärte ihm endlich die Natur des Steines: er is tûre unde gût.. Er gibit harten stolzen mût unde den alden diu jugint. Er hat nehein sîn gelîche in allen ertrîche; besonders auch in Hinsicht seiner Schwere. Diese wechselt; jetzt können ihn viele Spangen Gold nicht aufwiegen, gleich darauf schnellt ihn eine Feder und eine Handvoll Erde in die Höhe. Sein innerstes Wesen aber ist symbolischer Art.*)

Da haben wir nun eine Reihe von Eigenschaften, die sämtlich auch dem Gralsteine anhaften. Auch der Gral, der nur lapis erillis oder richtiger wohl, wie eine Leseart mitteilt: erilis d. i. herilis, Stein des Herrrn genannt wird, ist ohnegleichen und ein Rätsel für alle, die nicht zur Gemeinde der Templeisen gehören (473.9). Der erste, der von ihm schrieb, war ein fisiôn Flegetânîs, Heide vaterhalb, aber mutterhalb geboren von Salmôn, ûz israhêlscher sippe; auch besitzt der Gral, wie wir wissen, verjüngende Kraft und jene seltene Eigenschaft des wechselnden Gewichtes; denn während die ganze Menschheit den Gral nicht von der Stelle hebt, so schwer ist er, trägt ihn Repanse, die jungfräuliche, auf ihren Händen. Endlich ist der Gralstein, wie wir noch hören werden, seinem eigensten Wesen nach ein Symbol.

Sollte also Wolfram (oder möglicher-, wenn auch nicht wahrscheinlicherweise schon sein angeblicher Gewährsmann Kyot) diesen Gralstein aus der Alexanderdichtung herübergenommen haben? Sicher ist, daß Wolfram die Alexanderdichtung kannte. Er selbst nennt einmal (773.24) den Kriechen Alexander, und zwar an der Stelle, wo uns der Waffenschmuck des Feirefiz geschildert wird. Der Dichter erklärt sich für unvermögend, alle die Edelsteine, die darauf verwendet sind, herzuzählen, das hätten Eraclîus oder Pictagoras oder der Krieche Alexander besser verstanden.

Also da, wo von edlem Gestein die Rede ist, fällt ihm Alexander der Große ein; das ist bezeichnend.

Und wenn Wolfram wirklich seinen lapis erilis aus der Alexanderdichtung herübergenommen hätte, dann liegt die Erklärung dafür sehr nahe: weil vielleicht eben durch die Alexanderdichtung in ihm die Paradiesidee angeregt worden war . . .

* * *

Aber wie dem nun immer sei, der Gral des Parzival besitzt noch andere Eigenschaften als der Stein Alexanders, und zwar solche, die uns über seine Wesenheit mehr Aufschluß, ja wie ich glaube, sogar alle erwünschte Gewißheit geben.**)

*) Alexander, herausgegeben von H. Weismann, V. 6951 fg.

**) Unsere gelehrte Parzival-Forschung steht im ganzen und großen noch heute auf dem Standpunkte, im Gral nichts anderes entdecken zu können als „ein Wunschkleinod“, dessen Bedeutung nicht zu enträtseln sei. „Wie der Gral den Unreinen“ (soll heißen: den Ungetauften) „nicht sichtbar war, so ist es noch keinem der gelehrten



Da ist zunächst die Geschichte dieses wunderbaren Steines. Das erste, was wir von ihm wissen, was angeblich Kyot in einer heidnischen Schrift gelesen und dank dem Umstande, daß er Christ war, auch wohl verstanden habe, ist die Erzählung des Flegetanis, daß der Gralstein — man höre! — jenen Engeln, die im Streite Luzifers gegen Gott sich neutral verhalten hatten, zur Bewachung überwiesen wurde, und zwar zur Strafe für ihre Neutralität (471.15 fg.).

Das ist nun freilich eine Stelle, bei der man an den Vorwurf gemahnt wird, welchen unserem Dichter schon sein leichtfertiger Antagonist Gottfried von Straßburg machte: daß er dunkel und rätselhaft sei; es wäre not, man würde seinen maeren tiutaere mitsenden und glôse beigeben. Wir, meint Meister Gottfried, haben aber der muoze niht dazu (Tristan, V. 4663 fg.). In unserem Falle wird indes der tiutaere, der Glossator, sich wohl nur die Muße nehmen müssen, einige zerstreute Äußerungen des Dichters nebst allgemein verbreiteten theologischen Ansichten seiner Zeit heranzuziehen und in logischen Zusammenhang zu bringen.

Nach Wolfram ist die Bestrafung Luzifers und seines Anhanges zur selben Zeit erfolgt, als der erste Mensch geschaffen wurde. Dies hängt damit zusammen, daß nach einer sehr gewöhnlichen Annahme, zu der sich u. a. Albertus Magnus bekannte, die abtrünnigen Engel sich vor dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes, das ihnen gezeigt worden war, nicht beugen wollten; der nît, sagt Wolfram (463.8), war ihre Sünde. Die Neutralen aber — noch Dante, ja noch Klopstock hat diese Kategorie der Neutralen angenommen — müssen zur Strafe ihrer Gesinnungslosigkeit den hl. Gral bewachen. Wenn nun, fragen wir, diese Strafe ihrem Vergehen angemessen war, was war dann nur der hl. Gral?

Jedenfalls nicht ein bloßer, wenn auch noch so kostbarer Stein; er mußte ein Symbol sein und eine eigene Bedeutung haben. Was bedeutet er?

Häufig wurde im Mittelalter ein Edelstein, auch der Stein schlechthin, als Sinnbild gebraucht. Walther von der Vogelweide spricht einmal von der triuwen stein; und nachdem sich Christus selber als den Eckstein bezeichnet, den die Bauleute verwarfen, ist es natürlich, daß das Bild vom Steine insbesondere auf Christus angewendet wurde.

Aber eine Stelle im Parzival (469.7 fg.) überhebt uns jeden Zweifels, daß der Gralstein im Sinne Wolframs als Symbol zu verstehen sei und was er symbolisiere.

Die Stelle lautet:

> Er (der Gralstein) heizet lapsit erillîs.
> von des steines kraft der fênîs

Forscher gelungen, den Gralzauber zu lösen" u. s. f. — Ich begreife nur nicht, wie dieselben Herren noch immer unisono einstimmen in das Lob, das freilich das gesamte Mittelalter dem Wolfram von Eschenbach gezollt hat, das Lob des tiefsinnigsten Dichters seiner Zeit. Meines Erachtens kann Wolfram, wenn wirklich der Gral, um den sich sein ganzer Parzival vom Anfang bis zum Ende dreht, nichts anderes wäre als ein rätselhaftes, unbestimmbares Etwas, den Anspruch auf Gedankentiefe nicht erheben. In diesem Falle war er ein Fabulator, dem das so bezeichnende Wort des Wirnt von Gravenberg: Leien munt nie baz gesprach unmöglich gelten kann.



verbrinnet, daz er z'aschen wirt:
diu asche im aber leben birt.

Daß wir hier unter dem fênîs Christum zu verstehen haben, steht außer Frage: ein fogil heizit fenix, des pilide habet unser trechtin heißt es schon im Physiologus; und wieder ebendort: dirre uogil bezeichinit christ. Noch in einem Volksliede, das wir in des Knaben Wunderhorn finden, heißt Christus „des Himmels Phönix rein".

Nach einer Sage nun soll der natürliche Vogel Phönix einen glühenden Stein aus dem Tale Hebron holen, um sich daran zu verbrennen: eine ähnliche Vorstellung muß unserem Dichter vorgeschwebt haben, da er den himmlischen Phönix sich am Gralstein verbrennen läßt, um neu belebt aus der Asche wieder zu erstehen.

So sehen wir also Christi Tod und Christi Auferstehung in die engste Verbindung gebracht mit dem Gralsteine: der Gral ist es, der den Tod wie die Verherrlichung Christi bewirkt:

Von des grâles kraft der fênîs
verbrinnet, daz er z'aschen wirt:
diu asche im aber leben birt.

Hiernach kann, was der Gral bedeutet, nicht mehr zweifelhaft sein; er kann vernünftigerweise nur eines bedeuten: den göttlichen Ratschluß der Erlösung.*)

Bei dieser Annahme begreifen wir, warum die neutralen Engel zur Strafe ihrer Teilnahmslosigkeit den Gral zu behüten haben. Nachdem die Anhänger Luzifers sich gegen den Ratschluß der Erlösung empört haben und dafür auf ewig verstoßen wurden, müssen sie, die Neutralgebliebenen, das Geheimnis der Menschwerdung behüten, d. h. es sich beständig vor Augen halten, um wegen ihrer Zagheit beschämt zu werden. Und jetzt begreifen wir auch, daß ein Heide, der fisîôn Flegetanis, das Geheimnis des Gralsteines in den Sternen las; denn in dasselbe Geheimnis (in dies einzige christliche Mysterium) waren auch andere gottbegnadete Heiden, waren, worauf Wolfram einmal hinweist, auch Plato und die Sibylle eingeweiht worden. —

Glücklicherweise sind wir in der Lage, die Richtigkeit unserer etwas verwickelten Beweisführung auf eine sehr einfache Art nachprüfen zu können, und zwar mittelst jener Stellen, in welchen der Dichter mit ganz unzweideutigen Worten spricht von dem Verhältnisse des Gralsteines zu den Sakramenten der Taufe und Eucharistie.

Bald oder sogleich nach Christi Tod ist der Gral von Engeln auf die Erde gebracht worden und seither muoz sîn pflegen getouftiu fruht: König Titurel und seine Nachkommen auf Munsalvaesche. Getouftiu fruht, Christenleute, waren es, welchen die Hut des Grals auf Erden anvertraut wurde. Auch die unschuldigen Kinder, die dann zum Grale berufen werden, erhalten hier die Taufe. Nur der Getaufte kann überhaupt des Grales ansichtig werden. Als Feirefiz, der Heidenkönig, mit seinem Bruder

*) Den Ratschluß der Erlösung, dann aber auch — denn in Gott ist Ratschluß und Tat dasselbe — die Erlösung selbst.

Parzival nach Munsalvaesche kommt und mitten unter den Templeisen stehend den ganzen Kult mitansieht, den diese dem hl. Gral entgegenbringen, kann er den Gegenstand ihrer Verehrung nicht sehen. Kaum vermag er seine Blicke abzuwenden von der schönheitstrahlenden Repanse, die den Gral auf einem achmardî mit beiden Händen trägt; aber da man an ihn die Frage richtet: hêr, seht ir vor iu ligen den grâl? — da muß er bekennen: ih ensihe nîht wan ein achmardî (810. 9 fg.); den Polster, worauf der hl. Stein ruht, sieht er, ihn selber sieht er nicht. Er war eben, so lautet die Erklärung dafür, an den grâl ze sehenne blint, ê der touf het in bedecket. Das ändert sich sofort, nachdem Feirefiz die Taufe empfangen:

da wart im vor enblecket
der grâl mit gesihte. (818. 20 fg.)

Jetzt fragen wir: Was hat denn der Getaufte vor dem Ungetauften voraus? Doch nur dasjenige, was uns die Taufe vermittelt: die Teilnahme am Verdienste des Erlösungswerkes. Wenn nun für die Heiden der Gral so gut wie nicht vorhanden scheint, sondern nur des Christen Auge ihn sieht: was kann der Gral dann anders sein als ein Sinnbild der Erlösung?

Fast noch deutlicher ergibt sich dieselbe Schlußfolgerung aus den Beziehungen des Grals zur Eucharistie. Der Gral, von Haus aus wunderbar, erhält sîn hôhste kraft von einer kleinen weißen Oblate, die eine weiße Taube einmal im Jahre vom Himmel herabbringt und auf den Stein niederlegt (469. 29 fg.). Was die Taube und was die Oblate zu bedeuten hat, braucht nicht erst gesagt zu werden, sobald man weiß, an welchem Tage des Jahres die Taube mit der Oblate erscheint*): immer am heiligen Karfreitag, jenem helfeclîchen tac (451. 21), an welchem Christus sîn werdeclîches lebn mit tôt für unser schult gegebn (448. 15); an dem Tage also, da Christus sein Erlösungswerk vollendet, empfängt der Gral durch Vermittlung des hl. Geistes, in der Eucharistie, der „memoria passionis Christi“, seine höchste Kraft. Kann man da noch im Zweifel sein, daß der Gral den Ratschluß der Erlösung, beziehentlich die Erlösung selbst symbolisiere?

Fassen wir das Gesagte nunmehr zusammen:

Vier Anhaltspunkte hat uns der Dichter gegeben, nach denen wir imstande sind, das romantische Dunkel, womit er das Mysterium des Grals umgibt (und als solches ja umgeben mußte), zu durchdringen und dessen Wesen klar zu erkennen: was er uns mitteilt über die Geschichte des hl. Steines, was er über seine Beziehung zum Phönix, was er über sein Verhältnis zur Taufe und endlich zur Eucharistie bemerkt. Völlig ungezwungen erschließt sich uns aus jeder einzelnen dieser Stellen die Bedeutung des Grals, aber vollends nun aus dem Zusammenhalte aller dieser Stellen:

Der Gral, schon nach seinen äußerlich wahrnehmbaren Eigenschaften zu schließen, kein natürlicher Stein, sondern ein Sinnbild, versinnbildet einmal jenes Geheimnis, das den Engeln zur Probe ihres Gehorsams vor-

*) Am Grale war ein Priester vorhanden (817. 8), und gewiß wurde da regelmäßig konsekriert (438. 29); wurde also die Eucharistie deshalb am Karfreitage vom Himmel gebracht, weil an diesem Tage kein Priester konsekriert? Es scheint fast, als ob Wolfram gerade durch diesen Umstand den Charakter des Grals erst recht genau bestimmen wollte.



gelegt worden war; was das wäre, wußte das Mittelalter: der Ratschluß der Erlösung; — er versinnbildet ferner dasjenige, was Christi Tod und Auferstehung bewirkt hat; was ist das anderes als der Ratschluß der Erlösung? — er versinnbildet weiters, was den Christen zuteil geworden, den Heiden vorenthalten ist, und endlich dasjenige, was gerade am Karfreitage seine Machtfülle äußert. Was ist das? — Wolfram hat ein Töchterchen besessen, das er, wie man annimmt, in der Prinzessin Obilot geschildert hat, ein reizendes Backfischchen: ob der Dichter die Lösung unseres Rätsels nicht sogar seiner kleinen Obilot zutrauen konnte? . . .

* * *

Nachdem wir die Bedeutung des Grals in seinem weiteren und in seinem engeren Sinne kennen gelernt, erübrigt noch die Frage nach dem Verhältnisse des einen zum andern: des Gralsteins, als des Symbols der Erlösung, zum Graltume als dem wiederbelebten Paradiese.

An demselben helfeclîchen Tag, an welchem der Gralstein jeweils seine höchste Kraft empfängt, ist Parzival durch göttliche Fügung zum Einsiedler Trevrezent gelangt, durch den er nicht allein Aufschluß über die Wunder des Grals erhält, sondern auch den Anstoß zur Buße und Besserung seines Lebens: am selben Tage wird ihm der Weg zum Gralparadies geöffnet, an welchem Christus die sündige Menschheit durch seinen Tod erlöst hat.

Das Gralparadies erscheint hiedurch auf eine ähnliche Weise mit Golgatha in Verbindung gebracht, wie es Dante getan, indem er den Kalvarienberg als Antipoden des irdischen Paradieses hinstellte, oder wie nach alter Sage aus dem Baum der Erkenntnis im Paradiese das Kreuz des Herrn gezimmert worden ist: was Adam uns verloren, hat Christus uns wiedergewonnen. Und so wie der Gralstein, dieses Symbol der Erlösung, ausdrücklich als letzter Grund, als wurzel unde rîs des Gralparadieses bezeichnet wird, so ist das Gralparadies nichts anderes als die Frucht der Erlösungstat; denn die Aufhebung der infolge der Erbsünde über die Menschheit hereingebrochenen Schuld und Strafe, das eben ist das Verdienst des Erlösungstodes Christi.

Insoferne nun, aber auch nur insoferne, könnte allerdings Munsalvaesche, wie es des öftern geschehen ist, unter anderen von Josef von Görres, verstanden werden als ein Symbol der Kirche Christi, wie denn auch, und gerade von diesem Standpunkte, die Kirche im Mittelalter so überaus häufig als Paradies bezeichnet worden ist. Aber dagegen spricht nun, daß die Zugehörigkeit zum Grale nur ganz wenigen zuteil wird und daß der Gral auch in leiblicher Hinsicht, und zwar auf ganz exzeptionelle Weise, für seine Diener Sorge trägt.

Nein, Munsalvaesche bedeutet in gewissem Sinne noch viel mehr als die Kirche: nicht bloß die Rehabilitation des gefallenen Menschen in Hinsicht seiner Schuld und der verdienten ewigen Strafe, sondern auch bezüglich der zeitlichen und leiblichen Strafen, in aller und jeder Hinsicht; es bedeutet die volle Wiederherstellung des ursprünglichen adamitischen Zustandes: das wahre, neutestamentliche Paradies. — Hiezu aber war nach Wolfram von Eschenbach außer dem Verdienste Christi, das allen Getauften zugute kommt

(außer der hôhsten kraft, die der Gral durch die weiße Oblate empfängt), noch eine andere notwendig: nämlich eine ganz besondere Gottesgnade.

Ich weiß nicht, ob nicht schon das Wappen, das die Gralritter führen, die Turteltaube, hinweist auf den Gnadenspender, den göttlichen Geist. Aber an vielen Stellen wird uns mit aller nur denkbaren Klarheit und Bestimmtheit versichert und immer wieder in Erinnerung gebracht, daß es zur Besitzergreifung vom Gral einer ganz besonderen Gottesgnade bedarf. Nur die Kinder des Gralkönigs — des einzigen unter allen Gralrittern, welchem die Ehe verstattet ist, — haben durch ihre Geburt die Anwartschaft auf den Gral erworben: sonst kann weder Geburt noch persönliche Tüchtigkeit, selbst nicht vollendete Heiligkeit zur Teilnahme am Gral berechtigen.*)

---

*) Was die Eignung Parzivals zur Besitzergreifung vom Gral betrifft, so muß man sich vorerst erinnern, daß er als Sohn Herzeloydens, der Schwester des kinderlosen Königs Anfortas, der natürliche Erbe des Gralkönigtums war. Wie er nun eines Tages, ganz ohne sein Zutun, nach Munsalvaesche kommt, war er hier bereits durch ein Gralorakel angekündet, sehnlichst erwartet und freudigst aufgenommen. Es kostete ihn nach dem Ausspruche des Orakels nur eine Frage, um dem kranken Anfortas die Genesung, sich selbst das Königtum zu gewinnen, — eine Frage, die ihm so überaus nahegelegt wurde, die Frage, was dem kranken Wirte denn fehle, oder was es mit dem ihm geschenkten wunderbaren Schwerte für eine Bewandtnis habe, oder vielleicht eine andere Frage, wie sie Teilnahme oder bloße Höflichkeit — jene Höflichkeit, die vom Herzen kommt, — ihm auf die Zunge legen mußte. Aber Parzival unterläßt die Frage.

Und damit war all sein Glück verscherzt. Von Munsalvaesche ausgesperrt, von der Gralbotin vor dem ganzen Hofe König Artus' verflucht und geschändet, reitet er, an Gott verzweifelnd, planlos in die Irre mit dem törichten Vorhaben, den Gral zu erstreiten. — Was war denn aber Parzivals Verschulden? Die Gralbotin hat es mit valsch oder (was dasselbe ist) mit untriuwe bezeichnet. Unter triuwe hat man im Mittelalter wohl zunächst das rechte Verhältnis zwischen Lehensmann und Lehensherrn verstanden. Dann aber, da wir zuletzt alle Lehensleute Gottes seien, das richtige Verhältnis zwischen Gott und den Menschen: Got selbe ein triuwe ist (462.19), daß er für uns gestorben, war seine hôhste triuwe; menschlicherseits ist triuwe Tugend im allgemeinen, dann insbesondere Liebe gegen Gott und den Nächsten.

Hätte Parzival triuwe besessen, so wäre er, meint die Gralbotin (trotz der mißverstandenen Warnung, nicht viel zu fragen, die ihm im entscheidenden Augenblick vorgeschwebt hatte), innerlich gedrängt gewesen, die folgenschwere Frage an Anfortas zu richten. Aber schon die Art, wie der Junge seine Mutter verlassen, wie er gleich beim Eintritte in die Welt die edle Jeschute gekränkt und den guten Ritter Ither mit seinem Gabilot getötet hatte, sein ganzes Auftreten zeigte ihn als rohen Naturburschen, dem die Herzensbildung, die triuwe, fehlte. — Wir begreifen daß der Held, wenn er doch noch einmal, wie das Orakel in Aussicht stellt, des Graltums habhaft werden soll, erst den Weg der Läuterung gehen muß. Und Parzival findet diesen Weg. Er büßt seine Unvollkommenheit und seinen Frevel, daß er von Gott sich abgewendet; und nach Jahren, geläutert durch Prüfungen mancher Art, insbesondere durch seine schweren Kämpfe mit Gawan und Feirefiz — man beachte: mit seinem besten Freunde und seinem eigenen Halbbruder — wird er endlich zum Grale berufen, wo er nunmehr die vom Orakel vorgesehene Frage tun und so des ihm vorbestimmten Glückes teilhaft werden kann.

Man hat sich oft darüber gewundert, wie denn der Held, da er endlich die Frage tut, von derselben ein Glück gewinnen kann, da doch das Orakel deutlich vorschreibe, die Frage müsse er ungewarnet tun.

Aber das Orakel besagt: frâgt er niht bî der ersten naht,
Sô zergêt sîner frâge maht;
Wirt sîn frâge an rehter zît getân,
Sô sol er'z künecrîche hân. (484, 1 fg.)

Also die Macht, die ihm als geborenem Erben des Gralkönigtums zustand, wenn er in der ersten Nacht die Frage tat und dadurch seine triuwe und seine Würdigkeit zum Gralkönigtume bewiesen hatte, die Macht, aus sich den Gral zu gewinnen, hat er mit der Unterlassung der Frage eingebüßt.

Das Orakel aber sieht vor, daß er die Frage ein anderes Mal — „an rehter zît" — tun werde. Dann nämlich, wann es Gott gefallen werde, ihn ein zweites Mal zum Grale zuzulassen: wenn Gott den Reuigen, der sich durch Buße zur wahren triuwe emporgearbeitet, in Gnaden wieder aufgenommen. In diesem Falle bedarf dann seine triuwe keiner Probe mehr, da mochte er immerhin gewarnet sein. Denn die Stellung der Frage ist in diesem Falle eben nur mehr die Formel, mit der er von dem ihm bereits zuerkannten Grale Besitz ergriff.

Das Epitaphium erscheint und kündet die Namen der Erlesenen, und diese werden noch als Kinder aus weiter Ferne durch Engel dahin gebracht: Niemand, der nicht ze himel ist sô bekant, daz er zem grâle sî benant (468.12), mit anderen Worten, niemand als der von gote ist dar benant (786. 7), kann des Grales teilhaftig werden. Es mögen der Erlesenen ungefähr 400 sein; der ganzen übrigen Menschheit ist der Gral verschlossen, ja ein volles Geheimnis, und Munsalvaesche nicht bloß unzugänglich, sondern völlig unauffindbar.

Hier nun, in dieser besonderen Gottesgnade, haben wir den letzten Schlüssel zum Verständnisse der Graldichtung Wolframs von Eschenbach. Schon Gervinus hat bemerkt, daß sich der Grundgedanke des Parzival mit jenem der Alexanderdichtung und selbst noch der Divina commedia berühre: ein tiefes Sehnen geht durch diese glaubensstarke Zeit nach dem Besitze des höchsten Glückes, eines Glückes, das die Welt nicht zu bieten vermag, wie es auf Erden nur einmal vorhanden war, im Paradies der Bibel. Indem nun unser Dichter dasselbe auf Munsalvaesche neu erstehen läßt, gibt er uns, entsprechend seiner eigenen verständigen Art und entsprechend der scholastischen Richtung seiner Zeit, Rechenschaft über den kühnen Traum: er gründet seine Wunderburg auf den religiösen Glauben seiner Zeit.

Seiner Zeit ist das Dogma geläufig, daß die Getauften durch Christi Opfertod von der Schuld und Strafe der Erbsünde, soweit diese die Seele betrifft, befreit wurden; aber seine Zeit glaubte auch — und hundert Beispiele aus der Legende können hiefür erbracht werden —, daß es Fälle gab, in denen einzelne Menschen, Heilige, in dieser oder jener Hinsicht vorübergehend eines ausschließlich paradiesischen Glückes genossen: sie verkehrten mit Gott, ihre Seelen waren von unaussprechlichen Wonnen erfüllt, ihre Ernährung ist auf wunderbare Weise erfolgt u. dgl.; das waren jeweils Geschenke einer besonderen Gottesgnade. Was hinderte den Dichter anzunehmen, daß durch eine besondere Gottesgnade in einem vereinzelten Falle die sämtlichen Folgenübel der Erbsünde, die Verderbtheit der Natur, alle Mühsal des Lebens, ja selbst der Tod aufgehoben wurden und so das volle, wahre Paradies auf Erden in Munsalvaesche wiedererstand?

Der Gedanke ist sehr einfach: der Gral das Symbol der Erlösung; Munsalvaesche die Frucht der Erlösung, aber nicht bloß in seelischer, sondern, durch eine besondere Gottesgnade, auch in leiblicher Hinsicht: mithin in Wahrheit das wiedererstandene, neutestamentliche Paradies. — Ist das nicht einfach und klar genug und — nicht groß genug für einen großen Dichter?

Aber vom Parzival gilt, was einmal von einem Schauspiele Calderons, dem Richter von Zalamea, gesagt worden ist: das Stück wäre gut musikalisch, nur eben ein Kreuzlein stehe davor; und wer das Kreuz unbeachtet lasse, der werde immer den Mißton haben. Hat nicht Wolfram selbst den Standpunkt festgelegt, von welchem aus seine Graldichtung erfaßt sein wolle? Als Kyot die geheimnisvolle Schrift des Sehers Flegetanis entzifferte,

> da half, daz im der touf was bî;
> anders waer diz maer noch unvernumn. (453.18).



Das neue Rubens-Bild in der Wiener Galerie.

Im Wiener Kunsthistorischen Hofmuseum, im sogenannten Rubenssaale der die beiden oberen Stockwerke des Museums füllenden kaiserlichen Gemäldegalerie, hat seit kurzem (1903) ein Bild Platz gefunden, welches zu weitgehenden Kontroversen über seine Echtheit Veranlassung gegeben hatte und sich den endlich errungenen Platz inmitten seiner Geschwister mühsam, Schritt für Schritt, hat erkämpfen müssen. Es ist dies eine „Heilige Familie", ein großes Ölgemälde, welches im Jahre 1899 bei der Inventarisierung des kaiserlichen Schlosses Persenbeug von dem mit der Inventur-Aufnahme beauftragten Oberrechnungsrat der k. u. k. Generaldirektion der Allerh. Privat- und Familienfonde, Alfred Windt, aufgefunden worden war, der, als er das in der dortigen Schloßkapelle in der Höhe des Oratoriums aufgehängte Bild näher besichtigte und es mit der deutlich erkennbaren Signatur »P. P. Rubens f. 1630« versehen fand, darüber an den Generaldirektor der Allerh. Fonde, Exz. Baron Emil Chertek, Bericht erstattete. Dieser ließ das Bild nach Wien bringen und, da es von verschiedenen Restauratoren arg mitgenommen worden war, vorerst von sachverständigen Händen in pietätvoller Weise reinigen und von den mancherlei Deckfarben und Übermalungen befreien, worauf an eine kunstkritische Prüfung des Gemäldes geschritten werden konnte. Da die Stimmen der zuerst zur Urteilsabgabe über die Echtheit des Bildes herangezogenen Kunstforscher geteilt waren, beschloß Baron Chertek eine Expertise einzuberufen, deren Teilnehmer — durchwegs Kunstkenner von hervorragendem Ansehen — sich über den künstlerischen Wert des Bildes, in erster Linie über die Frage, ob es als ein „echter Rubens" anzusehen sei, äußern sollten.

Diese Sitzung fand am 7. April 1902 in den Bureaux der k. u. k. Generaldirektion der Allerh. Fonde statt (wo auch das Objekt, die „Heilige Familie", damals aufgestellt war) und bestand außer dem Einberufer Exz. Emil Freiherrn von Chertek und dem Oberrechnungsrat A. Windt aus den Herren:

Exz. Hugo Graf v. Abensperg und Traun, Oberstkämmerer Seiner k. u. k. Apost. Majestät;

Hofrat Wilh. Freih. v. Weckbecker, Kanzleidirektor in Sr. Maj. Oberstkämmereramt;

Fräulein Minna Hoegel, Historienmalerin;

Alois Delug, Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste;

Dr. Theodor Frimmel v. Traisenau, gräfl. Schönbornscher Galeriedirektor;

Hugo Othmar Miethke, gerichtlicher Sachverständiger in Kunstsachen;

Dr. Heinrich Modern, Kunstschriftsteller;

Josef Schönbrunner, Galeriedirektor Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Friedrich;

Dr. Alfred R. v. Wurzbach, Kunstschriftsteller.

Es ist uns durch das gütige Entgegenkommen Sr. Exzellenz des Freiherrn v. Chertek gestattet worden, das nachfolgende genaue Protokoll, das über jene Sitzung aufgenommen wurde und das einen höchst wertvollen Beitrag zur Kunstgeschichte, speziell zur Rubensforschung, bildet, im Wortlaute zu veröffentlichen.

*

Freih. v. Chertek eröffnet die Sitzung, bedauert vor allem, daß von den zur Expertise Geladenen die Herren Prof. August Eisenmenger, Professor Dr. Alois Riegl und Galerie-Direktor Regierungsrat August Schaeffer am Erscheinen verhindert sind, und spricht den anwesenden Herren für die Freundlichkeit, womit sie seiner Einladung Folge geleistet haben, den verbindlichsten Dank aus.

Es handle sich — wie er weiter bemerkt — um die Besprechung und Beurteilung eines Gemäldes, welches nicht nur vom kunsthistorischen Gesichtspunkte aus bemerkenswert ist, sondern auch dadurch ein besonderes Interesse erweckt, daß ein zweites Bild gleicher Komposition vorhanden ist und daß von diesen zwei Gemälden eines im Besitze Seiner k. u. k. Apostol. Majestät Kaiser Franz Joseph I., das zweite in jenem Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. sich befindet.

Was die Provenienz des hierortigen Bildes betrifft, so konnte darüber leider ein urkundenmäßiger Beweis nicht erbracht werden. Das, was bezüglich dessen Legende in Erfahrung gebracht wurde, gründe sich bloß auf Tradition, auf mündliche Überlieferungen der Zimmerwärter, Kammerdiener 2c. Nach dieser Tradition soll weiland Seine Majestät Kaiser Franz I. anfangs des XIX. Jahrhunderts das Bild in Italien erworben haben, worauf es einige Zeit in der Burg sich befand und dann nach Persenbeug — in welchem Schlosse Seine Majestät gerne weilte — transportiert wurde. Dortselbst soll das Bild in Allerhöchstdessen Schlafzimmer, und zwar oberhalb des Bettes, aufgehängt worden sein.

Des weiteren blieb das Bild auf seinem Platze, auch als obgedacht Seine Majestät sich mit seiner vierten Gemahlin Karoline Auguste vermählte. Nach dem Ableben des Kaisers Franz (1835) und der Kaiserin Karoline Auguste (1873), endlich während der Zeit, als das Schloß an weiland Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Karl Ludwig anfiel, soll das Gemälde auf demselben Platze, im Schlafzimmer des sogenannten Kaisertraktes, geblieben sein. Erst der nachfolgende Schloßherr, Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog Otto, soll dasselbe in die Schloßkapelle haben übertragen lassen.

Als die Herrschaft Persenbeug von Seiner k. u. k. Apostol. Majestät Kaiser Franz Joseph I. aus dem Erzherzog Otto'schen Besitze erworben wurde, wurde im Jahre 1899 die Inventarisierung des Schloß-Mobiliars durch den Oberrechnungsrat Alfred Windt vorgenommen, bei welcher Gelegenheit der Genannte das Bild, welches in den bisherigen Inventarien als nicht signiert in Evidenz geführt wurde, in der Schloßkapelle und bei genauer Besichtigung des Bildes auf demselben die Signatur: »P. P. Rubens f. 1630« entdeckte.

Infolgedessen wurde die Überführung des Gemäldes nach Wien angeordnet, um dasselbe von Kunstkennern untersuchen zu lassen.

Leider war das Bild von den verschiedenen Restauratoren arg mitgenommen worden, welche, um die zahlreichen im Laufe der Jahre durch Transporte entstandenen Schäden zu decken, dasselbe in grober Weise übermalt hatten.

In diesem elenden Zustande wurde das Bild von einigen zur Begutachtung eingeladenen Kunstkennern wie: Galeriedirektor Schäffer, Schönbrunner, Dr. v. Frimmel, Kustos-Assistent des Hofmuseums Dr. Gustav Glück und der Historienmalerin Frl. Minna Hoegel besichtigt, weshalb denn auch ein klares Urteil über die Echtheit des Gemäldes sich nicht herausbilden konnte; immerhin glaubten insbesondere Dr. Glück und Fräulein Hoegel die Ansicht aussprechen zu sollen, daß man ein wertvolles Gemälde vor sich habe, daß man aber, insolange dasselbe nicht von den Deckfarben befreit war, mit dem Urteile über dessen Echtheit zurückhalten müßte.

In einem späteren Zeitpunkte machte Dr. Glück aufmerksam, daß in dem Jahrbuche der preußischen Kunst-Sammlungen 1890, Band XI, auf Seite 204 eine Reproduktion eines Bildes in Lichtdruck enthalten sei, welches dem hierortigen vollkommen gleiche und sich auf ein in der Potsdamer Sanssouci-Galerie befindliches Gemälde beziehe. Aus dem begleitenden Texte war zu entnehmen, daß dasselbe auf der Berliner Ausstellung niederländischer Meister 1890 ausgestellt war und von Rubens stamme.

Nachträglich ist noch eine dritte Wiederholung des Bildes bekannt geworden, welche, ehemals in der Sammlung Marlborough, sich gegenwärtig in amerikanischem Privatbesitz befindet und von der noch keine Photographie beschafft werden konnte.

Eine hierauf mit dem Dirigenten der königlich preußischen Kunstsammlungen, Dr. Paul Seidel, und dem Direktor der königlichen Gemäldegalerie zu Berlin, Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Bode, eingeleitete Korrespondenz ergab Folgendes:

Dr. Seidel bemerkte, das Bild in Sanssouci sei auf Holz gemalt, das unsere auf Leinwand. Ersteres trage im Gegensatze zu unserem keine Signatur. Die Qualität des Bildes von Sanssouci, welches — den Inventaren zufolge — spätestens unter Friedrich dem Großen erworben worden sei, ist als vorzüglich zu bezeichnen.

Geheimrat Bode erklärte auf Grund der ihm zugesandten Photographie des (damals noch nicht abgedeckten) Wiener Bildes letzteres als eine Atelier-Wiederholung des Gemäldes von Sanssouci. Dieses sei in jedem Strich eigenhändig, flüssig und breit gemalt, in der Art, wie Rubens seine Gemälde von 1616—1618 ausführte; mit dem charakteristischen Stehenlassen des braunen Untergrundes in den Schatten, den darüber aufgesetzten lichtgrauen und bläulichen Tönen, den rötlichen Reflexen u. s. f.; das Wiener Bild erscheine daneben verhältnismäßig nüchtern, von gleichmäßigerem Farbenauftrag und weniger prächtig in den Farben.

Daß Rubens selbst im Jahre 1630 noch solche Typen geschaffen, so gezeichnet und gemalt haben sollte, sei ausgeschlossen. Wie die Inschrift zu erklären ist, darüber wisse er kaum recht Auskunft zu geben. Rubens

hat ja seine Bilder nur selten gezeichnet, unter hundert seiner Gemälde seien höchstens drei signiert, von den Skizzen ganz abgesehen. Sollte er nun trotzdem einmal eine in seiner Werkstatt ausgeführte Kopie mit seinem Namen und sogar mit dem Datum bezeichnet haben? Es scheine das wenig wahrscheinlich. Da die Inschrift aber bei der Reinigung stehen geblieben ist, so scheine dennoch der Kopist sich erlaubt zu haben, Rubens' Namen darauf zu schreiben, der in dem Sanssouci-Original fehle. Letzteres Exemplar finde sich in der Tat schon in den Katalogen aus der Zeit Friedrichs des Großen. Da er eine besondere Vorliebe für Rubens hatte, glaubt Bode, daß das Bild erst in seinem Auftrage angeschafft worden sei. Möglich auch, daß es schon aus der Oranischen Erbschaft stamme; unter den bekannten Bildern derselben finde es sich aber nicht.

Zu Bodes Brief bemerkt Dr. v. Wurzbach, man sei in Berlin nicht immer so fanatisch für die Echtheit des dortigen Bildes eingetreten. In einer Kritik gelegentlich einer Ausstellung dieses Bildes sagt Doktor Adolf Rosenberg in Berlin (in der Kunst-Chronik 1890, Nr. 23) folgendes: „Überwiegend von Schülerhand ist wohl auch eine heilige Familie mit dem kleinen Johannes ausgeführt, die in der Behandlung des Fleisches dieselbe Kälte, dasselbe flockige Weiß zeigt und deren besonderes Kennzeichen ein mit einem grünen Tuche bedeckter Wiegenkorb im Vordergrunde ist." Man sehe daraus, wie in Berlin über das Potsdamer Bild der Stab gebrochen wurde, und es müsse daher die Behauptung der Herren Dr. Bode, Dr. Seidel 2c. mit Vorsicht und unter Anrechnung des hier zu berücksichtigenden wohl begreiflichen Lokalpatriotismus entgegengenommen werden.*)

Nachdem das Wiener Bild von der Historienmalerin Fräulein Minna Hoegel teilweise abgedeckt worden war, wurde dessen Überführung

*) Wie sehr der durch das plötzlich aufgetauchte Wiener Rubensbild angeregte Lokalpatriotismus der Berliner Kunstkritiker die Auffassung einzelner derselben beeinflußt zu haben scheint, dafür spricht u. a. die Tatsache, daß derselbe Adolf Rosenberg, der 1890 die Sanssoucier Heil. Familie als „überwiegend von Schülerhand" und wenig wertvoll hinstellt, das Bild gleichwohl dem 1905 von ihm edierten Werk „P. P. Rubens, des Meisters Gemälde in 557 Abbildungen" (Klassiker der Malerei V. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) einverleibt hat, obwohl er in diese Sammlung, wie er selbst angibt (S. XXVII), nur ganz eigenhändige Werke Rubens', von „den mit seiner wesentlichen Beihilfe ausgeführten" aber nur solche aufgenommen habe, deren Gegenstand sonst gar nicht vertreten wäre (die „Heil. Familie" aber ist durch zehn Gemäldereproduktionen in dem genannten Werke vertreten). Als Original nennt die Unterschrift bloß das Bild in Sanssouci und keine der zahlreichen Anmerkungen gibt auch nur eine Andeutung, daß eine Kontroverse über die Originalität dieses Gemäldes geführt worden ist. Als im „Allgemeinen Literaturblatt" eine Besprechung des Rosenbergschen „Rubens" erschien, in welcher dies Verschweigen notiert ward, richtete die Verlagshandlung ein Schreiben an den Referenten, worin sie — jedenfalls im Auftrage des Verfassers — bemerkte, daß sich hinsichtlich der ‚Persenbeuger Heil. Familie' „alle Autoritäten, selbst die Vorstände des Wiener Hofmuseums, gegen deren Echtheit erklärt haben und für das Exemplar in Sanssouci eingetreten sind. Die Unterschrift auf dem Wiener Bilde ist gefälscht". — Die Schlußsätze des obigen amtlichen Protokolls, auf welches sich die sämtlichen Mitglieder der Expertise einigten, zeigen, wie viel von dieser Erklärung des Berliner Kunsthistorikers zu halten ist.

nach Potsdam in Begleitung der genannten Dame sowie des Herrn Doktor Glück zum Zweck der Vergleichung mit dem Potsdamer Bilde veranlaßt.

Das Ergebnis dieser Vergleichung, welcher preußischerseits — wegen Verhinderung Dr. Bodes — nur Dr. Seidel und der Direktorial-Assistent Dr. Friedländer beiwohnten, war insoferne kein befriedigendes, als die Ansichten der hierortigen Delegierten sehr auseinander gingen.

Dr. Glück spricht sich in seinem Gutachten dahin aus, es sei ihm auf den ersten Blick klar geworden, daß das Bild von Sanssouci dem Wiener an künstlerischem Werte weit überlegen sei. Jenes sei auf Holz, dieses auf Leinwand gemalt, ein Umstand, der für die Originalität des Berliner Bildes spreche, weil Holz das teurere Material sei und für eine Wiederholung kaum verwendet worden wäre. Auch sonstige Merkmale ließen Rubens' Hand im Berliner Bilde erkennen: die helle flüssige Farbe, die Kühnheit und Leichtigkeit der Pinselführung. Unser Bild sei in der Farbe schwerer und dunkler, ja sogar stumpf, die Technik mehr schlummernd. Das Berliner Bild weise mehr zeichnerische Gewalt auf. Das Wiener Exemplar sei daher eine interessante gleichzeitige Wiederholung von der Hand eines anderen Malers, der kaum zu Rubens' Schülerkreise gehörte. Daraus erkläre sich wohl auch die Datierung 1630, zumal die Malweise auf dem Berliner Bilde mehr für das Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts spreche. Die Signierung sei deshalb keine Fälschung, weil das bei solchen Werkstattkopien häufig vorkomme. Diesen Ansichten haben sich Seidel und Friedländer angeschlossen, auch Bode und Hymans in Brüssel hätten sich übereinstimmend geäußert.

Dem entgegen spricht sich Fräulein Hoegel dahin aus, daß sie zur Vergleichung erst im letzten Momente zugezogen worden sei. Ihre Ansicht sei trotzdem sofort die gewesen, unser Bild könne unmöglich eine Kopie des Berliner sein. Die Gemälde weisen malerisch Verschiedenheiten auf insoferne, als einmal die Technik auf Holz und Leinwand eine andere sei, dann aber auch darin, daß manches auf unserem Bilde besser sei als auf dem anderen, anderes wieder auf jenem. So ist beispielsweise das Jesuskind auf unserem Gemälde entschieden besser als auf jenem von Sanssouci, umgekehrt sind gewisse andere Partien dort wieder gelungener. In ihrer Gegenwart hätten die Herren der damaligen Kommission auch zugestanden, daß das Wiener Bild nicht gut eine Kopie nach dem Berliner sein könne. Es wäre ja immerhin denkbar, daß beide Bilder nach einer Original-Skizze von Rubens angefertigt seien.

An diese Äußerung knüpft sich die Verlesung eines offenbar inspirierten Artikels der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 11. Juni 1901*),

---

*) Derselbe lautet im Auszuge: „Aus Potsdam wird uns geschrieben: Ein Streit um ein Gemälde von Rubens wurde Ende voriger Woche zum Austrag gebracht. In der Gemäldegalerie Friedrichs d. Gr. im Park von Sanssouci befindet sich ein großes Gemälde von Rubens, die heilige Familie darstellend. Der junge blondgelockte Christus tändelt auf dem Schoße der Mutter Maria mit dem älteren Johannes, während im Hintergrunde Josef steht und vorn ein Lamm sich der Gruppe anschließt. Das Gemälde war 1892 auf der Ausstellung altniederländischer Meister, nachdem es zuvor von Prof. Hauser gereinigt war, wobei seine unzweifelhafte Echtheit festgestellt wurde, obwohl der Name des Meisters auf dem Bilde fehlt. Man schätzte

worauf Seine Exzellenz Baron Chertek ersucht, zur kunsthistorischen Besprechung des Bildes zu schreiten.

Zweck derselben sei: die Bedeutung des Wiener Bildes in das richtige Licht zu stellen und dadurch seine Stellung in der Galerie der alten Bilder zu festigen, wobei natürlich jene Momente zu besprechen sein werden, die für die Originalität des Bildes sprechen. Es sei kein Kampf mit Berlin beabsichtigt, sondern nur die Erzielung eines positiven Urteiles der zur Abgabe eines solchen berufenen Fachmänner.

Exzellenz Freiherr von Chertek verliest nun vorerst einen Brief des Professors Riegl, dessen Anschauung dahin geht, das Bild sei keinesfalls ganz eigenhändig von Rubens, es sei ein Atelierbild; es als Kopie zu bezeichnen, sei aber ausgeschlossen. Jedenfalls ist mehr als eine Hand dabei beteiligt. Den Pinsel Rubens' selbst erkennt Riegl in den Retouchen auf der Hand der Madonna, auf der linken Flanke des Christuskindes, den Spitzlichtern auf den Augen, der Figur des heiligen Josef. An die Beteiligung Van Dycks sei nicht zu denken, obwohl der Madonnentypus eine unleugbare Verwandtschaft mit Van Dyck zeige. Zwischen der Datierung und der Mache sei ein Widerspruch fühlbar; letztere weise auf die Zeit um 1620. Das lasse sich unschwer so erklären, daß das Bild tatsächlich um diese Zeit gemalt, jedoch erst 1630 fertiggemacht und signiert wurde, um einer Bestellung (vermutlich in Italien) zu entsprechen.

Nun ergreift Dr. v. Wurzbach das Wort und sagt: An der Authentizität unseres Bildes kann kein Zweifel sein; es ist ein Bild von Rubens. Wenn nichts anderes dies beweisen würde, wäre es die Signierung. Von za. 1000 Bildern von Rubens existieren nur sechs bezeichnete. Die Signaturen weisen je nach der Zeit gewisse Verschiedenheiten auf, die Dr. von Wurzbach an einer mitgebrachten graphischen Darstellung demonstriert. Die Signatur auf unserem Bilde stimmt genau mit der Zeit von 1630. Er müsse also das Bild unbedingt und durchaus als von der Hand Rubens' selbst herrührend bezeichnen, mit den Einschränkungen allerdings, die bei Bildern dieses Formates bei jenem Meister gemacht werden müssen. Was den Zeitpunkt der Entstehung anbelangt, schließe er sich der Vermutung Riegls an.

Dr. v. Frimmel: Betreffs der Signatur liege zu wenig Material an Rubens-Signaturen vor, um auf diesen Umstand entschiedenes Gewicht

den Wert des Gemäldes auf za. 100.000 Mk. Von österreichischer Seite wurde neuerdings die Echtheit des Gemäldes angezweifelt, weil der Kaiser von Österreich in seiner Privatsammlung zu Wien genau dasselbe Bild besitzt und auf demselben der Name: P. P. Rubens 1630 groß und deutlich zu lesen ist. Um nun festzustellen, welches das echte Gemälde ist, wurde in der vorigen Woche das Wiener Bild nach Potsdam geschickt und eine österreichische Künstlerkommission abgeordnet, welche mit einigen Berliner Künstlern eine Prüfung beider Gemälde vornahm. Es stellte sich heraus, daß das Bild, welches sich in der Gemäldegalerie Friedrichs d. Gr. befindet, eine bedeutend feinere Malerei aufweist als das Wiener Bild, das stark nachgedunkelt und an einigen Stellen defekt ist. Unstreitig ist aber das dem österreichischen Kaiser gehörige Gemälde auch von Rubens entworfen. Rubens hat dann wahrscheinlich die Ausmalung des Bildes seinen Schülern überlassen, wie er dies vielfach zu tun pflegte, um dann die fertigen Bilder mit seinem Namen zu versehen und zum Verkauf zu bringen. Das Wiener Bild ist inzwischen wieder zurückgesandt worden."

zu legen. Immerhin könne — auch abgesehen von der unbedingt echten Signierung — auf Grund der vorliegenden stilkritischen Merkmale das Bild unbedenklich „Rubens“ in dem Sinne getauft werden, als der Meister zweifellos lebhaften Anteil an seiner Entstehung genommen habe und zahlreiche ähnliche, vom Pinsel des Meisters übergegangene Schul- oder Werkstattbilder in den großen Galerien ohneweiters als „Rubens“ bezeichnet werden. Frimmel schließt sich vollkommen dem Gutachten Riegls an, auch bezüglich der Diskrepanz zwischen dem Stile der Komposition und der Datierung 1630. Für letzteres Jahr präzisiert er, auf die genauen Daten der Biographie Rubens' gestützt, die Zeit der Signierung auf den Abschnitt Februar—Dezember 1630.

Dr. Modern hebt zunächst hervor, das Wiener Bild sei nach seiner Überzeugung ursprünglich auch auf Holz gemalt gewesen und erst später auf Leinwand übertragen worden, das sehe man an der Art der Craqueluren. Im übrigen schließe er sich ganz der Meinung der Herren an, die das Bild Rubens zugeschrieben. Die Signatur ist echt. Allerdings stimme der Madonnentypus nicht mit dem Datum 1630; es sei daher wahrscheinlich, daß Rubens dieses ältere Bild im Jahre 1630 auf Bestellung wiederholt und gerade deshalb es signiert habe.

Herr Miethke schließt sich der Vermutung von der Übertragung des ursprünglich auf Holz gemalten Bildes auf Leinwand deshalb an, weil er glaubt, an den niedergedrückten, künstlich glattgemachten Pinselstrichen die Spuren des Bügelns nach dem Rentoilieren zu erkennen. Auch der Umstand, daß Fräulein Hoegel neben braunen auch grauen Grund gefunden habe, spreche für diese Annahme. Allerdings könne eine solche Übertragung frühestens erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben, da dieses Verfahren vorher nicht geübt wurde. Die Signatur sei unbedingt echt und er zweifle umsoweniger an der Echtheit des Bildes, als der Fall von Repliken desselben Gemäldes gerade bei Rubens häufig sei. Solche Repliken weisen dann eben solche kleine, doch immerhin merkbare Varianten auf, wie sie zwischen dem Wiener und dem Berliner Bilde zu konstatieren seien, die aber bei eigentlichen Kopien gerade nicht vorkommen. Richtig sei jedoch, was Riegl bemerkte: es sind mehrere Hände erkennbar. Deshalb ist das Bild als Atelierbild anzusprechen; daß dasselbe jedoch bestimmt auf Rubens zurückgehe, ergebe sich schon aus dem Eindrucke, daß keiner seiner Schüler im stande gewesen wäre, das zu schaffen, was uns vorliegt und was unverkennbar seine Handschrift trägt.

Direktor Schönbrunner gesteht, sein erster Eindruck vor einigen Monaten, vor Entfernung der Übermalungen, sei der gewesen, daß das Bild eine Kopie nach jenem von Sanssouci sei. Die Hüfte des kleinen heiligen Johannes habe wie eine Pfanne ausgesehen, von einer Modellierung des Kopfes bei dieser Figur sei keine Rede gewesen. Wie das Gemälde sich jetzt zeige, sei es zweifellos als ein gutes Atelierbild anzusprechen, das mit dem Namen Rubens in enge Verbindung zu bringen ist, und nach den konstatierbaren Verschiedenheiten zwischen dem Wiener und dem Berliner Bilde könne das erstere unmöglich mehr als Kopie gelten.

Professor Delug: Für ihn sei nicht der historische Gesichtspunkt, nicht die Signatur des Bildes maßgebend, sondern rein das technische und künstlerische Moment. Mit Hinblick auf dieses müsse er sagen: mindestens drei Vierteile des Bildes zeigen so deutlich die Hand des Rubens, daß man mit Sicherheit schließen kann, es sei nicht nur von ihm entworfen, sondern auch korrigiert und in wichtigen Partien von ihm selbst gemalt. Die Annahme, daß das Gemälde ursprünglich auf Holz gemalt war, habe etwas für sich, weil es ihm nicht ganz leinwandmäßig behandelt scheine; doch sei es seiner Ansicht nach unmöglich, darüber eine endgiltige Meinung abzugeben.

Fräulein Hoegel spricht, um ihre Meinung befragt, nochmals aus, sie halte unser Bild für einen echten Rubens und nicht für eine Kopie; auf Grund ihrer langjährigen Erfahrung könne sie nur sagen: so wie dieses Bild gemalt ist, kann man überhaupt nicht kopieren, und ganz besonders wäre es ausgeschlossen, daß das Wiener Bild nach dem auf Holz gemalten Gemälde von Sanssouci kopiert sei.

Hofrat Baron Weckbecker maßt sich als Nicht-Fachmann in der eigentlichen Frage kein Urteil an und möchte nur auf einen äußeren Umstand aufmerksam machen, der für die überschwängliche Wertung des Berliner Bildes vielleicht nicht ohne Relevanz ist: die Galerie in Sanssouci enthalte vorwiegend Kopien nach hervorragenden Gemälden, daher spräche die Vermutung eher dafür, daß das dortige Bild Kopie sei, und es wäre auch nicht leicht zu begreifen, warum es, wenn wirklich so hervorragend, nicht in die königliche Galerie im alten Museum nach Berlin gekommen wäre.

Dem hält Miethke entgegen, daß die Galerie zu Sanssouci ursprünglich viele Originale enthielt und erst unter Friedrich Wilhelm IV. jene zahlreichen Kopien dazu gekommen seien, die Baron Weckbecker dort gesehen habe.

Nach einem die verschiedenen Meinungen zusammenfassenden Resümee Seiner Exzellenz Baron Chertels einigen sich die Anwesenden auf folgende von Baron Weckbecker formulierte Fassung des Gutachtens der zur Expertise eingeladenen Persönlichkeiten:

„Das Bild ist unbedingt nicht als Kopie, sondern als Original anzusprechen.

„Die Signierung auf dem Gemälde »P. P. Rubens f. 1630« ist als echt anzuerkennen.

„Das Gemälde kann daher umsomehr als Rubens bezeichnet werden, als aus seiner Technik und Qualität zweifellos die starke persönliche Mitwirkung des Meisters an seinem Entstehen zu konstatieren ist.“





Die Vorauer Novelle.

Dem dreizehnten Jahrhundert frei nacherzählt von **Anton E. Schönbach.**

Also beginnt der altdeutsche Dichter seine Arbeit: „Wiederum will ich es wagen und bei mir überlegen, ob ich auf die Kunst des Reimens mich noch verstünde, noch Worte an Wörter zu kleben wüßte, des Vorbilds Sinn mit Verstand kund zu geben, eine Kunst durch die andere auszudrücken, ob ich zierlich das Latein des Buches zu zerbrechen vermöchte und so geschickt die Erzählung auflösen und abermals verschmelzen könnte in der Schmiedesse meines Herzens, daß aus dem alten ein neues Werk sich gestaltete. Da müßte wohl meine Zunge so scharf die harten lateinischen Worte bearbeiten, daß sie überall zerschnitten, umgebogen, durchgestochen würden und endlich auf solche Art eine liebliche Rede zu stande käme, die meisterlich und kräftig einen deutschen Lauf nähme; die freundliche Zusprache sollte selbst steinerne Herzen erweichen, so daß die Furcht Gottes in sie eindränge und, wenn jemand vielleicht sich schwer versündigt hätte, daß er dann rasch sich entschlösse und Beispiel und Lehre von der Geschichte abnähme, die ich jetzt berichten will und die da heißt: Von den zwei Klosterfreunden."

So finden wir es aufgeschrieben im alten Buch, daß einst zwei Jünglinge lebten, die schon im Kindesalter einem Kloster übergeben wurden, damit sie dem geistlichen Stande sich widmeten. Die Knäblein waren ohne alle Sünde, der heilige Geist hauste in ihren Herzen. Überdies teilte man sie einem Meister zu, der nach Wort und Werk einer lauteren Zucht waltete. Den Knabenfreunden legte er das göttliche Joch auf, das sie gerne trugen, damit sie himmlische Früchte dessen gewännen. So entbrannten und leuchteten rasch die beiden edlen Flämmchen. Dann ward ihnen gemäß der Lehre des Meisters Wohlgezogenheit, alle Wissenschaft und ehrenhaftes Gebaren beigebracht.

Nun merket genau, ihr, alle meine guten Leser! Als die beiden Knäblein schnell herangewachsen waren, da brauchte der Meister harte Zucht wider sie und schlug sie arg, 'um sie der Tugend nahe zu bringen. Ja, seine Strenge ward so groß, daß er die Jünglinge damit überlastete. Das gedieh ihm selbst zum Unheil seiner Seele. Denn wer den Bogen stärker aufziehen will und weiter, als das Holz erträgt, der zerbricht ihn, wie das jedermann weiß. Und wer das Brot zu heiß bäckt, dem verbrennt es zu schwarzer Kohle, daß niemand davon genießen kann. Und wer den Falken fett werden läßt und ihn mit vollem Kropf ausschickt, dem wird er leicht entfliegen. So hat den Meister seine eigene Zucht und Lehre betrogen, als er deren zu viel den Jünglingen darbot und mit Schlägen Wange und Rücken

ihnen rötete. Da fingen sie nämlich an, geheim und sorgsam zu bedenken, wie sie es anstellten, der Zucht und den Streichen zu entfliehen. So hatte einstmals auch der edle Jonas getan, der im Lande Tarsus vor Gott die Flucht ergriff und dabei wähnte, daß Gottes klare Augen ihn nicht sehen würden. Ganz ebenso flohen die beiden Klosterknappen aus ihrem geistlichen Gewande hinaus in die Schrecken der Welt. Sie rüsteten sich zu einer schlimmen Reise, die sie nachmals beklagen mußten, denn ihnen verdarb die Seele aus Lust nach den süßen Wonnen der Frau Welt, die ihre Freunde tückisch mit treulosen Grüßen empfängt, indes ihre Blicke Unheil künden. Gerade dessen aber begehrten mit Eifer die beiden Jünglinge, sie bargen sich vor dem Antlitz Gottes, schon waren sie tief aus der geistlichen Tugend gefallen und genossen den Honig zugleich mit der Galle, indem sie den üppigen Freuden der Welt mit übermütiger Willkür sich zuwandten. Von der Tür des Himmels, an die sie bereits getreten waren, sprangen sie fort und drängten sich hinaus auf die Straße, die zum ewigen Tode führt. Frau Welt ließ es ihnen glücken in aller schweren Sünde, daß ihr Herz darob am Frevel lachend sich weidete. Ihr Herz, ihr Gemüt, alle ihre Sinne entflammten sich in wilder Liebe zur Welt und hitziger ward von einem Tag zum andern ihre Sündenlust. So steht es in dem Buche zu lesen.

Nun schenkt, ihr lieben Leser, für ein Stündchen mir geneigte Achtsamkeit so lange, als ich vor euren Augen die Geheimnisse Gott des Herrn aufdecke, die ihm alle zum Ruhme gereichen. Damit erwecke ich die Sünder unter euch, auf daß sie ihre Schuld herzlich bereuen, und verkünde vor eurem Angesicht das furchtbare Strafgericht Gottes, wie es diesen Klostergenossen sich wies, die zur Sünde abgeirrt waren. Ihr Lasterpfad brachte sie zur Stadt Toledo in Hispanien, wo man auf der Hohen Schule offen aus den schwarzen Büchern die Kunst der Nekromantie vortrug. Das ist eine Wissenschaft, die vom Innersten aus wider Jesus Christus sich erkühnt und die Seele zum Untergang geleitet. „Dort ist das Zauberwesen zu verkaufen", so hatte ihnen der Priester gesagt, indem er auf die Stadt wies, aus der er ihnen entgegengeritten kam.

Solche Auskunft vernahmen sie vergnügt und eilten nach Toledo. Der Meister der Hohen Schule empfing sie überaus gütig. Mit den Augen eines Mörders hatte er sie schon von weitem angeblickt, dann sprach er sie mit wälscher Rede lächelnd an: „Seid willkommen, ihr schönen jungen Herren, mir und meinen Schülern!" Sie dankten ihm, wie es Brauch ist, fein und sittig und empfahlen ihn arglos dem Sohne Gottes. Darnach flehten sie ihn an, er möge um seiner höfischen Zucht willen ihnen die nekromantische Kunst so schnell als möglich beibringen, gerne wollten sie Herz und Sinn und all ihr Wissen dem Nekromanten zukehren und um seine Gunst werben. Wieder lächelte der Meister, sah die beiden Gesellen scharf an und begann: „Ihr seid doch in der Schule Gottes gewesen und habt dort gelernt: wenn jemand die Zauberbücher studieren will, dann muß er den harten Fluch Gottes ertragen, der auf seine Seele fällt, — fürchtet Ihr Euch denn nicht davor?" Die Freunde antworteten, er möge es nicht sein Gewissen bedrücken lassen, wenn junge Schüler wegen der Freiheit ihres verwegenen Gemütes ein wenig Schmerzen an der Seele litten. So will-

fahrte ihnen der Meister und sie begaben sich mit freudiger Eile seinem Gebote nach zur Zauberschule. Da ward ihnen sofort ein mächtiges Buch gebracht, das mit vergoldeten Spangen schwer beschlagen war. Wie im tollen Wetteifer drängten sich die beiden Genossen hin zu dem Buch. Abermals wehrte der Meister sie ab und warnte: „Einst wird eine Zeit kommen, wo dieser Tag Euch reut, dann, wenn des Todes grimmiger Schlag Euch von diesem Buche wegtreibt. In jener Stunde wird Satan Euere Seele unter bitterem Jammer und Leid aus Eurem Herzen reißen und die Reue, die dann Euch ankommt, wird Euch nicht mehr helfen. So will es Gott, wie ich weiß." Diese Rede betrübte die beiden Gesellen und sie antworteten: „Meister, solche Drohung wendet Ihr besser an alte Weiber. Wollt Ihr höflich sein gegen uns, wie es Eurer Bildung ziemt, dann laßt solche Worte unterwegen. Denn um Eurer Kunst willen sind wir hierhergekommen und wir wollen jetzt versuchen, was sie uns einträgt." Der Meister befahl nun seinem Famulus, alsbald die Zauberbücher herbeizubringen, und vor ihnen beiden ward zunächst der goldbeschlagene Band aufgetan. Da lasen sie auf dem ersten Blatt mit großen grellroten Buchstaben bis zur dritten Zeile geschrieben: „Hier hebt sich an der Tod der Seele, der mit ewiger Bedrängnis und in furchtbarer Fesselung erlitten wird im Rachen des Teufels für alle Ewigkeit."

Als die beiden Genossen der Schrift inne wurden, die mit solch strenger Rede ihr Herz bedräute und ihnen durch das Entsetzen des Todes alle Freude raubte, da sahen sie einander mit unsicheren, weitirrenden Blicken an. Der Meister fragte, ob er ihnen weiter vorlesen sollte. Sie antworteten: „Ja, Herre, laßt uns Eure Lehrknechte sein, damit wir die hohe Kunst und alle die Weisheit lernen, die in diesem Buche verzeichnet steht."

Der Meister sprach: „Nun leset nur selbst fort und suchet verständig zu ergründen, was die Sprüche sagen wollen und wie man auch erfahrene Männer durch den Zauber zu berücken vermöge. Dann will ich Euch selbst in die Lehre nehmen und will Euch beibringen, wie Ihr Weib und Mann betrügen, wie Ihr Gott und die Welt hintergehen möget, den Teufel rufen und aus der Hölle beschwören. Damit könnt Ihr sicher Euer Leben so einrichten, wie das Herz Euch antreibt." Sie erwiderten: „Herr, wir bitten Euch um Eure Lehre, gewähret sie uns, da Ihr doch so freundlich gegen uns seid. Kümmert Euch nicht darum, daß wir etwa so jung und vielleicht zu schwach für diese Aufgabe wären. Leset uns den Zauber vor, die Welt und wir werden Euch dafür Dank wissen. Wenn Herz und Sinn uns nicht täuschen, so wird es Euch nicht gereuen, des seid gewiß!"

Sogleich begann der Meister zu lesen und wandte vergnügt ein Blatt nach dem anderen um. Und die Genossen lasen und schrieben ihm nach den Fluch ihres Lebens, den Todesbann ihrer Seele. Als sie nun die Kunst für sich gewannen, wie eilig machten sie sich daran zu leben, wie das Zauberbuch ihnen befahl! Diese Kunst war in Wirklichkeit die der schwersten Sünden, die sie jetzt zu üben anfingen. Da trieben sie allerlei Laster und zu den alten erfanden sie noch neue. Mit des Zaubers Hilfe ergaben sie sich unkeuscher Minne und unterwarfen die keusche Neigung mancher Frau ihrem Willen. Aller Frevel Samen säten sie über die Lande, aber sie ernteten auch, schnitten

und mähten und genossen die Frucht, bis sie in den Sünden so lustig schwammen wie der Fisch in der hellen Flut. Niemals fragten sie dem Schicksal ihrer Seele nach, wer sie dann etwa in Empfang nähme, wenn der allmächtige Tod sie einstens aus dem Leibe jagte und mit harter Faust sie vor das Gericht Gottes zwänge. Das galt ihnen für nichts, und wer ihnen davon sprechen wollte, den hießen sie schweigen und sich drücken. Ja, zur selben Zeit riefen sie selbst den schwarzen Hund aus seiner Hölle herauf, geheimnisvoll beschworen sie ihn schon durch die Kraft ihrer Untaten. Die ganze Liste aller Hauptsünden prüften sie durch und so wuchsen sie zu Männern heran: Habgier wohnte in ihrem Herzen, Fraß und Trunkenheit waren ihnen wie ein Alltagskleid, Hoffart diente ihnen als Spiegel, keine Stunde ermüdeten sie in der Unkeuschheit. So luden sie den Zorn Gottes auf sich, sie selbst hatten ihn zu ihrem Unheil erkoren.

Den einen der beiden Genossen packte der grimme Tod, als er eben im Zauberbuche las, ergriff ihn mit kläglicher Bedrängnis, um die Seele ins Feuer der Hölle zu schleudern. Seltsam und nicht nach Menschenart wandelte sich der Blick seiner Augen. Der Schreck vor dem Tode zerdrückte ihm das Herz. Glieder und Knochen schmiegten und krampften sich in einander und erkrachten schmerzlich. Sein trauter Geselle ahnte nichts davon, daß den Freund der Schlund der Hölle so rasch verschlingen wolle, nur von zwei Knäblein ward es ihm eilig gemeldet. Da eilte er mit aller Macht zu dem Lager des Genossen, wand seine Hände klagend, als er ihn so siech und elend traf, und sprach: „Trauter Freund, was bedeutet diese schwere Krankheit?" Der Sieche antwortete: „Alle Freude der Welt ist mir entrissen, Gott werde ich niemals sehen und Satan wird den Sieg über meine Seele erringen, unentrinnbar ist mein Schicksal."

Darauf der erfahrene Genosse: „Mein Liebling, das Nötigste ist, daß Du aus dieser Zauberschule Dich tragen läßt. An Gott brauchst Du nicht zu verzagen, denn Jesus Christus hat den Martertod gewählt, just um den Sünder der ewigen Not zu entbinden, wenn er nur gemäß dem Rate der Schrift zur rechten Zeit um Gottes freundliche Huld wirbt." Da sprach der Kranke: „Für meine Schuld gibt es keine Gnade, mich verschlingt das teuflische Untier, den Flammen der Hölle entkomme ich nicht mehr, endlos muß ich in ihnen brennen." So kehrte sich in seiner Angst der Sieche gegen die Wand, schon würgte ihn der Tod und mit gräßlichem Blick sah er nach dem Genossen: „Gottes Bann und Acht hat mich den Höllenhunden anheimgegeben."

Wieder versuchte der gesunde Freund ihn zu trösten, so gut er vermochte: „Du bist doch, trauter Gesell, zur Hölle nicht geboren. Gott hat bei sich selbst einen teuern Eid geschworen, daß er des Sünders Tod nicht wolle und daß niemand, so viel und arg er sündigte, darob Gottes Huld einzubüßen brauchte. Und Gott ist getreu, das weißt Du besser als ich." Heftig sprach der Sieche: „Leer und überflüssig redest Du und willst mich mit Deinen Worten betäuben. Noch heute wird und muß Gottes Rache an mir sich erfüllen, dem Abgrund neigt sich mein Leben zu, denn Gott will meiner Frevel nicht vergessen und hat den Platz namenlosen Schreckens mir im Höllenfeuer schon bestimmt und angewiesen."

Da brach der Gesunde in laute Klagen aus und rief dem trauten Genossen zu: „Liebster Freund, verzage nicht an Deinem Schöpfer! Wenn nur einmal Dir Reue Dein Auge netzt und ein Seufzer aus Deinem Herzen steigt, so wird dieser ein hoher Bote, dem Gott nichts abschlagen kann und dem er die Gnade gewährt wie einst dem Schächer am Kreuz, dem seine letzte Stunde die Pforten des Paradieses entschloß. Weihe Gott den letzten Zug Deines Atems, so bist Du gerettet.“ Der Kranke wand sich in wilder Angst und doch schrie er auf: „Schweig' mir, Geselle, hörst Du nicht mein Herz erzittern in der Furcht des Todes? Gottes Gnade und Huld habe ich verwirkt und für alle Zeit sind sein Segen und Gruß mir unerreichbar. Ich verzweifle an ihm und an seiner Milde, dort sehe ich die Schar der Teufel schon herankommen, mit der ich fahren muß. Heute wird mein Urteil gesprochen, über mich senkt sich Gottes Fluch, mein Herz bricht und die Hölle reißt ihren Rachen auf wider mich. Daher schweig, vergebens ist aller Rat, denn in diesem Augenblick, meinem letzten, glaube ich nicht an Christus und seine Hilfe.“

Ein tiefstes Weh aus dem Innersten des wunden Herzens erfaßte den gesunden Freund: „Wehe mir, teurer Genosse! Nun sehe ich, daß niemand Dich retten kann, wofern nicht Gott Dein Herz noch wendet. Darum, liebster Freund, neige Dein Ohr mir zu und gewähre mir eine einzige Bitte! Gedenke, daß ich niemals Dir Unfreundliches erwiesen, vielmehr Dir stets in Treuen ergeben war!“ Darauf der Sterbende: „Sprich rasch, denn eben will ich verscheiden.“ Und nun bat der Gesunde, es möge der Freund auf einem Berge, den er ihm durchs Fenster mit dem Finger wies, nach dreißig Tagen erscheinen, in dem finstern Walde, der die Kuppe rauh und wild umschloß. Schon zog der Sieche schwer und langsam den Atem, als er die letzten Worte redete: „Ich komme, wenn ich kann.“ Da faßte ihn des Todes Macht, das Herz zerriß, in Krämpfen wand sich der Leib, Arme und Beine krümmten sich und streckten sich wieder, Schaum stand auf seinen Lippen, wie Gebrüll entfloh die Stimme seinem Munde, die Zähne preßte er zusammen und biß sich durch die Zunge, des Todes fahle Farbe überzog sein Antlitz. Da kam es, als ob eine Wolke trüb sich über dem Siechen lagerte, Brandgeruch breitete sich über sein Lager, denn die Schar der Teufel, die herangekommen war, entriß aus dem Herzen des Toten sein höchstes Pfand, die Seele, mit ihnen flatterte sie dahin.

Was soll ich euch nun noch Ferneres künden? Der Leichnam ward hinausgeschleppt ins offene Feld ohne Weihwasser und ohne Segen, denn der Gestorbene hatte sich vom Christenglauben abgewandt, darum mußte er auch der christlichen Gemeinschaft beraubt werden. Einsam blieb der gesunde Freund zurück, der nunmehr nach dem furchtbaren Erlebnis sich aufrichtiger Reue zukehrte. Er ging zu einem Priester und eröffnete sich ihm: „Herr, alles gebe ich auf, wofür ich lebte, Kunst und Wissen, höfische Zucht und Ehre der Welt, und so rasch ich's vermag, will ich meinen Lüsten enteilen.“ Der Priester sprach: „Gerne will ich an Gottes Statt Dich hören.“ Nun kniete der Sünder, wie es sich ziemte, vor dem Sitzenden nieder und flehte: „Lieber Herre mein, erschrecket nicht über meine Beichte, denn argen Hohn hat der höchste Gott durch mich erlitten!“ Darauf der Priester: „Lieber

Sohn, fürchte Dich nicht: so schwer Deine Sünden auf Dir lasten mögen, heute will Gott ihrer vergessen.“ Und nun entrang sich das Bekenntnis dem Sünder mit schweren Seufzern, Herzstößen und Tränen, was Übles er alles von Kindesbeinen ab gefrevelt hatte. Und so tief und schmerzerfüllt ward seine Reue, daß ihm widerfuhr, wie dem Adler geschieht, wenn er alt und des Lebens überdrüssig ward: dann fliegt er von einem See hinauf zu den Wolken, da verbrennt der Strahl der Sonne ihm das sieche Gefieder und er stürzt versengt herab in die Fluten der Wasser. Dort jedoch verjüngt er sich, rasch wachsen ihm neue Federn und Flügel, prächtig erglänzend, kraftvoll dehnen sich seine Glieder, stark wird der gelenkige Schnabel, die runden Augen klären sich, leicht und schnell wird sein Flug, weit und fest der Griff seiner Klauen, tapfer und verwegen der Mut seines Herzens. Solches ward mir über den Adler berichtet und solches erfuhr auch dieser Sünder, als die Beichte seines Herzens und die Reue seiner Sünden an das Tor des Himmels pochte: da schwand und verbrannte in der Hitze seines Leibes aller Übermut und Frevelsinn, in dem See der Tränen erneute sich das Heil seiner Seele.

Der dreißigste Tag nach dem Tode des Freundes war herangekommen, wie der Sterbende ihn als Zeitpunkt seiner Wiederkunft zugesagt hatte, und der überlebende Genosse wandte seine Schritte, als die Sonne gegen Abend sank, dem Berge zu, nicht ohne Furcht, geschützt aber durch Kreuz und Gebet, mit denen er sich Gott empfahl. Langsam brach die Nacht an, indes er nach der Höhe stieg, da fing es an in den Lüften zu brausen, Wolken stürmten heran und gleißende Blitze, der Donner brüllte, tiefste, schwärzeste Finsternis umhüllte den Berg, furchtbarer Schrecken bemächtigte sich in düsteren Wirbeln seines Herzens.

In seiner Angst blickt er dort- und dahin, aber alles sieht er von Entsetzen erfüllt und nirgends eine Stätte, wo er sich verbergen möchte. Inzwischen steigt im Norden schwarzer, entsetzlicher Rauch empor und nähert sich allgemach dem Berge. Mit dem Rauch kommt der Lärm verworrener Stimmen heran, als ob eine Heerschar zur Belagerung einer Feste auszöge. Wenig darnach erblickt der Zitternde eine große Menge von Reitern, dann Krieger zu Fuß, die Waffen und Schilde tragen, Zelte und Hütten aufschlagen wollen. Diese lagern sich um den Berg an dessen Fuße. Andere Krieger kommen nach diesen und besetzen die mittlere Höhe des Berges. Endlich naht eine dritte Schar, die Fürsten und Herrscher der Finsternis, die auf des Berges Gipfel bereitete Stühle einnehmen, wie richterliche Sitze. So wird in dreifacher Gliederung der ganze Berg von den höllischen Scharen umschlossen und zuletzt der verstorbene Freund in die Mitte geschleift und von seinen Gebietern ihm die Erlaubnis gewährt, mit dem Genossen zu sprechen, was er wolle. Dem Toten waren Hände und Füße gefesselt mit Ketten so erglühend, als ob sie aus Feuer selbst geschmiedet wären; ihn umgab ein weites Gewand, das mit wunderlicher Schrift bedeckt war. Und nun wird der eine Freund dem anderen gegenübergestellt, der Tote dem Lebenden. Dieser erkennt ihn zwar, jedoch nur ungefähr, als ob er sich nicht vergewissern könnte. „Bist nicht Du es, Freund,“ redete er ihn an, „der Du vor kurzem als mein Genosse verzweifelnd gestorben bist?“ „Ich bin es,“ erwiderte jener, „aber wenn Du klug bist, wirst Du niemals mehr

wünschen, mein Genosse zu sein." Darauf der andere: „Nun sage mir, wie es mit Dir steht und wie Du im Jenseits aufgenommen wurdest." „Ganz so ist es mir widerfahren," antwortete jener, „wie ich es verdiente und wie ich es erwartete. Nichts Gutes habe ich gehofft, nichts Gutes ist mir zuteil geworden." „Und was bedeutet," fragte der Freund, „dieses häßliche Kleid und die seltsame Schrift darauf?" „Das Kleid", sprach der andere, „stellt mein Leben dar und die Schrift kündet meine Frevel, damit alle Menschen auch das Heimlichste darin erfahren und meine Beschämung darob um so größer werde." „Ach, könnte ich nur zu Dir sprechen, wie ich wollte," meinte der Freund, „und Dich fragen, wornach mich lüstet." „Sprich ruhig," erwiderte jener, „und frage, was Du willst." Darauf der Freund: „Ich zweifle nicht, daß Du leidest, aber eigentlich habe ich Deine Strafe mir härter gedacht, als sie zu sein scheint." „Gut," antwortete der Verurteilte, „ich habe wohl gemerkt, daß Du so denkst. Aber strecke Deine Hand aus zu mir und berühre mich, dann wirst Du erfahren, was ich leide." Entsetzt wich der Freund zurück. „Es muß sein," fuhr jener fort, „es ist bestimmt, daß Du als ein Gezeichneter von dannen gehst: Du wirst von dem Zeichen nicht sterben, Du wirst es aber tragen." Da bot der lebende Freund die Hand dar und berührte das Gewand, und es war wie eine gierige Flamme. Darauf reckte der Tote seine Hand aus dem Kleide und von seinem Zeigefinger fiel ein Funke wie ein Tropfen Feuers auf die Hand des Genossen, brannte sie im Augenblick durch und sank dann zur Erde, bohrte in sie eine Vertiefung und verschwand darin. „So wie Du jetzt es gefühlt hast," sprach der Verdammte, „so brennen wir von innen und außen und so werden wir immer brennen ohne Ende der Zeiten." „Und welche Hoffnung habe ich," bat der Lebende, von Grauen erfaßt, „solcher Qual zu entrinnen?" Der Tote sprach: „Weshalb fragst Du mich, da Du doch schon vorher den richtigen Rat suchtest und fandest? Du hast bereut und hast gebeichtet; fahre fort darin und folge der Weisung Deines Priesters." Darauf der Genosse: „Noch bitte ich, sag' mir, aus welchem geistlichen Orden gelangen die wenigsten zur ewigen Verdammnis?" Der Verurteilte sprach: „Keinen Orden gibt es, aus dem niemand der Hölle verfiele; keinen, aus dem niemand zum ewigen Leben errettet würde. Einer aber besteht in der Kirche, der von uns, wie Du weißt, gehöhnt und verspottet ward, das sind die grauen Mönche, die Söhne von Citeaux. Dieser Orden ist groß und seinesgleichen gibt es nicht auf Erden. Von seinen Tugenden schweige ich, denn ich habe sie niemals geliebt, ein Ding aber ist, das ihn über alle anderen weit erhebt: die Königin des Himmels haben sie gemeinsam zu ihrer Herrin und Schützerin erwählt. Der Mutter des Allmächtigen haben sie sich alle als ihrer eigenen Mutter geweiht, sie hinwiederum breitet huldreich ihren Segensmantel über ihre Söhne. Und so wie mit einem ungeheuren Netz das Meer der Welt durchzogen wird, um die Fische zu fangen, so zieht dieser Orden die Menschen an sich, um ihre Seelen zu retten. Darum, willst Du Sicherheit des Heiles gewinnen, gib Dich dem Orden des heiligen Bernard anheim, unterwirf Dich seinem strengen Gebot, dann wird Gottes gewaltige Hand Dich demütigen, Dich aber um so gewisser am Tage der Heimsuchung erhöhen."

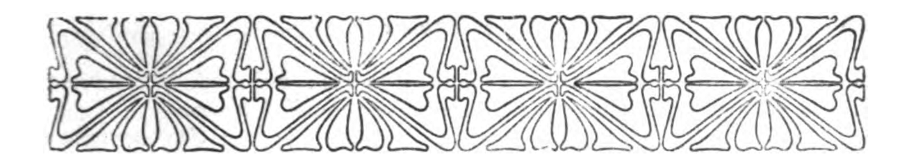
Als der Tote so gesprochen hatte, entstand ein furchtbarer Wirbelsturm, die Versammlung der Dämonen löste sich auf und mit heftigster Entrüstung fielen die Teufel über den verdammten Genossen her. „Wie,“ riefen sie, „Du willst ein zweiter Paulus werden! Unsere gewisse Beute entreißest Du uns, darum sollst Du zu Deiner Strafe noch das Entsetzliche leiden, das Deinem Freunde zugedacht war.“ So wüteten die Dämonen und dräuten, und so verließen sie nach und nach den Berg in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren. Einsam blieb der lebende Genosse auf der waldigen Höhe zurück und gab sich dankbar innigem Gebete hin, bis es zu tagen begann und mit dem Morgenstern am Himmel auch der Morgenstern im Herzen des reuigen Sünders zu leuchten anfing. So stieg er vom Berge herab, erzählte seinem Beichtiger die seltsamen Gesichte, dann trat er in ein Haus des grauen Ordens, wo er mit demütigem Eifer in den Abgrund der Selbstverwerfung sich stürzte, um aus dieser Tiefe am Ende seiner Tage zur höchsten Glorie der ewigen Freuden aufzusteigen.

* * *

Das unvollständige mittelhochdeutsche Gedicht, dem die vorstehende Erzählung entnommen ist, 649 Verse befassend, fand sich vor einigen Jahren im Kodex Nr. 412 des Chorherrnstiftes Vorau in Steiermark. Die lateinische Vorlage, die der Poet bearbeitet hatte, brachte ein glücklicher Zufall in einer Handschrift des Zisterzienserklosters Reun nächst Graz an den Tag, darnach ist das letzte Drittel der Geschichte von mir dargestellt worden. Der Stoff ist sehr alt, er war schon bei den Griechen vorhanden, auf deren Vorstellungen vom Jenseits er sich gründete; dann nahm das christliche Mittelalter ihn mit lebhaftem Eifer auf und verwendete den Pakt zwischen zwei Freunden, deren einer nach dem Tode binnen dreißig Tagen dem Lebenden erscheint, dazu, um bestimmte moralische Tendenzen durchzusetzen, Persönlichkeiten und Richtungen zu bekämpfen, endlich um strengere Ordnungen mönchischen Lebens wider mildere zu verteidigen und zu erheben. Die vorliegende Gestalt dient, wie man sieht, den heftigen Auseinandersetzungen, die zwischen den Benediktinern der Reform von Clugny oder Cluniazensern und zwischen den Zisterziensern des heiligen Bernard von Clairvaux ausgebrochen waren und über ein volles Jahrhundert, bis ins dreizehnte hinein, andauerten. Noch sind die Bettelmönche nicht aufgetreten, welche die beiden älteren Orden zwangen, sich in die Defensive zu begeben und deshalb unter sich zusammenzuschließen, noch bietet die arbeitsame Askese die sicherste Aussicht auf das himmlische Heil. Diese Umstände begrenzen die Zeit der Abfassung für das lateinische und das deutsche Werklein, deren poetischen Schwung und tiefreligiöses Empfinden man hoffentlich in meiner Nachbildung noch verspüren wird.

Wer für die Geschichte dieser Legende und ihrer Fassungen sich genauer interessiert, mag darnach sich in meinen Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters I. II. erkundigen, die ich 1898/9 in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht habe.





Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung.

Skizze von **Albert Wimmer.**

Wir leben im Zeitalter des gewaltigsten technischen Fortschrittes, in einer Epoche, welche täglich aufs neue frühere Unmöglichkeiten in Möglichkeiten umgewandelt sieht. Und kaum hat die Wissenschaft die Ausführung einer Sache als möglich erkannt, so setzt die Technik dieselbe auch schon in Wirklichkeit um.

Der menschliche Genius hat ein volles Recht, auf seine Leistungen in diesem Gebiete stolz zu sein, denn sie bedeuten für die Menschheit die stets gesteigerte Dienstbarmachung der Naturkräfte für ihre Zwecke, die stetige Verminderung der Hemmnisse, welche die Natur zwischen dem Wollen des Menschen und der Erfüllung seiner Absichten aufgetürmt hat.

Die praktischen Folgen dieser technischen Errungenschaften sind leicht zu kennzeichnen: sie bestehen in der Verminderung des Zeit- und des Kraftaufwandes, welche die Erzeugung der in Betracht kommenden Gegenstände nötig macht, sowie in der vollständigen Ausnützung des Rohmaterials, vielfach auch in der größeren Präzision der Ausführung. Da mit Hilfe dieser technischen Errungenschaften in der gleichen Zeit und mit dem gleichen Kraftaufwande stetig fortschreitend mehr Güter produziert werden als früher, so ist diese Mehrleistung gewiß als ein positiver Gewinn am sozialen Vermögen aufzufassen.

Die menschliche Gesellschaft ist ein unendlich komplizierter Mechanismus, welcher auf jähe Störungen und Änderungen seines Gefüges mit großer Empfindlichkeit reagiert. Der weitaus wichtigste Grundpfeiler dieses Gefüges ist die Art und Weise, wie sich die Gesamtheit in die für Alle nötige Arbeitsleistung teilt. Nach den heute gültigen Anschauungen erfolgt diese Arbeitsteilung von selbst unter dem regulierenden Drucke des Bedürfnisses der Allgemeinheit. Dieses Bedürfnis reguliert auch den Lohn der Arbeit, indem es die Leistungen je nach ihrer Güte und Schwierigkeit in Kategorien teilt. Diese Klassifikation, bezüglicherweise ihre reale Folge, die erhöhte Entlohnung für Besseres und schwerer Auszuführendes, birgt einerseits den mächtigen Ansporn für jeden einzelnen in sich, das möglichst Vollkommene in seiner Leistung anzustreben, andererseits aber auch die Notwendigkeit, zu diesem Zwecke einen mit der Höherspannung der Anforderungen stets größeren Teil seines Lebens für die Erwerbung des nötigen Könnens zu verwenden. Diese Lernzeit bedeutet bei den heutigen hohen Anforderungen ein Maximum, welches nur einmal aufgewendet werden kann, d. h., die

Fälle, in welchen die Erlernung noch eines zweiten, wesentlich verschiedenen Faches möglich ist, gehören zu den verschwindenden Ausnahmen.

Das soziale Vermögen besteht nun einesteils in den Gütern, welche die Gesamtheit besitzt, weit mehr jedoch in ihrer Fähigkeit, neue Güter hervorzubringen. Die Erfindung technischer Hilfsmittel, diese Güter mit geringerem Arbeitsaufwand und besserer Materialausnützung herzustellen, wird also nach beiden Hinsichten günstig auf das soziale Vermögen einwirken. Da aber die Gesamtheit von jeder Güterkategorie nur ein bestimmtes Maximalquantum aufnehmen kann, so stellt die Erreichung dieses Maximums durch weitaus geringere Arbeitskräfte als sonst die menschliche Gesellschaft in jedem neuen Falle wieder vor dieselbe ernste Frage: was geschieht mit den solcherart freigewordenen Arbeitskräften, welche — wie oben gezeigt worden ist — nicht ohneweiters auf anderen Schaffensgebieten verwendet werden können?

Bevor wir uns mit dieser Frage näher befassen, müssen wir unser Urteil durch Erwägungen anderer Art vorbereiten. Warum erfindet der Techniker eine neue Maschine, welche eine vollständige Revolution in dem betreffenden Arbeitsgebiete bedeutet? Tut er es aus Liebe zur Gesamtheit der Menschen, nur deren Wohl ins Auge fassend? Nein, gewiß nicht. Er wendet Zeit und Mühe bestenfalls aus Ehrgeiz an seine Erfindung, in den meisten Fällen lockt ihn die Hoffnung auf den oft reichen Ertrag des Patentes. — Vielleicht ist aber der Fabrikant, welcher die neue Maschine in seinem Betriebe einführt, ein edler Menschenfreund und kauft dieselbe an, um die bisher zwölfstündige tägliche Arbeitszeit seiner geplagten Arbeiter um die volle Hälfte zu kürzen? — Auch der unbedingteste Optimist wird es nicht wagen, diese Frage mit ja zu beantworten. Der Fabrikant führt die neue Maschine aus vielerlei Gründen ein, nur nicht aus idealen: er will vor allem durch Ersparung von Arbeitskräften einen höheren Reingewinn erzielen, dann aber auch durch bessere Qualität und besonders durch billigeren Preis seiner Produkte die Konkurrenz aus dem Felde schlagen.

Die Einführung der neuen Maschine wird also in erster Linie dem Erfinder und dem Fabrikanten Vorteil bringen, im günstigen Falle auch in gewissem Grade der Gesamtheit durch Verbilligung, teilweise auch Verbesserung der Produkte; letztere betrifft aber wohl fast stets nur das äußere Ansehen, äußerst selten die Qualität, besonders hinsichtlich der Ausdauer im Gebrauch. Nun sind aber gerade die wichtigsten aller Produkte, deren die Menschen unbedingt zum Leben bedürfen, ausschließlich Naturprodukte und als solche den Fortschritten der Technik, wie überhaupt der Industrie, höchstens nur in bezug auf ihre Verarbeitung zu Verkaufs- oder Gebrauchszwecken zugänglich; ihre Menge ist hingegen infolge der Beschaffenheit unseres Planeten in relativ enge Grenzen gebannt und nicht das allein: *die heute produzierte Menge von Naturprodukten reicht für eine normale Lebensführung aller Menschen bei weitem gar nicht aus*, denn Millionen leben infolge der sozialen Verhältnisse oder aus eigener Schuld im Unterernährungsverhältnisse. Dazu kommt noch, daß infolge psychologischer Ursachen eine jährlich wachsende Zahl von Arbeitskräften diesem wichtigsten aller Produktionszweige durch die Industrie

entzogen wird. Diese Umstände haben zur Folge, daß der Tauschwert der Naturprodukte gegenüber den Industrieerzeugnissen stetig wächst. Während also die technischen Neuerungen das für die Menschheit wichtigste, ihr Leben bedingende Gebiet in der Hauptsache selbst unberührt lassen, verbilligen sie nur Gebrauchsgegenstände von zumeist lateraler oder sekundärer Bedeutung.

Technische Erfindungen machen oft die Erfinder, noch mehr aber die sie ausnützenden Fabrikanten und auch die Händler zu reichen Leuten; aber steht dieser Erfolg für einzelne nicht in schreiendem Mißverhältnisse zu dem Elende, welchem die oft gewaltige Zahl der überflüssig gewordenen Arbeitskräfte nach ihrer Einführung preisgegeben ist? Besonders bei der heute so weit getriebenen Spezialisierung der Arbeitsgebiete und der dadurch bedingten zunehmenden Einseitigkeit der individuellen Ausbildung ist es für die vom Schicksal der Entlassung Betroffenen fast unmöglich, eine andere vollwertige Verwendung zu finden. Hierin liegt denn auch die Entstehungsursache jenes Massenproletariates, an welches die Begründer der modernen sozialpolitischen Ideen wohl kaum gedacht haben.

Ein Satz ist es, welcher uns heute stets entgegengehalten wird, sobald wir das Bedenkliche des überhasteten technischen Fortschrittes und seiner sozialpolitisch schädlichen Anwendung zur Sprache bringen, und dieser Satz lautet: „Der menschliche Fortschritt kann und soll nicht gehindert werden."

Ob diejenigen, welche diesen Satz bei jeder Gelegenheit anwenden und wie ein Dogma hochhalten, sich wohl jemals den Begriff „menschlicher Fortschritt" klar gemacht haben? — Ich glaube nicht; denn „menschlich" bedeutet hier ganz ausschließlich nur „wissenschaftlich und technisch" und es wäre wahrhaftig tieftraurig um den Menschen bestellt, wenn mit dieser Umschreibung sein Wesen erschöpfend gekennzeichnet wäre. In dieser Begriffsverfälschung liegt auch die Ursache, warum für den vorurteilslosen Beobachter heute zwischen Menschenwohl und Maschinenarbeit ein so scharfer Gegensatz zutage tritt. In dieser argen Verkennung des Menschlichen befangen, haben es eben die leitenden Faktoren seit lange verabsäumt, die Rechte der Menschen und die Rechte des technischen Fortschrittes in gesunder, harmonischer Übereinstimmung zu erhalten; sie haben untätig zugesehen, wie an die Stelle der gesunden, auf gerader Bahn erhaltenen Evolution die regellos und sprunghaft sich vollziehende Revolution getreten ist. So kommt es denn, daß der technische Fortschritt vielfach, statt belebend und segenspendend zu wirken, mitleidslos über immer neue Tausende vernichteter Existenzen hinwegschreitet und mit mathematischer, grauenvoller Sicherheit ein Menschenmaterial schafft, welches dem so vielersehnten Zukunftsstaate, wenn einst die Stunde seiner Entstehung schlägt, ein baldiges Grab in einem Chaos von Blut, Wahnwitz und Verbrechen bereiten wird. Das wird dann die entsetzliche Krönung des so lange geduldeten und propagierten „freien Spieles der Kräfte" sein, welchem wir heute schon so viele, schwer zu heilende Schäden und widersinnige Zustände verdanken.

An einem augenfälligen, wenn auch ein Phantasiegebilde künftiger Möglichkeiten darstellenden Beispiele möge man erkennen, in welch schwierige

Lage infolge einer an sich segensreichen Erfindung die Gesamtheit kommen könnte, wenn sie sich ihres zentralen, regulierenden Machtwillens begeben hat.

Die größte Erfindung, welche dem menschlichen Scharfsinne jemals gelingen könnte, wäre zweifellos die künstliche Darstellung der nährenden Bestandteile der Brotfrüchte aus billigen, unorganischen Materialien. Nehmen wir an, das solcherart hergestellte Produkt würde um ein volles Viertel billiger verkauft werden können als die entsprechenden Naturprodukte. Der Bauer, welcher heute schon hinsichtlich des Einkommens aus dem Erlöse der Bodenprodukte hart an der Grenze der Existenzmöglichkeit steht, müßte dann den Zerealien-Anbau sofort einstellen. Vielleicht ein Viertel der Landwirte könnte sich durch nunmehr alleinigen Betrieb der Viehzucht notdürftig halten, — wie aber stünde es mit den verbleibenden fünfzehn Millionen Bauern, nur in Österreich allein? Innerhalb unserer heutigen wirtschaftlichen Bedingungen müßte eine solche Erfindung zu einer Katastrophe führen.

Könnte die Industrie den plötzlichen Wegfall von fünfzehn Millionen Konsumenten ertragen? Könnte der Staat auf die Abgaben von fünfzehn Millionen Steuerträgern verzichten? — Gewiß nicht! Und doch sind dies nur zwei Fragen aus einem ganzen Komplex, welcher dann zu lösen sein würde. Unter diesen ist eine die weitaus wichtigste: Ist der Staat verpflichtet, die solcherart plötzlich um ihre Existenzfähigkeit Gebrachten zu entschädigen? — Vom Standpunkte des humanen Staatsgedankens ist diese Frage unbedingt zu bejahen. Eine vis major im Sinne der geltenden Rechtsbegriffe liegt hier zudem nicht vor, denn der Staat konnte ja die *plötzliche* Konkurrenzierung durch das neue Produkt, mithin auch deren Folgen, verhindern. Es muß aber auch gefragt werden, ob der Staat imstande sein würde, die gedachte Entschädigung wirklich zu leisten; diese Frage ist unbedingt zu verneinen, denn in diesem Falle müßte für beinahe die Hälfte der Menschen die andere Hälfte den Unterhalt bestreiten, wenigstens jahrelang, bis zur völligen Neuordnung der Verhältnisse.

Die Erfindung, aus mineralischen Stoffen vollen Ersatz für Brot zu gewinnen, würde gewiß die segensreichste seit dem Bestehen der Menschheit sein. Das angeführte Beispiel zeigt uns aber, wie diese Erfindung bei dem gegenwärtig allmächtigen Grundsatze des »Laisser faire, laisser aller» auf lange Zeit eine geradezu verhängnisvolle Wirkung ausüben würde. Auch im sogenannten Zukunftsstaate würde eine solche Erfindung ein derart radikales Eingreifen der zentralen Staatsleitung notwendig machen, daß selbst der zehnte Teil dieser diktatorischen Machtentwicklung in unserer „unfreien“ Staatsform gänzlich undenkbar wäre, wenigstens heute noch. Zweifellos würde aber der „Zukunftsstaat“, sein ideales Funktionieren vorausgesetzt, diese Sache ungleich vernunftgemäßer und humaner regeln können, als unsere so arg beschnittene Staatsgewalt dies heute vermöchte.

Es wurde gelegentlich dieses Beispieles auch die Entschädigungspflicht des Staates gegenüber Existenzen erwähnt, welche dadurch geschädigt wurden, daß der Staat die plötzliche Zerstörung ihrer Existenzbedingungen nicht verhinderte. Nun besitzen wir in unserem modernen Staatsleben eine Gruppe von Bestimmungen, welche unter dem Titel „Wasserrecht“ zusammengefaßt werden. Es kann nämlich bei dem Baue von Bahnen, Straßen, Kanälen,

Leitungen u. dgl. geschehen, daß einerseits bestehenden Betrieben der nötige Wasserzufluß abgeschnitten oder gemindert wird, bestehende Rechte auf solche Betriebe aber anderenteils illusorisch gemacht werden. In allen Fällen, wo im Interesse der Gesamtheit anläßlich solcher Bauten das Enteignungsrecht in Anwendung kommt, besteht die Verpflichtung zu voller Entschädigung. Aus diesem Grunde gehen jeder Konzessionierung derartiger Bauten stets genaue und daher langwierige Feststellungen und Verhandlungen voraus, und wenn dann endlich das Unternehmen ins Leben tritt, so erfüllt es seinen Zweck im Dienste des Gemeinwohles, und zwar ohne jede Schädigung von Einzelexistenzen.

In allen diesen Fällen wird also einer Gruppe von Menschen, welchen durch die Durchführung einer neuen Einrichtung das Wasser, die Quelle ihres Lebensunterhaltes, abgeschnitten wurde, der ihnen erwachsene Schaden vom Staate vergütet, und zwar infolge einer gesetzlich festgelegten Verpflichtung des Staates. Wird aber den Tausenden von Menschen, welche durch Ausübung einer speziellen, mühselig erlernten Tätigkeit ihr Brot verdienen, durch die unvermittelte Zulassung der Maschine, welche ihre fernere Tätigkeit in dem erlernten Fache überflüssig macht, die Existenzmöglichkeit nicht gleichfalls gerade so abgeschnitten wie jenen Mühlenbesitzern das Wasser? Der Unterschied liegt nur darin, daß für die Müller und dergleichen ein Wasserrechtsgesetz, für diese Armen aber kein Existenzrechtsgesetz besteht. Man wird mit Recht darauf antworten, daß die ohnehin überlasteten Budgets unserer Staaten eine derartige Mehrbelastung, wie die Entschädigungspflicht in solchen Fällen, nicht vertragen. Dann gibt es eben nur einen Ausweg für die Betätigung der staatlichen Fürsorge: regulierendes, bestimmendes Eingreifen der Staatsgewalt in Gestalt einer weisen Vermeidung unnötiger Erschütterungen, eines vorsorglichen Ausgleiches aller Härten, mit einem Worte: man gebe das unglückselige Prinzip »Laisser faire, laisser aller« endlich auf und antizipiere solcherart den nützlichsten Teil der Verwaltungsmittel des Zukunftsstaates, welche zwar heute noch nicht in seinem Programme stehen, aus sehr naheliegenden Gründen, welche aber naturnotwendig die conditio sine qua non seines Bestehens bilden werden. — In diesem Mangel an Einflußnahme seitens des Staates liegt die Ursache der unaufhaltsamen, immer gewaltigeren Proletarisierung der großen Massen. Zweifellos wird für die Menschheit wieder eine Wandlung zum Besseren kommen, aber wenn es in gleicher Weise weiter geht, wird diese Wandlung nur aus dem Ekel der Menschheit vor sich selbst hervorgehen.

Jeder durch ein vorausgegangenes Übermaß erzeugte Zustand gipfelt im Ekel vor der Ursache dieses Zustandes und veranlaßt die extreme Vermeidung dieser Ursache: das Nachfolgende steht naturnotwendig im Gegensatze zum Vorausgegangenen. Wie im physiologischen Sinne, so liegt auch in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht die Quelle der Reaktion im Exzeß und beide stehen zu einander im geraden Verhältnisse. Wie die Schalen einer schwankenden Wage geht die Reaktion fast ebenso weit unter die Horizontale, als vorher der Exzeß über dieselbe hinausgegangen war. Die Horizontale bedeutet hier das natürliche Niveau der betreffenden menschlichen Ent-

wicklungsstufe; es entspricht auch diesem Bilde, daß die Höherentwicklung des Menschengeschlechtes nicht einer idealen, nach aufwärts führenden geraden Linie, sondern dem Finkenfluge gleicht, welcher in Wellenlinien sich hebt und senkt.

Es ist klar, daß dieses ewige Wechselspiel das absolute Maß der Aufwärtsbewegung sehr stark reduziert. Setzt man an die Stelle dieses Vergleiches das Bild der Vorwärtsbewegung, so läßt sich die menschliche Entwicklung noch sinnfälliger mit einem Wagen vergleichen, welcher öfter von der geraden Straße abweicht und jedesmal gezwungen ist, zur Gewinnung des richtigen Weges bis an die Kreuzung zurückzufahren, von welcher an er die falsche Richtung einschlug. Der Schaden liegt hier eben in der solcherart verursachten Verzögerung der Fahrt zum Ziele. Und will der Wagen den unliebsamen Umweg vermeiden und Zeitverlust ersparen, so muß er auf gut Glück querfeldein über Schollen und Gräben die verlassene gerade Straße zu erreichen suchen.

Die menschliche Entwicklung hat wie jede andere ihre gesetzmäßige Phasenfolge und sie läßt sich davon nichts abdingen: jede Phase muß durchgemacht werden, denn sie ist die natürliche Vorbereitungsstufe für die nächstfolgende. In diesem Hinweise ist die vornehmste Aufgabe des Staates gegeben, durch seine Fürsorge das bunte, im einzelnen divergierende Gewühl der Menschheit innerhalb der geraden Bahn zum Ziele zu erhalten und *auf jeder Stufe derart allgemein durchzubilden, daß diese Stufe als voll erreicht zu erachten* ist und eine vollwertige Basis für die nächste bildet. Maßgebend für die Beurteilung, ob eine Entwicklungsstufe voll erreicht sei, ist nur *allein das Niveau der großen Massen*, nicht dasjenige der vorauseilenden Ausnahmen, welche sich durch individuelle Veranlagung (oder auch höheren Drill) darüber erheben. Hier liegt auch eine andere Pflicht der staatlichen Leitung, die Obsorge für das materielle Wohlbefinden des Volkes, seine ausreichende Ernährung und seine Gesundheit; ein leerer Magen gibt einen guten Resonanzboden für die Trommelwirbel der Revolution und ein mit Alkoholdämpfen gefüllter Kopf entzündet sich leicht an ihrer Fackel. Zu dieser pflichtgemäßen Obsorge gehört aber gewiß auch die Verhinderung der Proletarisierung, und diese wird zum nicht geringen Teile durch die Überentwicklung der Industrie mit maschinellem Betriebe, durch die unvermittelte Vernichtung der Existenzfähigkeit der Kleinarbeit infolge plötzlicher Einführung technischer, tiefeingreifender Neuerungen verschuldet. Aus der entsprechenden Fürsorgepflicht des Staates resultiert gewiß kein Kampf gegen diese oft achtunggebietenden Errungenschaften menschlichen Könnens, sondern nur eine weise Verhütung der voraussichtlichen schädlichen Wirkungen. Es darf nicht vergessen werden: unsere heutige Technik steht ganz zweifellos auf einer weit höheren — man darf sagen, auf einer antizipierten — Entwicklungsstufe als der allgemeine Zustand der großen Massen in jeder Beziehung, und da ist wohl die zutage tretende krasse Disharmonie unserer Zeit recht begreiflich.





Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes.

Literarische Studie von **Karl Jünger.**

I.

In ein paar Jahrzehnten vermag sich vieles zu ändern; Dichter kommen und gehen, werden berühmt und vergessen, erhoben und gesteinigt. Selten nur ist mir diese Wahrheit so zum Bewußtsein geworden als an jenen milden Herbstabenden, da ich auf dem stillen Friedhofe zu Hünshoven an dem Grabe eines Dichters stand, der einst ganz Europa von sich reden machte: ich meine das Grab von Nikolaus Becker, dem Dichter des Liedes: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein". Sechzig Jahre sind seit seinem Tode verflossen und bereits heute teilt Becker das Schicksal jener, die zu den Vergessenen zählen, ob ihr Lied auch weiterlebt in Herz und Mund unseres Volkes. Gegen dieses zunehmende Vergessenwerden, das einem Dichter droht, der uns, auch abgesehen von seinem Rheinliede, manches schöne Gedicht geschenkt hat, mögen meine Zeilen gerichtet sein.

Der Lebensgang des Dichters läßt sich in knappen Umrissen zeichnen. Am 8. Oktober 1809 in der rheinischen Musenstadt Bonn geboren, genoß er zunächst im Elternhause die Erziehung seiner gemütstiefen, feingebildeten Mutter, die eine Tochter des letzten Bürgermeisters der freien deutschen Rheinstadt Köln war; von ihr mag wohl auch seine dichterische Anlage stammen. Nachdem der Knabe die Bonner Stadtschule besucht hatte, machte er in seiner Vaterstadt und in Düren seine Gymnasialstudien. Nach dem Abiturientenexamen bezog er 1830 die Universität zu Bonn, um sich hier dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Aber anstatt fleißig die Kollegien zu besuchen, streifte er lieber in den Bergen und Wäldern des nahen Siebengebirges umher oder las alte und neue Dichtungen, wie er damals auch schon selbst solche schrieb.

Als er trotzdem Ostern 1833 seine erste juristische Prüfung glücklich bestanden hatte, trat er nach Ableistung seiner militärischen Dienstzeit bei dem Landgerichte in Köln als Auskultator in den juristischen Vorbereitungsdienst. Allein schon bald — nach dem im Jahre 1835 erfolgten Tode seiner Mutter — verließ er Köln wieder und zog nach der kleinen Stadt Geilenkirchen, wo seine jüngste Stiefschwester Cäcilie mit einem einfachen Gerichtsschreiber vermählt war. Denn da seine Vermögensverhältnisse ihm nicht erlaubten, lange Jahre zu warten, bis eine Richterstelle für ihn frei



wurde, konnte Becker den höheren Justizdienst nicht verfolgen, sondern wollte sich bei seinem Schwager für das Amt eines Gerichtsschreibers einarbeiten, einen Posten zwar voll eintöniger Arbeit, der ihm nicht viele Hoffnungen auf eine große Zukunft geben, ihn aber doch über Wasser halten würde. Dabei blieb ihm Muße genug, durch Spaziergänge und längere Ausflüge in die stille Umgebung Geilenkirchens seine geschwächte Gesundheit zu stärken und sich ungestört der Dichtkunst zu widmen. Allein auch hier vergaß er seine rheinische Heimat nicht. Häufige Reisen führten ihn nach Unkel, wo er mit seinen Freunden Wolfgang Müller, Karl Simrock, Gottfried Kinkel und Ferdinand Freiligrath zusammentraf.

Inzwischen war der August 1840 herangekommen. Die französische Kriegslust war wieder einmal aufs höchste gestiegen; offen rüstete man, um Preußen das linke Rheinufer zu entreißen. Das deutsche Volk lebte damals trotz der bewegten Zeiten in einer politischen Gleichgültigkeit ohnegleichen, und doch bedurfte es nur eines Anstoßes, um auch sein Nationalgefühl lichterloh emporflammen zu lassen: am 18. September 1840 erschien in der Trierischen Landeszeitung ein Gedicht von Nikolaus Becker mit der Überschrift „Der deutsche Rhein".

Der Bann war gebrochen. Keiner war über den beispiellosen Erfolg mehr erstaunt als der junge, bisher unbekannte Dichter. Der Verbreitungsgang des Liedes durch die deutschen Lande glich einem Triumphzuge. Bald bemächtigte sich die Musik des Liedes; über 180 Kompositionen erschienen, von denen jedoch keine wirklich volkstümlich wurde. In alle Sprachen Europas wurde das Gedicht übersetzt. Parodien aller Art erschienen in solcher Anzahl, daß, wie Louis Waeles mitteilt, der Vater Rhein schließlich in der „Rheinischen Allgemeinen Zeitung" an die deutschen Lyriker die Bitte richtete, ihn doch endlich gütigst zu verschonen, er sei „vor ihren Rheingeschenken bereits aus seinen Ufern gesprungen". Dem Dichter selbst sandten König Ludwig I. von Bayern und die Städte Mainz und Karlsruhe silberne Ehrenpokale, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der „Romantiker auf dem Throne", verlieh ihm ein Ehrengeschenk von tausend Talern und verschaffte ihm eine Stelle als Gerichtsschreiber in Köln, die der Dichter im Juli 1841 antrat.

Während Beckers Lied so in deutschen Landen alle Patriotenherzen höher schlagen ließ, weckte es in Frankreich lebhaften Widerspruch, der sich auch in dichterischen Erwiderungen Luft machte, deren beste wohl das Gedicht von Alfred de Musset »Le Rhin Allemand« ist mit dem Anfange »Nous l'avons eu, votre Rhin allemand«.

Inzwischen hatte sich die geschwächte Gesundheit des Dichters immer mehr verschlechtert. Als die Ruhe wiederkehrte und das Waffengeräusch verhallte, verstummte das Rheinlied, sein Dichter ward vergessen, was auch auf sein Gemüt nachhaltig gewirkt zu haben scheint. Im Februar 1845 zwang ihn ein schwerer Blutsturz, nach Geilenkirchen zurückzukehren, wo ihn nach längerem Leiden der Tod ereilte. Am 28. August 1845, einem prachtvollen Sommertage, schloß der Dichter für immer die Augen, indes die Lerchen und Finken ihm den Scheidegruß sangen und die goldenen Strahlen der scheidenden Sonne dem Verstorbenen den Weg zeigten ins Tal der Toten.

Wie er gelebt hatte, so starb er: still und ergeben in Gottes Ratschluß. Nachdem er bereits am 23. Juli die letzte Ölung empfangen hatte,*) erhielt er noch einmal kurz vor seinem Tode die heiligen Sterbesakramente aus der Hand des ihm befreundeten Dechanten, der auch seinen Totenzettel schrieb, in dem er uns ein tief empfundenes Bild von dem edlen Charakter des verstorbenen Dichters entwirft: „Schlicht und anspruchlos, bieder und offen, sanft und gemütlich, angenehm und liebenswürdig im Umgange, den Freunden, der Geselligkeit leicht sich hingebend, zog er sich ebenso gerne in sich selbst zurück und lauschte sinnend den Eingebungen seiner freundlichen Mühe. Ein treues Abbild seines edlen Herzens, seines reinen Gemüts ist in seinen Liedern aufbewahrt . . . Ehre dem deutschen Sänger! Segen seinem Andenken! Friede seiner Seele!"

Einige Tage darauf ward er auf dem kleinen Friedhofe zu Hünshoven ohne jeden Prunk zu Grabe getragen.

* * *

II.

Betrachten wir Beckers Gedichte, so können wir zwei Gruppen unterscheiden: diejenigen, die 1841 in der Sammlung bei Du Mont-Schauberg an die Öffentlichkeit traten, und solche, die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut sind.

Wie aber sollen wir seine dichterische Art mit kurzen Worten umgrenzen? Der Versuch, sie in einem einzigen klaren Begriffe zusammenzufassen, würde — wie bei allen wirklichen Künstlernaturen — scheitern. Unseres Erachtens hat die Würdigung von Beckers dichterischen Schöpfungen vor allem ein Doppeltes zu erwähnen: seine hohe Auffassung von des Lebens Schönheit und Wahrheit und einen feinen humoristisch-satirischen Zug. Diese beiden Eigenschaften kehren in allem wieder, was er in seiner Lyrik besingt: Natur, eigenes Ich und Verhältnis zu den Mitmenschen, Liebe, Vaterland.

Seit den Tagen der Romantik sind die Dichter immer und immer wieder zur Natur geflüchtet, um an ihrem Quell zu trinken, der nie versiegt, wie Herder sagt. Auch Becker hat dieser Liebe zur Natur seinen Tribut gezollt; ein selten starkes, feinsinniges Naturgefühl geht durch viele seiner Dichtungen. In ihr ist ihm die Schönheit des Lebens verkörpert; in engem Anschluß an sie findet er Frieden und Glück.

Jene höchste Innigkeit, Sichversenkung und Selbsteinkehr, die an wundervoll milden Sommerabenden über uns kommt, beschwört er in den Versen „An die Nacht" vor unserer Seele herauf:

> Du bringst mir Glück und Freude wieder.
> Wenn du zur Ruh' gewiegt die Welt,
> Der Schlummer endlich niederfällt
> Auf ihre müden Augenlider.

*) Dies kündet uns ein mit seinem Blute beflecktes, noch erhaltenes Notizbuch, in dem sich folgende ergreifende Aufzeichnungen finden: „22. Juli ein neuer Blutsturz; 23. Juli habe ich die letzte Ölung erhalten; 17. August neuer Blutsturz; 19. August nochmals; 23. August Blutsturz."

Dann leis', daß keine Diele knarrt,
Schlüpfst du zum Tor auf leichten Sohlen,
Die Muse mir hereinzuholen,
Die lauschend an der Schwelle harrt.

Wie selig sitz' ich dir zu Füßen!
Nichts Fremdes drängt sich zu uns ein,
Als nur des Mondes milder Schein,
Die Sterne, die uns traulich grüßen.

Eine tote Biene regt ihn zum Gedichte an. Im weichen Blumenschoße ruht das kleine Tierchen wie in einem Blütensarge, den die Winde schaukelnd tragen; ihre Freundinnen umfliegen sie in langsamem Fluge und singen der Toten ein wehmütiges Grablied. Da denkt der Dichter an sein eigenes Leben; eines schnellen Todes möchte auch er sterben, wenn er tief sich eingesogen in des Lebens heit're Lust; seine Freunde aber würden zu seinem Grabe kommen, auf dem der frühlingsjunge Flieder blüht, und ihm den Scheidegruß bringen.

Und diesen Tod wünscht er sich fern dem lauten Lärm der Gassen, auf den waldbekränzten Bergen seiner rheinischen Heimat, auf denen er Student war und die er so sehr liebte:

. . . . Hier möcht' ich enden,
Auf dieses Berges ragendem Gestein,
Wo tausend Reben ihren Duft mir senden
Und unten zieht mit stolzem Gang der Rhein.

Wo neu die Seele glüht, die Blicke streifen
Hinüber fern in alles deutsche Land
Und alle Träume losgebunden schweifen,
Die, ach! so lange blieben festgebannt.

Ja, hier in voller Jugendkraft zu scheiden,
Hier in des Frühlings hellem Sonnenhaus:
Es wäre ja ein lustverklärtes Leiden,
Wenn hier du löschtest meine Fackel aus.

Ein letzt Gebet zu Gott empor gesendet,
Ein letzter Gruß dir, die mein Herz bezwang,
Und von dem Floß, das dort am Felsen wendet,
Ein deutsches Lied als letzten Erdenklang!

Noch tiefer als in die Natur dringt Becker ein in das Seelenleben, vor allem in das eigene Ich. In dem schönen Liede „Mein Bild“ — das viele Kritiker für Beckers bestes Gedicht überhaupt halten, unseres Erachtens indes doch wohl mit Unrecht, — zeichnet er sich selbst, eine entblätterte Linde im kalten Winterschnee, durch die der Sturm seine düsteren Lieder singt, eine einsame Wasserrose auf tiefem See, die kein Schwanenzug sanft rudernd umkreist.

Seine Seele hat einen scharfen Blick für des Lebens Wahrheit. Sie weiß, daß das Leben hart und eisern ist, aber dennoch hofft sie. In äußeren

Leiden wendet der Dichter seinen Blick nach innen; gläubiges Gottvertrauen, stille Genügsamkeit und demütige Selbstbetrachtung geben ihm Stärke und Mut, sein Unglück mit Fassung zu tragen.

Allein er macht sich doch keine übertriebenen Hoffnungen vom Leben; denn auch er weiß, daß einst die müde Resignation an einen jeden von uns herantritt:

> Und hat es mir gegeben,
> Was es verheißend bot?
> Ein Bettler ist das Leben,
> Ein König ist der Tod.

Deshalb preist er auch das Unglück, diesen „Mann von Eisen“, der uns mit rauher Hand aus dem Schlafe rüttelt und uns auf steiniger Bahn an tiefen Abgründen vorbeiführt, ob wir uns auch die Lippen wund rufen und die Seelen krank uns weinen um ein Stündlein Rast:

> In Nöten wähnst du zu verblassen,
> Doch merkst du erst, was du gewannst,
> Wenn es dich endlich nun verlassen,
> Auf ebnem Pfad du wandern kannst.
>
> Du fühlst dein Auge sich erhellen,
> Den Geist belebt ein neuer Schwung, —
> Du dankst ihm, daß es als Gesellen
> Dich mitnahm auf die Wanderung.

Ein tiefes Mitleid mit dem Unglück der leidenden Menschheit ist ihm eigen. Des alten Bettlers finsteres Gesicht, das ihm mitten im blühenden Frühling entgegenstarrt, gibt ihm die Verse:

> Er hat die Frühlingswonne mir verdorben,
> Der alte Bettler an dem grünen Hag,
> Wie er so einsam, weltgeschieden lag,
> Mit seinem Blicke kalt und abgestorben.
>
> Ich senkte tief den Blick in die Ruinen
> Versunk'ner Herrlichkeit. Wer hat erlebt,
> Daß Lächeln einst um diesen Mund geschwebt,
> Auf dieser Wange Freudenglut geschienen?
>
> Von manchem Schönen, was der Tod gefodert,
> Die Steine künden an der Grüfte Rand, —
> Auf seiner Stirne tief gezeichnet stand,
> Was unten in der stillen Brust vermodert.

Aber nicht nur ein ernster Zug geht durch die Gedichte, in denen Becker Vorgänge aus seinem Seelenleben schildert, auch ein feiner humoristisch-satirischer Ton klingt vielfach in ihnen wieder, nicht jener bittere Sarkasmus, der durch die Werke vieler Modernen gleich einem roten Faden sich hinzieht.

Auch sich selbst verschont er mit seinem Spotte nicht. Sein ganzes Hausgerät, das sich aus einem Tisch mit drei Füßen, einem Stuhl ohne



Lehne, einem Wasserkrug, einem Napf mit Grütze und sechs Büchern zusammensetzt, vermacht er — so erzählt uns „Des Dichters Vermächtnis“ — einem Musikanten und einem Notenschreiber, die ihm im Leben nahe gestanden sind; seine Gedichte verpfändet er einem Verleger, der dafür sein Leichenträger wird und ihm den Grabhügel aufwirft.

Sein eigentümliches Leben bei seinen Verwandten verspottet der Dichter in dem vortrefflichen Gedichte „Die treue Haut“ mit dem satirisch ausklingenden Schlusse:

> Sie legten, als er krank und schwach,
> Ihn in die Kammer unters Dach.
> Sie sagten ihm: „Bist du gesund,
> So tu' es uns nur eben kund.“
> Doch hat er's nicht mehr kund gemacht;
> Denn er verschied in selber Nacht.
> Da klagten sie's den Nachbarn laut:
> „Schad', daß er starb, die treue Haut!“

Wie es Becker gegeben ist, sein Seelenleben zu zeichnen, so singt er auch von einem tiefen Gefühlsleben, wie es sich in der Liebe offenbart.

Das Ideal, das ihm diese ist, malt er in dem Sonette „Gleich der Tanne“:

> O, daß die Liebe sich versöhnend mischte
> In dieses Lebens qualenvolle Mühen,
> Die Wangen kühlte, die vom Kampfe glühen,
> Und von der Stirne mild die Tropfen wischte!

Auf dem stolzen Schiffe seiner Geliebten, auf dem er als Matrose dient in Sturmesweh'n und Wogensprüh'n, möchte er in den Meeresgrund sinken, um die Angebetete seines Herzens mit starkem Arme zu fassen und mit ihr hinzuschwimmen zu einer fernen einsamen Insel:

> Als dumpf des Sturmes Lied erscholl,
> Die Woge sprühte,
> Sie stand im wilden Donnergroll,
> Ihr Auge glühte.
>
> O, sänk' das Schiff in Meeresgrund
> Mit Kiel und Maste,
> Daß mitten in dem Wogenschlund
> Mein Arm sie faßte!

Allein auch in seine Liebe schleichen sich Untreue und Verrat, wie das intime, zarte und wahrhaft schön geratene Gedicht „Der Scheiterhaufen“ zeigt:

> In letzter Nacht, da hab' ich es geschaut,
> Als mich gequält ein schweres Träumen,
> Daß hoch ich zu des Himmels Räumen
> Mir einen Scheiterhaufen aufgebaut.

Mit stillem Ernste häuft' ich Scheit auf Scheit
Von Freundestreubruch, Feindestücke,
Undank, Verrat, zerriss'nem Glücke,
Eiskaltem Hohn und tiefem Herzeleid.

Und als vollendet nun der Haufen stand,
Ein scharfer Wind darüber hauchte,
Da legt' ich, daß er flammt' und rauchte,
Ein brennend Brieflein dran von Frauenhand.

Und hoch und höher ward die Glut gefacht,
Es zuckten draus die roten Schlangen,
Die stechend mir zum Herzen drangen —
Den Schmerz noch fühlt' ich, als ich längst erwacht.

Seine höchste Liebe aber ist sein Vaterland, dem er in glühendem Patriotismus zugetan ist. Am Schlusse eines Gedichtes, das er gelegentlich einer akademischen Feier in Bonn verfaßte, schreibt er die schwungvollen Verse:

Drum zieht es uns, mit Freude zu begehen
Das Wiederfinden in der Mutter Haus;
Nach altgewohntem Brauch laßt es geschehen —
Die erste Schale bringt der Hehren aus;
Die zweite, wie es Bruderliebe fodert,
Es träufle eine Träne still hinein —
Den wackeren Herzen all', die ausgelodert,
Die sich der Himmel rief aus unsern Reih'n.

Die Dritte gelte unserm Männerstreben
Und dieser Stunde hoher Innigkeit,
Der Treue, die sich fand im Jugendleben
Und ausgedauert bis zur späten Zeit;
Und daß uns dann das Würdigste nicht fehlet,
Dem Stern, zu dem sich stets das Aug' gewandt,
Wofür die Seele glüht, der Arm sich stählet —
Die vollste Schale dir, o Vaterland!

Die Krone seiner vaterländischen Lyrik aber bildet das Rheinlied, über das sich Bismarck — sicher einer der kompetentesten Beurteiler in dieser Frage — im Jahre 1893 in Kissingen mit den Worten äußerte: „Beckers Rheinlied hatte die Wirkung, als ob wir ein paar Armeekorps mehr am Rhein stehen hätten, als wir hatten.“ Unseres Erachtens — und berufene Kritiker teilen darin unsere Anschauung — steht „Die Wacht am Rhein“ von Max Schneckenburger, die ja stellenweise recht schwerfällig ist, hinter den fließenden, volltönenden Versen Beckers an dichterischem Werte zurück. Und hätte unseres Dichters Lied seinen Einzug in die deutschen Herzen in einer schwungvollen, wahrhaft volkstümlichen Melodie gehalten, so wäre ihm wohl das Geschick beschieden gewesen, das jetzt dem Gedichte des jungen Schwaben zugefallen ist. — — —

Fassen wir nochmals alles zusammen: Hat Becker uns im allgemeinen auch keine Lieder geschenkt, die in die Äternität hinüberschreiten, so verdient er doch, daß man dem Spiele seiner Phantasie und dem schönen, lichten Tone, der in allen seinen Schöpfungen wiederklingt, herzliche Aufmerksamkeit schenke. Das Rheinlied aber wird alle Zeiten überdauern, es ist nach den Worten des Königs Ludwig von Bayern „hinlänglich, damit seines Verfassers Name unsterblich werde“. Sechzig Jahre ist sein Dichter nun bereits dahingegangen, und wir schauen über den Friedhof und hören im Geist die Worte verhallen, die er in „Des Dichters Vermächtnis“ so schön uns vorgesprochen:

Euch aber will zum Angedenken
Das einzige, was mir verblieb,
Hier dieses warme Herz ich schenken,
Ihr sollt es halten wert und lieb!

Es ruht in seinem tiefsten Grunde
So etwas Qual der Menschlichkeit,
Und hier und dort hat eine Wunde
Geschnitten drein die arge Zeit.

Doch das ist alles dicht umsponnen,
Vergraben alles und versteckt;
Von manchem Lenz hab' ich die Wonnen
Wie einen Teppich drauf gedeckt.

Der Lerche Jubeln könnt ihr finden,
Den Blütenschnee, die klare Luft,
Der Bienen Summen durch die Linden,
Des Veilchens und der Primeln Duft.

Den lauten Bach, die stillen Haine
Verdämmernd in des Abends Strahl,
Tief innen ein Gefühl für eine,
Das nie sich bis zur Lippe stahl.

So soll mein Herz euch angehören,
Euch trösten in der kalten Welt,
Bis droben bei den sel'gen Chören
Für euch ich einen Platz bestellt.





Georg Freiherr von Vega.

Von Dr. Franz Stumpf.

In Zagorica, einem kleinen, bergumschlossenen Dörfchen der Pfarre Moräutsch bei Laibach, wurde der nachmalige berühmte Mathematiker Georg Freiherr v. Vega am 23. März 1754 als Sohn des Kleinbauers Bartholomäus Vega und seiner Ehefrau Helena geboren; er stammte (die von mehreren Autoren angenommene Herkunft aus einem spanischen Geschlechte ist längst als Fabel erwiesen) aus einer seit alter Zeit in seinem Geburtsorte und dessen Umgebung ansässigen slovenischen Bauernfamilie. Dafür spricht schon die vielfache Verbreitung dieses und ähnlicher Namen in Krain; Vega schrieb sich früher Vecha und erst seit etwa 1780 findet man die jetzige Schreibweise, ohne daß wir den Grund dieser Namensänderung kennen. Georgs Vater starb schon 1760, als jener noch ein Knabe war.

Im Alter von ungefähr 12 Jahren sehen wir den Knaben, wahrscheinlich auf Anraten guter Freunde, welche sein Talent und seine Fähigkeiten erkannten, nach Laibach ins Lyzeum wandern, begleitet von tausend Segenswünschen der Seinen. Vollständig mittellos, durchkämpfte Vega eine schwere Jugend, fand aber bald gute Menschen studierte mit eisernem Fleiße und glänzendem Erfolge und absolvierte 1775 als Primus das Gymnasium.

Seinen vorzüglichen mathematischen Kenntnissen verdankte er im Alter von kaum 21 Jahren (1775) die Stelle eines k. k. Navigationsingenieurs in Innerösterreich mit dem Gehalte von fl. 600, — für die damalige Zeit gewiß eine gute Stellung. Aber diese Verwendung behagte ihm nicht und so finden wir ihn 1780 als gemeinen Kanonier beim 2. Artillerieregiment in Wien, wohin ihn seine entschiedene Neigung für den Militärstand trieb, wie er selbst in der Vorrede zum III. Band seiner mathematischen Vorlesungen gesteht. Und in der Tat hatte er dort seinen richtigen Platz gefunden; in der kurzen Zeit eines Jahres avancierte er zum Unterleutnant und wurde schon 1782 als Lehrer der Mathematik an die Schulen des österreichischen Artilleriekorps berufen, womit er das weite Feld seines ausgezeichneten Wirkens betrat. Vega war Autodidakt und mit der ihm eigenen Energie und Geistesschärfe verfolgte er sein Ziel, in Euler und Lagrange seine berühmten Vorbilder erblickend. Wie sehr er diesen nahe kam, besagt der Ausspruch des gelehrten Herzogs Ernst von Koburg-Gotha, der sich einst über den von ihm hochgeschätzten Vega äußerte: „Ich wußte wohl, daß Euler einen Nachfolger finden werde. Vega ist der neubelebte Euler.“ Mit eigenem Scharfsinn sah Vega in sich nicht bloß den Lehrer,

er ging weiter und suchte die Artillerie in jeder Hinsicht emporzubringen; und in der sicheren Erkenntnis, welche Bedeutung für dieses Gebiet die Mathematik habe, griff er selbst zur Feder und in unglaublich kurzer Zeit, im Februar 1782, — er war damals 28 Jahre alt und erst seit zwei Jahren Soldat, — erschien sein Erstlingswerk „Vorlesungen über Mathematik", I. Teil, „mit hoher Bewilligung" bei Trattner in Wien in Druck. Das Werk umfaßt 4 Bände, die der Reihe nach erschienen und eine erkleckliche Anzahl von Auflagen erlebt haben, was schon allein für ihre hohe Bedeutung spricht. Es erregte wegen der Reichhaltigkeit des aufgenommenen Stoffes, wegen seiner leichten Verständlichkeit und gediegenen Schreibart wie wegen der systematischen Anordnung im In- und Auslande sofort das größte Aufsehen. Vega war aber auch der erste, der die Analysis und die höhere Mathematik in den Artillerieschulen einführte, und hat sich so den Ruhmestitel eines wissenschaftlichen Begründers des österreichischen Artilleriewesens erworben. Mit scharfem Geist und außerordentlichem Geschick war er darauf bedacht, alle seine Erfahrungen und Beobachtungen als Lehrer und Praktiker zu Gunsten seines Werkes auszunützen, da er die Überzeugung hatte, daß der Fortschritt des Artilleriewesens nur durch gründliche mathematische Kenntnisse erzielt werden könne und davon unzertrennlich sei. Daß seine Bemühungen und seine Erfolge im richtigen Fahrwasser sich bewegten, indem er die Artillerie durch möglichst große Ausbreitung der mathematischen Wissenschaft zu heben trachtete, hat der Gang der späteren Kriegsereignisse durchaus bewiesen; Vega hatte ja selbst nach zwanzig Jahren unermüdlicher Tätigkeit die Genugtuung, sagen zu können (in der Vorrede der im Jahre 1802 erschienenen 3. Auflage des I. Bandes seiner Vorlesungen): „Nun sind es gerade zwanzig Jahre, daß dieser erste Teil meines Lehrbuches in den mathematischen Schulen des k. k. Artilleriekorps zum Leitfaden des Unterrichtes eingeführt ist. Die dreizehn Kriegsjahre dieses Zeitraumes haben den Satz, daß die Mathematik die sicherste Grundlage der echten Kriegswissenschaft ist, für alle kultivierten Nationen evident gemacht. Ich selbst genoß das belohnende Vergnügen, mich in den Feldzügen sowohl gegen die Pforte als auch gegen Frankreich zu überzeugen, daß diejenigen meiner Schüler, welche sich mit ununterbrochenem Eifer den mathematischen Wissenschaften gewidmet hatten, sich vorzüglich auch vor dem Feinde durch kluge Tapferkeit auszeichneten und zur Aufrechthaltung und Vermehrung des alten Ruhmes des österreichischen Artilleriekorps bestens mitgewirkt haben." Und in derselben Vorrede teilt er mit, daß „sehr viele, selbst aus der gemeinen Mannschaft, ihre wenigen Ruhestunden aus eigenem Antriebe dieser Wissenschaft gewidmet haben, welches ich nicht ohne innige Rührung sehr oft als Augenzeuge wahrzunehmen Gelegenheit hatte."

Und das schrieb Vega in einer Zeit, wo der deutsche Mathematiker Kästner in Böhms „Magazin für Ingenieure und Artilleristen" urteilt: „Der mathematische Beweis ist freilich nicht für unsere deutschen Artilleristen von gewöhnlichem Schlag, deren mathematische Kenntnisse die Ausziehung der Kubikwurzel zum Gipfel haben." Vega hatte diese Schranken schon damals durchbrochen und glänzend bewiesen, daß wenigstens die österreichischen Artilleristen doch etwas mehr verstünden.

Um kurz den Inhalt dieses Werkes — des I. Bandes seiner Vorlesungen — anzubeuten, sei nur erwähnt, daß es die Rechnungsarten mit den verschiedenen Zahlen, die Verhältnisse und Potenzen, die Gleichungen und Reihen nebst Tafeln mit verschiedenen Größen umfaßt, welche für den praktischen Mathematiker von größtem Vorteil sind, — also schon um ein Beträchtliches mehr, als heute an den Mittelschulen gelehrt wird.

Schon im nächsten Jahre (1783) erschienen im gleichen Verlage seine ersten „Logarithmisch-trigonometrischen Tafeln" in zwei Teilen, 7stellig, die er mit Hilfe seiner Untergebenen, auch gemeiner Kanoniere, deren Mitwirkung er dankbar anerkennt, neu berechnete. Durch diese Tafeln sowie durch das 1793 erschienene logarithmisch-trigonometrische Handbuch machte Vega seinen Namen in ganz Europa bekannt und seine Zeitgenossen ließen es auch an Anerkennung nicht fehlen. Und wenn auch die meisten seiner Werke jetzt überholt sind, so sind seine logarithmischen Tafeln bis zum heutigen Tage in vielfacher Verwendung und unübertroffen. Für den Wert derselben spricht die außerordentlich große Anzahl der Auflagen (bisher 80) und der Umstand, daß sie fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden.

Im Jahre 1784 wurde Vega zum Oberleutnant befördert und im gleichen Jahre erschien der zweite Teil seiner mathematischen Vorlesungen, die theoretische Geometrie, die ebene und sphärische Trigonometrie, die Anfangsgründe der praktischen Geometrie, eine Abhandlung über krumme Linien und die Differenzial- und Integralrechnung enthaltend. Durch dieses Werk führte er besonders die höhere Mathematik als Lehrgegenstand in die Artillerieschulen ein. Man wird diesen bedeutsamen Fortschritt und das große Verdienst Vegas zu würdigen wissen, wenn man sich vor Augen hält, daß diese Disziplin damals noch sehr jung war, trotzdem Männer wie Newton, Leibnitz, Taylor, Euler und Lagrange ihre besten Kräfte der Erforschung und Ausarbeitung dieses Gebietes widmeten. Als 1786 Kaiser Josef II. das k. k. Bombardierkorps in Wien errichtete, wurde Vega, der mittlerweile zum Hauptmann vorgerückt war, als Professor der Mathematik an diese Schule berufen. Seiner nimmermüden Feder verdanken wir in diesem Jahre die „Praktische Anleitung zum Bombenwerfen" und im nächstfolgenden Jahre (1788) den III. Teil seiner mathematischen Vorlesungen, enthaltend die Mechanik der festen Körper, wobei mit besonderer Gediegenheit das Kapitel über den Wurf, die Ballistik, ausgearbeitet ist, was ja für die Zwecke, denen das Buch dienen sollte, von hervorragender Wichtigkeit ist. Auch hier wird wieder ausgedehnter Gebrauch von Leibnitzens Lehre des mathematisch Unendlich-Großen und -Kleinen und von der Differenzial- und Integralrechnung gemacht; weil sie, wie Vega selbst sagt, uns auf dem kürzesten Weg an die Grenzen des Verstandes führt und weil sie die sicherste Warnung vor Irrlehren ist.

Wenn auch Mathematik und Physik einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben, wenn auch daher zugegeben werden muß, daß nach dem gegenwärtigen Stande manche Sätze, die Vega aufgestellt, nicht mehr als richtig angesehen werden können, so darf man doch nicht geringschätzig über den Wert der Arbeiten Vegas aburteilen.



Schon bei der Herausgabe des dritten Teiles seiner Vorlesungen war Vega in der Zwangslage, außerordentlich rasch arbeiten zu müssen, so daß er es selbst für notwendig hielt, eine Beilage dazu erscheinen zu lassen, um die gehörige Vollständigkeit zu erzielen. Schuld daran waren die Gewitterwolken, die an der türkischen Grenze und in Belgrad sich zusammenzogen. Vega vertauschte für einige Zeit die Feder mit dem Schwerte, das er fürderhin ebenso gut zu führen verstand. Auch mitten in den Kriegsstürmen, pulvergeschwärzt zurückgekehrt vom Schlachtfeld, finden wir ihn mit seinen Arbeiten beschäftigt und gerade in dieser Zeit vollendete er einige seiner wissenschaftlichen bedeutendsten Werke.

Schon im Jahre 1788 bat er um Einteilung zu der im Felde stehenden Armee und zog, nachdem ihm 1789 die Erlaubnis dazu gegeben worden war, zum Kampf aus gegen den Feind. Er ging mit Laudons Heer vor Belgrad, wo er die Leitung mehrerer Mörserbatterien erhielt. Dabei beobachtete er, daß die vier mit 100pfündigen Mörsern besetzten Batterien nicht so weit reichten wie die nur wenige Schritte vorgelegenen mit 60pfündigen Mörsern bestückten Batterien, obwohl man auf die ersteren außerordentlich große Hoffnungen gesetzt hatte. Vega ließ nun, vertrauend auf die gute Montierung der Mörser, die Pulverladung vermehren und änderte die Ladeweise durch Einschieben kleiner Holzstücke, worauf die Bomben ihr Ziel erreichten. Das unerwartete Einschlagen der Riesengeschosse während des 7. und 8. Oktobers 1789 brachte die feindlichen Batterien in förmliche Deroute und am 8. Oktober ergab sich die Festung. Vega überließ bescheiden alles Verdienst den Kommandanten beider Batterien und anderen Offizieren, obgleich der Erfolg ihm zuerkannt werden muß und der preußische Minister Hertzberg sagt, Vegas Entdeckung sei der Gnadenstoß für die Türken gewesen.

Ich kann hier eine Episode nicht übergehen, die die Unerschrockenheit und den kühnen Mut Vegas im schönsten Lichte zeigt. Zur Rekognoszierung der feindlichen Stellungen begab er sich einst in die vordersten Laufgräben, die von den feindlichen Geschossen wiederholt getroffen wurden. Als er nach zwei Stunden nicht zurückgekehrt war, fürchteten seine Kameraden für ihn und sandten einige Soldaten auf Suche aus. Sie fanden ihn in einem Laufgraben sitzen, in die Berechnung seiner Logarithmentafeln vertieft, unbekümmert um Tod und Verderben ringsum, obgleich in seiner unmittelbaren Nähe eine feindliche Bombe eingeschlagen hatte und dort explodiert war.

Da aber König Friedrich Wilhelm II. aus Eifersucht über die glänzenden Siege der kaiserlichen Waffen sein Heer in Schlesien zusammenzog, mußte ein Teil der Truppen von Belgrad zur Deckung der Grenze nach Mähren eilen; unter diesen befand sich auch Vega. 1790—1792 finden wir ihn in der Kantonierung in Leipnik in Mähren und auch hier arbeitete er im Angesichte des Feindes rastlos an seinen Werken und verfaßte hier den Zusatz zum III. Teil seiner mathematischen Vorlesungen. Darin befindet sich auch eine von ihm entdeckte und berechnete Anordnung eines Räderwerkes mit Scheibe, durch welche eine gewöhnliche Stockuhr mit Schlagwerk zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht werden kann. Wenn auch die praktische Ausführung dieses Problems strittig ist und diese öfter dem Frater David als Entdecker zugeschrieben wird, so gebührt das Verdienst der

theoretischen Erklärung und Behandlung unbedingt Vega. Ende 1792 kehrte Vega nach Wien zurück, rückte zum Major vor und wurde 1793 Korrespondent der großbritannischen Sozietät der Wissenschaften in Göttingen.

Die französische Nationalversammlung hatte am 20. April 1792 an Österreich den Krieg erklärt unter dem Vorwande, daß Österreich die Emigranten unterstütze; damit beginnt die glänzendste und ereignisreichste Epoche in Vegas Leben, der wieder freiwillig ins Feld zog und unter Feldmarschall Graf Wurmser das Kommando über die Belagerungsartillerie erhielt. Und wiederum im Angesichte des Feindes legte er in Frankenfeld im Elsaß die letzte Hand an sein logarithmisch-trigonometrisches Handbuch. Wurmser stand damals in der Pfalz und hatte nach den Befehlen des Wiener Kriegsrates die Aufgabe, die Weißenburger Linien, eine Reihe von Feldschanzen, von Vauban angelegt und vom Rhein bis Weißenburg sich hinziehend, anzugreifen und zu stürmen und dann auf Straßburg vorzurücken. Am 13. Oktober 1793 wurde das Unternehmen glücklich durchgeführt, die feindliche Besatzung vertrieben und so der Weg ins Elsaß geöffnet. Bei allen Kämpfen war Vega an der Spitze zu sehen und sein eigenstes Verdienst ist es, daß das feste Lauterburg unblutig und schnell kapitulierte. Dies beweisen zwei Zeugnisse, welche von acht Offizieren unterschrieben und vom Generalmajor Frank bestätigt sind. Es heißt darin: „Vega nahm zwei Divisionen, welche den Belagerungstrain zu decken hatten, und postierte sie in der Nähe Lauterburgs außerhalb der feindlichen Schußlinien. Dann sprengte er ganz allein zur Stadt bis zur Zugbrücke. Dort angelangt, forderte er mit entschiedenen Worten, daß die Stadt sich ergebe; das geschah auch. Darauf führte er beide Divisionen in die Stadt, dislozierte sogleich die nötigen Wachen, ließ sich die Schlüssel aller Magazine übergeben und übernahm in diesem kritischen Augenblick das Kommando der Stadt. Er führte dasselbe mehrere Tage, bis vom Feldherrn neue Befehle eintrafen, so vorzüglich, hat so treffliche Dispositionen getroffen, daß Unordnungen, wie sie bei solchen Gelegenheiten vorzukommen pflegen, vollständig hintangehalten wurden. Dies erreichte er aber dadurch, daß er in der besetzten Stadt durch 14 Stunden ununterbrochen, den Säbel in der Hand, die Patrouillen selbst kommandierte."

Nach dem mißlungenen Handstreich auf Straßburg schritt Wurmser zum Angriff auf das auf einer Rheininsel in der Nähe von Straßburg liegende und dessen Talsperre bildende Fort Louis, das als uneinnehmbar galt, da er es zum Stützpunkt seines linken Flügels machen wollte.

Am 10. November 1793 griffen die Österreicher unter dem Kommando des Generalmajors Lauer an. Der Platz widerstand der Beschießung und auch dem gewaltsamen Angriff, und da außerdem Entsatz durch die Franzosen bevorstand, hatte Wurmser schon alle Hoffnung aufgegeben. Schon wurde Vega, der die Belagerungsartillerie kommandierte, bedeutet, daß ihm allein die Schuld würde beigemessen werden, falls das Unternehmen gegen Fort Louis unglücklich verliefe. In dieser Weise wurde auch am 12. November bei der Mittagstafel in Gegenwart aller Gäste gesprochen. Vega aber behauptete, er getraue sich, falls er frei verfügen könne, durch bloßes Artilleriefeuer binnen 24 Stunden die Festung zur Übergabe zu zwingen. Darauf versicherte ihm GM. Lauer öffentlich, er würde ihn für den Maria Theresien-

Orden in Vorschlag bringen, falls er dies fertig brächte. Vega teilte seinen Angriffsplan mit, er wurde gebilligt und Vega sprang sofort vom Tische auf und schritt unverzüglich zur Ausführung. Trotz der Ungunst der Witterung, trotz der angebrochenen Nacht wurde mit größter Kraftanstrengung gearbeitet; schon um 1/4 11 Uhr erdröhnten die neu angelegten Batterien und in der Tat kapitulierte am 14. November mittags Fort Louis mit 107 Offizieren und 4300 Mann nach einer kaum 12stündigen Beschießung, welche hinreichte, die Festung in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Vega hatte mit größter Anstrengung unter persönlicher Aufsicht Haubitzen auf eine dominierende Höhe führen und dann seine Granaten mit übervoller Ladung und einer bis dahin ungebräuchlichen Elevation von 15° nach der Festung schleudern lassen. So benützte er zum ersten Mal bei diesen Geschützen den direkten Schuß und steigerte zudem die horizontale Wurfkraft um ein Bedeutendes. Vega wurde auch in der Tat für das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens vorgeschlagen und einstimmig desselben für würdig befunden, erhielt es aber damals aus unbekannten Gründen nicht.

1793 erschien, größtenteils vor dem Feind ausgearbeitet, Vegas logarithmisch-trigonometrisches Handbuch, dessen ich schon früher Erwähnung getan habe. Im folgenden Jahre 1794 vollendete Vega bei der oberrheinischen Armee sein größtes und epochalstes Werk, den Thesaurus logarithmorum completus, also die vollständige Sammlung logarithmisch-trigonometrischer Tafeln, herausgegeben bei Weidmann in Leipzig, die er nach Andrian Vlaq verbesserte, neu ordnete und vermehrte. Zuletzt wurde dieses Buch 1896 in Florenz neu verlegt. Es ist ein Werk, das an Genauigkeit und Gediegenheit seinesgleichen sucht; welch kolossale Mühe diese undankbare Beschäftigung, wie Vega selbst sie nennt, kostete, beweist schon der Umfang desselben von ungefähr 700 Seiten, die meist mit einer Unzahl von Ziffern und Zahlen angefüllt sind. Die von Vlaq herausgegebenen Werke »Aritmethica logarithmica« und »Trigonometria artificialis« wurden mit allem Eifer geprüft, die Fehler verbessert, überhaupt wurde beim Druck und bei der Korrektur mit der größtmöglichen Genauigkeit vorgegangen. Trotzdem verpflichtet sich aber noch Vega auch hier wie bei den logarithmisch-trigonometrischen Tafeln, für jeden an ihn bekannt gegebenen Fehler einen kaiserlichen Dukaten zu zahlen, damit man auf diese Weise doch endlich einmal fehlerfreie logarithmische Tafeln erhalte. Daß diese Tafeln an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, beweist schon der Umstand, daß innerhalb eines Jahres nach dem Erscheinen nur zwei Fehler zur Anzeige kamen, wie Vega selbst in einer Anmerkung des II. Bandes seiner mathematischen Vorlesungen anführt, die auch deshalb von Interesse ist, weil sie eine Reihe von ihm aufgedeckter Fehler früherer logarithmischer Werke enthält.

Es liegt mir ferne, ein abfälliges Urteil über die logarithmischen Tafeln Vlaqs, dieses gelehrten niederländischen Buchhändlers, zu fällen. Die Seltenheit seiner Bücher veranlaßte aber Vega zu seiner Arbeit; das Verdienst gebührt ihm entschieden, das Bedürfnis nach besseren und richtigeren Tafeln erkannt zu haben, und durch unermüdliche Ausdauer gelang es ihm auch, in bewundernswerter Weise diesem Bedürfnis abzuhelfen. Vega hat

damit ein Werk geschaffen, von welchem der deutsche Mathematiker Bremiker 1882 schreibt, daß es noch jetzt die besten zehnstelligen Tafeln enthalte.

Bedenkt man die Geduld, Mühe und Ausdauer, welche Vega auf die Ausarbeitung seiner Werke verwendete, den geringen materiellen Gewinn (in Österreich fand sich nicht einmal ein Verleger seines Thesaurus und anderer Werke), ferner daß er meist unter Gottes freiem Himmel, im Angesichte des Feindes an seinen Werken arbeitete, ohne daß er dabei im mindesten seinen Waffendienst vernachlässigte, ja, im Gegenteil diesem in glänzender Weise nachkam, so wird man ihm Anerkennung, Wertschätzung und Bewunderung nicht versagen können. Im April und Mai dieses Jahres (1794) hielt sich Vega in Stuttgart auf und wurde dort — ich erwähne dies als interessantes Kuriosum — wahrscheinlich mit Schiller bekannt und verkehrte mit ihm, wie man mit einiger Sicherheit aus einem Briefwechsel entnehmen kann, den der Philosoph Erhard mit Baron Herbert führte.

Schon im Dezember 1794 finden wir Vega wieder auf dem Kriegsschauplatze; er nahm an den Kämpfen von Mannheim vom 15. bis 24. Dezember hervorragenden Anteil. Besonders tat er sich bei der Räumung der Rheinschanze vor dieser Stadt hervor, indem er mit kühnem Wagemut und größter Ausdauer alle Geschütze trotz außerordentlich widriger Zustände in Sicherheit brachte. In einem amtlichen Berichte darüber heißt es u. a.: „Beim Beginn des feindlichen Bombardements in der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember ließ er (Vega) sich unaufgefordert in die Rheinschanze überschiffen, obwohl die Überfahrt durch feindliche Kugeln gefährdet war, ermunterte dort durch seine Gegenwart im stärksten feindlichen Kreuzfeuer die Artilleriemannschaft zur Befolgung der ergangenen Anordnungen und schiffte dann unter Lebensgefahr wieder zurück, um Rapport zu erstatten. Am 24. führte Vega wieder unter Lebensgefahr die Ablösung in die Rheinschanze, obwohl ihm GM. Funk erlaubte, an diesem Tage auf dem rechten Rheinufer zu bleiben. Vega aber ging doch, weil er große Gefahr für die Schanze vermutete, und in der Tat mußte dieselbe am 25. Dezember übergeben werden. Ein Glück, daß Vega dabei war, er traf sofort die schleunigsten und geeignetsten Maßregeln, und trotzdem der Rhein teilweise zugefroren war, trotzdem es an Transportschiffen mangelte, trotz des Hochwassers und des hohen Eisganges und der Dunkelheit der Nacht gelang es ihm, nachdem er mit übermenschlicher Anstrengung eine große Plätte aus dem Eise herausgehackt hatte, alles Geschütz zu retten."

Mitten im Kampfgewühl, unter dem Donner der Kanonen, entwarf hier Vega die Konstruktion zweier Mörser mit den dazu gehörigen geeigneten Lafetten, die auch wirklich auf Anregung des Herzogs Albert von Teschen gegossen wurden. Die Erwartungen, die Vega auf diese Mörser setzte, wurden nicht getäuscht, denn die vor Mannheim durchgeführten Versuche ergaben geradezu glänzende Resultate, indem ihre Wurfweite die der alten Mörser besten Systems beinahe um das Doppelte übertraf. Unbegreiflich ist es, daß diese Mörser, obwohl sie im nächsten Jahre 1795 bei der Belagerung von Mannheim sich glänzend bewährten und die Entscheidung herbeiführten und 1816 bei den Versuchen in Wien die vorzüglichsten Resultate ergaben, doch erst 1838 mit geringen Abänderungen in der österreichischen

Artillerie eingeführt wurden. Ihre Feuerprobe bestanden sie, wie schon erwähnt, bei der Belagerung von Mannheim (13.—21. November). Vega, der sich hier ganz besonders ausgezeichnet hatte, postierte sie auf einer Mannheim beherrschenden Höhe, dem sogenannten Rabenstein, — eine Anhöhe, welche wegen der großen Entfernung von der Stadt für Geschütze älteren Kalibers nicht in Betracht kam, — und warf ununterbrochen mit seinen weittragenden Mörsern Bomben in die Festung und bedrängte auf diese Weise die Belagerten so, daß schon am 21. November durch Kapitulation sein Werk gekrönt wurde. Wurmser bezeugte seine Freude dadurch, daß er diesen großen Erfolg ganz besonders Vega zuschrieb und ihn zum zweiten Male für das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens vorschlug mit der Begründung, daß sich der Erfinder nicht nur bei der Belagerung von Mannheim Verdienste erworben, sondern auch „daß durch die Benützung dieser Mörser sich jede künftige Belagerung und jede Beschützung der k. k. Artillerie zweifellos besser gestalten und daher den k. k. Waffen zu großem Nutzen und dem Feinde zu bedeutendem Nachteil gereichen" würde. Diesmal erhielt auch Vega den Maria Theresien-Orden, nachdem er desselben im Ordenskapitel einstimmig für würdig befunden worden war.

Im Jahre 1795 veröffentlichte Vega seine Arbeit „Bestimmung des Halbkreises, dessen Halbmesser 1 ist 2c." auch in französischer Sprache. 1796 wurde er der Hauptarmee unter Erzherzog Karl zugeteilt, war beim Rückzug Artillerie-Kommandant in Mainz, beteiligte sich dann beim Vorrücken der österreichischen Truppen an allen größeren Affären, so besonders bei der Blockade von Mainz, bei Wiesbaden, gab den Ausschlag im Gefecht bei Dietz an der Lahn und führte so die vollständige Niederlage des Feindes herbei, schließlich war er noch hervorragend engagiert bei der Belagerung und Eroberung Kehls. Der ungünstige Gang des Krieges in Italien, wo Napoleons Stern am Ruhmeshimmel emporstieg, und der sich anschließende Friede von Campo Formio am 17. Oktober 1797 entrissen aber den kaiserlichen Waffen den mit so viel Blut und Mühe erkämpften Siegespreis. Vega fiel die Aufgabe zu, die Belagerungsartillerie in die Erbländer zurückzuführen, eine Aufgabe, die er mit glänzendem Erfolge löste.

Damit schließt die kriegerische Laufbahn Vegas; er kehrte nach Wien zurück, befaßte sich mit Studien, besonders über das Artilleriewesen, arbeitete an neuen Bombenwurftabellen und Ricochet-Tafeln, die leider nicht vollendet wurden, und wurde vielfach zu den Beratungen über die Reform des Artilleriewesens beigezogen. Nebenbei war er auch wissenschaftlich unablässig tätig und es gibt eine ganze Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen aus seiner Feder, welche in dieser Zeit entstanden. Auch fehlte es nicht an Anerkennungen, welche die wissenschaftlichen Gesellschaften Europas ihm als ausgezeichneten Gelehrten zuteil werden ließen. Ende 1797 wurde er Mitglied der mathematisch-physikalischen Gesellschaft in Erfurt, wo auch seine Arbeit „Mathematische Betrachtungen über eine sich um eine unbewegliche Achse drehende Kugel in Beziehung auf unser Erdsphäroid" vorgelesen und in Druck gelegt wurde. 1799 wurde er Mitglied der Akademie der nützlichen Wissenschaften in Mainz, im folgenden Jahre Mitglied der königlich-preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin und der königlich-böhmischen

Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. 1800 erschienen wieder mehrere Früchte seines rastlosen Geistes, unter anderem: „Versuch über die Enthüllung eines Geheimnisses in der bekannten Lehre von der allgemeinen Gravitation", der IV. Teil seiner mathematischen Vorlesungen, die Hydrodynamik behandelnd, die zweite vermehrte Auflage seines logarithmisch-trigonometrischen Handbuches, das er seinem alten Lehrer Josef Edlen von Maffei widmete. Gerade in dieser Zeit erinnerte er sich wieder in rührender Weise seiner Heimat. Er sandte an die krainerischen Landstände alle seine bisher erschienenen Werke, fünfzehn an der Zahl, und acht beglaubigte Abschriften von Zeugnissen und widmete außerdem den IV. Teil seiner Vorlesungen über Hydrodynamik zum Beweis seines Strebens, sich des Heimatlandes würdig zu zeigen, wie er selbst sagt, den Ständen von Krain. In der Vorrede spricht er mit herzlichen Worten seinen Dank aus für die am Lyzeum in Laibach erhaltene Bildung und für die Wohltaten, die er dort genossen, und beteuert seine treue Anhänglichkeit an das geliebte Heimatland.

Die krainischen Landstände dankten ihm dafür dadurch, daß sie ihn auf dem Landtage vom 26. November 1801 einstimmig und taxfrei zum Landstand von Krain erhoben, so daß der arme Bauernknabe aus dem fernen Zagorica einer der Ersten seines Volkes, eine Leuchte Österreichs und Europas geworden war. 1801 gab Vega auf eigene Kosten die Anleitung zur Zeitkunde für einen bisher unbekannten Verfasser heraus, der keinen Verleger finden konnte, versehen mit eigenen Anmerkungen und Zusätzen, und äußerte sich hierin sehr freimütig über die neue französische Zeitrechnung, der er in verschiedenen Punkten Inkonsequenz nachwies, besonders in der Durchführung des Dezimalsystems. In demselben Jahre veröffentlichte er auch eine lateinische Abhandlung über die Berechnung der Massen der Himmelskörper, gab 1802 die dritte Auflage seiner Vorlesungen heraus, in deren Vorrede er die Artilleristen zum Studium der Mathematik aneifert, und schrieb im gleichen Jahr noch (datiert vom 30. August) das Werk „Natürliche Maße, Gewichte und Münzsysteme", das er als Manuskript seinem Verleger Degen in Wien zur freien Verfügung überließ; es erschien erst nach seinem Tode.

Auch sein Kaiser wußte Vega zu schätzen und zu ehren. Mit Patent vom 22. August 1800 wurde er sammt allen seinen Nachkommen in den Freiherrnstand erhoben. Vegas Wappen bildet ein herzförmiges Schild mit einer brennenden Granate und einer darüber schwebenden Freiherrnkrone. 1802 wurde er auch zum Oberstleutnant befördert.

Mitten in dieser ausgezeichneten Tätigkeit, deren Erfolg und Lohn nun auf Vega sich herabsenkte, ebenso berühmt als Gelehrter wie als Soldat, wurde er vom Tode dahingerafft. In der zweiten Hälfte des Monats September 1802 verschwand Vega plötzlich, ohne daß jemand über seinen Verbleib etwas wußte. Am 26. September fand man ihn tot in der Donau, angeblich mit einem dünnen Strick um den Hals an einen Pfahl gebunden So erzählt sein Neffe Peterka, der auf die traurige Kunde vom Tode seines Onkels nach Wien geeilt war. Eine andere Version besagt, daß ein Selbstmord aus gekränktem Ehrgefühl vorliege. Doch erscheint jene Darstellung am glaubwürdigsten, welche Vega das Opfer eines habgierigen Raubmörders sein läßt.

Nach Jahren bemerkte ein Artillerieoffizier in der Hand eines Kanoniers einen Winkelmesser, auf welchem der Name „Vega" eingraviert war. Befragt über die Herkunft dieses Instrumentes, gab der Soldat an, es von einem Müller, bei dem er wohne, erhalten zu haben. Als letzterer darüber befragt wurde, soll er ausweichende Antworten gegeben haben, doch gestand er, in die Enge getrieben, den Mord ein und sühnte ihn durch Henkerstod.

* * *

Wie hat sich nun die Nachwelt dem Angedenken Vegas gegenüber verhalten? Sein Name war in seiner Heimat schon beinahe vergessen und nur wenige hochbetagte Leute erinnerten sich des „großen Herrn", als die „Novice", ein in Krain vielgelesenes Blatt, 1854 die Erinnerung an den berühmten Sohn des Landes erneuerte und den Vorschlag des Professors Peternel in Laibach zur Errichtung eines Denksteines mit begeisterten Worten unterstützte. 1865 wurde in Zagorica unter großer Feierlichkeit eine Gedenktafel am Geburtshause Vegas und an der Kirche angebracht. Ist aber damit genug geschehen für das Andenken eines solchen Mannes, eines der größten Söhne Österreichs? Mit Freuden ist es daher zu begrüßen, daß der Name Vegas wieder die Runde macht durch die Gaue Österreichs und daß man nun endlich daran geht, eine alte Schuld einzulösen, daß man daran geht, Vega ein seiner würdiges Denkmal in Laibach zu errichten.

Siehe —

Von Christoph Flaskamp.

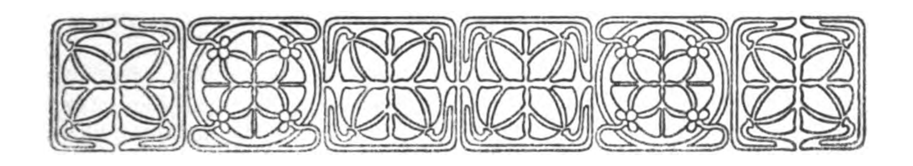
Du hast so viel erlitten,
Nun aber laß die Pein;
Du hast viel mehr erstritten,
O Herz, als jemals dein!

War Dir die Sonne Sonne
Vor diesem neuen Tag?
Je eig'ne Pein und Wonne
So ganz Dein Herzensschlag?

Sieh' rings die blühende Heide,
Wie lebt Dir nun ihr Gruß!
Fühlst Du, wie erst im Leide
Sich alles lösen muß?

Fühlst Du Dich nun inmitten
Der Welt noch so erdrückt, so klein,
In all dem Leben so allein?
Sieh' Herz, was Du erstritten:
Die ganze Welt ist Dein!





E. S. Engelsberg.

(Dr. Ed. Schön.)

Von **Daniel Siebert.**

Am 27. Mai 1904 waren es 25 Jahre, seitdem E. S. Engelsberg, der „Sänger und Dichter des Herzens und des Gemütes", wie Dr. Olschbauer ihn nannte, für immer seine Augen geschlossen hat. An der Seite seiner Gattin, die ihm im Tode vorangegangen war, ruht er auf dem stillen Grinzinger Friedhofe angesichts der alten Kaiserstadt, in der er zur Ehre seines Vaterlandes gewirkt und geschaffen, angesichts des grünen Waldes, in dessen Räumen er so gerne geweilt, dessen süßem „Weben" er so gerne gelauscht hat. Die Mitglieder des Männergesangsvereines „Engelsberg-Bund" fanden sich am 29. Mai v. J. am Grabe ein, um nach Sängerart in Wort und Lied des unvergeßlichen Tondichters zu gedenken. Begleitet von den Lenzesliedern der gefiederten Sänger aus Gottes freier Natur erklang die „liebe Waldesweise" und die Zypressen senkten, von leisem Windhauche berührt, ihre Zweige, als neigten sie sich in feierlicher Ergriffenheit. Die Amsel schmetterte ihre hellsten Töne in die Lüfte, als hätte sie aller Welt zurufen wollen: „Der da ruht in kühler Erde, auch er sang, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet."

Zwei Dinge versinnbildlichen Engelsbergs Wirken: der Aktenbündel und die Leier. Die Schriftzüge in den Akten verblassen und verlieren mit der Zeit ihre Bedeutung; aus den Notenblättern aber erblüht immer wieder neues Leben, wenn der Hauch der Kunstfreude sangesfroher Gemüter sie berührt.

Selten werden sich in dem Schaffen eines Menschen solch seltsame Gegensätze vereinigt finden wie in dem Wirken Engelsbergs; man denke an seine fachmännischen Arbeiten wie „Wiener Kurszettel" — „Wiener Börsenordnung" — „Liquidation der Wiener Börse" — „Das neue Börsenstatut" — und an seine gemütvollen, sinnigen oder in unbesiegbarer Lebenslust überschwellenden Lieder.

* * *

Eduard Schön*) wurde am 23. Jänner 1825 zu Engelsberg in Österr.-Schlesien als Sohn des Webewarenerzeugers Anton Schön und dessen

*) Als Komponist nannte sich Dr. Ed. Schön nach seinem Geburtsorte „E. S. Engelsberg", da er mit Rücksicht auf seine amtliche Stellung seinen Namen „bis zur Unkenntlichkeit" verhüllt haben wollte. (Brief an Herbeck aus dem Jahre 1861).

Gattin Theresia (geb. Schleser) geboren. Seine Wiege umtönten die Lieder und klassischen Musikwerke, welche die damalige Engelsberger Bürgerschaft aufführte, nachdem von tüchtigen Schullehrern der Sinn für edle Musik geweckt und heimisch gemacht worden war. Die erste musikalische Anregung erhielt er von seinem Vater, der eine hervorragende Stütze der musikalischen Aufführungen in Engelsberg war, und seine erste Vorbildung reichte bald über das gewöhnliche Maß musikalischen Könnens und Wissens hinaus. Den ersten Schulunterricht genoß er in seiner Vaterstadt, die dritte Hauptschulklasse aber und das Gymnasium besuchte er in Olmütz, wo er bei seinem Onkel, dem Konsistorialrate und Pfarrer Florian Schön, wohnte, der den aufgeweckten, sanften Knaben bald herzlich lieb gewann.

Seinen Kameraden galt er anfangs als ein unnahbarer Sonderling. Er floh „der Brüder wilden Reihn". Während seine Studiengenossen den Zerstreuungen der Jugend sich hingaben, saß er traumverloren unter irgend einem Baum oder phantasierend am Klavier oder lernbegierig über seinen Studienheften. Erst später schlossen sich die Kameraden an den sinnenden und zurückgezogenen Jüngling inniger an. In dieser Zeit regte sich in Engelsberg bereits der Dichter und Komponist.

Über sein feines musikalisches Empfinden äußert sich sein Jugendfreund Dr. Jg. Machanek (in „Engelsbergiana") folgendermaßen: „Nichts konnte ihn unglücklicher machen, als wenn jemand mit einem Wechselakkord oder mit einer Dissonanz zu spielen aufhörte. Sofort eilte er ans Klavier und brachte die Dissonanz zum Abschluß. Wurde er aus Neckerei mit Gewalt daran verhindert, so konnte der sanfte Eduard — seinem ganzen Wesen zuwider — in eine wahre Berserkerwut geraten. Mit schmerzverzerrtem Gesicht hielt er sich beide Ohren zu, lief davon, suchte einen Flügel, wo immer er einen wußte, und atmete erst auf, nachdem es ihm gelungen war, seine geängstigte Seele von der Qual der ungelösten Dissonanz zu befreien.

Nach Vollendung des Gymnasiums widmete er sich dem Studium der Rechte. Er besuchte anfangs die Olmützer Universität bis einschließlich des dritten Jahrganges und begab sich dann auf Wunsch seines Onkels und auch auf eigenes Verlangen nach Wien, um hier seine Studien zu beenden und gleichzeitig beim Altmeister Storch im Tonsatze sich zu vervollkommnen. Am 13. November 1850 erwarb er sich die Doktorwürde und am 22. Jänner 1851 wurde er ins Finanzministerium als Konzeptspraktikant aufgenommen.

So sehr es in seiner Seele sang und klang, so sehr sie erfüllt war von unstillbarer Sehnsucht nach dem „Urborn alles Schönen, nach der Dichtkunst heil'gem Gral", so verlor er doch die reale Wirklichkeit nicht aus dem Auge. Sein Ziel war, eine Lebensstellung zu erringen, die ihm die Gründung eines eigenen Herdes ermöglichte. Er widmete sich daher seinem Berufe mit ganzer Kraft. Die Musik galt ihm als Nebensache; aber sie war ihm stets der gute Engel, der ihn holdselig anlächelte, wenn der Ernst des Lebens seine liederfrohe Seele zu verdüstern drohte.

Im Dezember 1856 wurde er Generalsekretär der Börsekammer und am 22. Mai 1858 vermählte er sich mit Fräulein Betti Held, der Tochter des Hofkassiers Philipp Held. Die Trauung fand in Mariabrunn bei Wien statt und wurde von seinem geliebten Onkel Florian Schön vorgenommen.

Wie er über die Ehe dachte, geht aus folgender Stelle eines Briefes vom 4. August 1858 hervor: „Wenn nicht schon früher ein großes Etwas, so macht die Ehe einen scharfen Abschnitt im Leben. Mit ihr geht jedem von uns ein klares Licht auf und bald zeigt es sich, ob es die Wohnstätte eines Glücklichen bedeutet."

Und dieses klare Licht beleuchtete hier die Wohnstätte eines Glücklichen. Die Zeit seiner Lebenspilgerfahrt an der Seite seiner geliebten, feinsinnigen Frau war die glücklichste seines Lebens, die Blütezeit seines besten künstlerischen Schaffens. Das teilnehmende, kunstverständige Gemüt seiner Gattin wirkte belebend auf seinen Geist. Engelsberg pflegte seine Frau öfters als seine Muse zu bezeichnen, während sie ihn scherzhaft ihren Liederfabrikanten nannte. Leider sollte sich Engelsberg dieses häuslichen Glückes nicht lange erfreuen. Schon am 11. April 1866, nach achtjähriger Ehe, entriß ihm der Tod seine teure Lebensgefährtin in einem Alter von 27 Jahren. Dieser schmerzliche Verlust zehrte an seinem Gemüte bis an sein Lebensende.

In seiner dienstlichen Wirksamkeit stieg Dr. Ed. Schön von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Sektionschefs empor. Er stand als Beamter in hohem Ansehen und wurde für seine Verdienste mit dem Franz Josefs-Orden ausgezeichnet. Noch heute rühmt man ihn als Persönlichkeit mit starkem Willen und besonderer Veranlagung, als interessanten Menschen. Sein künstlerisches Wirken brachte ihm jedoch anfangs Enttäuschungen, wie sie dem schaffenden Künstler meist nicht erspart bleiben, die aber seine zartbesaitete Seele kränkten.

Das erstemal trat er am 10. März 1861 im Konzerte des Wiener Männergesangsvereines vor das große Publikum. Man sang seine „Waldesweise", die zarteste Blüte seines liederreichen Gemütes. Sie ist ein Stück seiner Seele und gehört zu dem Schönsten, was Engelsberg geschrieben hat. Leider fand dieser duftige Chor, der aus der Zeit seiner jungen Ehe stammt, damals nicht die verdiente Würdigung.

Verstimmt über diesen Mißerfolg, trat er erst zwei Jahre später wieder vor die Öffentlichkeit; diesmal aber nicht im Konzert-, sondern im heiteren Ballsaale im Kreise seiner lebensfreudigen jungen Freunde, im „Akademischen Gesangsverein". Man führte seine „Narrenquadrille" auf, die mit zündender Macht einschlug. Von jetzt an stieg auch für sein künstlerisches Wirken der Stern des Glückes empor und die Herzen der deutschen Sänger flogen ihm immer mehr zu. Leider lähmte vom Jahre 1877 an ein unheilbares Leiden seine Schaffenskraft. Am 5. Februar 1879 schrieb er seinem Freunde Rudolf Weinwurm: „Vorüber, vorüber! Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergeh'n. — Ich, lieber Freund, stehe schon lange auf dem Standpunkte der Resignation und habe kaum noch einen anderen Wunsch als den nach Ruhe, Sonnenschein und Weltvergessenheit." Er hoffte in der Heimat Besserung zu finden und machte sich deshalb im Frühjahr 1879 auf die Reise. Am 5. Mai ereilte ihn zu Deutsch-Jaßnig, wo er bei seinem Geschwisterkinde, dem Pfarrer Adalbert Riedel, zu Besuch weilte, der Tod. Einige Tage nach seinem Begräbnisse wurde man auf seine letzte Handschrift, „Wanderers Abendlied" von Goethe, aufmerksam, das er auf einem Brette des Gartenhauses, in dem er eine Stunde vor seinem Tode noch geweilt,

niedergeschrieben hatte. Pfarrer Riedel ließ diese letzten teuren Schriftzüge mit Glas und Rahmen versehen. Später wurden dieselben dem Gartenhause entnommen und dem Stadtmuseum von Neutitschein einverleibt.

* * *

Engelsbergs Bedeutung liegt in seinen Tondichtungen für den deutschen Männergesang. Er war Dichter und Komponist in einer Person; Wort und Ton vereinigten sich in seiner Seele zu harmonischem Vereine. Auch dann, wenn er fremde Texte komponierte, „gebar er", wie Kienzl es von Schubert, dem Unerreichbaren, rühmt, „die Melodie aus dem Texte, und zwar so bewundernswert, als ob er ihn gleichzeitig mit ihr erfunden hätte"; darin liegt der Zauber seiner Kompositionen. Engelsberg verblüfft nicht durch seltsame harmonische Überraschungen; er schrieb nicht für ein Virtuosentum, er schrieb nur für das Empfinden des deutschen Volkes.

Deutsches Wesen und deutsche Art hat er wohl am schönsten in dem Chore „Muttersprache", der bald zu einem Grundpfeiler der Repertoire der Gesangsvereine wurde, zum Ausdruck gebracht. Wer sich der Wärme und dem Melodienzauber hingibt, der aus der Solostelle: „Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut!" ausströmt, dem wird es weich ums Herz; er ahnt das Fühlen eines Menschen, der aus der Fremde ins Elternhaus zurückkehrt und, berauscht von den süßen Klängen der heimatlichen Sprache, in den Armen der geliebten Mutter Tränen der Freude vergießt. Nicht minder beliebt ist der Chor „So weit", über dessen Schlußstellen ein Hauch von Verklärung liegt. Dieser Chor, in dem der Tondichter in Erinnerungen an die Heimat und an die frohen Tage „duftiger Jugendzeit" schwelgt, bildet mit der „Muttersprache" und der „Waldesweise" die musikalische Trias, welche Engelsbergs Volkstümlichkeit begründet hat.

Als echter Minnesänger gibt er sich in den Liedern „Flucht der Liebe", „Der Blumen Schwestern und der Sterne" und in dem reizenden Chore „Die Liebe als Nachtigall", dessen entzückend schöne Klavierbegleitung an Nachtigallengesang und Maienzauber erinnert. Auch die Klänge unserer Bergwelt sind ihm nicht fremd. Die Chöre „Am obern Langbathsee" und „Poeten auf der Alm" sind Blütenkränze waldfrischer Alpenklänge und süßen Träumens in weltentrückter Bergeinsamkeit.

Von seinen umfangreicheren Tonwerken erfreuen sich das „Italienische Liederspiel" und die reizende, melodienreiche Walzeridylle „Im Dunkeln" besonderer Beliebtheit. Die Freude an allem, was da singt und klingt in Gottes herrlicher Natur, kommt am glühendsten in dem Chore „Im Maien" zum Ausdruck, der mit hinreißendem Schwunge anhebt:

„Nun bricht aus allen Zweigen
Das maienfrische Grün,
Die ersten Lerchen steigen,
Die ersten Veilchen blüh'n."

Es ist, als würde eine sangesfreudige Lerche zum Himmel emporsteigen, um aus lichten Höhen uns zuzujubeln:

„O Welt, du bist so wunderschön
Im Maien!"

Engelsberg vermag aber nicht nur zu unterhalten, er vermag auch zu erschüttern. Proben von ergreifenden Tondichtungen ernstesten Charakters sind die Chöre „Als ich noch jung war" und „Der Einsiedler".

Dem Treiben der Welt abgekehrt, nur der Macht der Empfindungen in der eigenen Brust hingegeben, klagt er mit Grillparzer:

„Als ich noch jung war,
Liebt' ich zu klagen,
All, was dem Herzen leid,
Vielen zu sagen."

Schmerzlich zuckt es auf bei der Stelle:

„Denn ich erfuhr es,
Kalt ist die Welt."

Doch unter dem milden Hauche stiller Ergebung glätten sich die Wogen des Gemütes. Erinnerungen an längst vergangne Zeiten ziehen leise durch die Seele und traumverloren verklingt der seelenvolle Gesang.

Überaus wirkungsvoll ist die Stelle des Einsiedlers:

„Die Jahre wie die Wolken geh'n,
Und lassen mich hier einsam steh'n:
Die Welt hat mich vergessen."

Immer mächtiger steigert sich der Ausdruck tiefster Wehmut, um endlich auszuklingen in Sehnsucht nach Ruhe und Weltvergessenheit.

* * *

Engelsbergs Leben und Wirken zeigt, daß der Ernst des Lebens mit dem Heiteren der Kunst sich gut vereinen läßt und daß der Mensch auch bei voller Hingabe an die ernstesten Berufspflichten und im lähmenden Bannkreise der Alltäglichkeit seine Ideale zu bewahren vermag.

Engelsberg war ein ausgezeichneter Kenner des großen Geldverkehrs und nicht minder ein Kenner der neueren schönen Literatur; er war ein Verwaltungsbeamter von hervorragendem Rufe und zugleich einer der gemütvollsten Sänger Österreichs nach Schuberts Tod. Man schätzte sein Urteil und seinen Rat in volkswirtschaftlichen Dingen und nicht minder in Kunstangelegenheiten. Der Sektionschef Dr. Ed. Schön ist mit dem Tondichter Engelsberg wohl nie in ernsten Widerstreit geraten; wenn einer von beiden in seinem Wirken beeinträchtigt wurde, so war es zum Schaden der musikalischen Literatur nur der Liederkomponist.

Als Mensch war er bescheiden wie Schubert und alles, was nur entfernt nach Reklame aussah, war ihm in innerster Seele verhaßt. „Hätte der bescheidene Mann, der sich selbst nie zu den ernsten Musikern von Fach zählte, einmal bei Lebzeiten vernommen, daß ihm eine Statue auf öffentlichem Platze bevorstehe,*) — ich glaube, er wäre vor Scham und Schrecken in

*) Denkmäler wurden ihm in Troppau und Engelsberg errichtet.

An seinem Geburtshause wurde eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht:

„In diesem Hause wurde am 23. Jänner 1825 Dr. Eduard Schön, k. k. Sektionschef, bekannt als Lieder-Kompositeur E. S. Engelsberg, geboren. Starb zu Deutsch-Jaßnik am 27. Mai 1879 und ruht vereint mit seiner Gattin am Friedhofe in Grinzing bei Wien."

den Boden gesunken“, schrieb Hanslik. Er wollte nicht Ruhm erwerben, er wollte nur andere erfreuen. Er wollte zum Herzen dringen, im Herzen des deutschen Volkes ein Denkmal sich errichten.

In seinem Gemüte war er ein Jüngling bis zu seinem Tode und darum wirken seine Lieder so lebensfrisch und erquickend wie Morgentau und Frühlingshauch. Sie sind ein Abglanz jenes Himmels sonniger Heiterkeit, „unter dem“, wie Jean Paul sagt, „alles gedeiht — Gift ausgenommen“. Sie erhellen das Dämmerlicht trüber Alltagsstimmung und beleben unsere Phantasie. Dann geht es uns manchmal auch so wie dem Hans Sachs in Richard Wagners „Meistersingern von Nürnberg“, der, berauscht von dem Dufte des Flieders, sinnt und träumt und das „süße Lenzeslied“, das er in der Meisterzunft gehört hat, nicht loswerden kann. Auch wir können sie nicht loswerden, die süßen Weisen, und berauscht von ihrem Wohlklange summen wir dann im Zauberbann der Töne:

„Klinge nur leise,
Liebe Waldesweise,
Singe von Lieb' und Treue!“

Mögen die herrlichen Lieder, die uns Engelsberg als kostbaren Schatz hinterlassen hat, noch viele, viele Tausende erfreuen; mögen sie auch kommenden Geschlechtern ein belebender Quell reiner Freuden sein, ein Born der Begeisterung für das Edle und das Schöne, ein Born der Liebe zur heilig-hehren Tonkunst.



Der schlichte Reif.

Von M. Herbert.

Die schöne, stolze Herzogin
Im Saal des Schlosses stand,
Viel gold'ne Reifen blitzten
An ihrer weißen Hand.

Da spielt mit ihrer weißen Hand
Das kleine Schwesterlein.
„Dein Finger, Lieb', ist fast zu schlank,
Zu tragen Perl' und Stein.

Sag an, wer Dir gegeben hat
Die Perle matt an Strahl?“
„Die bot mir einst als Brautgeschenk
Der Herzog, mein Gemahl.“

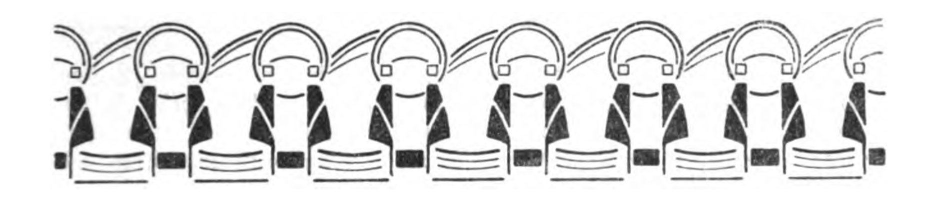
„Wie herrlich der Brillanten Licht,
Sie flammen wunderbar!“
„Zu meiner Wiege legte sie
Mein Pate einst, der Zar.“

„Wie der Opal in Farben spielt!
Ein Glücksstein ist er. Wie?“
„Erinnerungsgabe, liebes Kind,
An Kaiserin Eugenie.“

„Wie seltsam! Zwischen Glanz und Pracht
Dies Ringlein, sonder Zier,
Du trägst es ständig, Tag und Nacht,
Verwachsen scheint's mit Dir.“

Die schöne, stolze Herzogin
Erschrak — ward geisterbleich:
„Kind, der es mir zum Abschied bot,
Besaß nicht Kron' und Reich.

Und dennoch ist der Ring für mich
Mehr wert als Perl' und Stein.
Und mit dem Reifen an der Hand
Will ich begraben sein.“



M. Herbert.

Literarbiographische Studie von **Lorenz Krapp.**

I.

Vor zwanzig Jahren trat M. Herbert zuerst in die Öffentlichkeit. Damals erschien von ihr der Roman „Das Kind seines Herzens“, ein Werk, das sie schon fünf Jahre vorher, in ihrem zwanzigsten Lebensjahre, geschrieben hatte. Schon damals jubelte man der Autorin begeistert zu: da war eine männlich anmutende Konzeption, eine tiefe Weltanschauung, eine oft glühende Schönheit der Sprache. Seitdem sind zwei Jahrzehnte hingegangen, und was jenes Buch versprach, hat sich erfüllt. Heute kann keiner mehr von der deutschen Frauenliteratur unserer Tage, der christlichen wie nichtchristlichen, reden, ohne der Herbert Erwähnung zu tun.

Die Schriftstellerin, die sich hinter dem Namen Herbert birgt, ist im Jahre 1859 als Tochter eines hessischen Beamten im uralten Hessenstädtchen Melsungen geboren. Was über ihren Lebenslauf zu sagen ist? Von bedeutenden äußeren Erlebnissen nichts. Ihre Kindheit verrann unter der Leitung ihres edlen, schlichten Vaters und einer herzenswarmen, gütigen Mutter. Später verheiratete sie sich mit dem Literarkritiker und langjährigen Leiter des „Deutschen Hausschatzes“, Heinrich Keiter, der ihr 1898 durch den Tod entrissen wurde. Frau Therese Keiter lebt zur Zeit ihrem schriftstellerischen Berufe in Regensburg.

Das ist in Kürze alles, was der Autorin äußerlich Wichtiges auf ihrem Lebensweg begegnete. Anders freilich liegt es mit den inneren Ereignissen.

Es muß ein reichbewegtes Seelenleben gewesen sein, das M. Herbert schon als Mädchen führte. Schon auf der „Rosenhöhe“ zu Melsungen müssen ihr Zweifel nachgegangen sein, müssen Konflikte sie bewegt haben. „Alles, was Therese zum Glücklichsein braucht“, scherzte ihre Mutter, „ist ein Streifen Papier. Als Kind in der Wiege konnte sie stundenlang spielend damit sich zufrieden geben; als Mädchen freute sie sich über jedes bedruckte Blatt: ‚Ich kann's lesen!', über jedes unbedruckte, indem sie jubelte: ‚Ich darf's beschreiben.'“ (E. M. Hamann). Mit den tiefsten Fragen des Menschenherzens hatte Herbert schon gerungen, ehe sie ihr erstes Buch in die Welt sandte. Denn eine solche gereifte, geklärte, im Schmerz gereinigte Weltauffassung, wie sie im „Kind seines Herzens“ sich schon kundtut, ist uns noch in keinem Jugendwerk einer Frau aufgestoßen. Wie gering Herbert von

jenen Vorversuchen auch denken mag, wenn sie in S. Patakys „Lexikon deutscher Frauen der Feder" von sich selbst schreibt: „Mit sechzehn Jahren begann sie Novellen zu schreiben und zu veröffentlichen, was nach ihrer jetzigen Meinung ein großer Fehler war, da sie naturgemäß angelesenes und anempfundenes Zeug publizierte", — wir haben anders davon zu denken. Eine solche Selbständigkeit der Lebensmaximen und des Stils, wie sie im „Kind seines Herzens" sich schon zeigt, ist kein Geschenk des Zufalls und kommt nicht über Nacht, sondern Jahre heftigen seelischen Ringens und Siegens, ureigensten persönlichen Empfindens müssen ihr vorgearbeitet haben.

Was ist der Inhalt vom „Kind seines Herzens"? Mit einer in lebensvoller Wahrheit geschilderten Eisenbahnfahrt beginnt das Buch. Der Graf von Heßlar, ein Einsamgänger, den trübe Kindheitserfahrungen, vor allem die Untreue seiner Mutter, zum Menschenfeind gemacht haben, ist der Held des Romans. Keine milde Regung mehr ist in seinem eisig gewordenen Herzen; nur kalter, starrer Egoismus leitet ihn noch. Aber trotz allem läßt sich in seiner Seele das nicht ausrotten, ohne was der Mensch innerlich untergeht: das Sehnen nach Verständnis. Freundschaft und Liebe sind ihm nichts, die hat er längst verachten gelernt. Und da keimt der Plan in ihm auf, ein Kind an sich zu fesseln; — ein Kind, das alles ihm verdanken muß, jeden Atemzug, den es tut, und auch jeden Gedanken, den es fassen wird. So nimmt er denn das Kind eines verarmten, verelendeten Dorfschullehrers zu sich und erzieht es abgeschlossen von aller Welt, es völlig in seine Ideenkreise zwingend. Und Alexandrine, „das Kind seines Herzens", folgt ihm willenlos; nur die Liebe und Verehrung zu ihm lebt in ihrer Seele.

Aber nicht auf die Dauer kann dieses Verhältnis bestehen. Denn „der Mensch darf aus einem Ebenbild Gottes kein Spielzeug seiner selbstsüchtigen Laune machen wollen", sagt M. Herbert so einfach wie schön (S. 330). Alexandrine tut einen schüchternen Blick in die Welt; und ihre sehnsüchtige, flatterhafte Seele will hinaus in dies schimmernde Wogen und Treiben. Die Musik, die sie als Erbteil ihrer Mutter, einer Schauspielerin, im Blute trägt, läßt sie nicht rasten, zwingt sie in ihren Bann. Und wie der Trieb nach dem rauschenden Glanz da draußen, nach dem ihre Seele in kindischer Neugier fiebert, immer mächtiger wird; wie sie fühlt, daß ihr eigenes Herz jagt und saust mit den Rhythmen der Musik: da tritt sie vor den Grafen Heßlar hin und bittet ihn, er möge sie aus ihrer Vereinsamung ziehen lassen: sie wolle und müsse Schauspielerin werden. Da erkennt er, daß sie trotz all seiner Arbeit an der Entwicklung ihres inneren Lebens doch nicht darüber hinaus kann, daß sie das Kind ihres Vaters, des genialen, aber verkommenen, für Musik blind schwärmenden Dorfschullehrers ist: mit seinem Fluche entläßt er sie. Tiefer sinkt er wieder in seine Melancholie zurück; er steht am Rande des Abgrunds. In dieser Stunde überdenkt er sein ganzes, verfehltes, lichtloses Leben:

Jegliches Versprechen leer!
Ufer, Strand ward wilde Wüste.
Wirft das perlenreiche Meer
Mir nur Muscheln an die Küste?

Knietief stehe ich im Sand,
Händeblutend, nachzugraben,
Ob die Klippe, ob der Strand
Keinen goldnen Boden haben.
Wenn des Glaubens Fahne sinkt,
Heil'ge Jugend, fahre, fahre! —
Wer den Kelch des Zweifels trinkt,
Lebt in einem Tage Jahre. (S. 158.)

Und schon bahnt sich halb und halb in ihm die Läuterung an, die durch ein edles, einfaches, gütiges Mädchen dann gefördert und durch die Treue und hingebende Herzlichkeit seines Bruders vollendet wird. Nicht uns leben wir, sondern der Menschheit, erkennt er; den Millionen und Myriaden Toten, die vor uns waren und deren Staub vielleicht unter unsern Sohlen knirscht, und all den noch Ungebornen, die nach uns kommen, gehören wir, nicht allein uns winzigen Menschenkindern selber.

Eine tiefe, heilige Lehre ist es, was uns aus den Blättern dieses Buchs mit seiner dichtgedrängten Fülle der Geschehnisse und seiner weitverzweigten Handlung entgegenklingt. Was ist gegenüber der Schlichtheit, mit der hier das Gebot der reinen Menschlichkeit gepredigt wird, all das prunkende Wortgefüge der Humanitätskünder, der Autoren, die Menschlichkeit predigen und daneben den hungernden Bettler untergehen lassen, der auf eisiger Straße um eine Gabe wimmert, — die nach dem leuchtenden Götterolymp des alten Hellas zurückwandern zu müssen glauben, um dort das Prinzip der reinen Menschlichkeit zu entdecken, indes das Leben des Alltags tausende Male uns das Gebot der Hilfsbereitschaft kündet? Selten ist der Egoismus, an dem ganze Zeitalter krankten und vergingen, mehr beschämt worden als durch Herberts schlichte Worte: „Alle großen Männer sind über ihr Selbst hinausgelangt, indem sie Großes für andere taten.... Wie Kinder müssen wir lernen, uns in die Interessen selbst derer hineinzuleben, die uns am nächsten stehen.“ (S. 329.)

Das ist überhaupt das tiefste Charakteristikum M. Herbertscher Kunst: die aus dem Schmerz geborene Lebensbejahung. Der Grundakzent ihres Schaffens ist immer tief und dunkel; aber nie klingt er aus in öden Pessimismus. Sie hat das erfaßt, was Platon, der vielleicht geistesgewaltigste Grieche, meint, wenn er vom Gespann der Seele redet: die Seele wird hingeschleift durch Zeit und Raum, wie auf einem Wagen der Wagenlenker, — die zornigen, schwarzen, schaumtriefenden Rosse der Nacht suchen den Wagen in den Abgrund zu zerren, aber andererseits reißt das Gespann der Rosse des Lichts das Gefährte der Seele wieder nach oben. Ein ewiges Taumeln zwischen Sonne und Abgrund ist das Menschenleben, sagt auch M. Herbert; aber sie weiß, wo die Kraft ist, die den Rossen des Lichts den Sieg verleiht, so daß sie die Seele schließlich doch in die Höhe tragen: in der Güte Gottes. Ihr Christusbegriff ist der des hl. Augustinus: wie die Feuerseele dieses Gewaltigen durch viel Irrtum und viel Nacht erst hindurchwandern mußte, bis die überwältigende Pracht der lichtüberfluteten Civitas Dei, der Friedensstadt auf leuchtendem Grat, sich ihm auftat, so hat

Herbert ihre ruhige, geklärte Weltauffassung auch erst erlangt auf einer Via dolorosa unerhörter innerer Kämpfe, von denen man nicht spricht, die man aber immer aus ihren Werken leise herauszittern hört. Wie die Klage Dantes über die selva oscura, den „dunklen Wald“ der Welt, in dem er „um Mitternacht zu Pardeln und Wölfinnen sich verirrte“, klingt und schluchzt es auch oft aus Herberts Büchern. Aber darüber hinweg findet sie doch immer wieder das Seelengleichgewicht, das ernste, gütige, unter Tränen lächelnde Verstehen und Verzeihen.

Vielleicht zeigt sich das nirgends deutlicher als in ihrem zweiten Buche, der „Jagd nach dem Glück“, einem Werke der dreiundzwanzigjährigen Dichterin. — Die Jagd nach dem Glück! Wer hat sie nicht schon angetreten, hoffnungsselig und im Blick das Leuchten des Welteroberers, um schließlich demütig sich dabei zu bescheiden, wenn er nur ein Plätzchen fand, um sein müdes, enttäuschtes Haupt zur Ruhe zu legen? „O über mein verfehltes Leben!“ hat Herder geklagt, als er starb. „Die Schwierigkeit ist jetzt die, daß ich mich nicht verliere“, hat der sterbende Nietzsche am Ende langen Irrgangs gestammelt. Und mag man die Wahrheit davon auch bestreiten: sicher ist es, wenn nichts weiter, so doch ein bezeichnendes Märchen, wenn man dem sterbenden Goethe die Worte zuschreibt: „Mehr Licht!“ Am Ende der langen Glücksfahrt, wo ihm Kranz um Kranz auf den Scheitel gesunken war, hat Goethe, der Olympier, nichts anderes zu sagen gewußt als dies Wort eines „Hungerleiders nach dem Unerreichbaren“: „Mehr Licht!“

Die „Jagd nach dem Glück“ M. Herberts endigt nicht mit dem klagenden Ruf nach Mehr, der aus diesen Aussprüchen Herders, Nietzsches und Goethes klingt. Wohl ist Fahrenbach, der Held des Romans, weit in die Irre gegangen; Skepsis und Lauheit haben ihn weit von den „ewig sprudelnden Wassern des Lebens, die durch die Nacht funkeln“, getrieben; aber schließlich findet er doch wieder heim zum Friedensland seiner unentweihten Kindheit, und mit Jenny, dem lieben, einfachen Mädchen, gründet er sich ein freudevolles Heim. Lucie Scoltoni, die schillernde Weltdame, erkennt die Hohlheit und Nichtigkeit des Treibens, das sie umgibt, allerdings erst nach vielen Enttäuschungen und Verdemütigungen, und in der Einsamkeit eines Nonnenklosters am Busen von Sorrento widmet sie, die vorher ganz in Selbstsucht aufgegangen war, sich der Erziehung von Findelkindern. Mit Worten, die die ganze Idee des Romans in sich schließen, endet das Buch: „Der Friede ist nicht so billig zu kaufen. Ein einziges Opfer sichert ihn nicht, noch sichert ihn der Schwur, der Welt Valet zu sagen. Solange das Leben währt, geht seine Ebbe und Flut; und je weniger von außen herandringen kann, um so größer und lauter ist die Gewalt inneren Sturmes . . . Aber wer das Glück Friede nennt und es sucht mit Arbeit, Selbstaufopferung und redlichem Herzen, — der muß es finden, so gewiß Gott die Wahrheit ist“ (S. 290). Alle Menschen in dem Buche haben nach dem Glück gejagt und fast alle haben es gefunden; vor allem Fahrenbach, der in Zweifelsucht Verirrte, im demütigen Wort: »Le seul savant, c'est encore Moïse«, „der einzige Weise ist nur noch Moses“, d. h. die heilige Schrift, Gottes Erkenntnis und Gottes Wahrheit. Schließlich kommen alle bei dem Standpunkt von Fahrenbachs Mutter, der

schlichten, unweisen Bauersfrau an, die in allen Nöten zur paulinischen „Torheit des Kreuzes" flüchtet und unter dessen Schutz sicher und stark aufrecht steht und Werke der Güte, Milde und Hilfsbereitschaft wirkt.

Immer und immer wieder kündet Herbert die Lehre: „Tritt aus Dir heraus, vergiß den leidenden Bruder nicht." Diese Idee ist zum förmlichen Programme ihres Schaffens geworden. Aber nicht in Tolstojs Art — in Form heftiger, bis ins Mark dringender Anklagen — erhebt sie diese Forderung des Altruismus, der Nächstenliebe, sondern in milder Güte, fast im Tone des Du zu Du. Der Novellenband „Baalsopfer", in dem die zwei Skizzen „Unlöschbare Schrift" und „Wiedergeboren" das Tiefste darstellen, ist nur eine Umschreibung dieses Programmes, ebenso die meisten Novellen der Bände „Kinder der Zeit", „Gemischte Gesellschaft", „Frauennovellen", Marianne Fiedler", „Aus dem Buche des Lebens" und „Moderne Frauen". Wie ergreifend ist die kleine Skizze „Glücksvorübergang" im Novellenbuch „Gemischte Gesellschaft", die vom Martyrium eines Kindes erzählt; düstere, herzbeklemmende Tragik liegt im „Mönch Telemach", wo bei größter Knappheit die Sühne einer harten Schuld durch furchtbare Reue und heldenhaften Tod in straffen, lapidaren Zeilen geschildert wird. Sinnige Vogelgeschichten, wie das „Kuckucksei", durchbrechen bald heiter, bald wehmütig diese von heftigster Tragik durchglühten Bilderreihen aus dem Leben. Vor allem fällt in diesen Bänden Herberts großes Mitleid mit den Kindern wohltuend auf: mit den armen, verlorenen Existenzen der Gasse sowohl, wie mit den in Gemütsleere und schalem äußern Prunk heranwachsenden, nach Liebe sehnsüchtigen Kindern der Weltdamen der Hautevolée. Erschütternde Anklage dieser Art liegt in der Skizze: „Der kleine ‚Warum denn?'", wo am Totenbette des vernachlässigten Kindes heiße, reuevolle Mutterliebe wieder emporlodert.

Die zwei historischen Romane „Aglaë" und „Alessandro Botticelli" führen uns in große Zeitepochen zurück: die Erzählung „Aglaë" spielt im 4. Jahrhundert und behandelt die Legende von der vornehmen heidnischen Römerin, die mit dem Christen Bonifazius sündigt, aber später büßt, nachdem Bonifazius in Tarsus unter der diocletianischen Christenverfolgung als Märtyrer gestorben war. Eine neue künstlerische Seite Herberts offenbart die Novelle nicht. Wichtiger ist das Künstlerleben aus der Zeit der Renaissance „Alessandro Botticelli". Mit glutvollen Farben und einer Wucht des sprachlichen Ausdrucks, die an die von Kraft überschießende Art der Künstler jener Zeit um Michelangelo herum mahnt, zeichnet Herbert hier ein lebensvolles Bild dieses Meisters. Fast nur noch im „Herr Nathanael Weißmann", der den „Fall Brüsewitz" behandelt, ist die Konzeption so schraff, alles so fest verkettet, das Milieu so fein getroffen. „Dagmars Glück" fällt gegenüber den packenden Schilderungen in diesen Werken etwas ab, bietet aber immerhin noch echte, tiefe Stellen einer Dichtung großen Stils.

Eine Eigentümlichkeit Herbertscher Romane und Novellen liegt in der Masse seiner Aperçus, die mitten im Gang der Handlung verstreut sind. Meist unaufdringlich blitzen uns hier Goldkörner geläuterter Lebenswahrheit entgegen; und nichts ist unberechtigter, als wenn manche Herbert deswegen

weniger lieben, weil ihre Bücher dadurch den Leser geradezu zwingen, stets mitzudenken, nicht nur mit dem Gefühl sich hinzugeben, sondern auch den Verstand mitarbeiten zu lassen. Stets war es der großen Dichtung eigentümlich, tief zu sein und kein Unterhaltungsstoff für seichte Stunden; nur in Zeiten innerer Bedrängnis erfaßt man ganz einen Dante, in Stunden voll Feierlichkeit die weihevolle Art der Sakramentsspiele Calderons, in Stunden trüber Niedergeschlagenheit die erhebende Kraft des Idealismus eines Schiller.

II.

Die tiefe Innigkeit, die uns schon aus Herberts Prosawerken anspricht, mußte sie ohne weiteres auch zur Lyrik leiten. Schon an ihren Romanen und Novellen war das Wort vom Buch als Freund in Erfüllung gegangen; wir glauben, die Dichterin sitze neben uns und rede zu uns gütig und leise von allem, was sie und uns bewegt: vom Schmerz und seligen Hoffen, von Menschengüte und Barmherzigkeit, vor allem aber von einem: der Erlösungskraft der Gnade. Der augustinische Christentumsbegriff, von dem wir schon oben sprachen, eignet Herbert auch hier wieder: wie die stürmische Seele des Mannes, der als letzter Großer in einem Zeitalter des wildesten Verfalls eines ganzen Weltreiches vor uns steht, zuerst weit irrging und im Taumel und frevelnden Rausch sich selbst aufzugeben schien, aber später wieder heimkehrte und zu einer ragenden Geistessäule für alle kommenden Jahrhunderte wurde, so trägt auch Herberts Lyrik diesen Stempel: aus düsterer Vergangenheit eröffnet sich immer der Ausblick in eine lichte Zukunft. Daher rührt auch der tiefer, wehmütige Akzent fast aller dieser Lieder, den wir in gleicher Stärke auch bei Annette Droste finden.

Mit Annette Droste hat Herbert überhaupt als Dichterin viel Gemeinsames; so berühren sie sich vor allem in ihrer Liebe zur Heimat. Schon in den Romanen war der traute Charakter der uralten hessischen Kleinstadt, der Heimat Herberts, deutlich gezeichnet worden; da waren die stillen, verschnörkelten Häuser und winkeligen Gassen, durch die tausendjährige Erinnerung mit leisem Flügelschlag zittert, wie etwa nur noch in Wilhelm Raabes leisen, sanft hingleitenden Werken. Aber was dort nur leise angedeutet war, das klingt uns aus den Gedichten mit einer Gewalt, die fast elementar wirkt, entgegen:

Schatten war an deiner Brust,
Tiefer stiller Waldesschatten,
Friedlich gabst du uns zurück,
Was wir auch verloren hatten,
Fremdes Land erkennt uns nicht,
Fremdes Land hat fremde Lieder,
Fremdes Land beraubt uns wohl, —
Ach, und gibt uns gar nichts wieder! . . .
Kindessehnsucht wacht uns auf:
Lieber, ferner Heimatboden,
Sei du lind und sei du leicht
Meiner Jugend heil'gen Toten!

Und du fremder Boden, der
Still du wiegst in deinen Armen
Totes Blut von meinem Blut,
Hab' ein frauenhaft Erbarmen!
Schlaf ist Schlaf! O lasse es
Unter deinen dunklen Bäumen
Von der Heimat stiller Flur,
Einer güt'gen Mutter, träumen!

Das Wort von der „Heimatkunst“ hat in unsern Tagen einen großen Teil der deutschen Dichtung erobert; es geht davon aus, daß die Scholle, auf der wir geboren wurden, uns ganz besonders bekannt und vertraut sein müsse. In Gedichten wie dem angeführten sehen wir, ein wie gutes, tüchtiges Prinzip in diesem Begriff liegt. Ans Herz der Natur hat sich noch stets der große Dichter gelegt und hat dem Schlagen und Hämmern desselben gelauscht: dem Brausen donnernder Eichenforsten und dem eintönigen, einschläfernden, wie Ammensingsang raunenden Surren der Heide; auch Herbert hat so mit allen Nerven die Natur erfaßt, — mit einer Innerlichkeit, die fast pantheistisch erscheinen würde, flüchtete sie immer wieder „unter den Mantel des persönlichen Gottes“. Sie hört die Schwarzamsel im Vorfrühling singen:

Sie flöten und singen, wenn alles rings schweigt,
Bis leise die Sehnsucht im Herzen uns steigt,
Bis sinnend zum Baume im Garten wir geh'n,
Zu schau'n, ob schon schwellend die Knospen ersteh'n,
Bis, schattend die Augen mit bebender Hand,
Die grünenden Saaten wir suchen im Land,
Bis tief aus der Brust wie ein Seufzer es dringt:
O Frühlingsgewißheit! Die Schwarzamsel singt.

Oder wenn sie den Herbst sieht, vergleicht sie ihn mit einem Bacchantenzug, der mit Wein und Garben durch alle Felder jubelt und auf dessen wilden Rausch das eisige, totenbange Schweigen des Winters folgt. —

Noch inniger als an die ihr vertraute Natur gibt sie sich hin an die ihr lieben Menschen. Immer ist es ein Ton frauenhaftester Scham und Reinheit, der aus ihren Liebesliedern glüht; und sie hat Recht, wenn sie sich mit der Vestalin vergleicht, die stumm, lilienrein, fleckenlos das keusche Feuer hüten möchte:

Erinnerung.

Sie gingen schweigsam übers Hügelland.
Die goldnen Sterne kamen allgemach,
Wie Friedenslampen in der Engel Hand,
Voll milden Lichts herauf am Himmelsdach; —
Und eine Stunde war's, recht zum Verzeih'n,
Zum Wiederfinden alter Lieb' und Treu.
Der Vorwurf schwieg. Sie waren weltallein.
Erinn'rung lebte nur und sanfte Reu.

Am erschütterndsten wird ihr Lied, wenn sie um geliebte Tote trauert. Ihr Gatte ist früh von ihr geschieden; und immer noch sitzt sie harrend im

Abendlicht und hat ihm den Stuhl zurechtgestellt, in dem er so gern geruht, und seiner Kinder goldenes Lachen jubelt noch immer durch die Räume und klingt ihm entgegen, aber er kommt nicht mehr wieder; denn „ein Kreuzlein steckt im Rasen, der den Toten deckt.“

„Wenn ich Dich je vergessen kann,
Dann wird es stiller sein wie heute.
Dann stört uns kein Gerede mehr,
Das müßig sich erdacht die Leute,
Und die Gedanken, die an Dich
Sich festgeklammert, weh'n zerstoben,
Und der Gebete Pilgerschar
Fleht nicht mehr um Dein Heil dort oben,
Mein Herz, das wie ein Heil'genschrein
Dich einst umschloß, im Grabe modert,
Und in der Asche lebt kein Hauch
Der Flamme, die für Dich gelodert.“

„Der Mensch ist das, was die Enttäuschungen von ihm übriglassen“, sagt sie einmal, im Schmerz fast untergehend. Aber sie sucht nach ihrem Anker und ihr Glaube findet ihn in Gottes Güte. Darum ist Herberts religiöse Lyrik auch von so zwingender Gewalt, weil sie um Gott förmlich gerungen hat: „Ich lasse Dich nicht, Du segnetest mich denn,“ — sie hat sich nicht mit dem begnügt, was die hohle Faust umspannt, sondern hat ihren Gott gewissermaßen ans Herz zu reißen versucht. Ans „geistliche Jahr“ der Annette Droste wird man mehr als einmal erinnert bei diesen Zeilen eines Gottsuchertums, das alles Menschentum von sich abtun will, um ganz als Opfer vor Gott treten zu können. Immer fleht sie wieder, Gott möge ihr nur die Kraft geben, sich vom Stolz nicht übermannen zu lassen und eitel auf eigene Kraft zu bauen. Der demütige, opfertodbereite Geist eines Thomas von Kempen zittert immer wieder durch:

Wenn meine letzte Stunde kommt,
Soll Er nicht schmerzvoll zu mir sagen:
„So hab' ich Erdenlebens Weh
Umsonst für dich, o Mensch, getragen,
Umsonst verspritzt mein teures Blut
Und deine Schwachheit all empfunden,
Umsonst in eines Gottes Herz
Empfangen deiner Menschheit Wunden!“
Nein, Herr, durch Dich und Deine Kraft
Laß stark mich steh'n, laß mich nicht sinken!
Und wenn ich sinke, hüte doch
Mich vor dem gänzlichen Ertrinken!

Und so sehr ihre Weltanschauung auch aus dem Schmerz geboren ist, eine selige Erlösungsgewißheit lebt doch zuletzt mächtig in ihrer Seele. Sie ahnt, daß das ewige Pfingsten für jede gütige Menschenseele kommen wird; wer in Wahrheit um die Wahrheit irrt, der wird Gottes, freilich muß die

trotzige Wahrheitsehnsucht in ihm sein, die spricht: „Lieber an der Wahrheit sterben, als in der Lüge leben." Und nicht bloß dem einzelnen, auch ganzen Geschlechtern wird Entsündigung und Erlösung werden:

> „Wo sie auch sind, sie werden kommen müssen,
> Um endlich Deiner Füße Spur zu küssen; —
> Wie fern sie wandern, Deines Kreuzes Schimmer
> Wird sie doch mahnen an die Heimat immer.
> Wie sie auch horchen auf der Menschen Lehren,
> Sie werden ruhelos doch einst entbehren
> Des Herzens Frieden, und sie werden kommen,
> Ein Tag wird scheinen, da sie tief beklommen,
> Vor Reue zitternd, an die Brust sich schlagen
> Und nach Erbarmen heiße Sehnsucht tragen — —
> Und, von der Allmacht Deiner Gnad' getrieben,
> Flieh'n sie nach Haus zu Deinem ew'gen Lieben",

sagt sie in der „Jagd nach dem Glück" (Seite 97). Selten hat das Wort „Wenn ich einst erhöht bin, will ich alle an mich ziehen" ergreifendere Gestaltung gefunden.

* * *

Es ist ein reiches Stück verdienstlicher Arbeit, das hinter der Dichterin liegt. Die zwei Bände ihrer Lyrik, vor allem der Band „Einkehr", würden genügen, einem andern einen ständigen Platz in der deutschen Literatur zu sichern. Noch immer denkt Deutschland zu wenig dieser Dichterin, die das Mysterium des deutschen Frauengemütes mit einer Keuschheit enthüllte, wie wir seit Annette Droste es nicht mehr gewohnt waren; wohl hat Herbert auf vornehmer nichtkatholischer Seite auch schon volle Anerkennung gefunden, aber immer noch ist kein Buch von ihr über wenige Auflagen hinausgekommen. Vor allem die deutschen Frauen seien auf sie hingewiesen; denn Kraft, Erhebung und Begeisterung für ihre Pflicht werden sie selten so voll und reich schöpfen können wie aus den Büchern Herberts.





Maistre François Villon.

Randglossen zu seinen Dichtungen von **Pierre Paulin.**

François Villon ist in der „Moderne“ ein vielgenannter, aber unverstandener Mann. Vielen Dichtern schwebt dieser mittelalterliche Poet als der Idealsänger freier Liebe vor Augen. Henri Murger widmet ihm in seinem Romane Vie de Bohême von Begeisterung getragene Zeilen und der Engländer Swinburne ist bei ihm in die Schule gegangen. Bewußt oder unbewußt hat man ihn einseitig nachgeahmt, er ist der Vater jener fahrenden Poeten, die von ihm bis auf Hille herab an sich selbst zu Grunde gegangen sind. Letzterer hat uns sogar ein dramatisches Fragment „François Villon“ hinterlassen. Villon bildete einen Wendepunkt in der französischen Poesie und auch die Weltliteratur mußte ihm als dem beredten Vertreter und kulturellen Typus einer unglücklichen, tiefgesunkenen Zeit einen bemerkenswerten Platz in ihren Blättern zuweisen.

Villon wurde 1431, in dem Todesjahre der Jungfrau von Orléans, zu Paris geboren. Der hundertjährige Krieg war vorüber; Rechtlosigkeit und Verwahrlosung waren durch ihn in Frankreich zurückgeblieben und kennzeichnen auch die Erziehung des jungen Villon. Von seinen Eltern ist wenig bekannt, nur seiner kindlichfrommen alten Mutter widmet er gelegentlich ein liebevolles Andenken. Er besuchte die Pariser Universität, und nachdem er Baccalaureus artium geworden war, griff er zum Wanderstabe. Als echtes Pariser Kind hatte er schon als Student die Bahn des Verbrechens betreten; an Gelegenheit fehlte es ja nicht. „Die Armut und Dürftigkeit der clercs war damals sprichwörtlich, ihr Leben im allgemeinen kein beneidenswertes. Sie bettelten an den Türen der Bürger um Brot und Almosen, daheim in den Kollegien erwarteten sie karge Nahrung, eine elende Streu und die so eifrig verwendete Rute; dicht neben den Stätten der Bildung hatte das Laster seine Wohnung aufgeschlagen und dasselbe Haus war oft Studentenquartier und Bordell.“ Das Quartier latin war immer dasselbe. Villon hatte bald mit den Behörden zu schaffen und wurde aus Paris verwiesen. Als Genosse einer bunt zusammengewürfelten Gaunerbande führte er seither ein unstetes Wanderleben. Eine Zeitlang weilte er dann auch als fahrender Spielmann am Hofe des Herzogs Charles von Orléans. 1461 wurde er durch Thibaut d'Aussigny, Bischof von Orléans, in Meung sur Loire eingekerkert, aus welchem Grunde ist nicht ermittelt. Eine Amnestie Ludwig XI. führte ihn wieder nach Paris zurück. In dieser Zeit schrieb er sein Grand Testament. Ein neuer Streit, den er mit den bischöflichen Gerichtsbeamten hier anzettelte, brachte ihm das Todesurteil, gehängt und erdrosselt zu werden. Villon sah sich schon zwischen Himmel und Erde am Galgen hängen und appellierte an das Parlament. Das Urteil wurde aufgehoben und Villon neuerdings auf zehn Jahre aus Paris und seiner Umgebung

verbannt. Dunkel herrscht seitdem auf seinem ferneren Lebenswege und Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt. Ruhm- und ehrlos, wie er gelebt, wird er auch gestorben sein und niemand hat ihm wohl eine Träne nachgeweint.

Erst nach seinem Tode ist der Stern seines Ruhmes aufgegangen. „Dieser Landstreicher" (truand), meint der geistreiche französische Akademiker Emile Faguet in seiner Literaturgeschichte, „war fast ein großer Dichter. Die packende Realistik seiner Darstellung hat ihm viele Leser erworben. Alles lebt in seinen Versen, das unterste Paris mit seinen Lasterhöhlen, die Dirnen, die er nur zu gut gekannt, die Butiken der schönen Waffenschmiedin, der kühlen Schustersfrau, der zierlichen Handschuhmacherin sind durchaus lebhaft und knapp skizziert und der lustige Poet ist dort heimisch." Doch hinter allen diesen tiefständigen Bildern, die uns Villon von dem liederlichen Paris entwirft, lugt, ich möchte fast sagen schalkhaft, eine andere Welt hervor, die nicht so recht zu der vorigen passen will: die Welt der Vergänglichkeit und des Todes. Schon die Titel seiner Dichtungen deuten dies an.*)

Le Petit Testament (les Lais), das kleine Testament und das Grand Testament benennen sich seine zwei Hauptdichtungen. Die Form der Gedichte ist dem Geschmacke seiner Zeit entlehnt; sie bestehen fast durchwegs aus achtzeiligen, reimpaarigen Strophen. Eingeflochtene Balladen bieten eine angenehme Abwechslung. Villon schildert uns darin, besonders im „Großen Testamente", seines Lebens Freud' und Leid. Doch ein großer Zwiespalt durchzittert das Ganze und Lenau hat das rechte Wort für diese Seelenstimmung in seinem „Doppelheimweh" geprägt. Es ist das suchende Heimweh nach dem Glücke; die irdische Befriedigung füllt die Seele nicht und diese ist voll Sehnsucht nach ewiger Seligkeit. Aus dieser Stimmung heraus hat Villon es vermocht, seiner Poesie einen bleibenden Wert zu geben. Traurigkeit wegen seines verfehlten Lebens, Familienlosigkeit, Todesahnung sind die Akkorde, die in seiner frivolen, sarkastischen Leier mitklingen. Seine Losung war ja das Leben.

Aime, ris, chante et bois,
Tu ne vivras qu'une fois!

konnte auch er in sein Dichterwappen schreiben. Doch er fühlte allmählich, daß dies alles nur eitel Tand sei, und das herbe Mißgeschick, das sich ihm überall an die Fersen heftete, rüttelte sein verdorbenes Gemüt auf, so daß uns jene eigentümlichen Gefühlsoffenbarungen entgegenquillen, deren man ihn kaum fähig glaubt. Weniger die „Lais" als das „Große Testament" zeigen uns seine tiefe Innerlichkeit, über die er sich selbst trotz seines grenzenlosen Leichtsinns nicht hinwegtäuschen konnte.

Als poetisches Werk steht auch letzteres ungleich höher als das erstere. Wurzbach bemerkt treffend: Konnten jene nur von vertrauten Zechgenossen verstanden werden, so wendet sich dieses an die Allgemeinheit, die Legate treten hier hinter den allgemeinen moralisierenden Gedanken wesentlich zurück. Ausgehend von seinem eigenen Schicksal, seiner Gefangenschaft und der Grausamkeit des Bischofs von Orléans, blickt er wehmütig zurück auf seine Jugend, betrachtet die Vergänglichkeit alles Irdischen, die Wandelbarkeit des Glücks, die Unvermeidlichkeit des Todes und die verhängnisvoll betörende Gewalt der Liebe. Alle Gedanken, welche die Gemüter zur Zeit des ausgehenden Mittelalters bewegten, hat er in dieses Gedicht verflochten. Die düstere, ahnungsvolle Art, in welcher er über diese Themen spricht, gemahnt an die Toten-

*) Wir verweisen auf die vorzügliche Ausgabe von Wolfg. v. Wurzbachs (Wien) „Maistre François Villon". Erlangen 1903.

tänze (danses macabrées), welche zu Villons Zeit in vielen Kirchen und an Friedhofsmauern zu sehen waren. Gaston Paris hat es wahrscheinlich gemacht, daß Villon seine ergreifenden Strophen I. 305 ff. in der Erinnerung an eine danse macabrée aus dem Jahre 1425 schrieb, welche sich an der Mauer des von ihm häufig besuchten Friedhofs „des Innocents" befand. Die Huitains, welche dor unter den Gestalten der 15 Geistlichen und 15 Laien stehen, finden bei Villon ein deutliches Echo. Da ist nichts von dem phrasenreichen, zierlichen, geleckten Stile der Modedichter seiner Zeit. Alles ist mit ehernem, unbarmherzigem Realismus dargestellt, nur seine eigenen, bittern Gefühle hat der Dichter hineinverwoben und in seinem „Testament" die erste größere Dichtung der französischen Literatur geschaffen.

Doch hören wir den Dichter selbst, wie er in die Saiten greift und im Grand Testament*) die Nimmerwiederkehr der entschwundenen Jugend beklagt:

O weh der schönen Jugendzeit,
In der ich mich voll Lust gefühlt,
Bis zu des Alters Bitterkeit,
Das mir sein Kommen hat verhüllt.
Sie ging nicht eilig fort zu Fuß,
Auch nicht zu Pferd. Ganz unerkannt
Im Fluge, plötzlich, ohne Gruß
Und ohne irgend welches Pfand.

Des frommen Weisen ernster Spruch:
„Mein Sohn, sei deiner Jugend froh",
Lag meinem Zwecke nah genug,
Doch nachher sagt er nicht mehr so:
„Die Jugend", lautet dann sein Wort,
„Die Jugend und die Männlichkeit",
Nicht mehr noch weniger sagt er dort,
„Erliegen der Vergänglichkeit."

Gott, hätt' ich fleißig doch studiert
In meiner tollen Jugendzeit,
Mich gut und sittsam aufgeführt,
So hätt' ich warmes Heim und Kleid!
Jedoch ich floh den Unterricht,
Wie böse Kinder lief ich fort.
Das Herz mir fast im Leibe bricht,
Wenn ich jetzt schreibe dieses Wort.

Im Taumel floh die schöne Zeit,
Wie einer Spule Faden bricht,
Sagt Job, daran der Weber hält
Des Strohhalms schnelles Flackerlicht.
Und findet er kein End', das bricht,
So reißt er selbst den Faden ab;
Ich fürchte nichts, was mich anficht,
Ich finde doch mein stilles Grab.

Diesen Gedanken spinnt er noch weiter fort und wünscht auch seinen Genossen „si plaisans en fais en diz", so fröhlich in Wort und Tat, den Frieden des Paradieses. Villon ist nicht vom modernen Weltschmerz angesteckt, dazu hatte er das Leben viel zu lieb. Es sind Novembergedanken, wie sie jedem Menschenherzen einmal kommen. Er steht am Beginn des Greisenalters und wirft einen Blick auf die verflossene Lebenszeit zurück. Das Leben hat ihn hart zerzaust und derb geschüttelt; es schleicht wie Wehmut in seine verworfene Seele und er sucht sich wieder selbst zu finden. Die Balladen, die sich in dem Grand Testament finden, schildern uns in fremden Bildern seine eigenen Gefühle. Er hat die Vergänglichkeit am eigenen Leibe erfahren und kann nicht mehr umhin, diese Erfahrung auch uns mitzuteilen.

Die Ballade des dames du temps jadis (Ballade der Frauen von ehemals), die heute noch in Frankreich sehr populär sein soll, ist aus dieser Betrachtung herausgewachsen. „Saget mir doch, wo oder in welchem Lande Flora, die schöne Römerin, ist, Archipiada und Thais . . .", und er nennt in einem Atem alle berühmten Schönheiten der Vergangenheit, wobei man es mit seinen mythologischen und historischen

*) Wegen der Schwierigkeit einer Übertragung ins Deutsche hat sich der Verfasser kleinere Freiheiten gestattet.

Kenntnissen nicht so genau nehmen darf. Griechische Hetären, Göttin Echo, die schöne Heloise und andere mittelalterliche Frauengestalten, darunter auch Johanna d'Arc, läßt er an uns vorüberziehen und endet jede Strophe mit dem geflügelten Verse: Mais où sont les neiges d'antan? (Wo ist der Schnee vom vorigen Jahr?)

In einer ähnlichen Ballade läßt er die großen Männer der Vergangenheit Revue passieren, Könige aller Länder aus Geschichte und Sage; ein kecker Refrain bildet auch diesmal den Schluß der einzelnen Strophen: Mais où est le preux Charlemagne? (Wo ist er doch der tapf're Karl der Große?)

Wenn man die Balladen liest, so glaubt man auf jede Frage Antwort erhalten zu müssen, doch die Frage verhallt, die Vergangenheit ist stumm. Darin liegt wohl eine beabsichtigte Wirkung des Dichters. Die Welt ist ja nach ihm nichts als Täuschung und niemand widersteht dem Tode. Immer wieder betont er diesen Gedanken, wie in einer anderen Ballade: „Der Sohn stirbt ebenso wie der Knecht (eines Hauses), fortgeweht aus diesem Leben."

„Fürsten sind zum Tod bestimmt
Und was sonst noch alles lebt;
Seien sie auch sehr ergrimmt,
Fort von hier der Wind sie hebt."

Es ist kein vager Vergänglichkeitsgedanke, mit dem Villon hadert, der Tod steht vor der Türe und klopft an; er wird auch bald dabei sein, denn er fühlt sich alt und schwach. In seiner Jugend scheint Villon ein hübscher Bursche gewesen zu sein, doch das Laster hat ihn später arg mitgenommen und nach seinen eigenen Äußerungen war er im Alter ein echtes Bild der Verkommenheit. Während er sich zurückträumte, erging es ihm wohl, wie der Schweizer Dichter Konr. Ferd. Meyer in seiner „Begegnung" schildert. Er sah einen Reiter einsam und verhüllt im tiefen Schnee durch den Wald traben und ihm war's, als hätte er ihn in alten, längst verschollenen Tagen gekannt, das traumhafte, leidenschaftliche Antlitz desselben berührt ihn so tief und eigen, aber:

Ein Rößlein zog auf weißer Bahn
Vorbei mit ungehörten Hufen,
Mich faßt's mit Lust und Grauen an,
Ihm Gruß und Namen zuzurufen.

Doch keinen Namen hab' ich dann
Als meinen eigenen gefunden,
Da Roß und Reiter schon im Tann
Und hinterm Schneegeflock verschwunden.

Es ist die entschwundene Jugend, jene Sonnenhöhe, zu der man nur einmal emporklimmt, die den Greis nicht mehr kennen will und kann. Mit ihr ist alles dahin; Schönheit, Liebe und Lust.

In den Seufzern der schönen Waffenschmiedin (Les regrets de la belle Heaulmière) erkennen wir deshalb unschwer den Dichter wieder. Die schöne Frau, die einst so viele in ihren verführerischen Armen gehalten, ist hinfällig und grau geworden und nur honte et péchié, Scham und Sünde, ist ihr geblieben. Sie denkt an ihre reizende, geschmeidige Gestalt, die jetzt häßlich ist, und bricht enttäuscht in die Worte aus: C'est d'umaine beaulté l'yssues (Das ist das Ende menschlicher Schönheit). Das ist der Gewinn verbrecherischer Liebe, und der Dichter urteilt anderswo noch viel schärfer darüber:

S' ilz n'ayment fors que pour l'argent
On ne les aime que pour l'eure.

Härter hätte er sich selbst nicht verurteilen können. „Am Grunde des Bechers liegt das Ungenügen": „pour un plaisir mille doulours" wie der Dichter singt (LIV).

In der „Ballade des folles amours" (Ballade der tollen Liebschaften) will Villon die Verderblichkeit der leidenschaftlichen Liebe an mehreren Beispielen beleuchten und erhärten und erinnert deshalb an Männer wie Orpheus, Samson, David, Salomon u. a. m. Am Schlusse stellt er sich selbst als warnendes Beispiel hin und endigt: Bien est eureux qui riens n'y a. (Glücklich ist, der nichts damit zu tun hat.)

Er verdammt (Strophe LX) die Liebe, weil sie den Tod beschleunigt, er will seine Leier unter die Bank legen und nicht mehr in die Reihe der Liebenden gehören. Leider hatte Villon nicht die Energie, diesen Entschluß durchzuführen, er kannte sich selbst nicht, die Leidenschaft war stärker als der Wille: Je cognois tout fors que moy mesmes, sagt er in der Ballade des menus propos. Übrigens steht Villon mit seinen Warnungen nicht vereinzelt da, vor ihm hat schon der römische Dichter Lucrez und nach ihm Moscherosch, um nur zwei zu nennen, die betörende Allgewalt der Liebe geschildert.

Von der Liebe und vom Leben geht nun Villon zum Tode über und zeigt uns, wie er mit allem Menschlichen aufräumt. Er hat dem Tod oft ins Auge gesehen und ist mit ihm vertraut. Deshalb kann er auch seine Bilder mit grellen, lebenssatten Farben malen. Nach dem Gebrauche seiner Zeit fingiert er sein „Testament" und beginnt es im Namen der hl. Dreifaltigkeit. Er vermacht ihr seine Seele und empfiehlt sie zugleich Unserer lieben Frau. Dann singt er weiter:

Unsrer großen Mutter Erde
Geb' ich meinen Körper her
Fürs Gewürm von kleinem Werte,
Denn er litt an Hunger schwer.
Mög' er schnell erlöset werden,
Erde sinkt in Erde nieder,
Alles hier auf Erden
Kehrt zu seinem Ursprung wieder.

Die Allgewalt des Todes hat er schon früher hervorgehoben. Auch in Strophe XLII sagt er, daß „Päpste, Könige, Königssöhne, alle sterben. Werde ich nicht sterben? Ja, wenn's Gott gefällt; doch wenn ich meinen Verkauf gemacht (das Leben genossen), ist mir ein ehrlicher Tod nicht unlieb." Wenn auch Villon seinen Äußerungen eine leise ironische Färbung geben will, so klingt doch das folgende Rondeau wie der Notschrei eines geketteten Prometheus:

Tod, ich zeihe dich der Strenge,
Meine Freundin ist mir fort,
Hältst mich selbst noch in der Enge,
Denn du kennst kein Friedenswort.
Kannte ich je Kraft und Macht?
Und was hat sie dir gemacht?
Tod!
Wir waren zwei und hatten ein Herz,
Es ist nun tot, o großer Schmerz;
Ich muß nun sterben, denn Weiterleben
Wie Bilder, ist mir nicht gegeben.
Tod!

Will der Leser den Tod selbst sehen, so muß er dem Dichter auf den Friedhof folgen, wo er selbst den Anlaß zu seinen düstern Stimmungsbildern gefunden:

Hier gilt weder Lust noch Spaß,
Ohne Wert ist hier das Gut
Und das Prunkbett, wo man ruht,
Und der Wein im großen Faß;
Lust und Fest und frohe Rund' —
Bist bereit zu jeder Stund!
Alle Lust muß ja vergeh'n,
Nur die Schuld bleibt einzig steh'n.

Er betrachtet die Schädel im Beinhaus, wie sie da aufgespeichert liegen; für jeden ist Platz, es herrscht kein Unterschied, keine Rangabstufung zwischen hohen

Beamten und Lastträgern, zwischen Bischöfen und Laternenanzündern, bemerkt er in seiner drastischen Weise:

Die sich hier in diesem Leben
Vor einander tief gebeugt,
Jene Herren, deren Diener
Sich in tiefer Furcht verneigt,
Siehst Du hier im Tod verbunden,
Alles liegt hier kraus und bunt.
Alle Herrschaft ist verschwunden,
Herr noch Diener sind dir kund.

Der unerbittliche Tod hat sie weggefegt, — die Seelen sind bei Gott und die Körper verwesen. „Ihre Knochen sind, wenn sie auch noch so wohlgepflegt waren, in Staub zerfallen."

Es ist ihm darum lieber, arm zu sein und arm zu sterben. Er ist, wie er sagt, von Jugend auf arm, von dürftiger, geringer Herkunft, und will deshalb lieber unter grober Leinwand leben als reicher Herr sein, um dann unter einem reichen Grabe zu vermodern. „Ich weiß", singt er, „daß der Tod ohne Ausnahme Arme und Reiche packt, Weise und Narren, Priester und Laien, Edle und Bauern, Schöne und Häßliche, Verschwender und Filze, Damen mit Kragen, mit Kopfputz und Hütchen."

Der Tod war für Villon etwas Schreckliches, der jähe Schluß des Lebens, das er so ungerne verläßt, es ist der „böse" Thanatos, von dem Heine singt und dessen Hufschlag und Trab er schon hört.

Villon weiß jedoch, daß mit dem Tode nicht alles aus ist. Von tiefer Religiosität ist bei ihm zwar keine Rede, wenn er auch gerne Bibelstellen im Munde führt. Sie dienen ihm öfter zu schnöden Witzeleien als zur Erbauung, und „die Kirche", bemerkt Wurzbach, „dürfte er meist nur in seiner Eigenschaft als Coquillard besucht haben." Er wünscht sich trotzdem im Jenseits ein besseres Leben. Wenn auch die Bitte, die er an Gott richtet, grotesk klingt, so dürfte dieses kleine Schwanenlied einer aufrichtigen Grundnote doch nicht entbehren. Wir müßten Villon sonst als modernen Menschen taxieren; er trug zwar auch nicht schwer am „Rätsel des Seins", doch wußte er, daß dieses auf Erden seine endgültige Lösung nicht finden konnte, und in allen seinen Wirrsalen ist dieser Gedanke ihm auch nie in den Sinn gekommen.

Herr, gib ihm die ew'ge Ruhe,
Schenke ihm das ew'ge Licht,
Der in seinem ganzen Leben
War und blieb ein armer Wicht.
Einer Rübe glich er zwar,
Kahl am Haupt und ohne Haar.
Herr, gib ihm die ew'ge Ruhe!
Strenge hat ihn einst verbannt,
Mit der Schaufel ihn gestäupt,
Trotzdem er sich hart gesträubt,
War ihm alles wenig nütze,
Ein Appell bot wenig Stütze.
Herr, gib ihm die ew'ge Ruhe!

Wir verweisen hier auch noch auf das kleine, innige Gebet, das er am Schlusse der Ballade des pendus (Ballade der Gehängten) an den Prince Jhesus richtet, damit dieser ihn vor der Hölle bewahre: Hommes, icy n'a point de mocquerie, Mais priez Dieu que tous nous vueille absouldre. (Leute, hier treibe ich keinen Spott, bittet Gott, er möge uns allen verzeihen.)

Man wundert sich, wie Villon bei seinem zügellosen Lebenswandel noch Zeit und Muße für solche Töne gefunden. Er hatte eben ein großes Talent und einen leidenschaftlichen Charakter, deren Verbindung ihn zum originellen Dichter stempelte. Die Dichtung ist der Spiegel seiner Zeit und seines Lebens. Er war ein mittelalterlicher Kunstzigeuner, keiner vom „fahrenden Volk" jener Epoche, denn seine Lieder

sind auf ganz andere Saiten gestimmt; es sind Lieder aus dem Rinnsale des Lebens, Ergüsse einer wunden Seele, voll burlesker Ironie und erzwungenem Humor, der selbst im Leide mit ernsten Dingen spielen will.

Doch ohne sein Wissen hat der Dichter öfters wertvolle Perlen in dieses Rinnsal gestreut, es bleibt ihm trotz seiner Tiefständigkeit ein seltsamer, ernster Zug eigen. Er führt seine Leser nicht in die knospenschwellende Natur, in den Wald, zu Blumen und Bäumen, er führt sie hinein in den bunten Jahrmarkt des Lebens, wo alles hastet und vorwärts treibt und nur das eigene Ich kennt. Der Rückschlag kommt von selbst und das lange Lied hat nur immer den einen Refrain: „Eitel Nichts." So ist denn Villon der würdige Repräsentant seines trostlosen Jahrhunderts geworden. Und doch ist seine Poesie zugleich ein Fingerzeig aus den Niederungen der Erde nach oben, wie es die gotischen Dome waren, die zum Himmel streben. Je ris en pleurs (ich lache unter Tränen), so müssen wir uns Villon vorstellen. Er will uns wie ein Prediger am Aschermittwoche von unserm Nichts überzeugen und es gelingt ihm:

> Erinnrung kommt, was ist das ganze Leben?
> Ein Schattenspiel, ein Traum — ein Narrenstreich,
> Es kommt der Tod, wir müssen uns ergeben. (Liliencron.)

Villon wendet sich nicht an uns mit dem „vornehmen Geiste", den die Poesie erheischt, er schreibt seine Eindrücke hin, wie er sie aufgenommen und wie sie noch frisch und lebendig vor seiner Seele stehen, er weiß nichts von Mitleid und Schonung. Es sind Schattenblumen, fleurs de misère, die wir in seinem Garten pflücken. Trotzdem bezaubert er den Leser und reißt ihn mit sich fort, gibt ihm sogar vorzügliche Ratschläge auf den Lebensweg mit, so daß man den povre petit escollier qu'amours occist de son raillon, den armen kleinen Studenten, den die Liebe mit ihrem Strahle tötete, nicht sobald vergessen wird.



O ew'ge Liebe — miserere!

Von M. Herbert.

O ew'ge Liebe, sieh den Funken,
Aus Deiner Flamme weit versprengt,
In Finsternis hinabgesunken,
In Stein und Felsen eingeengt,
Von dunklen Wassern überflutet,
Von Schutt und Asche überbaut,
Von rotem Schlackenbrand umglutet,
Zehnfach verschüttet, eingestaut
Und doch unlöschbar! Ewig glühend,
Mit eingebornem Lebensrecht,
Empor aus Wust und Larve sprühend,
Aus schwachen, moderndem Geschlecht —
Dich allzeit suchend! Hör' das Fragen,
Das unerschöpfliche „Warum?"
Der kranken Seele, die verschlagen
Aus Deiner Wahrheit Heiligtum,
Die ihres Lebens Schmerzen duldet,
In Rätseln ringt Geburt und Tod
Und Schmach und Sünde unverschuldet
Erträgt und ihres Nächsten Not.
Behaftet mit des Bluts Begierde,
Sich ihrer Ewigkeit bewußt,
Beraubt der Unschuld Königswürde,
Verächterin der eignen Lust,
Die mit dem Glauben an das Größte
Zum Niedrigsten heruntersinkt,
Die mit dem Gottesblut Erlöste,
Die aus der Erde Pfützen trinkt,

O ew'ge Liebe — miserere!





Die Kurfürsten.

Erzählt von **Josef Fuchs.**

Schön und prächtig ist die Donau, wie sie so dahinfließt zwischen bewaldeten Höhen, gekrönt von Felsen und Burgen, vorbei an grünen Auen und lachenden Fluren, und Grüße hereinbringt vom Schwarzwald ins Österreicherland. Wie der Strom die Felsen so freundlich bespült, die in seine Wasser hineinragen, die Ufer so sachte netzt und Schiffe und Kähne so ruhig dahinträgt auf seinem Rücken, man tät's wirklich nicht glauben, daß die Donau auch wild sein kann, furchtbar wild.

Sie kann's aber nur zu gut.

Wie sie da jetzt ein paar Jahre hintereinander zornig die Ufer überschritt und in trotzigem Anprall an die Felsen wild aufrauschte, ohne Erbarmen alles mit sich nahm, was sich ihr in den Weg stellte, wie sie zerstörend und vernichtend einhereilte in tollem Wüten und Rasen, da haben die Leute geschaut und angestaunt des Wassers furchtbare, schreckliche Macht.

Verübeln darf man's aber der Donau nicht, wenn sie wild wird; sie läßt sich's eben auch nicht gefallen, daß man sie, die freie Tochter des Schwarzwaldes, einengen will in ein schmales Bett. In früheren Jahren, da die Menschen ihr mehr Freiheit ließen, hat sie nur selten in blindem Wüten sich gefallen; da hatte sie keinen Grund dazu.

Freilich, ganz ohne Schuld ist die Donau in früheren Jahren auch nicht gewesen; manche Stadt an ihrem Ufer, mancher Hof und manches Schloß, das sich spiegelte in ihren Wassern, hat ihr gefallen und in ihr ein Verlangen darnach erweckt. Aber nicht auf einmal hat sie sich dieselben geholt, sondern fein manierlich, ein Stück ums andere, bis nichts mehr zu holen war; dann war sie zufrieden.

Etwa eine Stunde oberhalb des Donauschlosses Wallsee hatten die Mönche von Tegernsee schon im eilften Jahrhunderte das Schloß Achleiten sich erbaut, auf freiem Hügel, der seinen Fuß im Wasser der Donau netzte.

Und wie so ein Klostergut stets seine Neider hatte und noch hat, so ist auch die Donau den Tegernseer Herren neidig gewesen um ihr schönes Schloß und hat ihnen dessen Besitz nicht vergönnt. Und in ihrem Neid hat sie angefangen zu nagen am Hügel und hat fortgenagt durch Jahrhunderte, bis endlich die Schloßbesitzer gesehen haben, daß sie dem Strome ihr Schloß überlassen müssen, ob sie wollen oder nicht. Also sind die Tegernseer, „aldieweillen der Donaufluß von Jahr zu Jahr nächenter gegen dem Schloß Achleuthen khombet“, im Jahre 1727 aus demselben ausgezogen und haben

ein neues Schloß gebaut, weiter landeinwärts, daß die Donau es nimmer hat sehen können.

Dem alten Schlosse Achleiten benachbart, nur durch einen schmalen Wassergraben getrennt, lagen um dieselbe Zeit drei Bauernhöfe, Kling geheißen; auch die haben der Donau in die Augen gestochen, und weil ihr die Eroberung von Achleiten so leicht gelungen ist, hat sie sich jetzt an die Erwerbung der Höfe gemacht; mit den Bauern ist sie aber nicht so sachte und langsam verfahren wie mit den Klosterherren.

Bald nachdem diese ihr Schloß verlassen hatten, konnten die drei Bauern von ihren Feldern und Wiesen nichts mehr ernten, weil Äcker, Wiesen und Wald in stetem Sinken waren, hinein in die Donau; wehmütig merkte der Pfarrer von Strengberg, der in Kling Zehente zu genießen hatte, in seinem Register an: „ist wegen des großen gesinckhet nichts angebaut worden". Und schon 1749 mußte er melden: „ist alles Versunckhen".

Die Donau hatte ihr Ziel erreicht, die Bauernhöfe mit ihren Gründen gehörten ihr.

Nur ein ganz kleines Stück Grund hatte sie geschont und gleichsam zum Spott den drei Besitzern übriggelassen. In ihrem gemeinsamen Unglück haben diese das übrig gebliebene Land unter sich redlich geteilt und ein jeder hat auf seinem neuen Besitz sich ein Häuschen erbaut, winzig klein im Vergleiche zu den früheren Höfen. Brauchten auch nicht groß zu sein, denn die Hausgründe trugen nur gerade so viel, daß jeder eine einzige Kuh und nicht mehr sich halten konnte.

Der Name der Ortschaft kam, wie's auf dieser Welt schon so ist, bald in Vergessenheit; nur das kleinste unter den drei Häusern hat in etwas den alten Namen gerettet, es heißt noch heute das „Klinghäusel". Weil aber so eine Ansiedlung doch auch einen Namen haben muß, so nannten die Leute dieselbe „bei den drei Kuhfürsten", weil jeder nur eine einzige Kuh sein Eigen nannte. Nun spricht aber der Niederösterreicher für gewöhnlich nicht hochdeutsch, sondern er nennt die Kuh in seiner Mundart eine „Kua"; und so sind aus den ursprünglichen Kuhfürsten die heutigen Kurfürsten geworden.

Die haben aber in ihrer stillen Einsamkeit fortgearbeitet und fortgewirkt, so gut und schlecht es eben ging. Von der Donau wurden sie nimmer belästigt, und wer weiß, ob sich die nicht was einbildet darauf, daß sie statt dreier Bauern der Gegend drei Kurfürsten geschenkt hat.

Das ganze Kurfürstentum kenne ich inwendig und auswendig, habe ich ja mit den Kindern eines der heutigen Kurfürsten manchen Tag meiner Knabenjahre verbracht bei Spiel und sonstiger Unterhaltung. Von den drei Kurfürsten, wie sie gelebt haben in meinem Aufwachsen, hat jeder was Eigenes gehabt, das ihn unterschieden hat von anderen gewöhnlichen Menschen; sie waren eben Fürsten.

An Jahren der älteste, an Leibeslänge der größte, an Besitztum der geringste war unter den Kurfürsten meiner Jugendzeit der Kling-Hois, der Besitzer des Klinghäusels. Auf der einen Seite von hohen Birnbäumen überschattet, auf der anderen von des Waldes Tannen umsäumt, steht es mit seinem moosgrünen Strohdache so einsam und abgelegen da, daß man es für eine Einsiedlerhütte halten könnte, stünden nicht in der Nähe die

Behausungen der anderen zwei Fürsten. Die Armut guckt aus diesem Fürstenhaus bei jedem Fenster heraus; damit die dünnen Lehmmauern besser halten und auch weniger Kälte durchlassen, sind sie an der Außenseite bis hinauf unters Dach gestützt und geschützt durch Reisigbündel, dürr und alt wie das Häusel und wie der Hois.

Und im Häusel drinnen haben gewohnt der Hois und sein Weib, die Hoisin, beide die verkörperte Zufriedenheit. An barem Gelde gingen das ganze Jahr hindurch nicht fünfzig Gulden in des Hoisen Kasse ein; was er einnahm, wenn ihm der Fleischhacker das jährliche Kalb abkaufte, oder was die paar Metzen Äpfel trugen, die er verkaufte, das war alles; und doch war der Hois damit so zufrieden, daß er einen jeweiligen Verkauf aus Stall oder Garten allen Nachbarsleuten erzählte und sagte, daß ihn unser Herrgott wieder so gesegnet habe, daß er nicht genug danken könne dafür.

Die großen Bauern der Gegend, die in ihrem tief gläubigen Sinne erkennen, daß alle ihre Arbeit umsonst ist, wenn der Herr im Himmel nicht seinen Segen dazu gibt, hatten und haben heute noch den Brauch, daß jeder nach eingebrachter Ernte eine Messe feiern läßt als Danksagung für den Segen der Feldfrüchte; und so hielt's auch der Hois. Jahr für Jahr bestellte er im Herbst beim Pfarrer in Strengberg eine Messe als Dank „für Glück und Segen". Recht gut weiß ich mich zu erinnern, wie diese Messe vermeldet wurde von der Kanzel herunter, daß mancher Großbauer ein wenig geschmunzelt hat dabei; aber nicht aus Spott geschah dies, sondern wohl nur deshalb, weil sie's nicht begreifen haben können, daß der Hois gar so zufrieden und glücklich sein kann mit so wenigem. Es wohnt eben nicht in jedem Menschenherzen das Pflichtgefühl, auch für das Wenige und Geringe zu danken.

Ein Kind nur hatte der Himmel den Hoisenleuten geschenkt, ein Mädchen; das haben sie auferzogen sorgsam und mit Liebe, wie ihr Christensinn es ihnen eingab. Als es aus der Schule kam und zum Leben bald auch so viel brauchte wie jedes der beiden Eltern, da kam der Hois zur Überzeugung, daß bei allem Sparen sein Fürstenhaus doch nur zwei ernähren könne. Und so kam die Hoisentochter fort von den Eltern in einen „Dienst", erst zu einem Bauern. Aber als Fürstentochter Bauernmagd sein, hat ihr auf die Dauer nicht gefallen; sie ging nach Wien, fand dort einen guten Dienstplatz, blieb brav dabei und in der Ordnung, sparte ihren Lohn zusammen und heiratete dann einen Fragner in der Kaiserstadt. Und ihre Wahl war glücklich; sie lebt heute noch mit ihrem Manne in stiller Zufriedenheit, die sie von ihren Eltern geerbt hat.

Als das Mädchen fort war, ist's doch den Hoisenleuten gar einsam gewesen in ihrem Häusel; weil dasselbe aber neben zwei großen Leuten doch einen kleinen Kindermagen auch noch hat ernähren können, hat sich die Hoisin solcher Kinder angenommen, die weder Vater noch Mutter haben, und hat sie aufgezogen wie ihre leiblichen Kinder, um Gotteslohn. An zwei solcher Pflegekinder kann ich mich selber erinnern; das eine war die Franzl, die ein Engel heimgeholt hat ins himmlische Fürstenhaus; das zweite war die Sopherl; die behielten die Hoisenleute in ihrer Pflege, bis sie der Schule entwachsen war; dann kam sie in Dienst zum Bauern auf Egg, einem der

wohlhabendsten und bravsten Bauern weitum; über zwanzig Jahre werkte sie dort und war in allem die unentbehrliche Stütze der Bäuerin; wie die das Anwesen ihrem Sohne übergab, hatte die Sopherl sich so viel Geld erspart, daß sie mit ihrem Bräutigam, dem braven Sohne eines kleinen Bauern, einen Bauernhof schuldenfrei hat übernehmen können; aber fast wäre damals aus der Heirat nichts geworden, weil die Sopherl lange nicht schwarz auf weiß beweisen hat können, daß sie — geboren worden ist. Die Hoisenleute hat man damals um den Geburtsort ihres ehemaligen Pflegekindes nimmer fragen können, denn die waren nicht mehr am Leben; die Sopherl selber und die Nachbarn des Klinghäusels haben auch keine rechte Antwort gewußt; also gab's eine schreckliche Hin- und Herschreiberei, bis endlich Sopherls Geburtsort entdeckt und zur Beruhigung des ehrwürdigen Amtsschimmels ihr Geburtsschein beigebracht werden konnte.

Das letzte Kind, das die Hoisenleute pflegten, war ihre Enkelin, die Mirzl; die kam jährlich während der Sommermonate von Wien herauf zu ihren Großeltern und das hat dem Stadtkinde wohl getan, daß es heraußen auf dem Lande frische, gesunde Luft atmen und kräftigende Kost hat essen können. Niemand hat sich mehr gefreut als der Hois, wenn zu Ende des Sommers das bleiche, schmächtige Dirndel gesunde rote Farbe und volle Wangen gehabt hat. Wenn's ihm nur das Kind alleweil lassen möchten, hat er gemeint, er wollt's schon pflegen, daß aus ihm ein starkes, gesundes Mädchen würde. Über Winter aber haben die Eltern der Mirzl sie wieder heimgenommen nach Wien, und im nächsten Sommer kam sie wieder so blaß und schmal wie ehemals, daß der Hois mit der leiblichen Pflege seines Enkelkindes stets wieder von vorne hat anfangen müssen.

So hat der Hois gelebt und war dabei zufriedenen Sinnes; fragte ihn wer nach seinem Befinden, so war seine gewöhnliche Antwort: „Dank Dir Gott, mir geht's gut; gesund bin ich und mein Weib, was will man denn mehr?"

Was mir vom Hoisen am meisten in Erinnerung geblieben ist, das ist sein Sterben.

Eine Last von siebzig Jahren und darüber hat ein jedes von den zwei Leuten auf dem Rücken gehabt, wie es dann mit dem „G'sund" der beiden nimmer recht gegangen ist. Den Schwächen des Alters hat zuerst der Hois nachgeben und sich ins Bett legen müssen; für gute Pflege haben neben der Hoisin, die selbst nicht mehr recht weiter hat können, die Nachbarsleute gesorgt und dem Kranken ein Süpplein oder ein Stücklein Fleisch zukommen lassen, daß er sollte wieder zu Kräften kommen; aber den Hoisen jung und wieder gesund machen, hat alle Mühe nicht vermocht, es ging mit ihm tagtäglich abwärts.

Wie Ärzte über den Krankheitsverlauf ihrer hohen Patienten täglich Bulletins ausgeben, so hat uns Buben die Hoisin täglich gemeldet, wie es ihrem Manne gehe, wenn wir ihm was zum Essen brachten. „Hübsch mitter" (mittelmäßig) war der Hois beieinander, als sie ihm die Sterbesakramente reichten; dann ward er „recht lötz" (schlecht), daß die Hoisin selber meinte, er könnt's nimmer lang mitmachen.

Und lang hat er's nimmer mitgemacht.

Zu seinem Sterben kamen die Nachbarn zusammen und beteten neben dem Bette, in dem der Hois lag, eine brennende Kerze in der Hand, leise mitbetend; dann sanken ihm die Augenlider zu, die Lippen bewegten sich nicht mehr, die Kerze aber hielt er im Tode noch krampfhaft fest. Und neben dem Bett stand die Hoisin, ihr Auge auf den toten Mann gerichtet, und weinte wie ein kleines Kind.

Und als sie den Hois begruben, da konnte sein Weib nicht dabei sein, sie lag krank daheim; und kaum vierzehn Tage darauf haben sie auch die Hoisin hineingebettet in die kühle Erde an die Seite ihres Mannes, dessen Verlust ihr das Herz gebrochen.

Des Hoisen Tochter, die Fragnersfrau aus Wien, hat bald darauf das Häuschen verkauft an einen Maurer; bare vierhundert Gulden hat das Fürstenhaus gekostet und den Kurfürstentitel hat der Maurer noch umsonst darauf bekommen.

Etwas fürstlicher schaut das Klinghäusel heute aus als ehedem; Reichtum ist aber auch keiner zu finden darinnen, wohl aber genügsame Zufriedenheit, die sich auch auf die neuen Fürstenleute vererbt hat.

Kaum zwanzig Schritte vom Klinghäusel weg steht das zweite Kurfürstenhaus, darinnen in meinen Knabenjahren der alte Jockl gewohnt hat. Etwas mehr sieht diese Behausung gleich als das Klinghäusel, denn sie ist aus Ziegeln aufgemauert, hat ein Dachkämmerlein und am Waldessaume noch extra eine Holzhütte.

Der alte Jockl hatte kein so lichtes, fröhliches Gemüt wie der Klinghois; der war finster und mürrisch, hart und verschlossen; wir Buben sind ihm ausgewichen auf dem Wege, wir haben ihn gefürchtet. Wenn er so daherging, in hohen Röhrenstiefeln, eine schwarze Weste an mit silbernen Knöpfen, und mit sich selber redete und mit den Händen lebhaft dazu agierte, da hat man ihm sein verdrossenes Gemüt schon von weitem angesehen. Und weil er seinem Unwillen öfter auch durch Worte Luft gemacht hat und weil er da manchmal auch das Scheltwort „Sakra“ gebrauchte, das er wegen eines Zungenfehlers als „Tschakra“ aussprach, so hieß er allgemein der Tschakra-Jockl. In der Kirche hatte er eine kleine Bank für sich allein, vorne beim Altar; er kam regelmäßig einige Minuten zu spät zum Gottesdienste und stets durch die Seitentür, niemals beim Haupttor.

Daß der Jockl so ein absonderliches, galliges Gemüt hatte, daran war neben natürlicher Veranlagung nicht zum wenigsten sein Weib schuld. Er und sie, keines von beiden hat's verstanden, daß zwei Leutl, wenn sie heiraten, auch Menschen bleiben mit ihren Fehlern und Schwächen, und weil keines von ihnen verstanden hat, dem andern nachzugeben und Geduld zu haben miteinander, so kam es, daß sie die meiste Zeit ihres Ehelebens in beständigem Krieg und Stritt lebten, eins dem andern zur Qual und zur Pein. Als ihre einzige Tochter ins heiratsfähige Alter gekommen war, überließen sie ihr das Haus und diese nahm einen Maurer zum Manne, der aus dem hintersten Mühlviertel über die Donau herübergekommen war. Die alten Jocklleute aber gingen jetzt auseinander, ein jedes seine eigenen Wege. Er zog sich ins Ausnehmerstübchen zurück und ließ in dasselbe einen eigenen

Eingang machen, daß er ganz allein für sich sei; da ward der Jockl als geborener Kurfürst sein eigener Herr und sein eigener Bedienter und sein eigener Koch. Sie aber blieb bei den jungen Leuten und eröffnete einen kleinen Handel mit Kerzen, Seife und Salz, die sie den umliegenden Bauern und Kleinhäuslern auf einem Buckelkorb in die Häuser trug; viel wird sie dabei nicht verdient haben, das kann man sich denken. Der Jocklin war's aber weniger ums Verdienen; sie war zufrieden, wenn sie in den Häusern ein wenig zu essen bekam und einen Trunk Most dazu; konnte sie aber gar verschiedene Neuigkeiten von Haus zu Haus tragen und auskramen neben ihrer Seife bei den kauflustigen Leuten, dann war sie in ihrem Elemente; den anspruchslosen Leuten, von denen wenige eine Wochenzeitung lesen, ersetzte sie vollständig ein täglich erscheinendes Blatt. Sie hieß darum auch „s' Tagblattl" oder „die alte Waschhauben". Das kümmerte sie aber wenig; als echtes altes Weib gönnte sie ihrer Zunge keine Ruhe, und wußte sie gerade nichts neues, so verstand sie alte Geschichten und Händel neu aufzuwärmen und als Neuigkeiten unter die Leute zu bringen. Wohlgelitten war sie bei den wenigsten.

Der alte Jockl in seinem Einsiedlerleben ließ sein Weib gewähren, er war froh, daß er vor ihr Frieden hatte. Als Einsiedler habe ich ihn kennen gelernt; da verdingte er sich als Taglöhner und fand so sein Auskommen, daß er dabei auch seine Tabakpfeife nicht ausgehen zu lassen brauchte. Als Taglöhner war er fleißig; aber nur so lange hielt er bei der Arbeit aus, als seine Mitarbeiter ihn in Ruhe ließen. Zog ihn aber einer auf und hänselte ihn, da wurde der Jockl furchtbar wild, warf sein Werkzeug weg und ging heim; dort blieb er, bis sein Zorn verraucht war.

Im Jahre 1885 war's, ein Obstjahr, gesegnet wie selten eines im ganzen Jahrhundert. Der Jockl arbeitete im Herbst bei der Obsternte im Schlosse; schlecht war der Verdienst nicht, sonst hätten die Arbeiter sich nicht an Sonntagen bis spät in die Nacht hinein im Gasthause bei Kartenspiel und Bier und Wein unterhalten können.

Wie an so einem Sonntag abends ein paar Tische voll Leute beisammensitzen beim Unterberger und der alte Jockl dabei, fällt es einem jungen Laffen ein, ihn zu hänseln und zu foppen; eine Weile schweigt der Jockl still; wie aber dann alle über ihn lachen, auch der Wirt, da wird der Jockl wild, er springt auf von seinem Sitz, schlägt auf den Tisch, daß die Gläser klirren, und verlangt, sie sollten ihn in Frieden lassen, sonst geschehe was. Das haben aber die andern wollen: recht in die Galle soll der Jockl kommen; sie hören nicht auf. Der aber sagt kein Wort mehr, trinkt aus und stürmt ohne Gruß hinaus in die finstere Nacht. Auf dem Weg hinein ins Kurfürstentum steht des Unterberger Heustadel; wie der Jockl da vorbeieilt, fährt ihm ein teuflischer Gedanke durchs Hirn; er geht um den Stadel herum, findet eine Stelle, wo ein Laden locker ist; den entfernt er, schlägt Feuer und zündet das herausstehende Heu an; auf Ja und Nein flammt das empor und schneller, als der Jockl sich besinnen kann, brennt der Stadel hellauf. Wie versteinert steht der Brandleger da, er kann's nicht glauben, was er angerichtet hat in seinem Zorn. Da tönt auch schon an sein Ohr der Ton der Feuerglocke und des Feuerhornes

schrilles Signal; vorwärts drängt's ihn und er läuft hinab in die Wälder des Brunngrabens; durch den Wald hindurch, über Stock und Wurzel eilt er seiner Kammer zu; er tritt ein, entledigt sich seiner Kleider, wirft sich ins Bett und weint; beim Kammerfenster leuchtet fahl herein der Feuerschein und die Röte vom brennenden Stadel.

Am nächsten Morgen, wie die Arbeiter wieder daran gehen, die Äpfel zu brocken, ist auch der Jockl wieder dabei; alle sprechen sie über das Feuer in der Nacht. „Wer denn den Stadel angezündet haben mag?“ fragt einer. Der Jockl tut, als ob er nicht hörte; im Verdachte hat ihn auch keiner seiner Mitarbeiter, so etwas traut ihm doch keiner zu. „Warum denn heut' der Jockl gar so einsilbig ist?“ meint ein anderer; „Er wird noch harb sein von gestern her“, gibt einer zur Antwort; „lassen wir ihn gehen, er wird schon wieder reden.“

Da kommt die Straße herauf ein Gendarm; er muß an den Arbeitern vorbei. „Der geht heilig zur Brandstatt hinaus“, meint der Ferg. Der Jockl aber, wie der auf seiner Leiter droben den Gendarmen dahergehen sieht, macht auf einmal einen Schrei: „Gerechter Gott, der holt mich schon!“ Er zittert am ganzen Körper, er kann sich nimmer halten, es schwindelt ihn, er muß hinabsteigen. Den Schrei haben alle gehört, auch der Gendarm; er tritt zum Jockl und fragt, was es sei; der fängt an, hellauf zu schluchzen, er stoßt's heraus: „Den Stadel hab' ich angezündet!“

Auf so ein Geständnis hin braucht's weiter keine lange Überlegung; der Gendarm weiß, was er zu tun hat; willig und ohne Widerrede läßt sich der Jockl von ihm fortführen.

Die Gerichtsverhandlung ist schnell beendet; der Fall liegt klar zu Tage: der Angeklagte ist geständig, die Geschworenen sprechen ihr Schuldig! Unter Annahme von mildernden Umständen kriegt der Jockl fünf Jahre schweren Kerkers; er kommt in die Strafanstalt Stein.

Aber eingesperrt sein mit etlichen sechzig Jahren, wenn man Zeit seines Lebens in Gottes freier Natur sich bewegt hat, in frischer, würziger Luft, — das hält der Jockl nicht aus. Reue über seine Untat und Heimweh nach seinem stillen Ausnahmsstüberl nagen an seinem Herzen; er hat noch kein Jahr von seiner Strafe abgebüßt, als er liegerhaftig wird und stirbt; im Sträflingskleide haben sie den Jockl begraben.

Die alte Jocklin ist heute auch schon tot; die Jungen arbeiten und werken nicht schlecht; sie haben ein Stück Wald zu ihrem Häuschen dazugekauft, den Wald gerodet und Ackerland daraus gemacht.

In den Enkeln des alten Jockl steckt auch ein Stück Fürstentum; im Sommer 1899 war ich daheim auf Ferien; da begegnet mir eines Tages ein junger Mann, tadellos gekleidet, mit feinem städtischen Benehmen; er geht auf mich zu, nennt mich beim Namen und grüßt mich wie einen alten Bekannten; verwundert schau' ich drein und ebenso verwundert fragt er mich, ob ich denn den Jockl-Michl nicht mehr kenne, der doch nur einige Jahre jünger sei als ich. Jetzt erinnerte ich mich freilich an ihn, aber erkannt hätte ich ihn nimmer. Als Bauernknecht hatte er gearbeitet bis zur Stellung. Dann kam er zum Militär, und als er dort fertig war, schaute er sich ein wenig um in der Welt; er ist jetzt Kammerdiener bei einem alten Fürsten

in der Lagunenstadt Venedig. — Des alten Jockls Enkel in der alten Dogenstadt an der Adria! Ja, der Michl entstammt nicht umsonst einem Kurfürstengeschlecht.

Etwas näher der Donau als die zwei anderen Kurfürstenhäuser steht das dritte; drinnen wohnte der dritte Kurfürst, der Binder-Hans. Er war eigentlich der Großfürst unter den dreien; dadurch, daß er von der Herrschaft noch eine Wiese gepachtet hatte, war es ihm möglich, zwei Kühe zu ernähren; sein Haus umgaben mehr Obstbäume, als die zwei andern Kurfürsten mitsammen hatten; drum hatte er auch neben demselben ganz apart einen Keller und darüber eine Hütte, die eine Mostpresse und eine Obstmühle beherbergte; sein Häusel ist größer als das seiner Nachbarn, aber nicht viel; so wie man sagt, „g'rade ums G'spürn“ nur.

Das war für uns Buben eine Freude, wenn wir zum Binder-Hans kamen; zu ihm eigentlich kamen wir nicht, aber zu seinen Kindern, dem Hansen und der Rosl; mit denen verband uns dicke Freundschaft und die hat's gemacht, daß wir den Alten auch lieb hatten und er uns. Hatten wir da dem Hansen zugeschaut bei seiner Drehbank oder bei seinem Zimmerstock und ließen wir dem Mann gar keine Ruhe mit ewigen Fragen, dann legte er sein Werkzeug weg, löste seinen Lederschurz ab, nahm den Hut und ging mit der Kinderschar ins Freie. War's Sommer, so führte er uns hinunter gegen die Donau zu seinem Blumengarten, wo er unter einem Birnbaum eine Bank sich zusammengezimmert hatte, und dort saßen wir beim Hans und schauten mit ihm auf die Donau und hinüber und horchten seinen Erzählungen. War es recht heiß, dann gingen wir mit ihm ein wenig die Lehne hinauf vor seinem Hause; dort im Walde unter einer Linde hatte er eine Bank aufgestellt, von der man des Hansen Haus und das ganze Kurfürstentum überblickte. Für den Winter hatte er seinen Kindern und uns Schlitten gefertigt und uns die verschiedenen Vorteile gezeigt, die man gebrauchen müsse, um denselben richtig zu lenken und schnell und nobel die Fahrt zu machen. Hatte er aber gar keine Zeit, um uns, seinen jungen Quälgeistern, Audienz zu geben, dann rief er sein Weib, daß sie uns hinausführen sollte unter'n „guten Birnbaum“, von dem sie uns saftige Früchte brockte, oder im Winter uns in der Stube Nüsse vorsetzte, die uns besser schmeckten als daheim.

Es war der Hans ein Kinderfreund durch und durch; konnte er uns eine Freude machen, so tat er's. Uns Kindern zuliebe erbaute er ein Hammerwerk am Klingbache und schnitzte einen schwarzen Schmiedgesellen dazu, der bei jedem Hammerschlag sich tief verneigte. Der Hans galt uns damals als der größte Künstler weit und breit.

Den Seinen war er Mann und Vater in einer Weise, die sich selten findet; drum hat es ihm auch schier das Herz abgedrückt, als ihm sein jüngstes Kind, das Nanderl, in einem Alter von sechs Jahren starb. Noch sehe ich es vor mir im kleinen Sarg liegen, das kleine Ding mit dem schneeweißen Gewande, umgeben von einem Kranz, den die Hansin geflochten hatte aus Feldblumen und in die sie hineingewunden hatte die roten Früchte der wilden Rose.

Wir wurden älter, die Besuche beim Binder-Hans hörten auf, als wir vom Elternhaus fortkamen; auch seine eigenen Kinder mußten in den Dienst gehen, als sie der Schule entwachsen waren und sich selbst ihr Brot verdienen konnten.

Ein großer Student war ich schon, als den Binder-Hans ein Unglück traf, so plötzlich und ungeahnt, daß es in seinem Leben eine gänzliche Veränderung hervorbrachte: es starb ihm sein Weib, an dem er mit aller Liebe gehangen, an einer Lungenentzündung, nachdem er sie kaum einige Tage krank im Bette gehabt hatte.

In dieser Stunde ging mit dem Hans was vor, was eben nur einen Mann mit einem so tiefen Gemüt treffen kann: er verlor den Verstand.

Mit stierem Blick saß er an der Leiche seines Weibes, schweigsam wie die finstere Mitternacht. Teilnahmslos schaute er zu, wie sie sein Weib begruben, teilnahmslos folgte er seinen Nachbarn, die ihn heimbrachten ins Haus; hätten die nicht in christlicher Nachbarschaft um sein weniges Vieh gesorgt, es hätte verderben müssen.

Über acht Tage dauerte es, bis der Hans wieder halbwegs vernünftige Antworten gab auf Fragen, die man ihm stellte. Seine wohlmeinenden Nachbarn redeten ihm zu, seine Tochter jetzt heimzunehmen, daß die das Häusliche besorge; davon wollte er aber schon gar nichts wissen. „Die soll nur in ihrem Dienst bleiben, ich richt's allein", gab er darauf zur Antwort. Untertags schloß er sich ein in sein Haus, er mutterseelenallein; er wurde leutscheu. An Sonntagen, wo er mit Leuten zusammengekommen wäre auf dem Kirchgange, blieb er erst recht daheim. Des Nachts aber öffnete er sein Haus und eilte fort; Jäger sahen ihn zur nächtlichen Stunde in den Wäldern herumirren, auch auf der Bahnstrecke einsam dahinschreitend wurde er gesehen; graute der Morgen, so schlich er auf Umwegen, durch Wälder und Gräben, seinem Hause zu und schloß sich wieder ein.

Wohl über die zehn Jahre sind seitdem vergangen; des Hansen Zustand hat sich durch die Länge der Zeit etwas gebessert, aber der alte Hans ist er nimmer und die Scheu vor den Menschen ist ihm geblieben; vor fremden Leuten zeigt er sich lieber als vor bekannten.

Seine Pachtwiese hat er der Herrschaft schon längst zurückgesagt, er braucht sie nicht; er hält nur mehr eine Kuh und ein paar Geißen dazu. Was täte auch die große Herrschaftswiese ihm nützen? Bei Tage mag er das Gras, das auf derselben wächst, nicht zu Heu machen, weil er fürchtet, es könnte ein Bekannter ihn sehen und anreden; des Nachts aber, wo der Hans schafft und arbeitet, steht keine Sonne am Himmel, die ihm das Gras dörren täte. Das Heu, das er im Winter für sein Vieh braucht, das kauft er bei Leuten, die ihn nicht kennen und führt es stundenweit in der Abenddämmerung oder in stiller Nacht auf einem Handwagen heim.

Kommt er zufällig mit Nachbarsleuten zusammen, so redet er nur, was sein muß, dann eilt er schnell weiter. Soweit hat seine Menschenscheu doch nachgelassen, daß er jetzt an Sonntagen wieder in die Kirche geht; aber als letzter geht er hinein und als erster vor Schluß des Gottesdienstes wieder heraus, daß er ja mit niemand zusammenkommt. Die Leute, die ihn

kennen, lassen ihn ruhig gewähren und seines Weges gehen; darüber ist er froh und zufrieden.

Vor mehreren Jahren, da der Hans schon sein Einsiedlerleben führte, fiel ihm das Haus seiner Schwiegermutter als Erbe zu, ein kleines Häuschen zwar mit etwas Grundstücken, aber immerhin einige hundert Gulden wert. Den Hans ließ das Erbe kühl bis ans Herz hinan. Günstige Kaufanbote wies er kurz ab, er brauche kein Geld. Das Häuschen und die Grundstücke ließ er, wie sie ihm als Erbe zugefallen waren; was auf Acker und Wiese wuchs, ließ er wachsen und verderben; nicht einmal Zinsleute nahm er hinein ins Häuschen. Das Dach wurde schadhaft, ruhigen Gemütes ließ der Hans den Regen hineinfallen und die Mauern durchweichen. Heute ist es eine halbe Ruine, Acker und Wiese eine Wildnis. Was kümmert ihn das? Wie ein Fürst Strauch und Baum, Dorngestrüpp und Farnkraut ruhig fortwachsen und fortwuchern läßt im alten Gemäuer seines verfallenden Stammschlosses, so macht es der Hans mit dem Stammsitz seines Weibes.

Als einmal ein Dampfschiff des Hochwassers wegen keinen Landungssteg mehr erreichen konnte und unter des Hansen Häuschen anlegen und durch mehrere Tage auf das Fallen des Wassers warten mußte, da kamen die Schiffsleute zu ihm, um Milch zu kaufen; weil die ihn nicht kannten, gab ihnen der Hans seinen ganzen Vorrat und machte sich erbötig, ihnen Milch zu liefern, soviel sie brauchten. Die holte er wieder des Nachts von den entlegenen, einschichtigen Bauernhöfen zusammen; er füllte sie in große Flaschen, die er am Halse mit einer Rebschnur zusammenband. Wie man zwei Wassereimer trägt mit einem Tragholz auf den Schultern, so hängte er sich die Rebschnur mit den daran befestigten Milchflaschen um und trug sie zum Schiffe; wie er nun hinging über den Steg, glitt er aus und fiel, die Flaschen brachen und die Milch ergoß sich in die Donau. Dem Hansen tat das aber nichts; er kaufte wieder Milch und glücklich brachte er sie auf das Schiff; aber in Flaschen hat er's nicht mehr gefüllt.

Es ist schon einige Jahre her, daß wahrscheinlich durch ein weggeworfenes Zündhölzchen am hohen Ried die dürre Waldstreu in Brand geriet; das Feuer griff schnell um sich und bedrohte einen Jungmais; zufällig kommt der Hans des Weges; aber anstatt zu helfen oder doch wenigstens die paar hundert Schritte nach Achleiten hinabzumachen und die Leute zu alarmieren, eilt er die Straße entlang, was er laufen kann; atemlos kommt er nach einer Viertelstunde in das Dorf Limbach und meldet den Waldbrand; wie die hinkommen, haben sie mit den bereits eingetroffenen Achleitnern zu tun, das Feuer zu löschen. Unter Bäumen versteckt, schaut der Hans zu, aber mithelfen tut er nicht.

Leute, die sich an des Hansen frühere Liebe zu den Kindern erinnerten, haben gemeint, es könnte um seinen Gemütszustand besser werden, wenn er Kinder um sich hätte; so redeten sie seinem Sohne zu, dem Hansen seinen vierjährigen Enkel zu bringen und dort zu lassen. Als der Sohn den Buben brachte und den Vater bat, das Kind einige Zeit zu behalten, sprach der Hans: „Was soll ich denn mit dem Buben machen?“ „Nur einige Wochen tut mir der Vater ihn behalten, daß der Bub sich in der frischen Luft recht erholt; in der Stadt ist die Luft gar so schlecht.“

Der Hans sagt nichts und sein Sohn geht fort.

Den Buben aber nimmt der Hans und sperrt ihn den ganzen Tag in die Kammer; des Nachts aber muß der Bub mit dem Großvater gehen und dabei sein, wenn er beim Laternenlicht arbeitet im Stall oder in der Hütte. Wie die Nachbarn sehen, daß der Hans so mit seinem Enkelkind verfährt, benachrichtigen sie schnell den Kindesvater, der den Buben wieder holt. Ohne Widerrede gibt ihn der Hans wieder her.

Bei nachtschlafender Zeit, wenn alles stille ist ringsum, da arbeitet der Hans, da ist er auch nicht so verschlossen, sondern gesprächig. Jäger, die im Herbste bald nach Mitternacht von der Dachssuche an seinem Hause vorbeikamen, fanden ihn des öftern mit Mostmachen beschäftigt; er rief sie an, lud sie zum Eintreten ein, bot ihnen Most an, sang ein lustiges Liedel ums andere und redete vernünftig wie alle anderen. „Man sollt's nicht glauben", sagten sie, „daß der Hans so sein kann, wenn man weiß, wie er's beim Tag macht."

Haben die Fischer in der Donau einen Fang gemacht und der Hans erfährt es zur rechten Zeit, dann geht er bei einbrechendem Abend zum Fischer und füllt sein Fischlägel mit Fischen; am selben Abend noch trägt er sie stundenweit fort, er hat schon seine Abnehmer, die ihn kennen und ihm dieselben abkaufen am späten Abend noch. Mit dem gefüllten Fischlägel auf dem Rücken habe ich den Hans einmal getroffen, gut zwei Stunden weg von seinem Fürstenhause, als ich spät abends zur Bahn fuhr. Unwillkürlich fiel mir da Bayerns unglücklicher König Ludwig ein und seine einsamen Schlittenfahrten in stiller dunkler Nacht.

Noch lebt der Hans in seiner Einsamkeit; die Nachbarn lassen ihn gehen und stören ihn nicht weiter; seine nächtlichen Arbeiten und Wanderungen sind sie schon lange gewöhnt. Für den Hansen kommt aber wie für uns alle einmal die Nacht, in der er nimmer schaffen kann.

Das wären also die drei Kurfürsten. Nicht bald wird es wo einen Fleck Erde geben, der auf einem so kleinen Raume so wunderliches Menschenschicksal aufzuweisen hat wie das winzige Kurfürstentum an der niederösterreichischen Donau.





Umschau.

Die Ausstellung für religiöse Kunst in der Wiener Sezession. Die jetzige Ausstellung in dem Wiener Sezessionsgebäude ist eine Erfüllung lang gehegter Wünsche. Sie bringt Werke religiöser Kunst. Ich beurteile das Gebotene von dem Standpunkt eines ganz bestimmten Kunstprogrammes aus. Kurz und kernig ist dieses entwickelt in der Schrift von P. Desiderius Lenz „Zur Ästhetik der Beuroner Schule". (Allgemeine Bücherei der Leo-Gesellschaft, Wien, Braumüller.) Dort mag ihn lesen, wer ihn kennen lernen will. Daß die in diesem Werke vorgetragene Kunstauffassung sehr wohl als die logischeste Folgerung der gesamten bisherigen Kunstentwicklung aufgefaßt werden kann, davon sich durch die Lektüre von Kraliks drei Vorträgen „Über die historischen und ästhetischen Grundlagen der modernen Kunst" zu überzeugen, sei hiemit jeder eingeladen. Von diesem Standpunkt der Beurteilung aus wird sich das Interesse auf den Hauptsaal beschränken. Die Nebenräume zu beiden Seiten, in welchen deutsche und französische Kunst vertreten ist, die erste hauptsächlich durch Werke der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, enthalten tüchtige, auch einige hervorragende Werke und wir treffen Namen von gutem Klange an. So Eduard von Gebhardt (Christus), Fritz von Uhde (Predigt am See), Franz Stuck (Christus), Frederic Léon mit einem wundervollen Triptychon: St. Franziskus im Walde, Gebhard Fugel (zwei Bilder aus dem Leben seines Namenspatrons, Sankt Josef-Altarblatt). Allein den frohen Eindruck des mächtig treibenden Lebens, den Ausblick auf noch unentdeckte Meere der Schönheit gewährt doch nur die bezwingende Kraft der Werke, die im Hauptsaal ausgestellt sind. Was wir von der großen Kunst der Zukunft fordern müssen, daß sie einerseits modern sei, d. h. inhaltlich der Lebensstimmung des modernen Geistes entspreche und formell aus der modernen Technik sich ergebe, daß sie andrerseits das Postulat der Romantik erfülle, Allkunst sei, d. h. eine Kunst aus allen Künsten und für alle Menschen, das sehe ich hier entweder schon erfüllt oder der Erfüllung nahe. Diese Kunst ist religiös und deshalb modern; wer die moderne Lebensstimmung kennt, wird das zugeben. Der Mystizismus regt sich heute allerorten, nicht immer freilich in brauchbarer Form. Inwiefern die andern Erfordernisse von ihr gelten, wird sich im Laufe der Betrachtung ergeben.

Der Raum ist anderthalbmal so lang als breit. Im letzten Drittel der Länge treten die Seitenwände rechts und links zurück, so daß zwei Nischen entstehen. Die dem Eintretenden entgegenstehende Wand zeigt ein großes, noch zu besprechendes Apsisbild. Die Nischen rechts und links bieten kleinere Arbeiten. An der Eingangswand und an den Seitenwänden hängen riesige Kartons zu Glasgemälden. An den Wänden rechts und links sind Zeichnungen der Beuroner ausgestellt. Im Saalraum selbst stehen etliche Vitrinen mit Kultusgegenständen. Die ganze Stirnwand des Hauptsaales nimmt eine gewaltige, bilderreiche Darstellung der Taufe ein und der Dreifaltigkeit, in deren Namen das Sakrament gespendet wird. Ein Bogen,

der etwa auf halber Höhe der beiden Seitenlinien der Wand ruht und mit seinem Scheitel den oberen Rand derselben berührt, sondert die Bildfläche ab. Diese, flach gehöhlt, wird durch die Sehne des Bogens in einen oberen einfacher und einen unteren reichlicher gegliederten Teil geschieden. In der Mitte ist die Bildfläche durch eine engere Nische neuerdings vertieft. Ihr Spitzbogen erreicht den Scheitel des großen Bogens. Im oberen Teil der Nische ist die Dreifaltigkeit in Fresko dargestellt, darunter die Taufe Christi in Glasmalerei. Ornamental angeordnete Wolken, zwischen denen Goldflammen durchblitzen, umgeben beiderseits die Trinität. Engel mit goldenen Posaunen, in strengster Stilisierung ausgeführt, deuten die Verkündigung des göttlichen Wortes nach allen Weltteilen an. Unter ihnen stehen rechts und links von der Dreifaltigkeit die Apostelfürsten. Die untere Bildhälfte wird durch die erwähnte Taufe Christi in zwei Teile gesondert, deren jeder durch weiße und goldene Säulchen in drei rechteckige Bildflächen geteilt wird. Dargestellt ist die Erschaffung des Wassers, Eva unter dem Baum der Sünde und Maria, der Durchzug durchs Rote Meer und auf der anderen Seite die Taufe des Äthiopers durch Philippus, der Kindermord von Bethlehem und Christus mit dem rechten Schächer, also eine Wassertaufe, eine Bluttaufe und eine Begierdtaufe. Die obere Bildhälfte zeigt die übergeschichtliche, metaphysische Welt und danach ist auch Form und Farbe gewählt. Die untere Bildhälfte enthält Darstellungen aus der historischen, physischen Welt. Dem entspricht eine bei aller Stilisierung mehr realistische Formen- und Farbengebung. In dem Kreuzungspunkt der vertikal aufgebauten Trinität und der horizontalen Reihe der historischen Bilder leuchtet das herrliche Glasbild, das jenen Vorgang verdeutlicht, bei welchem die Metaphysik zur Geschichte, die Geschichte zur Metaphysik wird, die Taufe Christi, bei der sich die drei Personen offenbaren. Das Bild ist vom kräftigsten Naturalismus, erinnert aber durch die Anordnung und das Kolorit an die alte gothische Glasmalerei. Es ist herb, naiv und schön. Echte Naivität ist überhaupt ein Grundzug der ganzen gewaltigen Komposition. In der Darstellung der Dreifaltigkeit befremdet sie sogar auf den ersten Anblick. Doch nach längerer Betrachtung muß sich jeder, der geniale Intuitionen nachempfinden kann, freuen über diesen Gott-Vater, den braunen Riesen mit langem Bart und den gewaltigen Händen, mit denen der große Demiurgos die Welt gezimmert hat, und über den kleineren, zarten, weißen Sohn. Man sieht die Dreifaltigkeit neu und darum deutlich und fühlt sich zurückversetzt in die Zeiten, da das Trinitätsdogma formuliert wurde. Vor dem Bilde der Taufe Christi erhebt sich auf einer durch Stufen erhöhten kreisrunden Fläche das Taufbecken. Auf einer kurzen, breiten Säule aus dunklem Marmor, dem Taufstein, ruht als Deckel ein niedriges Postament, gebildet aus stilisierten Wasserwellen, Fischköpfen und Schilf; aus diesem taucht die Büste des Täufers auf. Büste und Postament sind aus Holz geschnitzt und vergoldet. Rings um die Säule bedeckt den Boden ein aus weißen und grauen Marmorstücken gebildetes Ornament, das in Form und Farbe konzentrisch zerfließende Wellen nachahmt. Die ideelle Disposition des Grundgedankens stammt von Professor Swoboda, das Architektonische von Plečnik, der obere Teil der Apsis und das Standbild des Täufers von Andri, die sechs Bilder von Karl Müller, dem Beuroner P. Willibrord, Jettmar, Maximilian Lenz, Engelhart, König, das Glasfenster mit der Taufe Christi von Ederer, dem jüngsten Mitgliede der Sezession. Dieses Zusammenwirken des Philosophen und der Künstler, eine Forderung Platos (Republik, 401 B), erinnert an große Zeiten. Es ist übrigens so innerlich begründet, daß es sich von selbst durchsetzt. So steht Klingers

8*

erstes Opus „Vom Tode“ unter dem Einfluß Schopenhauers, das zweite unter dem Nietzsches. Es würde sich nur darum handeln, die Einwirkung der Idee auf die schaffende Phantasie zu regulieren. Wie das zu machen sei, das wußten die großen Renaissancepäpste.

Die Stimmen des Publikums über das Apsisbild sind geteilt. Was dagegen gesagt werden kann, wird meines Erachtens reichlich aufgewogen durch seine programmatische Bedeutung; es ist zu hoffen, daß es in dem zu erbauenden Museum für moderne Kunst einen würdigen Platz finden werde. Die Nischen enthalten u. a. sehr schöne Treibarbeiten von Friedrich König, kraftvoll gezeichnete Bilder von Liebenwein und Skizzen und kleinere Kartons von Mehoffer. Um die Art seiner Kunst aber besser zu ersehen, wenden wir uns um nach den großen Kartons, die von hier aus mit einem Blick überschaut werden können. Es sind Kartons für die Fenster der Kathedrale zu Freiburg in der Schweiz (Notre Dame des Victoires — Die vier Märtyrer — Das heilige Sakrament — Die Anbetung der Könige) und für drei große Engel. Auch sie befremden auf den ersten Anblick.

Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich das, was anfangs befremdete, als ihre Größe. Ein Chaos bietet sich zunächst dem Beschauer; und durch dieses Chaos windet sich ein roter oder gelber Lichtstreif, manchmal durchbrochen, von oben bis unten; grüne, blaue Farbenstreifen greifen von allen Seiten in das helle Licht hinein; Gewänder, riesige Engelsflügel, Gestalten wogen, rauschen, schweben. Allmählich klärt sich das Chaos; ein geordnetes Gebilde tritt hervor. Ich könnte mir denken, daß gewaltige Glasflächen, wie sie bei der modernen Bauweise häufig angewandt werden, auf diese Art in der wirkungsvollsten Weise behandelt werden könnten. An mystischer Wirkung wird sich wohl schwerlich etwas Grandioseres erträumen lassen als eine hohe und weite, mit Eisengebälk gedeckte Halle, in die düsteres Licht fällt durch eine mit solch apokalyptischer Phantasie ausgemalte Glasdecke.

Von den Vitrinen sieht diejenige, die Erzeugnisse der Mosaischen Kunst enthält, ziemlich arm aus. Prächtig sind die Arbeiten des Engländers Ashbee (Kelche, Kruzifixe, Vasen u. dgl.). Wundervoll an Farbenpracht und Formenschönheit sind die Werke der Beuroner Kunstschule; wir sehen Paramente von sehr vornehmem Kolorit und Kunstwerke kirchlicher Goldschmiedearbeit. Skulpturen in Gips, Marmor und Bronze stehen dazwischen. Die Anregung, die Beuroner zur Beteiligung einzuladen, ging von einem Kreise der Sezessionisten aus; und daß die Einladung Erfolg hatte, ist ein Verdienst der Vermittlung Kraliks. Die Mönche hatten erst Bedenken. Denn das organische Prinzip der Schule sträubt sich naturgemäß gegen die Zumutung, einzelne Werke, losgetrennt von dem Zusammenhang, für den sie geschaffen sind und in dem allein sie voll wirken, zur Schau zu bieten. Bei den Zeichnungen dieser Schule wollen wir jetzt verweilen. Sie sind eine Auswahl aus den neuen großen Mappen von Entwürfen, die fast durchaus von P. Desiderius Lenz stammen; neben ihm sei sein bereits verstorbener Freund P. Gabriel Wüger genannt. Man muß diese Zeichnungen gesehen und oft gesehen haben, um das Beuroner Prinzip ganz zu würdigen. Man muß sie gesehen haben, um überhaupt zu begreifen, was große Kunst ist. Hat man sie aber gesehen und dieses begriffen, dann geht man mit dem erhebenden Gefühl hinweg, daß große, die größte Kunst auch heute möglich, ja, wirklich ist. Es berührt aber andrerseits eigentümlich zu erfahren, daß diese ganze Kunst schon seit dreißig und mehr Jahren fertig ist und daß man fast nichts von ihr gehört hat.

Der geometrische Aufbau der Figuren und Gruppen befremdet zunächst. Das große Publikum wird ihn noch lange Zeit nicht verstehen. Wer aber durch konsequente künstlerische Betrachtung der Natur einerseits, durch das Studium der Methode der Beuroner Kunst andrerseits die psychologische Möglichkeit gewonnen hat, den künstlerischen Standpunkt zu begreifen, oder besser, intuitiv, miterlebend zu erfassen, dem eröffnet sich alsbald ein Ausblick auf unendliche Möglichkeiten. Ich will mich, um diesen Standpunkt zu veranschaulichen, eines wissenschaftlichen Gleichnisses bedienen.

Die Natur stellt sich uns dar als ein flüssiges System, das sich gleichwohl durch Näherungswerte definieren läßt. Der Fortschritt in der Naturerkenntnis besteht in der steigenden Präzisierung und Detaillierung dieser Näherungswerte. Demnach wäre das Ideal eines naturwissenschaftlichen Systems eine Gesamtheit von Größenverhältnissen, die bis ins Unendliche nach beiden Seiten bestimmbar sind — die Weltformel des Laplaceschen Geistes. Diese Formel entspräche in unendlicher Annäherung der äußeren Natur. Ähnlich wie der Forscher steht der Künstler der Natur gegenüber; er hat zu vereinfachen. Das ist nun ein uraltes Postulat. In der Art allerdings, wie dieses Postulat verwirklicht werden soll, weichen Künstler und Kunstschulen von einander ab. Vielleicht die einfachste und darum älteste, genialste und darum am wenigsten verstandene Methode ist die, welche P. Desiderius Lenz durch das Studium der Ägypter und Griechen gewonnen und in seinen Werken angewandt hat. Er versucht, den Organismus aufzufassen als ein durch ein Gesetz bestimmtes System regelmäßiger Figuren. Mit besonderer Liebe verwendet er das gleichseitige Dreieck. Durch charakteristische Punkte des Körpers werden Linien gezogen und diese als Grundlagen für Dreiecke benützt; dabei zeigt sich bald ein überraschendes Zusammenschließen der einzelnen Figuren. Das Netz, in das der Körper am Schluß der Konstruktion hineingezeichnet erscheint, stellt schon an sich ein ästhetisches Gebilde dar. Mannigfaltigkeit kommt dieser Konstruktion dadurch, daß derselbe Körper in verschiedene Systeme hineingezeichnet werden kann und verschiedene Körper umsomehr. — Ist nun die Gesetzmäßigkeit eines Körpers für einen gewissen Fall bestimmt, dann kann das geometrische Netz, in das er hineingezeichnet ist, auch dazu verwendet werden, daß er in die rechte Umgebung komme und so selbst wieder organisch einem größeren Ganzen eingeordnet werde. Die Linien des Systems bestimmen, über die Körperfläche hinaus verlängert und zum Schnitt gebracht, gewisse Punkte im Raum. Werden nun durch diese charakteristische Linien gelegt, sei es der umgebenden Gruppe, sei es der Architektur, so entsteht ein fest zusammengeschlossenes Gebilde. Das Ganze macht dann in viel höherem Sinne den Eindruck eines Abbildes der Natur, als man dieses zu verstehen gewohnt ist. E i n e Gesetzmäßigkeit, z. B. die des gleichseitigen Dreieckes, durchzieht das Kunstwerk und hält es fest zusammen, sowie auch die Gesamtschöpfung durch eine zahlenmäßig definierbare Gesamtmäßigkeit z. B. durch die der Dreiheit aufgefaßt werden kann. Was mir an diesem Vorgehen der besonderen Beachtung wert erscheint, ist unerbittliche Logik, die klare, fast möchte man sagen, wissenschaftliche Methode. Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß dies entwickelte Prinzip natürlich nichts Produktives, sondern ein Regulativ ist. Der Körper muß gegeben sein, bevor er definiert wird. Allein als Regulativ wirkt es bedeutend. Es ist etwas Herzerfreuendes, zu sehen, mit welch kühler Sicherheit, mit welch männlicher Gewalt P. Desiderius die kühnsten Phantasien in diese einfache, ruhige Form preßt. Diese Methode aber ist übertragbar. In ihrem Geiste können Künstler erzogen werden. Von hier aus

kann sich eine Tradition entwickeln, eine Schule. Liegt darin einerseits die Gefahr der Erstarrung, so ist eine solche Tendenz andrerseits ein durchaus notwendiges Gegengewicht gegen den modernen Atomismus.

Hat man sich nun auf den eben geschilderten Standpunkt der Betrachtung gestellt, dann gewinnt die Form, die zunächst so starr erschien, plötzlich Leben. Das immanente Gesetz ist durchschaut: die Form erscheint als notwendiger Ausfluß des Gesetzes; das Gebilde wird ein organisches. Die Form wird flüssig: denn mit der Durchschauung des Gesetzes ist zugleich die Möglichkeit seiner Änderung, seiner Ersetzung durch ein anderes mit durchschaut; und jede Änderung des Gesetzes bedingt — das liegt im Wesen des Organischen — eine Änderung der Form.

Dieselbe Spannung zwischen äußerer Ruhe und innerer lebendiger Bewegung wie in der Formengebung ist auch im Kolorit festzustellen. Die Farbenpracht ist fabelhaft; und wenn man näher zusieht, ist die gewaltige Wirkung mit einem sehr einfachen Mittel erreicht. Der Künstler hat immer nur eines: er wählt mit dem feinsten Gefühl die Komplementärfarben und ordnet sie so an, daß sie sich gegenseitig bis zur Leuchtkraft steigern. Dabei herrscht aber auch hier architektonisches Gleichgewicht, denn die Komplimentärfarben steigern sich einerseits, andrerseits aber heben sie sich auf. Indem so Figuren, Gruppen, Farben architektonisch behandelt werden, ist hier die Möglichkeit zur vollkommensten Allkunst gegeben. Bei aller Strenge hat aber dieses Kunstsystem eine Geschmeidigkeit, die es befähigt, sich jedem Stil und jeden Stil sich zu assimilieren. Manches erinnert an ägyptische Kunst, an mykenische dorische, attische; andres berührt pompejanisch, etruskisch, romanisch, gothisch. Ja, selbst der Barocke steht P. Desiderius zwar ohne innere Neigung, aber nicht ratlos gegenüber, wo es sich darum handelt, ein gegebenes Gebilde, z. B. einen Altar, etwas herauszuarbeiten.

Man kann oft mit dem Ton des Vorwurfes die Worte sprechen hören, diese ganze Kunst sei ein Zurückgreifen auf einen überwundenen Kunststandpunkt, auf das Ägyptertum. Diese Behauptung ist, soweit sie ein Vorwurf ist, nicht richtig und, soweit sie richtig ist, kein Vorwurf. Es ist eine Täuschung, für Nachahmung das zu nehmen, was die notwendige Äußerung des gleichen Kunstprinzips ist. Wenn der Beuroner Künstler erkannt hat, daß der ägyptischen Architektur und Plastik ebenso wie der griechischen eine Kunstanschauung und Methode zugrunde liegt, die er von einem absoluten Standpunkt aus billigen muß (und es gibt einen solchen), so liegt es in der immanenten Logik der Dinge, daß seine Werke, da sie in der gleichen Anschauung und nach der gleichen Methode gearbeitet sind, den Werken der großen Alten ähnlich geraten. Der Beuroner steht der gesamten bisherigen Kunstentwicklung freier gegenüber als der Künstler der Renaissance der römischen Antike. Über diese Dinge sei nochmals auf die anfangs erwähnte Broschüre von P. Desiderius verwiesen; sie ist gediegenes Gold. Und das wird wohl auch der Grund sein, warum sie ebenso wie Kraliks Kulturprogramm so wenig bekannt ist.

Unter den Zeichnungen ist eine, bei der ich zum Schluß kurz verweilen möchte: es ist der Entwurf für eine Jubiläumskirche in Wien. Im Zusammenhang mit diesem Entwurf steht eine Menge kleinerer Skizzen, die sämtlich das Problem eines langgestreckten religiösen Monumentalbaues im modernen Stil zu lösen suchen. Die besondere Form des ausgeführten Projektes ist durch den Anlaß bestimmt und hat daher manches an sich, das für die große Idee des Baues akzidentell ist. Um dieses klar herauszulösen, ist es gut, die erwähnten Skizzen genau zu prüfen. Der gewaltige

Bau ist so gegliedert: ein ungeheurer Pylon empfängt den frommen Beter, eine langgestreckte, dreischiffige Halle mit mächtigen ägyptischen Säulen führt ihn weiter zu einer Rotunde, in der der Hochaltar steht. Im ägyptischen Relief zeigt der Pylon fünf Cherubim-Giganten, demütig betend, ein Anblick, durch seine Großartigkeit ebenso zermalmend wie erhebend. Die moderne Kunst, die im kleinen den der Zeit adäquaten Ausdruck gefunden hat, ringt nach Monumentalität; und sie hat diese ja auch in unseren Maschinenhallen, Eisenbrücken, Wasserschleusen erreicht (denn auch diese gehören zur Baukunst); aber sie will mehr, sie will auch die rein ästhetische Monumentalität. Nun, hier ist sie. Dieser Pylon ist nach Form und Inhalt das denkbar Monumentalste. Daß P. Desiderius ihn auch in der Farbe kongruent behandeln könnte, zeigt eine kleine, leider nicht ausgestellte Zeichnung eines Doppelpylons mit einer Karyatidenhalle in der Mitte. — Die ägyptische Form könnte dem modernen Stil nur entgegen kommen. Wie jeder Stil durch Material und Konstruktion bedingt ist (denn so entstehen die charakteristischen Linien), so ist auch die Eigenart des ägyptischen und damit des griechischen Stils gegeben durch die horizontale Überdeckung zweier vertikaler Pfeiler. Dadurch unterscheidet sich dieser Stil im Prinzip vom römischen, der im Bogen zwischen die Vertikale und die Horizontale die unzähligen Übergänge einschaltet. Dadurch trifft aber dieser Stil mit dem durch die moderne Technik gegebenen neuen überein, dem es wieder möglich ist, horizontal oder im griechischen Giebeldreieck zu decken. Nur benützen wir Eisen, wo Ägypter und Griechen Stein anwandten. Dieser Unterschied kommt aber uns zugute, insofern wir so eine größere Spannweite erreichen. Darum wäre es vielleicht auch wünschenswert, das Langschiff der Kirche in Eisenkonstruktion, so ungefähr wie eine Eisenbahnhalle, auszuführen. Die so erzielten größeren Dimensionen könnten der Monumentalität der architektonischen Idee nur nützen.

Es müßte doch ein herausforderndes Künstlerproblem sein, das, was wir alltäglich im profanen Gebrauch sehen, für den weihevollen Gebrauch des Gottesdienstes zu schaffen. Eine Kirche dieses Stiles möchte ich in einer der deutschen Kulturstädte gebaut sehen. Daß damit für unsere gesamte Kultur sehr viel getan wäre, darüber ist wohl kein Zweifel. Denn wenn wir Umschau halten auf dem Gebiet unserer Kultur nach Problemen, welche das Gemüt des Künstlers am tiefsten ergreifen und seiner Kraft die freieste Entfaltung gewähren, so sehen wir, daß genau so, wie innerhalb der spiritualistischen Metaphysik des Katholizismus das Freieste und Kühnste gedacht worden ist, — man denke an die Mystiker des Mittelalters und der Neuzeit, Angelus Silesius, — so auch in der katholischen Kirchenkunst das Freieste und Kühnste geschaffen worden ist und immer wieder geschaffen werden kann. Denn das Problem lautet hier am einfachsten: es gilt einen Raum zu gestalten mit Rücksicht auf einen zentralen Gedanken. Von den vielen Rücksichten, die bei anderen Problemen, z. B. beim Bau eines Theaters, sich vordrängen, schränkt hier keine die Phantasie des Künstlers ein.

Allein noch mehr: Kirchen dieses Stiles, in den Arbeiterquartieren unserer Großstädte gebaut, wären auch eine soziale Tat. Man wende nicht ein, daß die Not zu groß sei, als daß man an Kunstwerke denken dürfte. Mit dem Appell an die leibliche Barmherzigkeit könnte man jedes große Werk der geistigen niederschlagen. Wenn es gelänge, die Kirchen zu dem Schönsten zu machen, was unsre Kultur leisten kann, so wie es einst die Griechen mit ihren Tempeln taten, dann ginge das arbeitende Volk gerne zur Kirche, zunächst aus Neugierde und um dem ewigen Trieb zu folgen,

der das menschliche Gemüt zur Schönheit hinzieht. Und wenn dann die in künstlerischer Vollendung sich darbietende heilige Handlung und die sie begleitenden liturgischen Gesänge oder der nicht minder, wenn auch in einem andern Sinne stilgerechte Volksgesang die Herzen ergriffen hätte, dann wäre die Seele für das Wort Gottes fruchtbar bereitet. Und so wie in der Welt der Geist deshalb, weil er früher als deren Leib, die Materie, diese beherrscht, so beherrscht und formt die Seele den Körper und es ist kaum zu zweifeln, daß die sich rhythmisch wiederholende ästhetische, ethische und religiöse Erhebung im Laufe der Generationen auch die Rasse veredeln müßte.

Wir haben eine neue hohe und heilige Kunst, ebenbürtig jeder vergangenen; daran ist kein Zweifel. Aber sie liegt als Möglichkeit in den Beuroner Mappen und in dem großen Können und dem ernsten Willen der Wiener Künstler. Möge sie wirklich werden! Wir sind überzeugt von ihrer Bedeutung für unsere Kultur und unser soziales Leben. Möge sich der Glaube an ihre Notwendigkeit und Möglichkeit, die Hoffnung auf ihren segensreichen Einfluß und die opferwillige Liebe immer mehr verbreiten, die das Geglaubte und Erhoffte nun auch schafft!

Wien. Dr. Hans Eibl.

* * *

Kunstbrief aus Petersburg. Die Wasnetzoff-Ausstellung.*) In der Petersburger-Akademie der Künste sind gegenwärtig drei große Bilder eines der bedeutendsten russischen Maler, Viktor Wasnetzoffs, ausgestellt. In der Geschichte der russisch-religiösen Malerei gebührt Wasnetzoff einer der ersten Plätze. Er hat eine Reihe tiefer und gewaltiger Arbeiten dieses Genres geschaffen und eine neue Richtung in der religiösen Malerei inauguriert. Er war der erste, der sich in die Eigentümlichkeiten der byzantinischen Kunst vertiefte, jener Kunst, die den Grundstein der russisch-religiösen Malerei bildete. Außerdem hat er mit Feinheit den Geist und die Eigenart der Anfänge des russischen Christentums erfaßt.

Die künstlerische Entwicklung Wasnetzoffs zerfällt in drei Perioden: die erste, als er ausschließlich Genrebilder malte und die undankbare Arbeit eines Illustrators versah; die zweite ist der historischen Malerei gewidmet und erst die dritte der religiösen. Ohne nennenswerten Erfolg in den ersten Arbeiten ist er fast plötzlich eine Berühmtheit, sein Name wird populär, er schafft außerordentliche schöne Werke von hoher Bedeutung, voll Talent und Originalität, sowie er in der Sphäre der historischen und religiösen Malerei zu arbeiten beginnt. Die Wladimir-Metropolkirche in Kiew, welche fast ganz von Wasnetzoff bemalt ist, liefert einen sprechenden Beweis hiefür. In dieser Arbeit hat er der russischen religiösen Malerei einen neuen Ausdruck gefunden.

Italienische und griechische Mosaiken, Fresken, die byzantinische Malerei, — all das lieferte Wasnetzoff die Grundlage, auf der er ein neues Gebäude zu errichten verstand. Der Erfolg brachte ihm eine Menge neuer Aufträge, Arbeiten in der Darmstädter russischen Kirche, in der Petersburger Kirche an der Ermordungsstelle Alexander II. u. v. a. Als Resultate seiner Lebensarbeit sind die drei jetzt ausgestellten Gemälde: „Das Jüngste Gericht", „Die Kreuzigung Christi" und „Die Fahrt zur Hölle" zu betrachten. Besonders charakteristisch erscheint in dieser Be-

*) Wir bringen diesen uns zugehenden Bericht über uns sonst ganz fernliegende Kunstzustände, weil sich daraus zu ergeben scheint, daß in Rußland gegenwärtig eine ähnliche Regeneration der hieratischen Kunst im Werk ist, wie sie uns die Ausstellung der Beuroner Schule in der Wiener Sezession soeben gezeigt hat.

ziehung „Das Jüngste Gericht“. In diesem Bilde empfindet man den außerordentlichen Einfluß der byzantinischen Kunst auf den Künstler, die Unterwerfung seines schöpferischen Geistes unter die Traditionen der alten russischen Heiligenbilderkunst, die gebunden ist durch die malerischen Dogmen, von denen der altrussische religiöse Maler nicht abweichen durfte und die] für die Entwicklung der russisch-religiösen Malerei bis zu Ende des 17. Jahrhunderts maßgebend waren.

Vom Standpunkte des russisch-orthodoxen Bekenntnisses erscheint das „Jüngste Gericht“ direkt als historisches Dokument. Der Maler hat dieses Geschehnis in packender Weise auf der Leinwand festgehalten. Im Mittelpunkt des Bildes sehen wir den Engel mit der Wage; zu seinen Füßen die erbärmliche, zitternde menschliche Seele, links die Sünder, die von einer Riesenschlange bewacht werden, rechts eine Schar von Gerechten. Oben im Himmel sitzt Jesus Christus auf einem Throne, neben ihm rechts die Gottesmutter und links der Prophet Johannes; hinter ihnen die Apostel. Von der Höhe blicken Engel und himmlische Geister auf die Gruppe und endlich ganz oben der heil. Geist in Gestalt einer Taube. Zu beiden Seiten der zentralen Figur, des Engels mit der Wage, befinden sich der Dämon und der Erzengel Michael, der Hüter des Paradieses.

Das zweite Bild ist „Die Kreuzigung“. Die Mittelperson ist Christus; er ist bereits ganz erschöpft, sein Kopf hängt kraftlos herab, alle seine Muskeln sind gespannt und das Blut fließt in breiten Strömen. Aber das Gesicht des Heilands drückt wenig Schmerz aus. Rechts am Fuße des Heilandskreuzes sieht man, zu einer Gruppe vereint, die Mutter Gottes, den Apostel Johannes und Maria Magdalena. Diese Gruppe ist voll Leben, Bewegung und Empfindung. Wasnetzoff schildert die Mutter Gottes als eine bereits gealterte Frau, gebrochen von Schmerz und Kummer. Gut gezeichnet ist auch Johannes, dessen Gesichtszüge sehr ausdrucksvoll sind. Maria Magdalena liegt schluchzend zu Füßen des Kreuzes. Ihr Haar ist aufgelöst, die Hände sind krampfhaft ineinandergepreßt, sie ist ganz Schmerz, ganz Kummer. Wahrscheinlich gegen den Willen des Künstlers fesselt diese Gruppe am meisten die Aufmerksamkeit des Beschauers. Landschaft und Himmel sind durch ihr Kolorit sehr interessant. Der Himmel ist drohend und düster, mit schweren, tiefhängenden Wolken bedeckt, und hoch, hoch über ihnen schwebt eine Schar von Engeln, die entsetzt sind über den schrecklichen Anblick.

Das dritte Bild Wasnetzoffs ist die „Fahrt zur Hölle“. Die komplizierte Komposition dieses Bildes ist meisterhaft; diese schwere Aufgabe hat Wasnetzoff sieghaft durchgeführt. Hier ist sehr viel Bewegung, die Zeichnung ist schön und originell, das Kolorit wundervoll. Hier finden wir einen seltenen Adel in der Wahl der Töne, eine seltene Kraft und Vollendung im Kolorit. Christus stoßt das Tor der Hölle auf, stürzt den Tod, ein gefesseltes Skelett, in die Höllenflammen hinab und tritt, umgeben von einer Schar von Gerechten und Erlösten, in die Hölle ein. Um ihn gruppieren sich Adam, Eva, David, Salomon, Jonas und andere Propheten, biblische Frauen 2c. Oben in den lichten, klaren Wolken schweben Engel und von der Erde strebt in einer Lichtflut das Kreuz zum Himmel auf. Das Kolorit zeigt hier klare, jauchzende Töne. Aber unwillkürlich erinnert man sich dabei an die Werke eines anderen russischen Künstlers, der nicht wenig auf dem Gebiete der religiösen Malerei gearbeitet hat, nämlich an den Maler Njesterow und seine letzte Arbeit, die Bemalung der Abaß-Tumaner Kirche. Dieser Künstler hat in einigen

Bildern dieser Kirche eine solche Kraft und Schönheit erreicht durch Wiedergabe froher und jauchzender Töne, daß das Kolorit der „Höllenfahrt" dahinter zurückbleibt.

Wasnetzoff hatte die Absicht, die altrussische Heiligenbildermalerei zu modernisieren und dieses Bestreben erklärt seine Art der Behandlung.

St. Petersburg. J. von Lazarewsky.

* * *

Die Politische Geschichte der älteren Nonnen-Klöster in Galizien (1773—1848) stellt Dr. L. Chotkowski, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Krakau, in einem starken Bande (431 S.) auf Grund eingehender Studien in polnischer Sprache (Krakau 1905) dar. Die Hauptquelle für diese Arbeit bieten die Akten der ehemaligen vereinigten Böhmisch-Österreichischen Hofkanzlei und der Galizischen Hofkanzlei, welche im Geheimen Archive des k. k. Kultus- und Unterrichts-Ministeriums in Wien aufbewahrt werden. Die Geschichte der Aufhebung der fünfzehn Nonnenklöster, deren Vermögen zur Begründung des galizischen Religionsfondes verwendet wurde, ist folgende: Das Dezember-Dekret 1781 befahl, alle beschaulichen Nonnenklöster aufzuheben, und das galizische Gubernium hatte den Auftrag, die betreffenden Klöster vorzuschlagen. So wurden denn am 3. Februar 1782 sechs Nonnenklöster (in Lemberg die barfüßigen sowie die beschuhten Karmeliterinnen und die Klarissinnen, ferner die Klarissinnen in Zamość, Tarnow und Alt-Sandez), am 6. September weitere neun Klöster aufgehoben, darunter die Kanonissen des heiligen Augustin in Lemberg, trotzdem sie kein beschauliches Leben führten. Das vom Gouverneur Grafen Brigido projektierte Versammlungshaus für die „Ex-Nonnen" kam nicht zustande. Die Dominikaner-Nonnen in Lemberg brachten dem Religionsfond ein Vermögen, welches auf 272.374 fl. geschätzt war. Das Klostergebäude ward für das General-Seminar, der Garten für den botanischen Garten der dortigen medizinischen Fakultät bestimmt, später aber parzellenweise verkauft und dort eine neue Straße eröffnet. Die Dominikaner-Nonnen in Belz sollten die Ordensregel der Ursulinerinnen annehmen. Zu diesem Zwecke wurden drei Ursulinerinnen aus Prag geholt, doch dieser Versuch scheiterte und das Kloster wurde 1784 aufgehoben. Die Basilianer-Nonnen (griechisch-katholisch) in Galizien hatten 1782 nur noch sechs Klöster (früher neun). Alle diese Klöster waren sehr arm. Graf Brigido hatte alle zur Aufhebung vorgeschlagen, hat aber nachher den Vorschlag zurückgenommen, denn der Religionsfond hätte die Nonnen ernähren müssen. Sie wurden deshalb auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Nur ein einziges in Smolnica, das reichste unter ihnen, dessen Vermögen aber nur 2647 fl. betrug, wurde aufgehoben. Diese Nonnen besaßen auch sehr wenig Bildung, einige konnten kaum polnisch lesen. Zwei Klöster in Slowita und Jaworowo wurden später (1825) auf Betreiben des Metropoliten (Kardinals) Lewicki reaktiviert. Den belassenen Benediktinerinnen-Klöstern in Lemberg, Przemyśl, Staniątki sowie den armenischen Benediktinerinnen und den Sakramentinerinnen in Lemberg wurde (durch Hofdekret vom 24. Juni 1782) die weitere Existenz unter der Bedingung gegönnt, daß sie öffentliche Mädchenschulen eröffnen und deutschen Unterricht erteilen sollten. Das Hofdekret vom 25. Juni 1784 verbot, solche Novizen aufzunehmen, welche der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Auch ward das Verbot Maria Theresias, Novizen vor dem 24. Lebensjahre aufzunehmen, im Jahre 1783, und 1797 sogar unter 300 fl. Strafe, erneuert. Die Nonnen mußten deshalb jüngere „Postulantinnen"

aufnehmen, welche die deutsche Sprache erlernten, bevor sie zum Noviziat zugelassen wurden. Trotzdem diese Nonnenklöster öffentliche Normalschulen unentgeltlich unterhielten, mußten sie noch hohe Abgaben und große Konfirmations-Taxen bei jeder neuen Wahl einer Äbtissin zahlen. Sie wurden (wider Hofdekret 1790) genötigt, ihre Kapitalien den Privatpersonen zu kündigen und in Staatsobligationen, welche um die Hälfte weniger Zinsen brachten, anzulegen. Nach dem Finanzpatente 1811 ward deshalb ihr Vermögen um zwei Drittel vermindert, die meisten gerieten in große Geldnot. Die armenischen Nonnen in Lemberg hatten im XVII. Jahrhundert die Regel des hl. Benedikt angenommen. Dem kaiserlichen Juni-Dekret 1782 zufolge eröffneten sie eine Normal-Schule, welche von 479 Mädchen besucht war. Die Notlage in diesem Konvente war so groß, daß sogar für einige Zeit das gemeinschaftliche Leben aufhörte (1823). Die Benediktiner-Nonnen de adoratione SS. Sacramenti in Lemberg waren ein Zweig der Sakramentinerinnen in Warschau, deren Stiftung der Königin Marie Kasimira auf Gütern versichert war, welche in Galizien lagen und deshalb zum Religionsfond eingezogen wurden. Um diese Stiftung zu retten, gingen zwei Sakramentiner-Nonnen aus Warschau nach Paris, sammelten dort eine Klostergemeinde und kamen nach Lemberg. Die Erlaubnis dazu gab Josef II. auf Wunsch seiner Schwester, der Königin Marie Antoinette, ließ sogar die großen Reisekosten bezahlen und ein zweites Kloster für die französischen Sakramentinerinnen errichten. Dennoch wurde dieses Kloster (7. August 1787) aufgehoben. Die Häuser in Rozdol, Zamość und Przeworsk wurden unter der Regierung Josefs II., aber von Privatpersonen, gegründet. Hofrat Margelik („galizischer Referent" genannt) hatte die Aufhebung der Barmherzigen Brüder in Przemyśl, Zamość und Zebrzydowice vorgeschlagen; ihre Stelle sollten die Barmherzigen Schwestern einnehmen. Die Brüder wurden aufgehoben, doch kamen die Schwestern nicht an ihre Stelle. Für sieben Häuser der Barmherzigen Schwestern wurde von Josef II. (1785) ein jährlicher Beitrag von 500 fl. bewilligt. Diesen Beitrag bekamen sie nach 1811 in W. W., also nur mit 200 fl. ausgezahlt. Kaiser Franz erklärte (1802), daß sie auf keine Unterstützung mehr hoffen dürften. Die Dames de Sacré Coeur waren die einzigen, denen in diesem Zeitraume (1843) in Lemberg ein Nonnenkloster zu gründen gestattet wurde. Erzbischof Pischtek hatte sie, mit Vorwissen des General-Gouverneurs Erzherzog Ferdinand, der auch einen Geldbeitrag gewährte, von Paris kommen lassen. Als es sich aber um die definitive Bestätigung handelte, wurden sie nur probeweise belassen und Freiherr Krieg verstand den neuen Gouverneur, Grafen Stadion, so sehr aufzureizen, daß er ihnen die „Winkelschule" zu schließen befahl. Trotz der Gegenwirkung Erzherzog Ferdinands wurde diese Maßregel Stadions vom Kaiser Ferdinand (16. V. 1848) bestätigt; 1849 eröffneten sie jedoch ihr Pensionat von neuem.

In einem früheren Werke stellt Chotkowski die Rückkehr und Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Galizien 1820—1848 dar. (Warschau 1904. 130 S.) Die überaus traurige Lage der Kirche in Galizien, der moralische Verfall und die Entvölkerung der Klöster bewogen den Kaiser Franz, eine Kloster-Regulierung zu unternehmen (1802—1820), wobei er den Rat des galizischen Episkopates zu Hilfe nahm. Dieser Regulierungs-Versuch mißlang jedoch völlig. Der Mangel an Weltgeistlichen war in Galizien so groß, daß in der Erzdiözese Lemberg allein 70 Pfarrstellen einer ordentlichen Seelsorge entbehrten. Franz I. gab deshalb den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, welche nach ihrer Aufhebung in Rußland (1820) nach Italien

zogen, die Erlaubnis, sich in Galizien niederzulassen. Als Normalzahl wurden 50 festgesetzt und etatsmäßig mit je 300 Fl. C.-M. dotiert. Zur Gründung des ersten Kollegiums, wobei sie ein Gymnasium (mit der Philosophie) eröffneten, wurde ihnen das Dominikaner-Kloster zu Tarnopol angewiesen (die Dominikaner wurden nicht aufgehoben, sondern nach Zółkiew versetzt und bekamen einen Mietzins von ihrem Kloster). Ein zweites Kollegium hatten die Jesuiten in Starawieś, ein drittes in Tyniec, von wo sie, nachdem ein Brand das dortige Ex-Benediktinerkloster (1830) vernichtet hatte, nach Neu-Sandez versetzt wurden. Man räumte ihnen das dortige dortige Kloster der (im Jahre 1784 aufgehobenen) Prämonstratenser ein und übergab ihnen (1838) auch das dortige (1818 gegründete) Gymnasium. Somit hatten sie zwei Gymnasien, welche (durch das Dekret Kaiser Ferdinands vom 19. März 1836) völlig der Aufsicht der Studien-Hof-Kommission entzogen waren. Die Patres waren nur verpflichtet, alljährlich einen Bericht zu erstatten, und zwar nach den durch das Gubernium in Lemberg vorgezeichneten Formularen. Aus den Akten ist ersichtlich, daß die Hofkanzlei den Jesuiten ziemlich abhold war, daß aber gegen ihre Abmahnung die beiden Kaiser Franz und Ferdinand den Jesuiten ihre hohe Gunst und Schutz gewährten. So hat Kaiser Franz I. den Jesuiten (1827) die freie Verbindung mit dem Ordensgeneral in Rom erlaubt. Ebenso war der Generalgouverneur von Galizien, Erzherzog Ferdinand Este (1831—1845), ein warmer Freund und freigebiger Wohltäter des Ordens. Den größten Ärger erregten bei der Hofkanzlei die Volksmissionen, welche die Jesuiten in Galizien abhielten. Kein Wunder, denn auch der Lemberger Erzbischof Graf Ankwicz und vier Bischöfe von Przemyśl (der Reihe nach) waren diesen Missionen abgeneigt. Nur der Bischof von Tarnow, Franz Pischtek, erlaubte, dieselben in seiner Diözese abzuhalten (in den Jahren 1834 und 1835). Sie hörten aber auf, als er den erzbischöflichen Sitz von Lemberg (1835) bestieg. Erst 1844 wurden wieder vier Missionen in seiner Erzdiözese, 1845 eine vierzehntägige Volksmission in Lemberg abgehalten. Die Berichte und Anschuldigungen gegen diese Missionen und die Missionäre berichtigte und widerlegte zwar Erzherzog Ferdinand und bewies, daß im Gegenteil diese Missionen die fruchtbarste Wirkung hatten: trotzdem aber schenkte man in der Hofkanzlei mehr Glauben jenen Berichten, und der Referent, Hofrat Propst Meschutar, erklärte in seinem Vortrage vom 13. April 1846, daß es „bei den jetzigen Zeitumständen in den loyalen Wünschen des galizischen Episkopates liegen dürfte“, diese Missionen ganz zu unterlassen. Als nun der Bischof von Tarnow, Wojtarowicz, 1846 den Jesuiten zwanzig Volksmissionen in seiner Diözese abzuhalten erlaubte, mußte der Bischof selbst seinen Bischofssitz verlassen und das Ministerium stellte (7. Mai 1848), als es „auf Verlangen der Wiener Studenten“ die Aufhebung der Liguorianer und Liguorianerinnen bei Kaiser Ferdinand beantragte, auch gleichzeitig den Antrag auf Aufhebung des Jesuitenordens. Aber bereits 1852 wurde der Jesuitenorden in Galizien durch Kaiser Franz Josef I. wiederhergestellt. Die Zerstreuung der Professen des Ordens gereichte der Kirche zum großen Nutzen in den Diözesen Breslau, Gnesen-Posen und Kulm.

* * *

Ein Versehen Heinrich Zschokkes. Ich weiß nicht, ob ich im Nachfolgenden etwas Neues sagen werde oder ob es bekannt ist, daß sich der Dichter Heinrich Zschokke in seiner schönen und anmutigen Erzählung „Das Goldmacherdorf“

einen ziemlich groben Fehler hat zu schulden kommen lassen. Nicht nach der dichterischen Seite zwar, sondern lediglich als Besorger der Herausgabe des „Goldmacherdorf", und verwunderlich ist es im höchsten Grade, daß dieser Fehler weder von Zschokke selbst noch vom Drucker oder Verleger entdeckt worden ist, abgesehen davon, daß man meinen sollte, einer der Verehrer Zschokkes zu seinen Lebzeiten hätte sicher hinter den Lapsus kommen müssen, da man das Werk nur etwas aufmerksam durchzulesen braucht, um ihn zu bemerken. Es handelt sich nämlich um die Einschiebung eines nachträglich geschriebenen Kapitels an eine falsche Stelle. Im Kapitel 19 („Glück führt oft zur Unglücksschwelle") setzt der neue Pfarrer dem Oswald, den man bis dahin als Schulmeister kennt, die Vorteile der Kleinkinderschulen auseinander; Oswald hat einige Bedenken gegen diese Neuerung und auf einmal heißt es: „Der Herr Pfarrer konnte diesen Einwürfen des vorsichtigen Gemeindevorstehers nicht ganz unrecht geben" usw. Etwas weiter unten wird dann gesagt: „Er (Oswald) besprach sich mit dem braven Schullehrer Johannes Heiter" usw. Im Kapitel 20 aber figuriert Oswald noch als der „sehr verständige Schulmeister" und im Kapitel 21, welches die Überschrift trägt: „Vom neuen Gemeindevorsteher und dem Löwenwirt", wird erst geschildert, wie der Oswald sich den geschickten jungen Bauernsohn Johannes Heiter zum Hilfslehrer nachzog, wie, als sich die Notwendigkeit der Ersatzwahl zweier Gemeindevorsteher ergibt, der Pfarrer den Bauern den verdienstvollen Oswald empfiehlt, wie Oswald zum Vorsteher und Heiter zum Schulmeister an seiner Stelle gewählt wird. Im Kapitel 22 endlich wird Oswald erster Gemeindevorsteher und nun erst rechtfertigt sich das zitierte Gespräch des 19. Kapitels zwischen dem „vorsichtigen Gemeindevorsteher" Oswald und dem Pfarrer.

Das jetzige Kapitel „19" darf also logischerweise erst nach dem jetzigen Kapitel „22" folgen, d. h. Kapitel „20" müßte 19, Kapitel „21" 20, Kapitel „22" 21 und Kapitel „19" 22 sein. Bemerkt sei noch, daß sich die einleitenden Worte des Kapitels „19": „In denselben Tagen" usw. an das vorhergehende Kapitel auch nicht gut anlehnen, indem dort zum Schluß von bestimmten Tagen nicht die Rede ist; besser würden sie sich machen im Anschluß an Kapitel „22", so daß wohl auch hieraus die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß Zschokke das nachträglich geschriebene Kapitel dorthin setzen wollte.

Als ich im Bändchen von „Meyers Volksbücher" den Fehler unlängst entdeckte, nahm ich als selbstverständlich an, daß es sich um einen solchen beim Umbrechen des Textes in der Druckerei handle, und glaubte dem Verlag einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihn auf die Sache aufmerksam machte. Ich schrieb also und erhielt nach einigen Tagen vom Bibliographischen Institut in Leipzig einen Brief, in dem es neben dem Ausdruck des Dankes heißt: „Wir sind der Sache nachgegangen, sie liegt so: Das jetzige Kapitel 19 fehlte ursprünglich in den Originalausgaben (noch in der 5. von 1835 z. B., die die hiesige Universitätsbibliothek besitzt); später ist es von Zschokke selbst an die jetzige Stelle, also wirklich vor 20 und 21, eingeschoben worden, wobei denn Zschokke freilich die von Ihnen gerügte Inkonsequenz verschuldete, die man wohl aber nicht willkürlich wird beseitigen dürfen. Reclams „Universalbibliothek", die wie wir mit Recht einer der letzten von Zschokke selbst besorgten Ausgaben folgt, hat infolgedessen genau dieselbe Kapitelanordnung wie wir."

Ich weiß, wie gesagt, nicht, ob dieses Versehen des Dichters in der literarischen Öffentlichkeit bekannt ist, aber ich meine, wäre es bekannt, so müßten die Buchausgaben, wenn man den Fehler nicht richtigstellen zu dürfen glaubt, wenigstens einen bezüglichen Hinweis enthalten. Für die Unbekanntheit spricht übrigens auch der Umstand, daß die Redaktion von „Meyers Volksbücher", wie sie mir schreibt, der Sache nachgegangen ist, und so dürften die vorstehenden Zeilen dem Literaturfreund vielleicht nicht ohne Interesse erscheinen.

M. Imperter.

* * *

Bei der anläßlich des V. Allgemeinen österreichischen Katholikentages stattgefundenen zahlreich besuchten Zusammenkunft katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschösterreichs wurden folgende Resolutionen beschlossen:

I.

Vorschläge zur Förderung der katholischen Literatur durch die öffentlichen Faktoren.

Die bei Gelegenheit des österreichischen Katholikentages versammelten katholischen Autoren wollen die Aufmerksamkeit der öffentlichen Faktoren auf die außerordentliche Wichtigkeit der Pflege guter Literatur hinlenken, überzeugt, daß in der Literatur ein Hauptmittel der Erhaltung oder Zerstörung gelegen sei. Sie dürfen die Unterstützung der öffentlichen Faktoren um so eher erwarten, als sie sich bewußt sind, vor allem die höchsten Güter des Rechtes, der Wahrheit und der Schönheit zu verteidigen, obwohl, wie die Erfahrung zeigt, die Negation auf allen Gebieten lockender und bequemer, auffallender und herausfordernder erscheint.

Die katholischen Literaten wollen durch diese Mahnung dagegen protestieren, daß die öffentlichen Mittel der Kunstpflege fast nur der Unterstützung der negativen, destruktiven Richtungen zugewendet werden und daß das Vorhandensein der katholischen Literatur bisher nur deshalb ignoriert wurde, weil sie bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Presse und des Buchhandels so gut wie ausgeschaltet erschien; ein Verhältnis, das nicht dem wirklichen Stand der Sache entspricht.

Die katholischen Literaten wenden sich aber vorerst und zunächst an die ihnen selbst in Gesinnung nahestehenden Faktoren.

1. Sie fordern die christlichen Preßorgane auf, die katholische Literatur mehr als bisher, systematischer und zweckmäßiger zu beachten, nicht um sie unbedingt zu loben, sondern um sie immerwährend in Evidenz zu halten. Eine solche gesteigerte Beachtung kann gewiß den politischen Zwecken der Blätter keinen Abbruch tun, sondern im Gegenteile nur den Leserkreis heben, sein Interesse fesseln und auch der katholischen Presse neue Kräfte zuführen. Die katholische Presse wird das gleiche Interesse an der Hebung der katholischen Literatur haben, wie die Literatur es an der Hebung der katholischen Presse hat.

2. Auch durch die Schule kann die katholische Literatur gefördert werden. Hier wird ebenfalls mindestens die Gleichberechtigung in den Lesebüchern, Literaturgeschichten, in den Lehrer- und Schülerbibliotheken zu verlangen sein. Zunächst mögen auch hier die katholischen Mitglieder des Lehrstandes an Volks-, Bürger-, Mittel- und Hochschulen vorangehen.

3. In Bezug auf das Theater beglückwünschen die Autoren den niederösterreichischen Landtag zu seinem hochsinnigen Entschlusse, einen jährlichen Preis für

heimische Dramatik auszuschreiben. Sie hoffen, daß dies Beispiel auch die Stadt und den Staat zu Ähnlichem anregen wird.

4 Was in Bezug auf die Dramatik durch Preisausschreibungen bereits rühmlich begonnen wurde, kann auch auf das Gebiet der Lyrik und des Epos ausgedehnt werden.

5. Endlich erwarten die katholischen Autoren, daß bei Vergebung von Pensionen und Unterstützungen, Ehrengaben 2c. aus Stiftungen die bisherige Nichtberücksichtigung von katholischen Schriftstellern einer gerechteren Beurteilung weiche.

II.

Unsere Stellungnahme zu den neuen Strömungen innerhalb der katholischen Literaturbewegung.

Die anläßlich des Fünften allgemeinen österreichischen Katholikentages zahlreich versammelten katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschösterreichs haben folgende Anträge einstimmig zum Beschlusse erhoben:

1. Es entspricht gewiß einem Bedürfnisse unserer Zeit, daß entgegen der früher geübten Abschließung die gebildeten Katholiken auch über die literarischen Strömungen im gegnerischen Lager auf dem Laufenden erhalten werden; wir verwahren uns aber dagegen, daß diese Objektivität in katholischen Organen auf Kosten der eigenen Literatur geübt wird, indem man zwar die literarischen Äußerungen einer glaubensfremden Weltanschauung respektvoll registriert, andererseits aber gleichwertige Leistungen katholischer Autoren kaum einer flüchtigen Erwähnung würdigt.

Und wenn allerdings bei literarischen Urteilen nicht Rücksichten auf die Person und die gute Absicht des Verfassers maßgebend sein dürfen, so hat nun aber die berechtigte Reaktion gegen den alten Unfug nicht selten dem geraden Gegenteile Platz gemacht: einer offenkundigen Geringschätzung verdientester Autoren und jenem absprechenden, jugendlich apodiktischen, um nicht zu sagen terroristischen Tone, der uns verwundert fragen läßt, ob hier der Freund oder der Gegner am Worte ist. Auf solche Weise wird unseres Erachtens die behauptete Inferiorität der Katholiken nicht behoben, vielmehr das Publikum zur Mißachtung katholischer Autoren förmlich herangebildet, diesen selbst die Schaffenslust verleidet und das einzige Absatzgebiet für katholische Literatur immer noch mehr eingeengt.

Wir waren es sonst nur vom Gegner gewohnt, daß nahezu jedes katholische Werk entweder totgeschwiegen oder auf das gehässigste beurteilt wird; eben aus dieser Erfahrung sind für die deutschen Katholiken eigene Literaturblätter geschaffen worden, deren Aufgabe es sein sollte, vor allem die Werke katholischer Autoren und diese gerecht und wohlwollend zu beurteilen und dafür Sorge zu tragen, daß das bewährte Gute unserem Volke vermittelt werde: — soll es nun allmählich dahin kommen, daß wir diese unsere eigenen Abwehrwaffen mutlos dem Feinde überliefern?

2. Nachdrücklichst verwahren wir uns dagegen, daß unzweifelhaft glaubens- und sittengefährliche Schriften nur wegen ihres angeblichen ästhetischen Wertes in katholischen Blättern — zuweilen fast ohne Einschränkung — gelobt oder ausführlich besprochen und so dem katholischen Lesepublikum unter dem Vorwande der Erziehung zum Kunstverständnisse förmlich aufgedrängt werden: auch für die ästhetische Wertung darf die katholische Glaubens- und Sittenlehre nicht außeracht bleiben und zu weitgehende Konnivenz in dieser Hinsicht ist unseres Dafürhaltens weder erlaubt noch mit unserer Selbstachtung vereinbar.

3. Die Gepflogenheit mancher Kritiker, literarische Werke allein schon wegen ihrer katholischen Tendenz abzulehnen, können wir nicht gutheißen; „Tendenz“, die

sich im Rahmen der künstlerischen Gestaltung bewegt, darf selbst nach dem Urteile von Gegnern vielmehr als kunstförderndes Element betrachtet werden. Und wir halten an der Überzeugung fest, daß nur durch kraftvollste Auswirkung der Eigenart gerade des katholischen Dichters, nur durch planmäßige Hebung der poetischen Schätze, die unerschöpflich in den Tiefen der katholischen Weltanschauung liegen, eine Wiedergeburt der echten, großen Kunst angebahnt werden kann.

III.

Schriftstellerkongreß in Salzburg.

Wir halten es für notwendig, einen engeren geistigen Zusammenschluß der katholischen Schriftsteller deutscher Zunge anzustreben und stimmen dem Vorschlage des Herrn Direktors Gaßner bei, im Jahre 1906 eine Zusammenkunft aller katholischen Autoren Deutschlands und Österreichs, und zwar womöglich im Anschlusse an die Salzburger Kurse, zu veranstalten. Wir betrauen mit der Durchführung dieses Vorschlages das in Wien bestehende engere Komitee des katholischen Schriftstellerverbandes.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Eherechtsreform in Österreich?

Von Univ.-Prof. Dr. **Eichmann** in Prag.

Das kirchenpolitische Programm des religiösen Liberalismus und Indifferentismus lautet: Trennung von Staat und Kirche. Verschiedene Geistesrichtungen arbeiten an der Verwirklichung dieses Programms mit. Vor allem die Sozialdemokratie, für welche die Religion angeblich „Privatsache" ist; Juristen, welche sagen, die Ehe von Staat und Kirche sei die unnatürlichste Verbindung, welche jemals geschlossen worden sei, und daher ehestens aufzulösen; endlich übereifrige Katholiken, welche den Grund alles Übels in dieser Verbindung der Kirche mit dem Staate, in dem Staatskirchentum sehen. Sie alle sind einig in dem Rufe: Trennung von Staat und Kirche!

Was sich in Österreich zur Zeit vorbereitet, soll eine Etappe auf diesem Wege sein. Das staatliche Eherecht soll „von jeder Beimischung konfessioneller Gesichtspunkte" befreit werden. Zu diesem Zweck ist eine Aktion in großem Stil bereits eingeleitet. Wie die Zeitungen berichten, ist in Wien ein Eherechtsreformverein ins Leben getreten. In dem Aufrufe an die Gleichgesinnten aller Nationen und Konfessionen Österreichs wird darauf hingewiesen, daß unser Eherecht, fast hundert Jahre alt, nicht mehr dem Volksbewußtsein entspreche und deshalb nicht in unser modernes Staatsleben passe. Der beschämende Vergleich mit den gesetzlichen Bestimmungen rund um die Grenzen Österreichs müsse den Wunsch nach einer zeitgemäßen Reform immer unwiderstehlicher gestalten. Ein Bollwerk veralteter, falscher Lebens- und Rechtsauffassung müsse vor allem fallen: der § 111 unseres bürgerlichen Gesetzbuches. Sei es doch ein widersinniger Zustand, daß in einem Staate die Angehörigen eines Religionsbekenntnisses, dem die große Mehrzahl seiner Bürger angehört, ungünstiger behandelt werden als die übrigen Bürger, daß ihre Ehe zu einer untrennbaren Fessel werden soll. Nicht gegen die religiösen Gefühle irgend einer Gruppe richte sich die Bewegung. Es müsse aber gefordert werden, daß der Staat ohne Unterwerfung unter die Anschauungen der einzelnen Religionen seine Grundsätze in gerechter und humaner Weise aufstelle und mit seinen Machtmitteln diese und nur diese stütze.

Prof. Dr. Mitteis-Leipzig hat in der „Neuen Freien Presse" vom 21. und 28. Januar d. J. (Nr. 14.875 und 14.882) die Ziele der Reform näherhin in folgender Weise präzisiert: „Einführung der obligatorischen Zivilehe, Ermöglichung der Ehescheidung dem Bande nach, Beseitigung der Ehehindernisse für gewesene Geistliche und gewesene Ordenspersonen, zwischen Christen und Nichtchristen, das sind die vier Kardinalpunkte, die für ein

künftiges österreichisches Eherecht anzustreben sind. Mit ihnen wird dann das eine große Prinzip verwirklicht sein, daß die staatliche Ehe von der kirchlichen scharf getrennt ist; daß, wie immer jemand über die kirchliche Seite der Ehe denken mag, der Staat jedenfalls eine Ehe darbietet, die von jeder Beimischung konfessioneller Gesichtspunkte frei ist".

Ihering hat einmal den Ausspruch getan: „Der Geist der Zeit und der Geist des Volkes ist auch der Geist des Rechts". Wenn der religiöse Liberalismus und Indifferentismus, welche die Träger des Reformgedankens sind, wirklich dem Volksbewußtsein in Österreich entspräche, dann wäre kein Zweifel, daß eine Eherechtsreform im Sinne des obigen Programmes mit eiserner Notwendigkeit sich vollziehen müßte; sie wäre durch nichts mehr aufzuhalten.

Allein soweit ist das Volksbewußtsein noch nicht gesunken; es schläft nur zuweilen; denn wo kein Gegensatz, kein Kampf, dort Stagnation und Erstarrung. Die Weltanschauungen müssen sich so in ehrlichem Waffengange messen und es wird sich zeigen müssen, auf welcher Seite Vernunft und volkserhaltende Sitte streiten und was in Wirklichkeit dem „Volksbewußtsein" entspricht.

I.

Das österreichische Eherecht ist keineswegs, wie man vielfach zu glauben scheint, ein kirchliches, den Grundsätzen der katholischen Kirche entsprechendes Eherecht. Darauf hat schon Max von Hussarek in einem höchst gediegenen Aufsatz der „Österreichischen Rundschau" 1905, Heft 25, hingewiesen. Weder formell noch inhaltlich entspricht dasselbe den Grundsätzen des kanonischen Eherechts; formell nicht, weil es vom Staate als Gesetzgeber erlassen ist; inhaltlich nicht, weil ihm die von der Kirche perhorreszierte gallikanische Auffassung zu Grunde liegt, daß Ehevertrag und Ehesakrament zwei verschiedene Dinge seien und sich demgemäß die Kompetenz zur Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in Ehesachen entsprechend auf Kirche und Staat verteile.*) Das Gesetz vom 25. Mai 1868 hat die Vorschriften des zweiten Hauptstückes des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches über das Eherecht der Katholiken wieder hergestellt, die Gerichtsbarkeit in Ehesachen der Katholiken den weltlichen Gerichtsbehörden überwiesen und Bestimmungen über die bedingte Zulässigkeit der Eheschließung vor weltlichen Behörden erlassen. Papst Pius IX. hat daher in denkbar schärfster Form das Ehegesetz vom 25. Mai 1868 verworfen, welches „die auf Grund unserer Konvention (Konkordat von 1855) erlassenen Gesetze vollständig aufhebt und die alten österreichischen Gesetze, die mit dem Kirchengesetze im schroffsten Gegensatze stehen, wieder einführt".**)

Bei der Ehegesetzgebung muß der Gesetzgeber, hier mehr noch als sonst, Rücksicht nehmen auf das Volksbewußtsein, auf die religiösen Anschauungen der einzelnen Konfessionen über die Ehe. Der Gesetzgeber hat daher das Eherecht konfessionell verschieden gestaltet, indem er der geschichtlichen Ent-

*) Hierüber vgl. Leo XIII., Arcanum v. 10. Febr. 1880, Herdersche Ausg., Seite 30—32.

**) Allokution v. 22. Juni 1868.

wicklung des Eherechts der einzelnen Religionsparteien und zugleich der Volksanschauung Rechnung trug, welche zu aller Zeit der Ehe einen religiösen Charakter beigelegt hat; er regelte also das Eherecht für Katholiken, Protestanten, Juden je nach ihren „Religionsbegriffen". Daraus erklärt sich auch die (regelmäßig) kirchliche Form der Proklamation und Trauung. Freilich blieben auch so noch viele Wünsche der einzelnen Konfessionen unbefriedigt; aber immerhin gewinnt dadurch das österreichische Eherecht ein religiös-kirchliches, konfessionelles Gepräge. Wenn es also (§ 111 a. B. G.) den geschiedenen Katholiken die Wiederverheiratung verwehrt, den Protestanten aber in gewissen Fällen gestattet (§ 115 a. B. G.), so geschieht dies deswegen, weil es jeden nach seinen „Religionsbegriffen" behandelt. Ebenso verhält es sich mit dem Ehehindernis der Weihe und feierlichen Gelübde (§ 63 a. B. G.), der Religionsverschiedenheit (§ 64 a. B. G.) und des Katholizismus (Hofdekret v. 4. u. 26. Aug. 1814 u. v. 17. Juli 1835). Aus dieser verständigen Rücksichtnahme auf die „Religionsbegriffe" erklärt sich demnach die „Ungleichheit der Staatsbürger" in eherechtlicher Beziehung. Das Gegenteil wäre Gewissenszwang und Intoleranz gewesen, deren sich der Gesetzgeber schuldig gemacht hätte.*)

II.

Wenn das österreichische Eherecht von allen konfessionellen Rücksichten frei gemacht und für alle Staatsbürger einheitlich gestaltet werden soll, so kann das nur geschehen durch Einführung der obligatorischen Zivilehe, also jener Form der Zivilehe, welche R. Sohm „illiberal und intolerant" genannt hat. Als im Jahre 1851 der gesetzgebenden Körperschaft der Freien Reichsstadt Frankfurt a. M. der Antrag unterbreitet wurde, die Zwangszivilehe durch die fakultative zu ersetzen, wurde demselben die Begründung gegeben: „Offenbar wünscht nur ein sehr kleiner Teil der Bürgerschaft die Einführung der bürgerlichen Ehe. Obgleich sie in den wenigsten deutschen Staaten zugelassen ist, so wollen wir dennoch sie niemandem vorenthalten. Aber ebensowenig kann es der wahren Freiheit entsprechen, irgend ein Brautpaar zu zwingen, gegen seine Überzeugung sich bürgerlich trauen zu lassen. Ein solcher Zwang läßt sich nimmermehr rechtfertigen. Wer ihn verlangt, will nur Freiheit für sich und Beschränkung für andere."**) Für Österreich ist die Zwangszivilehe nicht notwendig und sie entspricht hier dem „Volksbewußtsein" so wenig als anderswo; für solche Fälle, in welchen die kirchliche Trauung aus einem nicht anerkannten Grunde verweigert wird, ist die sogenannte Notzivilehe vor der weltlichen Behörde eröffnet. Daß die Zwangszivilehe dem Volksbewußtsein nicht entspricht, geht daraus hervor, daß auch in Ländern, in welchen sie eingeführt ist, die überwältigende Mehrheit der Brautleute sich mit derselben nicht befreunden kann, sie als lästige Formalität empfindet und erst der kirchlichen Trauung ehewirkende Kraft beilegt. „Der Zivilakt ist nicht bloß unpopulär," sagt Sohm, „ihm wird vom evangelischen wie katholischen

*) Vgl. E. Rittner, Österreichisches Eherecht. S. 10, 21, 362.

**) Friedberg, Das Recht der Eheschließung. S. 664 ff.

Volk Deutschlands geradezu und offen die Anerkennung seiner eigentümlichen Rechtswirkungen verweigert. Jede kirchliche Trauung ist ein Protest des nationalen Gewissens gegen das Reichsgesetz." Und wie entsetzlich öde und trocken ist dieser ganze Akt noch dazu! „In der kahlen Amtsstube vollzieht sich geschäftsmäßig, wahrhaft trostlos der Akt der Eheschließung, kaum anders als die Auflassung eines Grundstücks. Nichts was an die Bedeutung des Bundes für das Leben erinnert .... Kein Saatkorn wird ausgestreut, welches im Ehestand Frucht tragen könnte. Weder den Eheleuten noch der bürgerlichen Gesellschaft kann dies zum Segen gereichen."*) Kein Wunder, wenn derselbe hochangesehene Jurist, welchem ich diese Klage entnehme, die Ansicht ausspricht, es sei im Interesse des Staates und der menschlichen Gesellschaft, auf eine weihevolle Abschließung der Ehe vor dem Religionsdiener hinzuwirken und sie zu fördern. Und in Österreich will man dieselbe bagatellmäßig auf die Seite schieben? Die Einführung der obligatorischen Zivilehe wird keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeuten, weil durch dieselbe die Ehe ihres religiös-sittlichen Charakters entkleidet, zu einem „äußerlich weltlich Ding wie Kleider und Speise, Haus und Hof" herabgewürdigt wird; sie ist ein Abfall vom Ideal der Ehe, eine schwächliche Nachgiebigkeit gegen eine oberflächliche, materialistisch-leichtlebige Lebensauffassung, die zwar modern, aber modern nur im schlechten Sinne des Wortes ist; sie ist das Lieblingskind aller erklärten Religions- und Kirchenfeinde. Und die Wirkung: sie wird hier wie anderwärts die sein, daß wir ein modernes Heidentum heranwachsen sehen, „Kinder, denen nichts heilig ist, was einst ihren Eltern heilig gewesen war."**)

In Frankreich erhebt René Lemaire in einem von der Pariser Juristenfakultät preisgekrönten Buch***) den Ruf: Weg mit der Zivilehe und zurück zur religiösen Auffassung der Ehe, zur kirchlichen Trauung; die Zivilehe mit ihrem Scheidungsrecht bedroht das ganze Institut der Ehe, diese Zelle des Staatsorganismus, mit dem Zusammenbruch. Lemaire befürwortet die Einführung einer Eheordnung, wie sie in Österreich bestehe, also die Notzivilehe für diejenigen, welche die kirchliche Trauung ablehnen. Ist es nicht eine köstliche Ironie, daß Österreich erstrebt, was man in Frankreich schon verflucht, und in Frankreich das als einzige Rettung gepriesen wird, was man in Österreich zu verwerfen sich anschicken will?

III.

Der Sturm richtet sich indessen hauptsächlich gegen das „Bollwerk" des § 111 a. B. G., dessen Aufhebung im Namen moderner Lebens- und Rechtsauffassung verlangt wird. In einer Versammlung des deutschen Vereins „Frauenfortschritt" in Prag regte sogar eine Frau Fischer an, „der internationale Frauenbund möge sich direkt an den Papst wenden, da dies der einzige Faktor sei, der ohne allzu großen Kampf eine Remedur schaffen könnte, und sich auch für die Aufhebung des Zölibats der katholischen

*) Dernburg, Phantasie im Rechte. S. 27.

**) Sohm, Die obligatorische Zivilehe. S. 13; vgl. S. 31.

***) René Lemaire, Le mariage civil. Etude historique et critique. Vgl. Korrespondenzblatt für den kath. Klerus Österreichs, 1906, Nr. 4.

Geistlichen einsetzen".*) Kein Zweifel, daß auch sonst gut gesinnte Katholiken ähnlichen Gedanken und Hoffnungen Raum geben möchten. Kann die Kirche, kann der Papst hinsichtlich der Unauflöslichkeit der Ehe Konzessionen machen? ein von der Kirche nach hartem Kampfe durchgeführtes Prinzip preisgeben, weil dasselbe für einzelne Fälle eine Härte sein kann?

Zunächst ist zuzugeben, daß die Unauflöslichkeit der Ehe von der Kirche nicht klar und unzweideutig zum Dogma erhoben worden ist. Das Konzil von Trient sess. 24. can. 7 spricht lediglich aus: „Wenn jemand sagt, die Kirche irre, wenn sie der evangelischen und apostolischen Lehre gemäß gelehrt hat und lehrt, daß wegen Ehebruchs eines der Gatten das Eheband nicht aufgelöst werden könne . . ., der sei im Banne." Dieser Kanon richtet sich gegen die Lehre und Praxis der unierten Griechen, welche im Falle des Ehebruchs dem unschuldigen Teile die Wiederverehelichung gestatten. Die Kirche hat diese Auffassung nicht ausdrücklich als häretisch verworfen, sondern durch can. 7 lediglich ihre eigene Lehre gegen den Vorwurf des Irrtums schützen wollen. Der Vorschlag, die absolute Unauflöslichkeit der Ehe zum Dogma zu erheben, ist auf dem Konzil zwar gemacht, in dieser Form aber nicht angenommen worden.**) Ähnlich verhält es sich mit dem can. 5 der 24. Sitzung desselben Konzils: „Wenn jemand sagt, daß wegen Ketzerei oder lästig gewordenen Zusammenlebens oder böslichen Verlassens eines Gatten die Ehe gelöst werden könne, der sei im Banne". Dieser Satz richtet sich gegen die Protestanten, welche auch in diesen Fällen die Möglichkeit einer Lösung des Ehebandes gestatten, und enthält ebensowenig als can. 7 eine Dogmatisierung des Unauflöslichkeitsprinzips. Dasselbe gilt von den Sätzen 65—74 des Syllabus.***) Mögen nun diese canones des Konzils dogmatischen oder, wie manche Theologen behaupten,†) disziplinären Charakter haben; selbst wenn sie nur disziplinären Charakter hätten und demnach abänderungsfähig wären, so könnte die Kirche gleichwohl nicht die gewünschten Konzessionen machen, weil die klaren Aussprüche Christi auch von ihr nicht umgestoßen werden können. „Ich aber sage euch: Jeder, welcher sein Weib entlassen wird, ausgenommen auf Grund des Ehebruchs, macht sie ehebrechen; und wer eine Entlassene heiratet, bricht die Ehe" (Matth. 5, 32). „Habt ihr nicht gelesen, daß der, welcher geschaffen hat vom Anfange an, als Mann und Weib sie geschaffen und gesprochen hat: Deshalb wird der Mann den Vater und die Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und werden die Zwei sein zu Einem Fleische. (Gen. 2, 24.) Demnach sind nicht mehr Zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen". (Matth. 19, 4—6; vgl. Marc. 10, 11—12; Luc. 16, 18). Konform ist die Lehre des hl. Paulus 1. Kor. 7, 10: „Denen aber, welche durch die Ehe verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht vom Manne scheide. Wenn sie

*) „Prager Tagblatt" Nr. 29 v. 30. Jan. 1906.

**) Fahrner, Geschichte der Ehescheidung S. 252.

***) Schneemann, Die Irrtümer über die Ehe. S. 77 ff.

†) Vgl. über diese Frage Scherer, K. R. II. 105 A. 45 u. 553 A. 36. Fahrner, a. a. O. 256. Wernz, Jus decretalium IV. 1019. Dortselbst weitere Literatur.

sich aber geschieden hat, so bleibe sie ehelos oder versöhne sich mit ihrem Manne. Auch der Mann entlasse sein Weib nicht."

Allein gerade dies bestreitet Prof. Dr. Wahrmund-Innsbruck, daß die Aussprüche Christi für die Unauflöslichkeit der Ehe zu verwerten seien („Beilage zur Allgemeinen Zeitung", Nr. 21 vom 26. Jan. 1906: „Zur Kritik der christlich-katholischen Auffassung des Ehebegriffs"). Wahrmund will „bei einer historisch getreuen und logisch vernünftigen Interpretation des Evangeliums" zu dem Ergebnis gelangt sein, „daß die ursprüngliche Lehre Christi von einer unbedingten Unauflöslichkeit der Ehe nichts wußte". Seine Argumentation ist folgende: Christus als reiner Idealist schätzt den jungfräulichen Stand höher als die Ehe (Matth. 19, 10—12); die Ehe ist ihm eine durchaus irdische Angelegenheit; in dem Reiche Gottes, das er erhofft und dessen Nähe er verkündet, spielt sie gar keine Rolle; er erkennt die absolute Diesseitigkeit der Ehe an und eben darum findet er von seinem Standpunkte wenig Anlaß, sich mit ihr zu beschäftigen. Auf die Frage der Pharisäer: ist es einem Manne erlaubt, sein Weib um jeder Ursache willen zu entlassen? antwortet Christus, sich zu der strengeren Auffassung der Schule Schammais bekennend, daß dies nicht zulässig sei; er beruft sich auf eine Stelle in der Genesis 2, 24 (vgl. oben) und fügt hinzu: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen." Sie fragen weiter: „Warum hat denn Moses befohlen, einen Scheidebrief zu geben und das Weib zu entlassen?" Darauf Jesus: „Moses hat euch eurer Herzenshärtigkeit wegen erlaubt, eure Weiber zu entlassen, im Anfange war es nicht so" (Matth. 19, 3 ff.). Diese Beweisführung Christi, meint Wahrmund, könne kein wissenschaftlich gebildeter Mensch ernst nehmen. „Voraussetzungen und Deduktionen sind ebenso willkürlich, wie der Schlußsatz in seiner ungeheuren Allgemeinheit nichtssagend ist." Ebenso „unhistorisch und rein subjektiv" sei die Ansicht, daß Moses den Scheidebrief um der Herzenshärte der Juden willen gestattet habe. Das Scheidungsrecht sei vielmehr über den ganzen Orient verbreitet gewesen, sei aus der untergeordneten Stellung des weiblichen Geschlechtes zu erklären und vom mosaischen Rechte selbst aus viel älteren Quellen übernommen worden. Aus all dem zieht Wahrmund den Schluß: der Satz „was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen" bedeutet weiter nichts als einen frommen Wunsch, ein sittliches Ideal, dem man als solchem gewiß unbedingt zustimmen könne. Christus wollte nur die Gewissenspflicht betonen, die Ehe heilig zu halten und nicht willkürlich um jeder Kleinigkeit willen auseinanderzugehen. Aber von einem sittlichen Ideal zum Rechtssatz sei ein ebenso weiter Weg wie von der Gewissenspflicht zum Rechtszwang; einen solchen habe Christus als ideal hochveranlagter Individualist bekanntlich allüberall perhorresziert, ja sogar zum Widerstand gegen ihn aufgefordert. Nicht anders verhalte es sich mit den Worten Pauli 1. Kor. 7, 10.

Darauf möchte ich, um mit dem zuletzt Gesagten zu beginnen, erwidern: Es ist wissenschaftlich ganz und gar unzulässig, die Unterscheidung von Rechts- und Gewissenspflicht, die wohl uns modernen Juristen und Ethikern geläufig ist, einer Zeit unterzuschieben, welche 1900 Jahre zurückliegt; das ist gegen alle geschichtliche Methode, und wenn man unhöflich sein wollte, könnte

man die Kritik, welche Wahrmund an den Worten Christi in so wenig ehrerbietiger, animosgereizter Weise übt, dem Kritiker zurückgeben. Es geht vollends gar nicht an, eine solche Unterscheidung zwischen Recht und Moral, Rechts- und Gewissenspflicht Christus unterzuschieben, der doch nach Wahrmund hochideal veranlagt, den Rechtszwang allüberall perhorresziert. Christus will allerdings von einer juristischen Zwangsreligion nichts wissen, aber ebensowenig von einer moralfreien, „jenseits von Gut und Bös" gelegenen Rechtsordnung: er kennt schlechterdings keinen Unterschied zwischen Recht und Moral, zwischen Rechts- und Gewissenspflicht. Das geht ja gerade aus dem Zusammenhang hervor, in welchem die obigen Worte Jesu gesprochen wurden: Jesus will die juristisch-spitzfindige Art der Pharisäer geißeln, die sich an den Buchstaben des Gesetzes klammern, sich nur durch den Wortlaut des Gesetzes gebunden erachten, den Geist des Gesetzes und die innere Verpflichtung der Gebote aber übersehen. Der Gedanke, welchen Jesus in jener Rede verficht, ist: das Gesetz und zwar das ganze Gesetz verpflichtet zu äußerer Beobachtung und innerem Gehorsam. Es gibt nach Jesu Lehre keinen Unterschied zwischen Recht und Moral, zwischen äußerer und innerer Verpflichtung, zwischen Rechts- und Gewissenspflicht. Wahrmund verwechselt die Unterscheidung zwischen Rat und Pflicht mit der Unterscheidung zwischen Rechts- und Gewissenspflicht; erstere hat eine evangelische Grundlage, letztere nicht. — Die beiden obenerwähnten Schriftstellen Matth. 5, 32 und 19, 3 ff. haben nach den verläßlichen exegetisch-kritischen Erörterungen von Cigoi*) folgenden Sinn: „Ihr habt gehört, daß Moses erlaubt hat, das Weib zu entlassen und eine andere zu heiraten. Nur soll der Mann, wenn er Ursache zu haben glaubt, der Frau den Scheidebrief geben, auf welches Zeichen hin die Ehe gelöst ist. Ich aber erkläre euch, daß in meinem Reiche das Eheband unauflöslich ist, so zwar, daß jeder, der sein Weib, außer im Falle des Ehebruchs, entläßt, schuld daran ist, daß sie durch Eingehung einer neuen Verbindung eine Ehebrecherin wird, weil sie, obwohl geschieden, an ihren Mann noch gebunden ist, und daß jeder, der die Entlassene, ob sie wegen des Ehebruchs entlassen ist oder nicht, heiratet, einen Ehebruch begeht. Moses hat euch eurer Herzenshärte willen erlaubt, die Frau zu entlassen und eine andere zu heiraten. Aber im Anfange war es nicht so. So ist es auch in meinem Reiche nicht. Zwar kann der Mann das Weib, wenn es sich eines Ehebruchs schuldig gemacht hat, entlassen, allein dadurch ist die Ehe nicht aufgelöst. Darum ist jeder, der sein Weib entläßt, was nur des Ehebruchs wegen erlaubt ist, und zugleich eine andere heiratet, ein Ehebrecher. Aber auch derjenige ist ein Ehebrecher, der das verschuldet oder unverschuldet entlassene Weib heiratet, weil sie trotz der Entlassung an den früheren Mann gebunden ist". Nur bei solcher Erklärung werden die Parallelstellen bei Markus 10, 11—12 und Lukas 16, 18 verständlich, welche die unbedingte Unauflöslichkeit der Ehe aussprechen und die Ausnahme „im Falle des Ehebruchs" gar nicht kennen. Jesus wollte offenbar die bisher als Konzession an die Herzenshärtigkeit der Juden geübte Nachsicht beseitigen und das Gesetz auf seinen ursprünglichen

*) A. Cigoi, Die Unauflösbarkeit der christl. Ehe und die Ehescheidung nach Schrift und Tradition, Seite 201.

vom Schöpfer beabsichtigten Zweck zurückführen.*) Die Stelle Matth. 19, 9 läßt demnach gemäß der traditionellen kirchlichen Auffassung nur an eine Scheidung von Tisch und Bett, d. h. an Auflösung der ehelichen Gemeinschaft unter Aufrechthaltung des Ehebandes denken, was übrigens durch 1. Kor. 7, 11 so deutlich, als nur immer möglich, nahegelegt ist.**)

Wenn Wahrmund noch besonders betonen zu müssen glaubt, daß Christus die „absolute Diesseitigkeit der Ehe" anerkenne, so heißt das, Wasser in die Donau tragen; denn daß die Ehe etwas Überirdisches sei, hat noch niemand behauptet. Auch die Eigenschaft der Sakramentalität macht die Ehe nicht zu etwas Überirdischem. Wenn Wahrmund aber etwa sagen will, die Ehe sei für Christus auch weiter nichts als ein „äußerlich weltlich Ding", so steht dem das Wort entgegen: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen". Das will sagen: Gott ist es, welcher das Band der Ehe knüpft; Gott führt und gibt das Paar zusammen (Gen. 1, 28); der Segen Gottes macht den Bund zu einem heiligen, unantastbaren, ewigen Bund und zeichnet ihn aus vor anderen irdischen Verbindungen. Nichts anderes will das bekannte Volkswort besagen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden.

Einen anderen Einwand schöpft Wahrmund aus der Geschichte und dem System des kanonischen Eherechts. Das Unauflöslichkeitsprinzip sei im kanonischen Recht nicht rein durchgeführt. Es sei durchbrochen durch den Satz, daß die nicht vollzogene Ehe dem Bande nach aufgelöst werden könne durch Eintritt in einen religiösen Orden und durch päpstliche Dispens. Wahrmund hätte noch einen weiteren Auflösungsgrund hinzufügen können, nämlich den des Paulinischen Privilegs (1. Kor. 7, 12 ff.), wonach die Ehe nichtchristlicher Gatten aufgelöst werden kann, wenn ein Gatte Christ geworden ist und mit dem ungläubig gebliebenen anderen Gatten ohne Gefahr für das eigene Seelenheil und ohne das Ärgernis der Religionslästerung nicht mehr zusammenleben kann (cf. Matth. 18, 8 u. 9). Die Unauflöslichkeit ist tatsächlich keine unbedingte; das Prinzip ist nicht starr durchgeführt, es weicht höheren Rücksichten und Pflichten. Es ist auch richtig, daß Theorie und Praxis in der Kirche geschwankt haben, namentlich hinsichtlich des Ehebruchs als Eheauflösungsgrundes; noch heute scheiden die unierten Griechen die Ehe im Falle des Ehebruchs dem Bande nach, eine Lehre und Praxis, welche von der römischen Kirche auf dem Florentinum zwar verworfen, aber nicht ausdrücklich als häretisch bezeichnet worden ist.***) Die Kirche mußte wohl mancherlei Rücksicht auf die Schwäche und „Herzenshärte" der Menschen um anderer und höherer Rücksichten willen üben, bis es ihr gelang, das Prinzip der Unauflöslichkeit, dem ja auch Wahrmund „als solchem" seine Huldigung zollt, zu verwirklichen.

---

*) P. Schanz, Die Lehre von den hl. Sakramenten der kath. Kirche. S. 702 ff.

**) „Denen aber, welche ehelich verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß die Frau von dem Manne sich nicht trenne; wenn sie sich aber getrennt hat, so bleibe sie unvermählt oder versöhne sich mit ihrem Manne. Und der Mann entlasse nicht die Frau". Vgl. Schanz., a. a. O. S 704. Eingehend ist die Frage behandelt von J. H. Oswald, Die dogmatische Lehre von den hl. Sakramenten der kath. Kirche, II. Bd. S. 422 ff.

***) Decr. pro Arm., i. f.

Unauflöslich wird die Ehe nach katholischer Lehre erst durch ihren Vollzug; die vollzogene Ehe ist das Abbild der immerdauernden unauflöslich-innigen Verbindung Christi mit der Kirche, ihr eignet das bonum sacramenti, die Unauflöslichkeit. Die unauflösliche Ehe war so sehr Ideal der jungen Kirche, daß sogar die Wiederverheiratung nach dem Tode des Gatten verpönt war; die Liebe sollte stärker sein als der Tod. Noch heute macht die zweite Ehe unfähig zur Weihe und die morgenländische Kirche betrachtet die dritte, jedenfalls aber die vierte Ehe als ungültig. Und so sehr gehört nach katholisch-kirchlicher Anschauung die Unauflöslichkeit zum Wesen der Ehe, daß jene, welche unter der Bedingung der Auflösbarkeit eingegangen worden wäre, null und nichtig ist. Man kann demnach von der Kirche nicht erwarten, daß sie von dem Ideale abfalle und so zugleich ihre ganze, auch in diesem Punkte ruhmvolle Vergangenheit desavouiere.

Der tiefste Grund der Unauflöslichkeit der Ehe liegt in ihrer Sakramentalität. Aber sie ist gleichwohl schon von Natur aus, ihrem Wesen nach unauflöslich. Das folgt aus ihrem monogamischen Charakter. Der Einehe, auf welche ja schon „die fast gleiche Kopfzahl der Geschlechter hinweist", liegt der Gedanke zu grunde: Mann und Weib wollen einander so angehören, daß jeder Dritte ausgeschlossen sein, keinen Teil an ihnen haben oder jemals erlangen soll. „Ohne die ausschließliche und bleibende Gemeinschaft des Lebens, welche das Wesen der Ehe ist, gibt es keine volle und zuversichtliche Hingebung der ganzen Persönlichkeit", sagt Trendelenburg.*) Die unauflösliche Ehe ist darum immer als Ideal anerkannt und empfunden worden. In dieser Gesinnung wird denn auch tatsächlich die Ehe geschlossen, nicht als gewöhnlicher Vertrag rebus sic stantibus (wenn die Verhältnisse so bleiben), sondern als Lebensbund, als Bund fürs Leben. „Die Ehe ist kein kündbarer Vertrag, sondern eine Ordnung, welche über den Einzelnen steht und ihren Bestand nicht in dem wechselnden Belieben gründet. In dieser Festigkeit liegt eine sittliche Macht, welcher sich die bald launischen, bald begehrlichen Affekte fügen".**) Die Ehe kommt wohl zu stande durch einen Vertrag; dieser aber ist gerichtet auf Herstellung der Lebensgemeinschaft fürs Leben; der Lebensbund ist das Wesen der Ehe.***) — Die Gatten „trauen" und vertrauen sich einander an fürs Leben, nicht auf Zeit. Und nicht über eine teilbare Sache wird bei der Eheschließung eine Vereinbarung getroffen; es ist die ganze menschliche Persönlichkeit, über welche verfügt wird. Wird diese Hingabe der Persönlichkeit an eine Zeitbestimmung oder sonstige Vorbehalte geknüpft, so bedeutet das eine Herabwürdigung zur verkäuflichen oder teilbaren Sache; die Persönlichkeit verträgt eine solche Teilung nicht. †) Können Herzen einander gehören auf Zeit und Bedingung? — Wird die Ehe nur als kündbares Vertragsverhältnis unter stillschweigendem Vorbehalt der Auflösbarkeit eingegangen, so ist eine aufrichtige eheliche Liebe und volle Hingabe der Person von vornherein ausgeschlossen, weil

*) A. Trendelenburg, Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. S. 238. (Die 2. Aufl. stand mir nicht zu Gebote.)

**) Trendelenburg, a. a. O. S. 249.

***) Leo XIII., Arcanum, Herdersche Ausg., S. 32.

†) H. Schell, Kath. Dogmatik, 4. Bd. S. 694.

das Gespenst der Auflösung immer vor der Tür steht. Die Unsicherheit bringt von allem Anfang an den Keim der Zwietracht, des argwöhnischen gegenseitigen Beobachtens, des Mißtrauens in das junge Glück.

Je nach der Welt- und Lebensanschauung wird der persönliche Standpunkt gegenüber der Unauflöslichkeit wie der Ehe überhaupt verschieden sein. Der leichtlebige Materialist, welcher den Zweck des Lebens im Genusse sieht, denkt und handelt durchaus folgerichtig, wenn er der Fesseln sich zu entledigen trachtet, sobald der Ehestand für ihn ein Wehestand zu werden droht. Auf diesem Standpunkte stehen die Anhänger der freien Liebe, und man muß gestehen, daß sie viel ehrlicher und konsequenter sind als die Anhänger der auflösbaren Ehe, welche schließlich doch nichts anderes ist als sukzessive Polygamie. Man wende nicht ein, daß die Auflösung des Ehebandes ja nur für bestimmte, vom Gesetz genau umschriebene Fälle vorgesehen und durchaus nicht leicht gemacht werden solle. Man wird, ohne sich einer Inkonsequenz schuldig zu machen, nicht auf halbem Wege stehen bleiben können. Das divortium ex consensu, die Ehetrennung kraft beiderseitigen Einverständnisses wird kommen müssen, gibt man erst einmal das Prinzip der Unauflösbarkeit der Ehe preis. Und zudem ist es ja für den, der Gründe sucht, nicht schwer, solche zu finden.

Jede ernstere Lebens- und Weltanschauung wird hingegen daran festhalten, daß die Ehe ein Gnadenmittel, eine Schule gegenseitiger Herzensbildung und Vervollkommnung für die Verbundenen werden soll, daß daher auch die Schule des Unglücks nicht verschmäht werden darf, daß einer des andern Lasten tragen muß, daß keine Schwierigkeit, Prüfung, Not die Gatten scheiden darf. „Die Liebe muß bleiben". Eine eingegangene Verpflichtung muß auch unter Opfern erfüllt, sie darf nicht aus Bequemlichkeit, Laune oder Willkür abgeschüttelt werden. Das verlangt die „Treue".

Die Unauflöslichkeit der Ehe ist aber auch ein Postulat der sozialen Ordnung. Treue und Glauben sind Fundamentalgrundsätze, die Lebensbedingungen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verkehrs. Wohin soll es aber kommen, wenn auch die heiligsten Schwüre nicht mehr gehalten werden? Wird das keine Rückwirkung üben auf die allgemeine Volksmoral? — Wenn jeder Ehegatte weiß, daß er mit dem andern unauflöslich verbunden ist, so bleibt schon dadurch eine Quelle vielen Unfriedens und Unglücks verschlossen*); wenn er sich aber sagen darf, das Gebot „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib" enthält bloß eine „Gewissenspflicht", ich kann im Wege Rechtens doch dazu gelangen, mich der Angetrauten zu entledigen und die Fremde zu besitzen, dann ist dem Unfrieden, der Intrigue, der Leidenschaft Tür und Tor geöffnet. — „Jede geschiedene Ehe ist ein Infektionsquell für die allgemeine Sittlichkeit", sagt Prof. Mitteis. Diesen Infektionsquell hofft man zu verstopfen durch die Ermöglichung der Wiederverheiratung der Geschiedenen? In der Wirklichkeit wird die Sache sich ganz anders gestalten. Zunächst werden die Scheidungen überhandnehmen; die Ehen werden viel leichtsinniger geschlossen werden, wenn man weiß: ich bin ja nicht für ewig gebunden; die Unauflöslichkeit der Ehe schärft dagegen den

*) Catechism. Rom. II. c. 8, 21.

ganzen tiefen Ernst der Gattenwahl ein: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet". Und dann: nicht alle Geschiedenen werden Neigung und viele keine Gelegenheit haben, eine neue Ehe einzugehen. Der geschiedene Mann ist hiebei allerdings viel günstiger gestellt als die geschiedene Frau. Die moderne „Frauenfrage" wird jedenfalls durch die neue „Freiheit" nicht gelöst, sondern verschärft werden. Der „Infektionsquell" bleibt und wird nur weiter geöffnet, je größer die Zahl der geschiedenen Ehen anwächst; um ihn zu verstopfen, müßte man die Geschiedenen eigentlich zwingen, sich wieder zu verheiraten.

Am traurigsten aber werden die Wirkungen der Auflösung des Ehebandes sein für das Familienleben und für das heranwachsende Geschlecht.*) Das Kind erhält einen Stiefvater, eine Stiefmutter, während sein wirklicher Vater oder seine wirkliche Mutter noch lebt. Kann das einen andern als einen häßlichen und demoralisierenden Eindruck auf das Kindesgemüt machen? und lassen sich die Bande des Blutes verleugnen? kann der verlorene Elternteil jemals ganz ersetzt werden? Paul Bourget hat uns in seinem Roman „Ehescheidung" in meisterhafter psychologischer Darstellung den Seelen- und Familienkonflikt geschildert, welcher die bittere Frucht des Ehescheidungsgesetzes ist. Und wie Familien- und Staatsverfall in ursächlichem Zusammenhang stehen, zeigt uns G. Grupp in seiner „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit".

Als im Jahre 1884 das Ehescheidungsgesetz in Frankreich zur Beratung stand, suchte man die Gegner desselben zu beschwichtigen mit Versicherungen wie: es werden nur wenige Ehescheidungen vorkommen; die Gerichte werden dieselben nur äußersten Falls aussprechen, sie verhindern oder erschweren; die Zahl der wilden Ehen wird sich vermindern, das Glück wird wieder in die Familien einziehen und der Ehebruch eine moralische Unmöglichkeit werden. Aber wie strafen die Zahlen der Statistik diese Hoffnungen Lügen!**)

1885	4640	beantragte	4123	gewährte	Ehescheidungen
1890	7546	„	6657	„	„
1895	8937	„	7700	„	„
1900	9309	„	7820	„	„

Dabei ist besonders hervorzuheben, daß die Geschiedenen in den seltensten Fällen unter sich, meistens mit Nichtgeschiedenen sich wiederverehelichen, daß die Ehescheidungen am stärksten zunehmen unter den arbeitenden Klassen und daß die meisten Scheidungen erfolgen im ersten Jahre der Ehe.

	Scheidungen 1886	Scheidungen 1901
Nach weniger als 1 Jahr der Ehe . . .	109	457
„ 1 Jahr und weniger als 5 Jahren	836	3398
„ 5 Jahren „ „ „ 10 „	1608	3900
„ 10 „ „ „ „ 20 „	1340	1893

*) Vgl. Leo XIII., Arcanum, Herdersche Ausgabe, S. 38 ff.
**) Stimmen aus Maria-Laach 1903, S. 120 ff.

Ebenso für die zehnjährige Periode 1887 bis 1897:

	Scheidungen 1887	Scheidungen 1897
Nach weniger als 1 Jahr der Ehe . . .	159	451
„ 1 Jahr und weniger als 5 Jahren	1197	2901
„ 5 Jahren „ „ „ 10 „	2349	3122
„ 10 „ „ „ „ 20 „	1850	1596

	Zahl der Scheidungsbegehren 1886	Zahl der Scheidungsbegehren 1901
Von Arbeitern	1864	5441
„ Bauern	382	996
„ anderen Kreisen . .	2335	4132

Ebenso für die zehnjährige Periode von 1887 bis 1897:

	Zahl der Scheidungsbegehren 1887	Zahl der Scheidungsbegehren 1897
Von Arbeitern	2731	4925
„ Bauern	461	823
„ anderen Kreisen . .	3413	3535

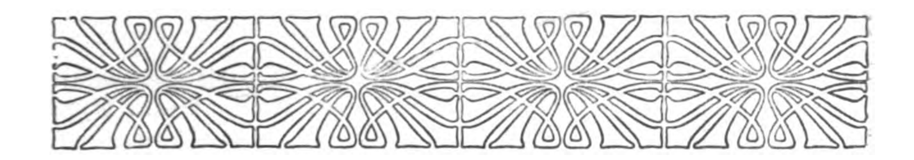
Daß durch die Ehescheidung der Ehebruch keine „moralische Unmöglichkeit“ geworden ist, zeigen die Zahlen der Verurteilungen wegen Ehebruchs: 1883: 371, — 1889: 996, — 1899: 1183.

Gewiß, der Einzelne mag unter der Strenge des Gesetzes leiden; es mag ihm eine harte Selbstzucht, Selbstverleugnung und Starkmut kosten, um das „Joch“ auf Lebenszeit zu tragen. Aber höher als das Interesse des Einzelnen steht das Interesse der Gesamtheit; diesem muß sich der Einzelne unterordnen und Opfer bringen. Von diesem Gesetze ist ja die ganze Rechts- und Staatsordnung beherrscht. Man hat mit Recht gesagt, daß alles Elend, dem Einzelne durch die Trennung entrinnen mögen, keinen Vergleich aushält mit dem Schaden, welcher der Gesellschaft aus ihr erwächst.*)

Zwangszivilehe und auflösbare Ehe entsprechen also nach keiner Richtung hin dem allgemeinen Wohl und Bedürfnis. Die erhofften Segnungen einer solchen Reform werden in Österreich so wenig eintreten wie anderwärts, die zu erwartenden Nachteile für die allgemeine Sittlichkeit aber ebensowenig ausbleiben. Man sollte deshalb unserem ruhelosen Lande die bittere Frucht derartiger Versuche ersparen.

*) V. Cathrein, Moralphilosophie II. 338, A. 1.





Fragmente
aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers
Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Lösch, Mähren.

III.*)

Als Seitenstück zu Belcredis im letzten Fragmente mitgeteilten betrübenden Reflexionen über die Niederlage Österreichs und deren Ursachen folgt hier ein kurzer Abriß, welchen er am 30. November 1869 über die Bekämpfung der Insurrektion in Dalmatien schrieb. Die hier besprochenen militärischen Ereignisse lassen die österreichische Kriegskunst ebenfalls nicht in einem günstigeren Lichte erscheinen als im Jahre 1866. Der Generalmajor Graf Auersperg hatte im November 1869 schließlich gegen die dalmatinischen Insurgenten sechs Infanterieregimenter, das Kaiserjägerregiment, vier Feldjägerbataillone und die entsprechende Zahl von Gebirgsbatterien bei allmählicher Erreichung des Kriegsfußes in einer Gesamtstärke von ca. 30.000 Mann unter seinem Oberbefehle. Die militärischen Operationen, von welchen Belcredi in seinen Aufzeichnungen spricht, fanden vom 14. bis zum 19. November statt und bewegten sich hauptsächlich von der Cattareser Bucht gegen die Ebenen von Dragalj und Čerkvice, um das erstere Fort mit Lebensmitteln zu versehen. Die unglücklichen Kämpfe gegen die Insurgenten ereigneten sich am 18. und 19. November 1869 in den berüchtigten Pässen von Čerkvice und endeten mit dem Rückzuge unserer Truppen, wobei die Insurgenten sich nach damaligen Zeitungsmeldungen in ihrer Wildheit arge Greueltaten zu Schulden kommen ließen. Mit Rücksicht auf die geringe Menge des Feindes und dessen den regulären Truppen keineswegs gleichkommende Bewaffnung mußte diese Katastrophe in der Tat als ein schmählicher Mißerfolg erscheinen. Und das alles geschah — wie Belcredi sagt —, „obwohl der Geist des Reichsrates die Fahnen beschattete“!

Nach dieser Abweichung kehren wir zu Belcredis politischen Darlegungen zurück und lassen ein Fragment folgen, welches er im August 1869 schrieb und mit der Überschrift „Beust“ versah. Es beschäftigt sich vornehmlich mit diesem und der durch sein Wirken in Österreich geschaffenen Lage, zieht aber naturgemäß auch Belcredis eigene Tätigkeit und einige im Zusammenhange mit dieser stehende Fragen und Ereignisse in den Kreis

*) Siehe „Die Kultur“, Band VI, S. 281—293, S. 396—422, Band VII, S. 3—24, und die Note Band VI, S. 281.

seiner Erörterungen. Es befinden sich im Nachlasse Belcredis noch weitere Fragmente, welche sich mit Beust beschäftigen. Der hier verfügbare Raum gestattet nicht, sie auf einmal zu veröffentlichen.

Doch genug der Einleitung, — lassen wir lieber nach diesen kurzen Geleitworten Belcredi selbst sprechen!

* * *

Der traurige Ausgang der wiederholten, unter Auerspergs Befehl vorgenommenen Expeditionen gegen Dragalj im Bezirk Cattaro regt zu ernsten Betrachtungen an. Die Niederlage war eine vollständige, das Hauptquartier selbst konnte sich nur durch eine fluchtartige Bewegung vor den Insurgenten retten; und wenn auch das Fort Dragalj für die nächsten Monate verproviantiert worden sein soll, so unterliegt es doch gar keinem Zweifel, daß trotz der Opfer — und sie sind im Verhältnisse zum Objekt enorme — die Verbindung mit diesem Fort abermals für die Dauer nicht gesichert werden konnte. Die Truppen wurden, mit Ausnahme der Fortsbesetzung, wieder in die Küstenplätze zurückgezogen und die ganze Krivošcie ist den Insurgenten preisgegeben. Das Wetter war dem Unternehmen nicht ungünstig, sondern hat sich erst nach diesem mißglückten militärischen Versuch verschlimmert. Auersperg hebt in seiner amtlichen Relation noch besonders hervor, daß das Wetter ausnahmsweise für diese Zeit günstig war.

Also kein Nebel von Chlum! Die Terrainverhältnisse sind allerdings überaus schwierig, — aber ist denn Dalmatien für das Kriegsministerium erst jetzt entdeckt worden? Seit 1814, also 55 Jahre in österreichischem Besitz, war man doch in der Lage, sich mit der Sachlage, mit den Voraussetzungen, von welchen das Gelingen einer militärischen Operation in jener Gegend abhängig ist, vertraut zu machen.

Unsere Armee, oder wenigstens ihre Führer, den gefeierten Khun nicht ausgenommen, hat aber nichts gelernt, trotz der bitteren Erfahrungen von 1859 und 1866. Man ist in der Schätzung der eigenen Kraft und jener des Gegners wieder mit jener Oberflächlichkeit vorgegangen wie damals; man hat die gewichtigsten Momente — im Jahre 1859 die höhere taktische Ausbildung der französischen Armee und ihre gezogenen Geschütze, im Jahre 1866 sowohl diese als die Bewaffnung der preußischen Armee und jetzt die Terrainbeschaffenheit — ebensowenig gewürdigt wie damals. Die Schmach ist jetzt umso größer, wie dies selbst Blätter wie die beiden „Pressen" eingestehen, indem nicht mehr eine Großmacht, sondern eine Handvoll insurgierter Bauern der österreichischen Militärmacht gegenübersteht — und siegt. Dahin hat es die „freie Ära", die durch ihren allbelebenden Geist ja auch die Armee unüberwindlich gemacht haben wollte, gebracht. Die Demütigung konnte wohl nicht ärger sein. Die ganze Bevölkerung des Cattareser Bezirkes in seinen insurgierten Teilen kann nur auf 4000 bis 5000 Seelen geschätzt werden und die Anzahl der Insurgenten selbst wird in Regierungsblättern nicht höher als 1300 bis 1500 Mann geschätzt, die sich in die Zuppa und Krivošcie teilen, so daß man es an einzelnen Punkten immer nur mit einigen hundert Kämpfenden zu tun hat, die aber freilich durch die Terrainbeschaffenheit, die sie genau kennen und trefflich auszunützen

verstehen, in ihrer Widerstandskraft nicht nach der Zahl richtig geschätzt werden können. Die Truppen, die in Dalmatien jetzt verfügbar sind, werden — abermals nach den Regierungsblättern — auf 10—12.000 Mann angegeben und die verunglückte Expedition Auerspergs wurde mit einer Truppenmacht von 4000 Mann angeführt, die man für „genügend" erklärte. Die Truppen sind mit Zündnadelgewehren bewaffnet und die Artillerie ist mit Bergkanonen und explodierenden Wurfgeschossen (Raketen) versehen, während die Insurgenten dieser Vorteile der Bewaffnung gänzlich entbehren. Es bedurfte eines Zeitraumes von sechs Wochen, bis jene Truppenmacht von 10—12.000 Mann in Dalmatien konzentriert war, also gerade so lange als im Jahre 1866, um die ganze Armee von 500.000 Mann schlagfertig ins Feld zu stellen.

Dies spricht wohl nicht für die großen Vorzüge der neuen Heeresorganisation, umsoweniger da, wie allseits bestätigt wird, der größte Teil der in Dalmatien verwendeten Truppen aus Rekruten besteht, die noch kaum mit der Waffe umzugehen wissen. Zur Verzögerung im Truppentransport, der zur See erfolgen muß, mag wohl auch der Umstand beigetragen haben, daß der Kaiser gleichzeitig auf der Orientreise begriffen war, für welche unsere besten Schiffe, 7 an der Zahl, in Verwendung kamen, so daß man sich zum Transport der Truppen gemieteter Lloydschiffe bedienen mußte.

Als Zeichen der geringen Umsicht in den Dispositionen des Kriegsministeriums dient wohl auch die Verwendung ungarischer Infanterieregimenter in Dalmatien (Erzh. Franz Karl, Albrecht und Ernst; nur das Infanterieregiment Maroičić bilden Kärntner), da die Pußtabewohner natürlich nie gelernt haben, Felsen zu erklettern, daher dort vorzugsweise dazu dienen, den Krankenstand zu erhöhen. Auch der weitere Umstand gehört in dieses Kapitel, daß nach jener unglücklichen Expedition Bergkanonen von Kroatien nach Dalmatien geschickt wurden. Statt dieses Material, welches anderwärts ohnehin keine Verwendung findet, gleich von Anbeginn nach Dalmatien zu spedieren und es überhaupt in seiner Aufbewahrung jenen Gegenden nahe zu erhalten, wo es möglicherweise eine Verwendung finden kann, bewahrt man Bergkanonen in der gegen Rußland gerichteten Festung Krakau auf, weil — es in Rußland keine Berge gibt.

Die Wiener Journale verkündeten beim Ausbruch des Aufstandes in der ersten Hälfte Oktober, daß derselbe in wenigen Tagen „niedergekämpft" sein werde.

„Dieser Brand", sagte die ‚Neue Freie Presse', „muß sogleich niedergetreten werden!" — Jetzt sucht man wie gewöhnlich darin einen Trost, daß die Vorgänger — Mamula und Philippovich namentlich — an allem schuld seien. Diese hätten das „Raubgesindel" gehätschelt, während man dieses selbe Gesindel längst hätte niederwerfen sollen. Die genannten beiden Statthalter haben das Volk aber so behandelt, wie es nach seiner Eigentümlichkeit behandelt sein will, um nicht blutige und — wie sich jetzt zeigt — dennoch erfolglose Kämpfe zu provozieren; sie hatten durch ihre vernünftige Behandlung nicht allein jeder Auflehnung vorgebeugt, sondern auch bewirkt, daß

jenes Volk, welches man jetzt ein Raubgesindel nennt, zu den treuesten Österreichern zählte und diese Treue namentlich im Jahre 1866 bewährte, wo sie eine bewaffnete Miliz zum Schutze der Küste bildeten. Die Beschaffenheit des Landes bringt es schon mit sich, daß der Zustand der Wildheit, welcher den Morlaken eigen ist, so schwer zu besiegen ist. Das Land ist unproduktiv, bietet daher der zivilisatorisch wirkenden Macht des Handels und Verkehrs keinen Angriffspunkt, und durch die Verminderung der Segelschiffahrt infolge der Dampfschiffahrt ist der Bevölkerung ihr früherer Erwerb — durch Schiffsdienste — bedeutend geschmälert und die Gelegenheit zur Berührung mit der Außenwelt vermindert worden. Jetzt bieten sie nur ein — übrigens treffliches — Matrosenmaterial für unsere Marine. Die Wiener liberalen Humanitätshelden, die es gegenüber den Morlaken natürlich ebenso machen würden wie die liberalen Nordamerikaner gegenüber den Indianern, welche diese, um sie zu kultivieren — ausrotten, was allerdings eine radikale Prozedur ist, — diese sollen denn doch mit dem Ausdruck „Raubgesindel" nicht gar zu freigebig sein; denn das Geschäft, das in ihrer Mitte und von ihnen selbst in Wien an der Börse betrieben wird (durch die Gründer der unzähligen Banken), ist — wie dies selbst Wiener Blätter zugestehen — ein noch viel verwerflicherer „Raub" — da er durch betrügerische Handlungen an arglosen Nebenmenschen verübt wird — als jene Gewalttaten roher Gebirgsbewohner, deren Leidenschaften die Regierung selbst durch das nivellierende Landwehrgesetz entzündet hat!

Und welches Mittel steht denn zunächst zu Gebote, um Wilde zu zähmen? Der Unterricht, die Bildung.

Nun ist aber für die slavische Bevölkerung Dalmatiens (400.000 Slaven gegen 50.000 Italiener) vor mir in dieser Richtung gar nichts geschehen. Erst unter meiner Amtsführung wurde damit begonnen, Männer zu gewinnen, welche bei der slavischen Bevölkerung Vertrauen genossen und die das nötige Verständnis hatten, auf den Unterricht dieser Bevölkerung fördernd und belebend einzuwirken. Nach mir hat das Bürgerministerium nichts Eiligeres zu tun gehabt, als alle diese Männer zu entfernen und den Slavenfeinden Lapenna und Acerani Dalmatiens Geschicke anzuvertrauen. Beust hat in einer freilich nicht sehr diplomatischen Weise die Ursachen des bisherigen Mißlingens der Operationen in Dalmatien auf die Budgetbehandlung, auf Abstriche der Delegationen zurückgeführt, und zwar in einer von jenen durch Sektionschef von Hoffmann lithographierten Mitteilungen. (Siehe „Reform"*) vom November.) Die Journale greifen das auf und weisen darauf hin, daß auch im Jahre 1866, wo gar keine parlamentarische Budgetbehandlung stattfand, wo vielmehr „alles konstitutionelle Leben durch die Sistierung erstickt war", ein militärischer Mißerfolg eintrat.

*) Es ist hier die von Franz Schuselka herausgegebene Wochenschrift „Die Reform" (Wien, Waldheim) gemeint. In deren VIII. Jahrgang 1869, Nr. 47 vom 25. November, Seite 1485, findet sich dieses Zirkular besprochen unter dem Titel: „Eine orientalisch-okzidentalische Depesche des Grafen Beust". Schuselka schließt seine Ausführungen über das Zirkular, welches, nebenbei bemerkt, auch merkwürdige geographische Schnitzer enthielt, mit der Annahme, daß es sich mehr um eine „ministerielle Instruktion an die Journale denn um eine eigentliche diplomatische Depesche" handle. Belcredi fügt dem nur hinzu: „Das erstere ist das Richtige,



Unsinnig genug in zweifacher Beziehung. Erstens, weil auf einen so großartigen Organismus wie das Heer nicht Budgetbehandlungen desselben Jahres, in welchem die Katastrophe eintrat, einen wesentlichen Einfluß äußern können (die Beust-Hoffmann'sche Erklärung ist schon deshalb widersinnig, weil es sich hier nicht um eine Wirksamkeit des ganzen Heeresorganismus, sondern nur um ganz untergeordnete Heereskräfte handelte); — wohl aber äußern diese Wirksamkeit Budgetbehandlungen mehrerer vorangegangener Jahre — 1861—1865. Zweitens ist das „erstickte konstitutionelle Leben" nur die Wiederholung einer schon oft gebrauchten Lüge. Eine meiner ersten Handlungen war, die parlamentarische Tätigkeit in Ungarn wieder zu erwecken. Nun hat aber in Österreich bis zum heutigen Tage ein wahrhaft konstitutionelles Leben nur in Ungarn bestanden. Diesseits hat man es nie über ein konstitutionelles Scheinleben hinausgebracht; und dieser Schein-Konstitutionalismus hat ja gerade unter Schmerling das konstitutionelle Leben Ungarns „erstickt". Die Sistierung hat somit den ganz entgegengesetzten Erfolg gehabt, den man ihr vorwirft. Schindler sagte im Abgeordnetenhaus 1867 oder 1868, die Armee sei bei Königgrätz geschlagen worden, weil „der Geist des Reichsrates die Fahnen nicht beschattet" habe! Nun jetzt ist ja dieses „Beschatten" zweifellos und — eine Handvoll Gebirgsbewohner bleibt Sieger!

Vor kurzem wurde erst wieder von englischen Zeitungen, z. B. „Daily News", konstatiert und von den Wiener Journalen natürlich mit Emphase nachgesprochen, daß Graf Beust, mag man auch sonst gegen sein Vorgehen als Reichskanzler einwenden, was man wolle, doch „Österreich vor dem Zerfall gerettet habe"; sowie man auch nicht müde wird, auf den materiellen Aufschwung, den Österreich seit zwei Jahren genommen, triumphierend hinzuweisen, und Beust selbst benützt jede Gelegenheit, dieses Verdienst als Folge seiner weisen Politik für sich in Anspruch zu nehmen. Eine zweite Stimme des Auslands, und zwar Frankreichs, Taillandier, hat in einer eigenen Schrift und in der „Revue des deux mondes" vor wenigen Tagen die inneren Verhältnisse Österreichs und ihre neueste Geschichte darzustellen gesucht, dabei die Taten Beusts gleichfalls wohlwollend besprochen und ihm nur den Vorwurf gemacht, auf halbem Wege stehen geblieben zu sein und dem Föderalismus, der ja schon im Dualismus stecke, keine volle, alle Nationen der Monarchie befriedigende Entfaltung gegeben zu haben. Mir wirft Taillandier vor, daß ich mich nicht gleich nach der Schlacht von Sadowa zu einer Tat entschlossen habe, nämlich den Föderalismus für die Monarchie als konstitutives Prinzip zu proklamieren. Es habe mir eben die Entschlossenheit gefehlt und daran sei ich zugrunde gegangen. Ich will diese Behauptungen, die eine geschichtliche Begründung für sich in Anspruch nehmen, besprechen und beginne mit Beusts Rettungstat.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß gerade aus England, diesem in Europa allein wahrhaft freiheitlich konstituierten und durchgebildeten

---

wie dies schon die Journale bestätigen. Über Auftrag des Herrn von Beust werden sehr häufig lithographierte Mitteilungen aus dem Ministerium des Äußern, unterzeichnet H. (d. h. Hoffmann), an alle Gesandtschaften gerichtet, welche die Verpflichtung haben, dieselben in auswärtigen Journalen, mit denen sie in irgend welcher Beziehung stehen, unterzubringen".

Lande, die schiefsten, oberflächlichsten politischen Urteile über das öffentliche Leben anderer Völker stammen. Als Schmerling mit seiner Februar-Schablone hervortrat und den Reichsrats-Apparat mit einer sich überstürzenden Hast, ohne Beachtung der nötigen Voraussetzungen und Lebensbedingungen, in Bewegung setzte, war aus England nur eine Stimme des Lobes für diesen erleuchteten, freisinnigen Staatsmann zu vernehmen. Die fast fünfjährige Periode eines resultatlosen „Wartens“ Ungarn gegenüber hat wohl Zweifel an der Lebensfähigkeit der Schmerlingschen Ideen wachgerufen, aber auf den Kern der Sache, die inneren Verhältnisse Österreichs und ihre geschichtliche Gestaltung einzugehen und sich daraus die Folgen des Schmerlingschen Regimes zu erklären, fiel auch damals kaum einzelnen Politikern in England ein. Gegen die Schmerling-Rechbergische Regierung trat dort — teils wegen der gegen Dänemark, der Elbeherzogtümer wegen, verfolgten Politik, teils, und zwar noch mehr, wegen der beschränkt schutzzöllnerischen Anschauungen dieser Regierung, welche die Bestrebungen Englands zum Abschluß eines ihren Handelsinteressen günstigen Handelsvertrags mit Österreich paralysierte, — eine Verstimmung ein. Man hörte von jener Seite kein Lob mehr über den Freisinn dieser Regierung, aber auch keinen entschiedenen Tadel über das verfehlte politische System. Nun kam die neue Regierung und das September-Manifest. England verhielt sich sympathisch zu dieser Regierung. Egoistische Interessen waren hier in erster Linie im Spiel; die deutsch-schutzzöllnerische Partei war ihres Einflusses beraubt und Ungarn, welches naturgemäß Freihandels-Grundsätzen huldigt, war seiner Passivität entrückt und zur politischen Aktion berufen worden.

Die Suspendierung des Reichsrates, in welchem jene Schutzzöllnerpartei herrschte, wurde daher ganz beifällig hingenommen, umsomehr, als in dem September-Manifest Grundsätze proklamiert wurden, denen die rasch darauf folgende Einberufung des ungarischen Landtages eine praktische Bedeutung gab, welcher ein Politiker Englands seine Zustimmung nicht versagen konnte. Es wäre aber trotzdem ganz verkehrt gewesen, in England ein Verständnis für eine vorbereitende und grundlegende politische Tätigkeit zu erwarten, bei welcher den Landtagen eine Rolle zugeteilt blieb.

Die Institution der Landtage ist für das parlamentarisch zentralisierte England eine politische Ungeheuerlichkeit, und wer sie pflegt, ist in englischen Augen kein ernster Politiker. Ganz natürlich erblickte man in Beusts Opportunitätspolitik, welche, was unter Schmerling nicht mit einem Parlament ging, wenigstens mit zweien versuchte, einen reiferen politischen Gedanken, und die materiell günstigere Lage, in welche Österreich in den letzten Jahren durch die gesegnete Ernte eintrat, war für ein oberflächliches Urteil jedenfalls auch bestechend, namentlich für England, wo die materiellen Interessen besonders gepflegt werden. Das Urteil, Beust sei der Retter Österreichs, so geschichtlich unwahr es auch ist, erscheint daher nach den Gesichtspunkten, die in England maßgebend sind, ganz erklärlich; eine entgegengesetzte Auffassung müßte wundernehmen. Also, ohne Beust, den „Retter in der Not“, wäre Österreich zerfallen: zerfallen durch die militärische Niederlage bei Sadowa.

(In letzter Zeit haben wohl die „Times“ einige Artikel gebracht, welche das Vorgehen Beusts, insbesondere Preußen gegenüber, seine nie zur Ruhe

kommende, deutschtümelnde Politik tadeln. Die „Daily News“ gehen noch weiter und sprechen von dem „im Innern zerrütteten Reich“, dem Graf Beust vor allem seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte.)

Ein Staat, welcher mechanisch gebildet und erhalten wird, ein Staat, welcher durch Eroberung begründet wird, unterliegt allerdings der Gefahr, bei einer so schweren militärischen Niederlage in seine Teile zu zerfallen, aus dem einfachen Grunde, weil die einzige bindende Kraft aufhört zu wirken.

Allein ist Österreich in dieser Weise entstanden? Ist der Krieg, ist die Eroberung sein Begründer? Die Geschichte gibt darauf die Antwort und zwar eine entschieden negative. Die bindende, erhaltende Kraft liegt also anderswo, und zwar darin, daß die Lebensbedingungen jedes einzelnen Bestandteiles auf ihre dauernde Verbindung zu einem mächtigen Ganzen hinwirken. Ein solches Ganzes zerfällt nicht bei einem Unglück auf dem Schlachtfeld; darüber bietet die Geschichte, und zwar speziell die Geschichte Österreichs, genügende Belege.

Ist die Wehrkraft momentan gebrochen, so kann dieser Staatsverband durch eine äußere Macht allerdings gewaltsam gelöst, zerrissen werden, aber „zerfallen“ wird er nimmer, so wenig als Preußen im Jahre 1806 nach der Schlacht von Jena „zerfallen“ ist, obwohl jene Niederlage noch weit intensiver war als die Österreichs und es damals in das Belieben Napoleons gestellt war, statt über die Hälfte des Staatsgebietes, — wie es wirklich geschehen ist, — über das ganze nach Belieben zu verfügen.

Die Lebenskraft Preußens war aber durch diese Niederlage und selbst durch die Teilung und territoriale Schwächung nicht vernichtet, sie hat sich vielmehr in wenigen Jahren in siegreicher Weise manifestiert. — Lombardo-Venezien wurde von Österreich abgelöst. Dieses war eben niemals dem Staatskörper organisch eingefügt; es war der einzige Bestandteil dieses großen Reiches, der nur mechanisch mit dem Ganzen verbunden wurde und verbunden blieb und deshalb durch einen äußeren Krieg auch wieder mechanisch abgetrennt werden konnte. Die Lebenskraft Österreichs wurde dadurch nicht im mindesten affiziert; im Gegenteil: das organische Leben dieses Staates hat durch diese Abtrennung nur gewonnen.

Anmerkung: Die „Neue Freie Presse“ vom 18. Mai 1870 hebt „die glorreiche Tat der liberalen, verfassungstreuen Partei“ hervor, „welche die bei Königgrätz in den Moder (!) getretene Monarchie wieder zu Kraft und Ansehen erhoben hat“! Bescheidener kann man doch nicht sein. Die Versöhnung mit Ungarn, die wichtigste Tat der letzten Zeit, welche Österreich wahrhaft — wenigstens ihrem Wesen nach — gekräftigt hat, wurde also auch durch diese Partei bewirkt! Die Geschichte der Jahre 1861 bis 1865 ist natürlich vollständig bedeutungslos. Die Schmach in Dalmatien wird verschwiegen, denn sie wäre ja nur ein Zeichen der größten Ohnmacht. Ich möchte aber vor allem an diese Herren Liberalen die Frage richten: Bei Königgrätz ist eine Schlacht verloren worden, — habt Ihr, meine Herren, eine Schlacht gewonnen? Wenn nicht, wie kommt Ihr denn dazu, die Schlacht von Königgrätz mit Eurer Aktion zu verbinden? Sind vielleicht die vom Reichsrat votierten Gesetze gleich einem Siege auf dem Schlachtfeld? Sind sie es, die das Reich nun gegen jeden feindlichen Angriff, gegen

jede militärische Niederlage sicherstellen? Wie kommt es dann, daß Ihr gleichzeitig mit jenen Gesetzen eilends eine gründliche Veränderung der Militär-Organisation votiert und den Stand der Armee von 500.000 Mann auf eine Million Streiter vermehrt habt? Dadurch habt Ihr ja selbst erklärt, daß jene Niederlage in militärischen Verhältnissen ihren Grund habe und daß die Monarchie nicht durch papierene Gesetze, sondern nur durch eine zahlreiche Armee vor feindlichen Angriffen geschützt werden kann.

Ganz Europa war durch den Ausgang des Krieges 1866 überrascht. Niemand hatte die Siege und so leicht errungene Siege Preußens erwartet; im Gegenteil, man war des Sieges der österreichischen Truppen gewiß, und zwar nicht nur außerhalb Österreichs, sondern auch in Österreich selbst. Die Niederlage mußte daher — so meinte man — in einer inneren Fäulnis, die dem Auge bis dahin unentdeckt geblieben war, ihren Grund haben. Österreich, hieß es, ist nicht mehr lebensfähig. Der Eindruck des Augenblickes hatte dieses Urteil eingegeben: das läßt sich begreifen.

Wie man aber auch jetzt, bei kälterem Blute, bei ruhigerer Überlegung, nicht allein an diesem Urteil festhalten, sondern auch noch das zweite daranknüpfen kann, daß dieses selbe faule, lebensunfähige Österreich in wenigen Monaten bloß durch eine mechanische Trennung in zwei zentralisierte Teile wieder lebenskräftig geworden sei, ist ganz unfaßbar. Daß die Organisation, die unter Beust für die nicht ungarischen Länder beliebt wurde, — und in diesen finden sich die reichsten und entwickeltsten Kräfte, — den wahren Lebensverhältnissen nicht entspricht, das zeigt die mächtige, ganze Völker umfassende Opposition, die sich in diesen Ländern vom ersten Tage der Geburt des Systems bemerkbar machte und die, je länger das System dauert, desto mächtiger wird.

Und dennoch lebt Österreich, was ein Beweis von seiner unverwüstlichen Lebenskraft ist.

In diesem Sinne geben wir zu, daß das System Beust Belege für die Lebensfähigkeit des Staates geliefert hat: nicht weil dieser Mann den richtigen Weg betreten hat, lebt Österreich, — sondern trotzdem er einen ganz falschen Weg einschlug, hat sich diese Lebenskraft erhalten. Auf ein erschütterndes Unglück durch einen äußeren Feind folgte eine die inneren Kräfte feindlich trennende und daher lähmende Politik, und Österreich, dieses „faule" Österreich, besteht noch immer, ja man spricht sogar von dem „Aufschwung", den das Reich genommen hat. Die Gedankenverwirrung ist groß, es reiht sich Irrtum an Irrtum; und dabei übersieht man die zähe innere Lebenskraft des Reiches, welche die einfache Erklärung dafür ist, daß Österreich nach Sadowa nicht zerfallen ist und daß es auch durch die Beustsche Politik nicht zugrunde geht.

Es ist doch sattsam bekannt, daß der Ausgang eines militärischen Kampfes etwas Unberechenbares, von unzähligen, im voraus nicht bestimmbaren Umständen Abhängiges ist, daß die Armeen der gesündesten, kräftigsten Staaten Niederlagen erleiden können und nach geschichtlichem Zeugnisse auch erlitten haben, daher das Faktum eines Schlachtenausganges dem Urteil über Kraft und Gesundheit eines Staates niemals eine sichere Grundlage bieten könne. Angenommen aber, in dem vorliegenden Falle von 1866 sei die Niederlage der österreichischen Waffen ein genügender Anhaltspunkt zur

Beurteilung unserer inneren Zustände. Wie will man dann erklären, daß dieselbe österreichische Armee in demselben Jahre im Süden unter anderer Führung und bei gleichen Waffen die glänzendsten Siege errungen hat, ungeachtet einer enormen numerischen und zur See auch technischen Überlegenheit des Gegners und ungeachtet diese schwache österreichische Armee unter einer ihr feindlichen Bevölkerung Stellung nehmen und kämpfen mußte; ungeachtet auch, daß gerade die italienische Bevölkerung seit Jahren die meisten Sympathien und Berührungspunkte in jenen Teilen Österreichs gefunden hatte, wo die Unzufriedenheit mit den inneren Zuständen sich intensiv und extensiv am meisten gesteigert hatte. Schon diese einfache Erwägung zeigt, daß nicht politische, sondern militärische Gründe über den Ausgang des Kampfes entschieden haben. Übrigens geht dies auch schon aus der Betrachtung hervor, daß Österreich im Jahre 1866 noch ein Berufsheer und kein Volksheer hatte, daß der gemeine Soldat und der Unteroffizier zum größten Teile der bäuerlichen Klasse entstammten und das Offizierskorps einen von den übrigen Ständen abgeschlossenen Berufsstand bildete, wo daher der Natur der Sache nach hochpolitische Fragen auf den Geist der Armee nur einen geringen Einfluß üben konnten, sowie es auch militärischerseits und ebenso von den Nichtmilitärs jeder politischen Farbe, die hiezu Gelegenheit hatten, konstatiert wurde, daß die Armee vom besten Geiste beseelt ins Feld zog und dieser Geist erst im Felde durch sinnloses Hin- und Hermarschieren, Ermüdung, mangelhafte Verpflegung, Zersplitterung der Kräfte und durch Schlappen bei den Kämpfen einzelner Abteilungen gebrochen wurde.

Wenn übrigens eine Armee, nachdem diese Umstände bereits demoralisierend auf sie eingewirkt, noch eine Schlacht mit einer Ausdauer und Tapferkeit schlägt, daß sich nach stundenlangem Kampfe der Sieg entschieden auf ihre Seite neigt, wie dies bei Sadowa in der ersten Hälfte des Schlachttages tatsächlich der Fall war, — wenn selbst die eifrigsten Verteidiger des Führers es zugeben, daß jedenfalls eine Niederlage mit Rücksicht auf zweckentsprechendere Dispositionen und deren genaue Befolgung vermieden werden konnte, dann hatte man es im Jahre 1866 jedenfalls noch mit einer österreichischen Armee von gesunder Kraft und Widerstandsfähigkeit zu tun. Die erbittertsten Gegner des damaligen politischen Systems haben es anerkannt, daß ein guter Geist die Armee beseelte und haben ihre Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang auch mit darauf gebaut. Die vielen Truppenmärsche — auch ungarischer Regimenter — durch Wien, um zur Nordarmee zu stoßen, haben jener Wahrnehmung des guten Geistes reichlich Gelegenheit geboten und die Wiener Journale von damals, auch die oppositionellen, haben nicht unterlassen, dieser Wahrnehmung Ausdruck zu geben.

Das gewichtigste Moment, welches die Macht Österreichs derzeit schwächt, ist das nationale. Während andere Staaten, namentlich Preußen und Italien, die gegenwärtig weltbeherrschende nationale Idee dazu verwerten können, ihre Kraft zu konzentrieren und zu höchster Potenz zu erheben, bringt diese selbe Idee in Österreich bei der Mannigfaltigkeit seiner Nationalitäten gerade das Gegenteil, nämlich innere Gegensätze, hervor, die

sich feindlich bekämpfen, die Konzentrierung der Gesamtkraft ungemein erschweren und dem äußeren Feinde einen Stützpunkt in Österreich selbst bieten.

Es ist daher in erster Linie die Zeit- und Geistesrichtung, auf welche man die Macht der erstgenannten Staaten und die Schwächung der Macht Österreichs zurückzuführen hat. Die Politik, welche im Jahre 1866 befolgt wurde, hat keine Nation vor der anderen zu bevorzugen gesucht; sie war vielmehr darauf gerichtet, alle nationalen Interessen der unter Österreichs Szepter vereinigten Völker zu schützen und ihnen einen gleich gerechten Sinn entgegenzubringen. Eine solche Politik war doch gewiß nicht darnach angetan, die nationalen Gegensätze zu schärfen und dadurch die Wirkung jener früher erwähnten Ursache der Kraftminderung zu steigern; Graf Beust befolgte aber von Anbeginn an geradezu die entgegengesetzte Politik. Die entschiedene Bevorzugung einer Nationalität in jeder Reichshälfte war das Grundprinzip seiner Politik.

„Wenn ich die Deutschen und Magyaren für mich habe, brauche ich die Opposition und Feindschaft der übrigen Nationalitäten nicht zu fürchten!" Dies waren seine an mich gerichteten Worte in der letzten Ministerberatung am 1. Februar 1867.

Es ist unnötig, die Konsequenzen dieser Politik theoretisch zu entwickeln. Das praktische Leben hat sie bereits mit einer erschreckenden Gründlichkeit dargelegt. Die nationale Feindseligkeit, namentlich in den nichtungarischen Ländern, hat sich bereits zum unversöhnlichen Haß gesteigert. In der nationalen Bewegung der Gegenwart liegt die größte Gefahr für den Bestand Österreichs. — Wie kann nun eine Politik, welche dieser Bewegung eine Richtung gibt, die zersetzend wirkt, die, wie alle Symptome es zeigen, zum blutigen Rassenkrieg führt, wie kann diese Österreich kräftigen, was doch die erste Bedingung einer Rettungstat wäre!

Die Funktion eines Parlamentes, dies- wie jenseits der Leitha, ohne sichtbare Störung genügt dem Ausland, um auf einen Zustand innerer Befriedigung zu schließen; es genügt dies um so mehr dem Engländer, welcher in einem Parlamente den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens zu erblicken gewohnt ist. Dieses Parlament ist aber ein Werkzeug jener Beustschen Politik; es ist die Stütze jenes Systems der Herrschaft eines Volkes über das andere; es wurde ja in unglaublicher Verblendung zu diesem Zweck geschaffen. Eine Volksvertretung, welche das Volk in seine Bestandteile zersetzt, ist aber eine der unheilvollsten Schöpfungen, die sich denken läßt; ihre verderbliche Wirkung reicht bis in eine fernere Zukunft, weil sie alles feste Material, welches eine künftige vernünftige Politik benützen könnte, zerbröckelt. Beust hat nicht allein die österreichischen Verhältnisse mißkannt, oder vielmehr, ohne auf diese Kenntnis einen Wert zu legen, mit einer kaum glaublichen Leichtfertigkeit eine Opportunitätspolitik getrieben, welche seinen Ehrgeiz befriedigte, sondern dieser Mann, den so viele feile Federn als großen Politiker preisen und der jedenfalls für seine Person moralisch und materiell gut gesorgt hat, da er mit Schulden beladen nach Wien kam und nun nach zwei Jahren seiner Amtstätigkeit in Österreich sich bereits eine Herrschaft in Steiermark (ehemaliges Staatsgut)

um den Preis von 400.000 fl. angekauft hat, dieser Mann hat auch niemals die große und entscheidende Bedeutung der nationalen Idee, welche gegenwärtig die Welt beherrscht, erfaßt und begriffen. Hätte er sie wirklich begriffen, im praktischen Tun aber deshalb unbeachtet gelassen, um sich momentane Vorteile nicht entgehen zu lassen, dann wäre seine Handlungsweise geradezu verbrecherisch.

Man weist auf den materiellen Aufschwung hin, den Österreich in den letzten Jahren genommen hat und dieser Umstand wirkt allerdings bestechend für diejenigen, die bei ihrem Urteil immer nur die Oberfläche der Dinge streifen. Der Aufschwung ist eine Tatsache, allein die Ursache ist völlig unabhängig von aller Politik. Es ist bereits statistisch festgestellt, — und ich entnehme diese Daten einem Regierungsorgane, — daß in den Jahren 1851 bis inklusive 1866, also in 16 Jahren zusammen, nach Abzug der Einfuhr per 55 Mill. Zentner von der Ausfuhr per 78·5 Millionen Zentner, im Aktivhandel also 23·5 Millionen Zentner Brodfrüchte oder an Wert 126·7 Millionen Gulden aus Gesamtösterreich ausgeführt wurden. Wird von der Ausfuhr die Einfuhr an Brodfrüchten per 5·1 Millionen Zentner, auch in der letzten Periode von zwei Jahren in Abzug gebracht, so ergibt sich ein Aktivhandel von 48·5 Millionen Zentner oder an Wert 242·4 Millionen Gulden. Somit ist der Aktivhandel in den einzigen zwei Jahren der Menge nach um 106·4 Prozent und dem Werte nach um 91·3 Prozent größer gewesen als jener aus den Ergebnissen vorausgegangener voller 16 Jahre. Daß dieser Gottessegen bei gleichzeitig höchst ungünstigem Ausfall der Ernte in den meisten anderen europäischen Ländern einen materiellen Aufschwung in Österreich zur Folge hatte, der sich zunächst in den bedeutend vermehrten Geldmitteln und sofort in der vermehrten Kauflust und gesteigerten Produktion manifestierte, ist sehr natürlich; aber keine Politik, welcher Farbe immer, hat daran den mindesten Anteil.

Wie haben aber unsere „Verfassungstreuen" diesen Aufschwung benützt? Dies stand gewiß in ihrer Macht. Die Antwort kann aber gerade für diese Partei nicht anders lauten als: zu einem bisher noch nicht dagewesenen Schwindel, zu Börsenwetten der leichtsinnigsten Art, zu Unternehmungen, die nur des momentanen Börsengewinnes wegen ins Leben gerufen wurden. Hunderte von Millionen sind in „toller Spielwut", wie die „Neue Freie Presse" sich selbst genötigt sieht zu bezeugen, vergeudet worden. Man blicke auf das Agio, welches trotz des aus Anlaß des Brodfruchtexportes massenhaft ins Land geströmten Bargeldes eine Höhe von 20 Prozent behauptet und von den Kriegskursen der Valuta nur wenig verschieden ist. Der „Frankfurter Aktionär" hat treffend bemerkt: „All das Gerede vom materiellen Aufschwung erweist sich als eitel, wenn man den Kurszettel und in diesem den Stand der ‚Rente' betrachtet, die seit Jahren einem Laubfrosch gleich auf der Leiter von 59 auf 61 steigt, um wieder auf 60 und 59 herabzugehen. Der zweite Umstand von gleichem Gewichte ist der, daß, während die Aktien der Bank- und Industriegesellschaften zu einer schwindelhaften Höhe hinaufgetrieben werden, der Kurs der Staatspapiere, der Rente, nicht allein stationär bleibt, sondern, wenn sie eine Bewegung zeigen, diese in absteigender Richtung erfolgt." Die „Neue Freie Presse" vom 22. August 1869

sagt: „Das Bezeichnendste für alle diese Kursbewegungen (es wurde früher von der fortwährenden Hausse der Bankpapiere gesprochen) bleibt, daß Rentenpapiere und Staatslose, also jene Effekten, welche den Zinsfuß normieren sollen, noch um einige Bruchteile hinter den vorwöchentlichen Notierungen zurückbleiben."

Es läßt sich gar kein eklatanterer Beweis dafür denken, daß es an Vertrauen in die Haltbarkeit unserer Zustände fehlt, als die Höhe der Valuta einerseits und die Spielwut, der Schwindel andererseits.

Denn das Bargeld wird dort dem Verkehr entzogen, wo man der nächsten Zukunft mißtraut, es daher für die Tage einer Krisis beiseite schafft; und dem Börsenschwindel ergibt man sich in solcher Ausdehnung auch nur dann, wenn man ungewiß ist, ob einem auch nur der nächste Tag gehören werde. Man setzt alles auf eine Karte, weil man überhaupt die Gestaltung der Dinge nur vom Zufall abhängig glaubt. Was der Segen Gottes gebracht hat, wird im tollen Spiel vergeudet, und wenn wieder eine ungünstige Ernte eintritt (zum Glück war auch das Jahr 1869 ein gesegnetes), so gähnt uns wieder der finanzielle Abgrund entgegen.

Der Finanzminister erklärte freilich, daß im Jahre 1870 das Defizit nur 4 Millionen betragen werde, die sich durch die projektierte Steuerreform decken lassen. Allein wie selbst die regierungsfreundlichsten Organe nachweisen, ist das voraussichtliche Defizit nicht 4, sondern 20 Millionen, die sich nur durch den Verkauf der Staatsgüter und die Verwendung der Aktivreste vergangener Jahre und durch die Steuerreform, wenn sie zugleich eine Steuererhöhung wird, decken lassen! Gegen die Ausgabe von Staatsnoten haben die Liberalen gewütet, obwohl sie nicht allein recht gut wissen, daß hierin ein wesentlicher Grund der Wiederbelebung der Produktion und des Handelsverkehrs lag, obwohl sie das Recht zur Notenausgabe selbst bis zur äußersten Grenze — 412 Millionen — ausgebeutet und stets auf dieser Höhe erhalten haben. Dem liberalen Regiment Beust und Konsorten wurden ja noch 30 Millionen nicht begebener Staatsnoten übergeben. Warum haben sie diese nicht „vernichtet", statt sie auszugeben?

Nicht minder bezeichnend ist eine Erscheinung streng politischer Natur, die den Mangel an Vertrauen in die Zukunft in unwiderlegbarer Weise dartut: Am 24. August 1869 hat in Wien in der Leopoldstadt, einem Stadtteil, in dem die wohlhabenden Klassen und die Judenschaft stark vertreten sind und der bisher zu den politisch rührigsten gehörte, eine Landtagswahl aus Anlaß des Todes Zelinkas stattgefunden. Von 2000 Wählern dieses Wahlbezirkes beteiligten sich nur 250 an der Wahl. Das „Neue Wiener Tagblatt" sagt ganz offen, der Grund dieser Teilnahmslosigkeit liege „in dem Verzagen an den Erfolgen politischer Tätigkeit". Die außerhalb des Reichsrates stehenden Parteien erheben „kühner denn je ihr Haupt", während innerhalb der Regierung jedes Programm mangelt, um die in Mähren, Böhmen, Galizien schwebenden politischen, nationalen und Organisationsfragen zu einer Lösung zu bringen. Man wundert sich daher nicht gar so sehr, daß die Männer, welche berufen sind, ein politisches Recht zu üben, sich mit dem Ausrufe zurückziehen: „Wir ändern es ja doch nicht!" und „daß sich auf der einen Seite trotz Verlockungen des Ehrgeizes nicht

Persönlichkeiten finden, um ein Mandat in solcher Lage anzustreben, während auf der anderen Seite die Wähler nicht erscheinen wollen und der einzige vorhandene Kandidat gewissermaßen en famille von einer kleinen Koterie in den Vertretungskörper poussiert wird."

Man hat auch schon für 1868 und 1869 der Welt über den finanziellen Zustand Sand in die Augen gestreut. Allein wodurch ist es möglich geworden, die Ausgaben ohne Anlehen zu bestreiten? Nicht durch Ersparungen; denn diese sind weder im Kriegsbudget, welches noch für jedes dieser Jahre Nachtragskredite fordert, noch in anderen Zweigen in nennenswerter Weise erzielt worden. Das momentan günstige Resultat wurde durch eine Erhöhung des Zolleinkommens und des Ertrages einiger indirekter Steuern, namentlich Verzehrungssteuer (begründet durch den Erntesegen der letzten Jahre) und die aus demselben Grunde besser eingegangenen und erschwinglichen direkten Steuern, dann aber vorzugsweise nebst der Verwendung der Aktivreste früherer Jahre durch den sukzessive stattfindenden Verkauf der Staatsgüter (also Verwendung des Stammkapitals) erreicht, dann durch die im Jahre 1868 genehmigte Erhöhung einiger Steuern, namentlich Haus- und Erwerbsteuer, endlich aber durch Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld um 20 Prozent, also durch Bankerott, und die Einstellung der obwohl vertragsmäßig festgestellten Schuldentilgung und Verwendung der hiedurch entbehrlich werdenden Summen für Deckung laufender Auslagen. Wenn nun aber die Aktivreste verwendet, die Staatsgüter verkauft sind und auch nur eine minder gute Ernte eintritt, was dann? Man vergleiche nur die Zustände vor und unmittelbar nach dem österreichisch-preußischen Kriege mit jenem, welcher sich seit der Inaugurierung der Beustschen Politik entwickelt hat. Es ist dieser Vergleich um so angezeigter, als von der deutsch-liberalen Partei jetzt die Behauptung aufgestellt wird, die Verwicklungen in Böhmen, Mähren, Galizien, Tirol, Krain u. s. w. seien nur auf Rechnung des „Sistierungsministeriums" zu schieben, es seien dies Nachwirkungen der damaligen Politik, welche die „Deutschen vernichten" und den Slaven zur unumschränkten Herrschaft verhelfen wollte. Natürlich ist dies nur ein Manöver, um die jetzige Regierung, welche dieser Partei entstammt, als schuldlos hinzustellen; aber wer zur Lüge greifen muß, um sein Tun zu entschuldigen und zu rechtfertigen, der verrät dadurch nur sein eigenes Schuldbewußtsein; er verteidigt eine verlorene Sache. Jene Partei sollte mir nur gütigst den Deutschen zeigen, dem ich ein Haar gekrümmt habe, um meinen angeblich so großen slavisch-nationalen Velleitäten Genüge zu tun. In Ermangelung eines anderen Faktums beruft man sich auf das Sprachengesetz für Böhmen, welches die beiden Landessprachen in den Mittelschulen für obligat erklärt und während meiner Ministerschaft sanktioniert wurde. Nun ist aber meritorisch dadurch gar nichts geändert worden, indem ganz dieselbe Bestimmung bereits unter Schmerling in der Form einer Ministerialverordnung in Kraft war. In den böhmischen Gymnasien wurde diese Einrichtung bereits von dem Unterrichtsminister Thun getroffen. Schmerling hat sie nicht allein fortbestehen lassen, sondern hat dieselbe auch auf die Realschulen ausgedehnt. Übrigens bestand die gleiche Bestimmung bezüglich der Landessprachen auch in anderen Ländern, z. B. in Galizien

und Tirol. Schmerling wurde wegen seiner Verordnung, obwohl er von keiner Vertretung hiezu gedrängt wurde, sondern aus eigener Initiative handelte, doch niemals für einen Feind des Deutschtums erklärt, im Gegenteil, man feierte ihn als den treuesten Freund der Deutschen. Wie läßt sich dann die gegen mich gerichtete Beschuldigung rechtfertigen?

Ganz einfach dadurch, daß, wenn man nun einmal anklagen will, um daraus politisches Kapital zu schlagen, man sich ein Anklageobjekt beliebig schafft. Auf die Einwendung, daß durch das erwähnte Landesgesetz der status quo gar nicht geändert wurde, fand man keine andere Erwiderung als: „Die Verletzung liegt in der Form; während früher nur eine Ministerialverordnung bestand, die ja immer wieder behoben werden konnte, ward diese später in ein förmliches Gesetz verwandelt und dadurch eine gewisse Stabilisierung der Maßregel eingeführt." Also durch die Form wurde das Deutschtum verletzt! Es liegt schon eine ganz eigentümliche konstitutionelle (!) Auffassung darin, daß man durch eine Beschränkung des Verordnungsrechtes der Regierung und durch die Ausdehnung der legislativen Funktion der Vertretung die Deutschen, die sich so viel auf ihren Konstitutionalismus zu gute halten, verletzt!

Übrigens hat sich auch das Argument einer größeren Stabilisierung dieser Maßregel durch die Erfahrung als nicht stichhältig erwiesen; denn dieses Gesetz wurde schon nach zwei Jahren wieder durch die Landesvertretung mit Allerhöchster Sanktion aufgehoben. Im Jahre 1866 hat dieselbe Partei dagegen geeifert, den Gegenstand legislativ zu behandeln, und für die Regelung der Sache im Verordnungswege plädiert, die im Jahre 1867 im Reichsrat denselben Gegenstand wieder legislativ regelte, nämlich staatsgrundgesetzlich feststellte, daß eine zweite Landessprache in den Schulen nicht in den obligaten Unterricht aufgenommen werden dürfe. Außerdem wurde in das Verfassungsgesetz § 15, Absatz 2, die Bestimmung aufgenommen, daß gleichwie zur Abänderung der Verfassung selbst auch zur Änderung des Gesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger eine Mehrheit von zwei Dritteilen der Stimmen erforderlich sei. Also nicht genug an dem, daß man nun — weil die Deutschen im Besitze der Macht waren — das Gegenteil des früher Bestandenen zur Norm erhob, nicht genug, daß man dies in Form eines Gesetzes tat, sondern das einfache Gesetz genügte nicht einmal, um vor möglichen Änderungen zu schützen; es mußte diese Bestimmung gleich einem Verfassungsartikel mit dem Schutze und Schirme einer zum giltigen Beschlusse erforderlichen höheren Stimmenzahl umgeben werden. Wäre somit in dem im böhmischen Landtage beschlossenen Gesetze über den obligaten Sprachunterricht eine Unterdrückung der Deutschen gelegen gewesen, so haben diese, sobald sie zur Macht gelangten, die Unterdrückung doppelt und dreifach zurückgegeben, denn sie haben hiezu nicht bloß gleichfalls die Form des Gesetzes gewählt, sondern sie gaben ihrem Beschlusse die Form und den Schirm eines Verfassungsgesetzes und beschlossen zugleich meritorisch in der Sache selbst eine Neuerung.

Es ist dies eine herrliche Illustration des Gerechtigkeitssinnes dieser Partei; aber auch ihre politische Klugheit wird dadurch in das rechte Licht gestellt. Die Kenntnis der Landessprachen ist eines der notwendigsten

Mittel der Verständigung und zugleich die wirksamste Waffe, um die eigenen Ideen und Grundsätze, die man für wahr und heilsam erkennt, gegen die nationalen Gegner wirksam zu verteidigen, ihnen bei diesen Eingang zu verschaffen. Auf dieses Mittel, auf diese Waffe haben die Deutschen in leidenschaftlicher Verblendung verzichtet und wundern sich nun, wenn sie von Tag zu Tag mehr isoliert dastehen.

Bei den früheren Bestimmungen über den obligaten Sprachenunterricht in den Mittelschulen ist man nicht vom exklusiv-nationalen Standpunkte ausgegangen, denn man hat ja der Sprache jeder Nation das gleiche Recht eingeräumt. Der entscheidende Gesichtspunkt war hiebei nur allein der, daß in den Mittelschulen das praktische Bedürfnis derjenigen, welche im Lande leben und wirken wollen, Berücksichtigung finden müsse und daß die Lernfreiheit erst auf den Hochschulen am Platze sei. Daß aber die Erlernung beider Landessprachen ein Bedürfnis sei, wird jedem offenbar, der ohne Leidenschaft mit offenen Augen die Verhältnisse betrachtet, der sein Augenmerk darauf richtet, wie selbst die bäuerliche Bevölkerung durch die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs dazu gedrängt wird, den Kindern durch den sogenannten „Wechsel" wenigstens die allernotwendigste Kenntnis der zweiten Landessprache zu verschaffen, die aber bei einer weiteren geistigen Ausbildung zu einem höheren, speziellen Beruf natürlich nicht ausreicht, sondern eine gründliche Erteilung des Unterrichtes in den Mittelschulen erfordert. Es wird dies endlich auch dadurch offenbar, daß ja die Erfahrung über die Resultate eines freien Sprachenunterrichtes bereits vorliegt. Nicht allein daß in der Prager Handelsschule die französische Sprache zuerst nur als freier Gegenstand gelehrt wurde, die Resultate aber so kläglich ausfielen, daß man sich genötigt sah, den Unterricht für obligat zu erklären, sondern es wurde bis zum Jahre 1850 auch die böhmische Sprache in Böhmen nur als freier Gegenstand behandelt, was zur Folge hatte, daß nur ein winziger Bruchteil der in dieser Schule Gebildeten wirklich der böhmischen Sprache mächtig war, so daß es noch bis zum heutigen Tage an Beamten, Geistlichen, Technikern &c. im Lande fehlt, die des Böhmischen mächtig wären.

Während meiner Statthalterschaft in Böhmen ereignete sich in Raudnitz, im Sprengel des Leitmeritzer Kreisgerichtes, ein förmlicher Aufruhr unter den Arbeitsleuten (Sackträgern für die Schiffsverladung). Da es sich um ein Verbrechen handelte, mußte das Kreisgericht einschreiten und obwohl in dessen Sprengel die slavische Bevölkerung nach Hunderttausenden zählt, so war doch bei diesem Gerichte ein einziger Beamter der böhmischen Sprache mächtig, welcher daher als Untersuchungsrichter fungierte.

Bei der Schlußverhandlung durfte der Untersuchungsrichter nach dem Gesetze nicht intervenieren; so kam es denn, daß das ganze Richterkollegium kein Wort von dem verstand, was die Angeklagten und ein großer Teil der Zeugen vorbrachten. Der Bezirksvorsteher von Raudnitz, welcher als Zeuge vorgeladen war, mußte dem hohen Gerichtshof als Dolmetsch dienen, da sonst eine Urteilsschöpfung nicht möglich gewesen wäre. Diese Herren Richter hatten alle ihre Bildung in einer Zeit empfangen, da die böhmische Unterrichtssprache ein „freier" Gegenstand war.

Es ist dies auch sehr erklärlich; im Knabenalter hat man nicht die nötige Reife zur Beurteilung der Notwendigkeit des Unterrichts überhaupt und noch weniger der Notwendigkeit eines einzelnen Lehrgegenstandes. Man lernt, weil man lernen muß, und lernt daher auch nur, was man lernen muß. Die Eltern können allerdings auch jetzt ihre Kinder verhalten, die zweite Landessprache zu lernen; allein der Erfolg ist dadurch nicht verbürgt; dazu gehört der Eifer in dem Lernenden selbst, was in der Regel nur dann der Fall ist, wenn er weiß, daß der Fortgang im Sprachunterricht auf seine Klassifizierung einen Einfluß übt. Derzeit ist dies nicht der Fall.

Übrigens ist es nicht nationale Feindseligkeit, welche die Deutschen bestimmt, gegen die obligate Erlernung der böhmischen Sprache zu eifern. Es treibt sie hiezu noch ein Motiv, nämlich die Furcht, dadurch ihre eigene Nationalität einzubüßen, tschechisiert zu werden. Kuranda hat mir seinerzeit ganz offen erklärt, daß die Deutschen diese Besorgnis hegen, und es ist bezeichnend, daß sie sich nicht einmal scheuen, diese ihre nationale Ohnmacht einzugestehen. Im Bewußtsein dieser Schwäche suchen sie sich gegen die slavische Nationalität abzuschließen, wodurch sie sich aber isolieren, des wirksamsten Verständigungsmittels berauben und deshalb gar keine Fortschritte in ihren politisch-nationalen Bestrebungen zu verzeichnen haben. So lange sie die Regierung mit ihrer Macht deckt, können sie sich zur Not behaupten, ohne jedoch die mächtigen Fortschritte der nationalen Gegner zu hemmen; fehlt aber jene Schutzmacht, so schwanken sie bei der Schwäche ihres Nationalgefühls und der Unfähigkeit, je zu einer festen Parteibildung zu gelangen, haltlos hin und her und sind nur zu leicht geneigt, ihre Nationalität zu verleugnen — wie z. B. in Ungarn —, sobald sie ein Hindernis ist, sich der mächtigeren Partei im Lande anzuschließen.

Wie genau es die Herren Deutsch-Liberalen mit dem Gesetze, auch mit dem von ihnen selbst geschaffenen, nehmen, zeigten die Beschlüsse der Landtage in Unterrichtsfragen. So hat z. B. der steirische Landtag, in welchem die Blüte jener Partei ihren Duft verbreitet und unbeschränkt herrscht, den Beschluß gefaßt, daß in technischen Mittelschulen mit slavischer Unterrichtssprache das Deutsche obligat sein solle. Auf die schüchterne Einwendung des Regierungsvertreters, daß dies mit dem neu geschaffenen Staatsgrundgesetze im Widerspruch stehe, wonach die zweite Landessprache nicht obligater Unterrichts-Gegenstand sein darf, meinte die Majorität, man betrachte in diesem Falle das Deutsche nicht als Landes-, sondern als Kultursprache! Es genügte also eine beliebig gewählte Benennung, um das Gesetz zu umgehen. Die Regierung — so gerne sie auch mochte — sah sich doch wegen der zu flagranten Gesetzesverletzung genötigt, auf Nicht-Sanktionierung anzutragen.

Es sei hier auch in Kürze jener angeblichen Maßregelungen von verfassungstreuen Deutschen erwähnt, die man mir vorzuwerfen beliebt. Die eine betraf den Oberstaatsanwalt Waser in Graz, die zweite Froschauer in Vorarlberg.

Der erste, ein Popularitätsjäger sondergleichen, hat sich bei jeder Gelegenheit ganz offen gegen die Regierung erklärt. Nachdem er in seiner Stellung als Staatsanwalt vermöge seiner Berufspflicht gehalten ist, die Regierung zu unterstützen, so wäre es seine Sache gewesen, um Ent-

hebung von dem Posten eines Oberstaatsanwaltes einzuschreiten. Er glaubte aber einen größeren politischen Gewinn daraus zu ziehen, wenn er zwar offen gegen die Regierung Opposition mache, aber dabei fortfahre, als Staatsanwalt zu fungieren und so die Regierung zu nötigen, in der Sache die Initiative zu ergreifen. Dies ist denn auch geschehen und in welch grausamer Weise!

Waser ist geblieben, was er war, nämlich Oberlandesgerichtsrat, nur seinen Funktionen als Oberstaatsanwalt wurde er enthoben, seinem Eintritt in das Gremium des Oberlandesgerichts in Graz aber nicht die mindeste Schwierigkeit entgegengestellt. Der zweite, Froschauer, war Präsident des Vorarlberger Landtages in seiner Eigenschaft als Landeshauptmann, zugleich war er aber aktiver Staatsbeamter, nämlich Statthaltereirat in Innsbruck und beurlaubt — mit vollem Gehaltsbezug — für die Dauer seiner Funktion als Landeshauptmann. Bei den Landtagsverhandlungen in den Jahren 1865—1866 hat sich der Vorarlberger Landtag vor allen anderen durch Maßlosigkeit, durch die leidenschaftlichsten Angriffe gegen Persönlichkeiten, die in Beziehung zur Regierung standen, ja selbst durch den Mangel an schuldiger Ehrerbietung gegen die Krone ausgezeichnet, so daß die Adresse dieses Landtags — die einzige — vom Kaiser gar nicht angenommen wurde. Daß die Regierung damals den Landtagen die volle Freiheit ihrer Beratungen gewährte und in der Beurteilung ihrer Beschlüsse gewiß nicht ängstlich war, ist wohl genügend bekannt; es läßt sich daher auf den Ton der Vorarlberger Adresse des Landtags schließen. Daß der Vorsitzende einer Versammlung nicht für die Beschlüsse derselben verantwortlich gemacht werden kann, ist selbstverständlich; allein er hat nach der Geschäftsordnung das Recht und die Pflicht, allen persönlichen Angriffen, zu welchen die Debatte mißbraucht wird, entgegenzutreten und der Verhandlung einen objektiven Charakter zu sichern.

(Die persönlichen Angriffe waren vorzugsweise gegen den Ministerialrat Bernhard von Meyer gerichtet, da man sich dadurch zugleich bei der liberalen Partei der nahen Schweiz beliebt machte.)

Froschauer machte aber von der Geschäftsordnung nicht ein einziges Mal Gebrauch; er ließ der Leidenschaft, weil sie gegen die Regierung gerichtet war, vollkommen freien Lauf. Ein solches Verhalten eines nicht bloß ernannten Landeshauptmanns, sondern eines aktiven k. k. Beamten coram publico konnte nur als eine Demonstration gegen die Regierung aufgefaßt werden, welche diese, wenn sie nicht selbst ihr Ansehen untergraben wollte, unmöglich hinnehmen konnte. Nachdem nun Froschauer seit Jahren, ohne Dienste zu leisten, aus Gnade des Kaisers den Aktivitätsgehalt als Statthaltereirat bezog, so wurde er nun aus Anlaß seiner demonstrativen Haltung gegen die Regierung einfach aus der Reihe der aktiven Staatsbeamten gestrichen und normalmäßig pensioniert. Das war die ganze Maßregelung! Ein politischer Beamter, ein Regierungsorgan, welches gegen die Regierung demonstriert, hat dadurch auf diese seine Stelle resigniert; tritt er nun nicht selbst förmlich zurück, so ist es Pflicht der Regierung, dieser Anomalie ein Ende zu machen.

Interessant ist es, daß gerade jetzt der früheren Regierung daraus ein Vorwurf gemacht wird, jetzt, wo nicht nur eine ähnliche Demonstration keinen Augenblick geduldet wird, sondern wo das Bürgerministerium von vorneherein jeden politischen Beamten verpflichtet hat, keine andere Überzeugung zu haben und zu äußern als die der Regierung, und diejenigen Beamten, die sich dieser Forderung nicht unterwerfen wollten, entweder selbst gegangen oder gegangen worden sind. Siehe z. B. Tirol.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß unter der früheren Regierung jede ungerechte Bevorzugung einer Nationalität auf Kosten der anderen vermieden wurde, daß allen gleiche Freiheit und gleiches Recht von der Regierung gewährt wurde, und daß eben deshalb die deutsch-liberale Partei ihre Klagestimmen laut werden ließ, denn, wie die Folge lehrte, sie wollte kein gleiches Recht, sondern die Alleinherrschaft, die Überordnung über die anderen Nationalitäten. Diese ist ihr nun geworden und seither hat die nationale Feindseligkeit sich so sehr gesteigert, daß die äußere Ruhe, schon häufig gestört, nur mehr durch die Anwendung von Gewaltmaßregeln wieder hergestellt und notdürftig erhalten werden kann.

In der vergangenen Regierungsperiode wurde die Ruhe und Ordnung aus ähnlichen Motiven nicht ein einziges Mal gestört, obwohl die militärische Besatzung, namentlich in Böhmen, noch nie so schwach war wie gerade damals, und obwohl der Krieg gegen Preußen den Slaven nichts weniger als sympathisch war, so haben sie doch gleich den Deutschen die größten Opfer mit wahrer Hingebung gebracht, um den allgemeinen Reichsinteressen zu dienen. Binnen fünf Wochen war die ganze Armee schlagfertig ins Feld gerückt, was am besten die Behauptung der Deutsch-Liberalen widerlegt, daß nach und infolge der Sistierung*) ein chaotischer Zustand im Innern des Reiches eingetreten sei. Nicht ein einziger Fall des Widerstandes von Seite der Bevölkerung bei der erforderlich gewordenen Armierung ist vorgekommen, während solche Fälle in Preußen überaus zahlreich waren. Im Gegenteil: die Bevölkerung hat vor und während des Krieges, namentlich in den am schwersten heimgesuchten Gebieten, alles getan, um den Verteidigungszweck zu fördern. Während des Krieges, nach den von den Preußen bereits erfochtenen Siegen, sind selbst aus den vom Feinde bereits besetzten Landesteilen die zur zweiten Rekrutierung berufenen Jünglinge, Deutsche und Slaven, mit Gefahr ihres Lebens den meilenweit entfernten Assentplätzen zugezogen, um mit dem edelsten Patriotismus ihrer Pflicht als Streiter für die gute Sache Österreichs zu genügen. Die Kommandanten der feindlichen Besatzungstruppen hatten die Todesstrafe jenen angedroht, welche, dem Rufe der Regierung Folge leistend, sich auf den österreichischen Assentplätzen stellen würden. Das sind Tatsachen, die den besten Geist der Bevölkerung bekunden, einen Geist, der nicht auf den nahen „Zerfall" des Reiches, sondern auf sein Gegenteil hinweist sowie auf ein so klares Bewußtsein patriotischer Pflicht — selbst beim gemeinsten Mann —, daß der angeblich „chaotische" Zustand im Innern des Reiches aus der Wirklichkeit in die Köpfe unserer Deutsch-Liberalen verwiesen erscheint.

*) Des Reichsrates.

Und wie wurde der Kaiser nach dem Kriege bei seiner Rundreise in Mähren, Schlesien, Böhmen und Niederösterreich von der Bevölkerung aufgenommen! Zahllose Beweise der treuesten Anhänglichkeit der deutschen und slavischen Bevölkerung wurden ihm dargebracht, auch in jenen Gegenden, die durch den Krieg die bittersten Leiden zu erdulden gehabt hatten. Auch nicht ein einziger Mißton, welcher aus der Bevölkerung selbst laut geworden wäre, störte den überwältigenden Eindruck der offen und ausnahmslos betätigten Liebe und Treue des Volkes zu seinem Monarchen; und es zeigte sich, welche tiefe Wurzeln diese edlen Gefühle im Herzen des Volkes geschlagen hatten, da nicht allein vor dem Kriege und während desselben, sondern auch nach seinem höchst ungünstigen Ausgang, nach den schwersten Prüfungen, die den Menschen auferlegt werden können, der patriotische Sinn sich ungeschwächt und im vollsten Glanze zeigte. Waren das vielleicht auch Symptome des „Zerfalls"?

Unter den Deutsch-Liberalen gab es freilich so manche, denen diese Kundgebungen recht bittere Stunden verschafften. Mühlfeld unternahm es, im niederösterreichischen Landtage 1866 bei der Adreßdebatte im Ausschusse diesen Eindruck der Volksmanifestationen in Niederösterreich abzuschwächen. Er wollte in die Adresse einen Passus aufgenommen wissen, der in den erwähnten Kundgebungen des Landvolkes jeden politischen Wert bestritt. An Gesinnungsgenossen fehlte es ihm in dieser Versammlung gewiß nicht, allein sie wagten es nicht, einer solchen Anregung zu folgen.

Nach dem Kriege ist, ungeachtet die physische Macht der Regierung äußerst geschwächt war, die gesetzliche Ordnung und Ruhe gleichfalls nirgends gestört worden; die Verwaltungsorgane konnten ohne jedes Hemmnis ihre Tätigkeit entfalten, die Verpflichtungen, welche der Friedensschluß Österreich gegenüber dem Sieger auferlegte, wurden in der kürzesten Zeit vollständig erfüllt, was denn doch alles keine Symptome einer ohnmächtigen Regierung und eines zerfallenden Reiches waren.

Die Symptome einer beginnenden inneren Zersetzung in die nationalen Bestandteile zeigten sich erst, als das System des Herrn von Beust mit seiner Konsequenz — Giskra, Herbst — seine Wirksamkeit entfaltete, und es ist bezeichnend, daß jetzt nach Verlauf von zwei Jahren eine englische Zeitung von dem Ansehen und der Verbreitung der „Daily News" von dem „innerlich zerrütteten" Österreich spricht.

Wenn nun in offenem Widerspruch mit den Tatsachen die deutschliberalen Organe, voran der sogenannte „Moniteur" der Liberalen, die „Neue Freie Presse", die bedenkliche Konstellation in Böhmen, Mähren, Galizien mir in die Schuhe schiebt, so möchte ich diese weisen und gerechten Ankläger nur fragen, wie es komme, daß die ersten bedenklichen Symptome eines Rassenkrieges (wie er bevorsteht) zu meiner Zeit nicht hervortraten, während sie seit Beginn der neuen liberalen Ära auftauchten und, je länger diese dauert und in ihrem Geiste gewirkt wird, um so zahlreicher und drohender hervortreten. Der Kausalnexus zwischen dieser Ära und jenen Symptomen fällt so sehr in die Augen, daß der schlichte Menschenverstand, der nicht geneigt ist, von der Wirklichkeit zu abstrahieren, nicht umhin kann, die Ursache der weit verbreiteten inneren Unzufriedenheit, ja der tiefsten

Erbitterung an jener Stelle zu suchen, gegen welche diese Unzufriedenheit ganz offen gerichtet ist.

Dieselben liberalen Organe ermüden nicht in der Behauptung, daß mein politisches System hohl und lebensunfähig war, während das jetzige voll Kraft und Saft sein soll. Wie kommt es nun, daß dieses lebensunfähige System jahrelang, nachdem es aufgehört hat zu sein, noch Wirkungen äußert und das neue System voll Lebenskraft (!) dieser Wirkungen nicht allein nicht Herr zu werden vermag, sondern sie tagtäglich sich steigern sieht?

Die Wahrheit liegt einfach darin, daß man nach einer Regierungsperiode, in welcher auch für die nichtdeutschen Völker ein gerechter Sinn waltete, die Politik der Beherrschung eines Volkes durch das andere noch schwerer erträgt als sonst. Eine Wahrheit ist es ferner, daß man in der früheren Periode erkannt hat, wie eine politische Zentralisation mit nationaler Oberherrschaft den Lebensbedingungen des Staates widerstreite, während man dies jetzt gänzlich verkennt und daher die ernstesten Gefahren für den Bestand des Reiches heraufbeschwört.

Das ist wohl ein arger politischer Fehler, „der mehr ist als ein Verbrechen". (Talleyrand.)

Der Reichsrat in beiden Kammern hat seinen Tadel immer nur gegen jene Politik gerichtet, welche die Versöhnung der politischen Gegensätze in ihrem wertvollen Teile erstrebte und errang. Dagegen hat er selbst den schweren politischen Fehler, der später das ganze Verfassungswerk vergiftete, durch seine Haltung möglich und wirklich gemacht. Die politische Herrschsucht war das Motiv dieser Urteils- und Handlungsweise. Dort wurde die Herrschbegier gehemmt, daher der Tadel, hier wurde sie befriedigt, daher das Lob und die Verblendung. Wie weit man von dieser Erkenntnis noch entfernt ist, beweist eben der Umstand, daß Schmerling zum Wortführer erwählt wurde und Anton Auersperg ihm so wirksam beistand. Dieses Reichsratsmitglied, welches zu jenen zählt, die mit „Stolz" den Reichskanzler einen Österreicher nannten, hat nun sein „Ohr an das Herz des österreichischen Volkstums gelegt", und — nach drei Jahren — plötzlich erlauscht, daß — Beust ein Sachse ist.

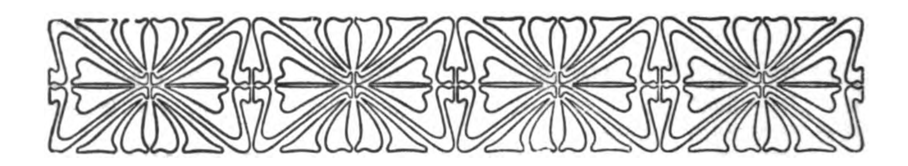
Während das Herrenhaus den Mut betätigte, auch in der Verblendung bis aufs äußerste auszuharren, haben die letzten Taten der zweiten Kammer mehr den Eindruck vollständigen Verzagens hervorgerufen. Alle die früher besprochenen wichtigen Verhandlungsgegenstände, die in den Ausschüssen so mutig durchberaten und für die Plenarbeschlüsse reif gemacht worden sind, wurden jetzt eilig von der Tagesordnung gestrichen und in aller Stille dem Parlamentsarchiv anvertraut. Man hat in der Verwirrung des Augenblicks selbst vergessen, sich die kurzbemessene Zeit als Entschuldigung vorzubehalten; denn dem lieb gewonnenen Eisenbahngeschäft wurde ja noch ein guter Teil der letzten Sessionsstunden zugewendet. Die ohne Diskussion angenommene Adresse füllt eine breit ausgeführte Klage über den verderblichen Föderalismus, der dadurch gleichsam als der unvermeidliche Erbe des gefallenen Systems bezeichnet wird. Endlich stimmte der Präsident von Kaiserfeld ein Grablied an, welches eine ergreifende Schwermut über den „tiefen Niedergang" der Verfassungsgeschichte, über den Mißerfolg,

„das Unterliegen" der Verfassungs-Partei durchzieht. Die Rede endete zwar mit „Zuversicht", die aber nach dem Gesamtinhalt nur auf ein besseres Jenseits gedeutet werden kann.

Wir sind zwar in die Geheimnisse der inneren Parteigeschichte nicht eingeweiht, wir urteilen nur nach den offen vorliegenden Tatsachen; sind diese auch traurig genug, so halten wir den Verzweiflungsruf dennoch für verfrüht. Giskra, der liberale Musterheros, hat seine letzte Karte, die Wahlreform, noch nicht ausgespielt und die Zeit und Art der Unterbrechung seines Werkes stellt eine baldige Wiederaufnahme desselben in ziemlich sichere Aussicht. Mit dem Ministerium Potocki ist die Politik zu Ehren gekommen, welche die frühere Ministermacht in ihrer Denkschrift vom 26. Dezember entwickelt hat; es ist dies dieselbe Politik, welcher sich der Reichskanzler „nach seinen persönlichen Ansichten" und „nach seiner Stellung" zuwendet. Natürlich, diese Wandlung war ja längst vom Ballplatz aus vorbereitet. Wie nun alles von dieser Provenienz keine Lösung bringt, sondern nur neue, immer ernstere Verwicklungen schafft, so wird auch der neue politische Versuch bald hoffnungslos seinem Ende entgegengehen.

Vor kurzem haben die „Historisch-politischen Blätter" in ihren Mitteilungen über „österreichische Zustände" das Programm, welches die letzterwähnte Denkschrift enthält, in seinem positiven Teile ein unklares und widerspruchvolles genannt. Ich halte dieses Urteil für richtig. Das Ministerium Potocki wird die bisherige Opposition nicht gewinnen und die deutsch-liberale Partei verlieren, daher bald schwächer sein als sein unmittelbarer Vorgänger. Sein Mißerfolg kann nicht lange ausbleiben und am Ende der kurzen Laufbahn des gegenwärtigen Kabinetts erhebt sich „Giskra redivivus"!





Literarische Umschau.

Von Richard von Kralik.

Die bei Gelegenheit des österreichischen Katholikentages im November 1905 versammelten katholischen Autoren haben durch eine einstimmig angenommene Resolution die Aufmerksamkeit der öffentlichen Faktoren auf die außerordentliche Wichtigkeit der Pflege guter Literatur hingelenkt, überzeugt, daß in der Literatur ein Hauptmittel der Erhaltung oder Zerstörung gelegen sei. Sie dürfen die Unterstützung ihrer Bestrebungen umso eher erwarten, als sie sich bewußt sind, vor allem die höchsten Güter des Rechtes, der Wahrheit und der Schönheit zu verteidigen, obwohl, wie die Erfahrung zeigt, die Negation auf allen Gebieten lockender und bequemer, auffallender und herausfordernder erscheint. Das Vorhandensein einer vollwertigen katholischen Literatur wurde bisher nur deshalb vielfach ignoriert, weil sie bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Presse und des Buchhandels so gut wie ausgeschaltet erschien, ein Verhältnis, das durchaus nicht dem wirklichen Stande der Sache entspricht.

Die katholischen Literaten haben sich in dieser Resolution vorerst und zunächst an die ihnen in Gesinnung nahestehenden Faktoren gewandt. Sie haben die katholischen Preßorgane aufgefordert, die katholische Literatur mehr als bisher, systematischer und zweckbewußter zu beachten, nicht um sie unbedingt zu loben, sondern um sie immerwährend in Evidenz zu halten. Eine solche gesteigerte Beachtung kann gewiß den anderweitigen Zwecken der Blätter keinen Abbruch tun, sondern im Gegenteil nur den Leserkreis heben, seine Interessen fesseln und auch der katholischen Presse neue Kräfte zuführen. Die katholische Presse hat das gleiche Interesse an der Hebung der katholischen Literatur, wie die Literatur es hat an der Hebung der Presse.

Ich habe darum angefangen, eine wöchentliche kurze und knappe Übersicht über die katholischen Literaturbewegungen zu geben, teilweise an der Hand einer Zeitungsschau, mit kritischer Heraushebung des Bedeutendsten, selbstverständlich mit Festhaltung eines bestimmten Standpunktes. Denn es wäre eine arge Selbsttäuschung, daß eine kritische Würdigung ohne warme Parteinahme möglich sei. Wenn nur die Parteinahme ohne Verletzung der eigenen und der Würde des Gegners geschieht!

Ich stelle das Wesentlichste dieser allsonntäglich im Wiener „Vaterland“ erschienenen Umschau hier zusammen, in der Absicht, gleichstrebende Schätzer der Literatur zu ähnlichem Vorgehen anzuregen, so daß wir in der Tat nach einem gewissen Zeitraum sagen können, die katholische Literatur sei endlich in jene Beziehung zu unserer Kultur gebracht, die ihr gebührt.

Die folgenden Stücke mögen verschiedene Proben geben, wie dieser Feldzug eingeleitet werden kann durch Sammlung verschiedener Stimmen, durch prinzipielle Erörterungen, durch Charakterisierung einzelner Persönlichkeiten und Werke. Ich habe mich dabei der Mitarbeit einiger Freunde zu erfreuen gehabt.

1.

In der „Allgemeinen Rundschau“ wird die Frage nach Organisation und Zusammenkünften der katholischen Autoren neuerlich von Tepe behandelt. Direktor Gaßner in Görz hat die Sache angeregt und wir werden sie nicht aus den Augen lassen.

Die „Allgemeine Rundschau“ bringt in Nr. 48 auch eine sehr beachtenswerte tapfere Äußerung von M. Herbert. Sie sagt: „Die katholische Kritik hat bereits seit einiger Zeit eine tief bedauerliche Schwenkung gemacht, sie hat die Taktik ergriffen, die Erzeugnisse des eigenen Lagers entweder tot zu schweigen oder mit einer gewissen Verächtlichkeit zu behandeln; sie ist ins feindliche Lager übergegangen und hat in das große Tutehorn von der Minderwertigkeit katholischen Schaffens gestoßen. Einer späteren Literaturgeschichtsschreibung wird dieses klägliche Symptom unserer Zeit klar vor Augen treten und die Schuldigen werden das Odium, das sie auf uns geladen, nicht abschütteln.“ Wir schließen uns dem vollkommen an. Eine Resolution der katholischen Autoren beim Katholikentag äußert sich in gleicher Weise. Jene Kritik ist umso entschiedener abzuweisen, wenn sie, von unfruchtbaren und unselbständigen Nachschreibern ausgehend, auch ganz unfruchtbar bleibt.

In der „Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland“, Nr. 11, wird Bartels' Geschichte der deutschen Literatur beifällig besprochen, aber auch seine Unkenntnis der katholischen Literatur betont. Da hat Bartels' Gegner, Richard M. Meyer, in seiner Geschichte wie im Grundriß doch noch mehr. Im erwähnten Aufsatze wird die Charakterisierung der neuesten Literatur durch Bartels also wiedergegeben: Dreißigerjahre: Junges Deutschland. Vierzigerjahre: Politische Dichtung, Freiligrath, Dingelstedt. Fünfzigerjahre: Höhepunkt des poetischen Realismus, Reuter, Freytag, Storm, Kl. Groth, G. Keller. Sechzigerjahre: Eklektizismus der Münchner, Geibel. Siebzigerjahre: Dekadenz, Sensationsroman. Achtzigerjahre: Fremde Einflüsse, Zola, Ibsen, Tolstoi, Moderne, Naturalismus, Symbolismus. Neunzigerjahre: Heimatkunst.

Über die Briefe von Hermann und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis, herausgegeben von Bettina Ringseis, sagt der Rezensent in den „Dichterstimmen der Gegenwart“ (1906, 2): „Es ist wirklich ein idealer Genuß, diese ungeheuchelten Äußerungen zweier animae candidae aus dem Lager unserer protestantischen Brüder zu lesen; so müßte die wahre Toleranz trotz aller gegenseitigen Offenheit aussehen.“

Der Krach der nichtchristlichen Literatur wird immer klarer. In der „Österr. Rundschau“ 5, 57 nennt R. Holzer seinen sonstigen Gesinnungsgenossen Hermann Bahr „bodenlos verloren, hingegeben der Perversität“! Weiter: „Wie schattenhaft ist dieses Stück (Die Andere)! Wie furchtbar, wie ärgerlich erbarmungslos hat Bahr seiner Natur Gewalt angetan!“ Er meint,

daß Bahr einen neuen Bühnenstil schaffen wollte, dessen Agens nicht mehr Leidenschaft, sondern potenzierte Leidenschaft: Hysterie sein soll.

Fast alle Stücke dieser fälschlich modern genannten Autoren haben versagt. Dagegen liegt eine ganze Literatur katholischer Dramatik ungekannt da. Ungekannt von Freund wie von Feind.

2.

Die Hauptaufgabe dieser kritischen Rekognoszierung soll es sein, einen vergleichenden Überblick über unsere katholischen und die gegnerischen Kräfte auf dem Gebiete produktiver Literatur zu gewinnen. Es handelt sich darum, herauszubekommen, ob denn wirklich die Effektivstärke der gegnerischen Literatur so groß ist, wie die Presse und das Theater zu bezeugen scheinen, und ob wir nicht mit gleich gewichtigen Namen und Werken in den Kampf eintreten können.

Einen dankenswerten Versuch hat Schuk in Keiters katholischem Literaturkalender 1905 gemacht, indem er die katholischen Dichter Österreichs also gruppiert: Eichert, Anton Müller (Bruder Willram), Seeber, Meinrad Sadil, Landsteiner, Hlatky, Kralik, Domanig, Trabert. Es ist zu wünschen, daß dieser Versuch mit Kritik und allseitiger Kenntnis vom Autor noch vervollkommnet werde. Ein ungenannter Kritiker (H.) gibt im „Kolporteur“ folgende Zusammenstellung der „Wiener Poeten“: Kralik, Eichert, Hlatky, Domanig, Trabert, Seeber, Heinrich Opitz, Sadil, Coudenhove, Schneider-Arno, Bülow-Wendhausen, Greiffenstein, Handel-Mazzetti.

Zum Vergleiche geben wir hier eine kuriose Gruppierung, die Hermann Bahr mit der österreichischen Literatur der letzten 50 Jahre in einem Feuilleton vorgenommen hat. Er unterscheidet vier Typen: 1. Grillparzer mit Stifter, Warsberg, Ebner-Eschenbach, Saar. 2. Halm mit Weilen, Keim, Wartenegg, Kralik, Delle Grazie. 3. Bauernfeld mit Kaiser, Berg, Costa, Karlweis, Hawel, Schrottenbach. 4. Stelzhamer mit Anzengruber, Rosegger, Langmann, Adamus, Schönherr, Kranewitter. Die Jungen: Schnitzler, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Burckhard werden noch vorsichtig aufgehoben.

Wir werden auf solche Gruppierungen noch wiederholt zurückkommen, mögen sie nun in Zeitschriften oder in Literaturgeschichten erscheinen. Das Ziel unserer Kritik soll ja sein, unsere Zeit ebenso klar zu überblicken wie etwa ein vergangenes Jahrhundert, trotz der Schwierigkeiten der kurzen Distanz. Wir möchten gerne befreundete Organe zu gleicher Arbeit anregen. Dabei werden wir gerne manche Einschätzungen der Freundschaft oder Kameradie einstweilen noch in Kauf nehmen. Die Zeit bewährt doch schließlich alles.

Die Bezeichnung der katholischen Autoren im „Kürschner“ ist neulich wieder beanständet worden, als ob uns damit das Brandmal der Inferiorität und Rückständigkeit aufgedrückt werden sollte. Uns erscheint dies vielmehr als Auszeichnung und Anerkennung der einzig dastehenden Kulturmacht des katholischen Bekenntnisses. Jede andere Parteibezeichnung, orthodox, liberal, protestantisch, jüdisch, atheistisch, pantheistisch, materialistisch, nihilistisch, buddhistisch, spiritistisch, theosophisch u. s. w. würde sich lächerlich machen. Sie

wäre unmöglich. Es gibt eben nur einen katholischen Standpunkt, und nur deshalb, weil wir von dessen Einzigkeit überzeugt sind, sind wir katholische Autoren geworden, haben wir katholische Zeitungen und Monatsschriften gegründet und abonniert.

Ein schönes Büchlein hat Pater Alois Pichler erscheinen lassen: „Prinzipienkämpfe. I. Unzeitgemäßes" (Münster, Ostendorf, 1905). Es besteht aus drei Gruppen von Essays. Zuerst wird Hlatkys „Weltenmorgen" gewürdigt in seiner vollen Bedeutsamkeit und Aktualität; mit Recht wird auch die rücksichtslose kampfliche Tendenz als berechtigt anerkannt, wie wir sie besonders in Hlatkys „An der Schwelle des Gerichts" und in seinen Gedichten antreffen. Wenn Gottfried Kellers und Gilms Jesuitenlieder von der liberalen Ästhetik bejubelt werden, warum sollen wir nicht auch die frischfröhliche Kampfesweise anstimmen? In den folgenden Teilen von Pichlers Buch erfährt besonders Willmanns Philosophie eine eingehende Charakterisierung, ferner die „schwer erkämpfte Weltanschauung" Kraliks.

In das Kapitel der dekadenten Literatur gehört Sudermanns „Stein unter Steinen" und Schnitzlers „Zwischenspiel". Sudermanns Entwicklung enttäuscht immer mehr. Man hat ihn nach anfänglicher Nichtbeachtung eine Zeitlang überschätzt und zum Klassiker machen wollen. Aber man erkennt nun, daß er nicht viel anderes macht, als was die selige Birch-Pfeiffer auch konnte. Schnitzler stellt wie ein außerhalb der Gesellschaft Stehender alles auf den Kopf. Das sieht ein blasiertes Publikum auch eine Weile gerne an, bis es erkennt, daß alles doch nichts war als geschickte Technik, Witz und Skrupellosigkeit. Gewiß, diese Leute sind ganz geschickt, sie bieten dem allermittelmäßigsten Publikum das allerbequemste und billigste Reizmittel, aber das ist nicht Kunst, das ist nicht Poesie, das ist nicht Literatur, das ist Geschäft.

3.

„Jesse und Maria", ein Roman aus dem Donaulande von E. v. Handel-Mazzetti, ist zweifellos die interessanteste und bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der schönen Literatur, die wir heuer zu verzeichnen haben. Interessant an sich und durch die Aufnahme, die das Werk schon bei seinem stückweisen Erscheinen im „Hochland" gefunden hat. Man war sowohl über das Talent wie über die Tendenz der Verfasserin im Streit. Was nun das Talent betrifft, so konnte es wohl nur von vollkommen verständnislosen Kritikern geleugnet oder unterschätzt werden. Mir ist auf dem Gebiete des Romanes kaum ein stärkeres Talent bekannt. Die Gabe, das zu Erzählende leibhaftig vor sich zu sehen und es dem Leser so vorzustellen, daß er alles Erzählte zu sehen, zu erleben vermeint, das macht ja das spezifische Talent des Künstlers aus. Das ist die Gabe der Phantasie, wodurch er sich von den Nichtkünstlern unterscheidet.

Das muß man haben, das kann man nicht erlernen, nicht erschwindeln, nicht fälschen, nicht durch Surrogate der Mache ersetzen. Und wenn ich diese eigentliche Probe der Echtheit anwende, so hält unsere Dichterin glänzend stand. Mir kommen die Gestalten der Ebner-Eschenbach, Frenssens und mancher anderen Modeschriftsteller entweder viel verschwommener, blasser, blutleerer, unsicherer,

schemenhafter vor oder sie borgen ihr anscheinendes Leben mehr aus der analytischen künstlichen Technik gesuchter Häufungen mühselig zusammengerafften Details. Sie sind also entweder zu leicht und nebelhaft oder zu schwer und überhäuft mit aufdringlichen Nuancen. Keiner von jener Schule stellt die Gestalten seiner Einbildungskraft sowohl in ihrem Sein wie in ihrem Handeln so lebensvoll, so greifbar, so gegenwärtig vor unsere Augen, daß wir uns ihrer ebensowenig erwehren können wie eines wirklichen Erlebnisses.

Freilich, eine solche Realistik geht an die Nerven. Diese Gestalten bleiben nicht schön bescheiden im Rahmen ihres zierlich gedruckten, goldbeschnittenen Buches. Sie treten heraus mit all ihrer lebendigen Zudringlichkeit, sie greifen einem ans Herz, sie werden etwa auch durch ihre rücksichtslose Selbstigkeit unbequem, so daß man sich ihrer wie peinlicher Erlebnisse bewußt bleibt. Aber es hilft nicht. Man wird sie nicht mehr los, sie geben uns nicht mehr frei.

Aber ist es denn nicht bedenklich, einen solchen Realismus beim historischen Roman anzuwenden? Sollen wir uns damit nicht lieber nur auf die Gegenwart beschränken? Als ob der Dichter nicht auch diese Gegenwart erst mit seiner Phantasie verlebendigen müßte! Nein, die Kunst des Künstlers bleibt dieselbe einem modernen oder einem historischen Stoffe gegenüber. Der Phantasielose sieht weder die Gegenwart noch die Vergangenheit. Und es ist ein kurzsichtiger Irrtum, nur die nächste Gegenwart als unser Eigentum anzusehen. Uns allen steckt die Vergangenheit von tausend Generationen höchst gegenwärtig im Blut.

Die Dichterin hat hier noch viel konsequenter als in ihrem ersten großen Roman die engste österreichische Heimat zum Schauplatz ihrer Erzählung gemacht. Sie braucht nicht zu fürchten, daß ihr Werk dadurch an allgemeinstem Interesse verlieren könnte. Die Unmittelbarkeit, die Exaktheit, die Wärme der Lokalschilderung kommt dem Leben des Werkes zugute. Ich will gar nichts davon sagen, daß wir Österreicher darauf stolz sein können. Es ist einfach das Natürliche, Rechte und Echte, daß ein österreichischer Dichter sich an den Problemen der Heimat begeistere. Er wird damit auf die weitesten Kreise suggestiv wirken. Wie gerne folgen wir doch dem Erzähler nach der ihm heimischen Schweiz, nach Schleswig-Holstein und so weiter! Wir wollen, daß er uns von dem erzähle, was er kennt und was ihm wert ist.

Die Erzählerin hat eine grausame und blutige Episode aus der Zeit der Gegenreformation gewählt. Sie hat durch unbarmherzige Zeichnung der krassesten Gegensätze manche friedliebenden und versöhnungsfrohen Gemüter sowohl unter den Katholiken wie Protestanten verletzt oder doch beunruhigt. Auch ich habe mich oft genug während der Lektüre aufgeregt und geärgert. Aber doch muß ich auch diese kühne Wahl des Themas würdigen und anerkennen. Es hilft uns eben nichts, das konfessionelle Problem ist heute weitaus das aktuellste und wichtigste, es ist dringender als das soziale und nationale oder sonst ein Problem. Hier liegt die wunde Stelle, hier muß der Arzt schneiden oder heilen, sonst nützt alle andere soziale und kulturelle Arbeit nichts.

Es ist darum sehr erwünscht, wenn uns diese Zeit der schärfsten Gegensätze so gegenwärtig, so kräftig, so ungeschminkt wie möglich vor Augen

gestellt wird. Wir können und sollen daraus lernen. Wir müssen uns ganz mit dem Ernste jener Probleme erfüllen. Die deutsche Kultur der Gegenwart wird ja immer praktischer zu entscheiden haben, ob die Zukunft auf dem Wege nach oder von Rom weg liege. Und gewiß hat in dieser Entscheidung der Dichter auch ein gewichtiges Wort mitzusprechen als Zeuge für echte oder falsche Kultur.

Ich habe meinem Referate noch zwei Bemerkungen hinzuzufügen, nicht nur als Einschränkungen meines Lobes, sondern die eine auch als Charakterisierung, die andere als Bitte. Die Dichterin hat Anstoß erregt, daß sie, dem Charakter jener Zeit entsprechend, oft eine Sprache führen läßt, die wir heute zarter anzudeuten gewöhnt sind. Das gehörte wohl zu ihrem Programme. Sie wollte ja kein Buch für die Jugend schreiben. Daß sie auch das gekonnt hätte, wenn sie wollte, daran ist nicht zu zweifeln. Wir haben deshalb kein Recht, sie ganz zu verurteilen. Wir brauchen nur zu konstatieren, daß ihr Roman keine Jugendlektüre ist. Er fordert die reifsten, die allerreifsten Leser.

Und schließlich Wunsch und Bitte. Es gibt Episoden der Gegenreformation, die versöhnlicher und apologetischer im unmittelbaren Sinne sind. Nicht immer und überall hat Gewalt, List, Betrug, Verrat, Tölpelei, Denunziation, Roheit, Wüstheit sich so geltend gemacht wie hier. Die Reformation ging bei uns meist von einigen Adeligen aus, die damit die Kaisergewalt schwächen wollten. Die Gegenreformation war meist nichts anderes als eine Befreiung des Volkes von diesen kleinen Tyrannen. Jedenfalls war die Sache der Schönheit und Kunst nicht wie in diesem Roman auf Seite der Protestanten. Wie sich das tiefe Gefühl des Volkes, gepaart mit dem Genie des tieferen Denkers, von der Unduldsamkeit und Beschränktheit der damaligen reformatorischen Theologie befreite, davon ist etwa für Schlesien die Erscheinung und die große Wirkung des Angelus Silesius ein leuchtendes Zeugnis. Möge unsere Dichterin nächstens einen solchen Stoff wählen! Dann wird sie nicht nur eine bedeutende Talentprobe, sondern auch ein ausgeglichenes, versöhnendes Werk schaffen, wie es „Jesse und Maria“ wohl nicht ist. Eine schrille Dissonanz durchzieht es von Anfang bis zum Schlusse. Die gut katholische Dichterin hätte auch rein künstlerisch eine dankbarere Arbeit, wenn sie nicht nur wie hier die innige Verehrung des katholischen Volkes für ein kunstloses, aber gnadenvolles Marienbild dem kalten Ästhetizismus der Protestanten gegenüberstellte, sondern wie etwa im Fall des Angelus Silesius die tiefste Genialität der katholischen Mystik der beschränkteren reformatorischen Verfolgungssucht. Aber dann müßte sie freilich auf das laute Lob jener verzichten, die sich nun gerade an der für den katholischen Standpunkt nicht allzu günstigen Stoffwahl und Ausführung erfreuen.

4.

In den neu übersetzten „Intentionen“ des unglücklichen Engländers Wilde kommt unter anderem das Paradoxon vor, daß „das Leben die Kunst weit mehr nachahmt als die Kunst das Leben“. Es steckt viel Wahrheit darin, wenn man bedenkt, welche furchtbaren Wirkungen die Literatur auf das praktische Leben, auf Sitte, Religion, Staat, Gesellschaft schon ausgeübt hat. Eine neue beherzigenswerte Mahnung, mit aller Energie uns der Pflege

und der Verbreitung guter und heilsamer Literatur zu widmen! Ein anderes Paradoxon Wildes besagt, daß die Kritik schöpferisch zu sein hat, daß sie als schaffende Kunst erst das zu kritisierende Werk vollendet. In der Tat, was nützt z. B. alles produktive Arbeiten unserer christlichen Literaten, wenn sich nicht schöpferische Kritiker finden, die dem Publikum die Kenntnis davon vermitteln, die die Einsicht und Kühnheit haben, sie den überschätzten Modegötzen als gleichwertig, als überlegen an die Seite zu setzen! Ja, die angebliche Inferiorität unserer katholischen Literaturzustände liegt hauptsächlich an diesem Mangel.

Karl Muth, der einflußreiche Kritiker, läßt heuer in einem weitverbreiteten Weihnachtskataloge unserem Dichter Eduard Hlatky durch eine eingehende Besprechung die volle ihm gebührende Ehre zuteil werden. Er schließt mit dem Ausspruche, daß der „Weltenmorgen" Hlatkys „alles weit überragt, was auf dem Gebiete der geistlichen Dichtung seit den Tagen der ausgehenden Romantik geschaffen worden ist". Vortrefflich! Gewiß wird Muth nunmehr nicht ermangeln, in dem von ihm so erfolgreich geleiteten „Hochland" diese seine Erkenntnis zu verwerten. Wir sind überzeugt, daß sein Scharfsinn ihn mit der Zeit auch andere katholische Dichter wird entdecken lassen, noch bevor sie das Greisenalter erreicht haben.

Soeben ist ein für unseren Gegenstand wichtiges, ja grundlegendes Werk erschienen: „Rückständigkeiten", gesammelte Aufsätze von Pater Ansgar Pöllmann aus der Beuroner Kongregation. Er gibt eine vorläufige, noch nicht abgeschlossene Heerschau über katholische Kritik, Literatur und Literaturpflege, er behandelt unter anderen vorzüglich Guido Görres, Hülskamp, Helle, J. V. Zingerle, Franz Reinhard, Grimme, Greif, Eichert, Gaudentius Koch, Kreiten, Schaching, Domanig, Lieber. Er nennt noch Redwitz, Molitor, Strachwitz, Heemstede, Jüngst, Herbert, Rafael, Hansjakob, Eschelbach, Welter, Müller, Lehner, Krapp, Witkop, Dransfeld, Hlatky, Keller, Handel-Mazzetti, die er zum Teil einem zweiten Bande vorbehält. Der auffallende Titel wird dadurch erklärt, daß allen Aufsätzen die prinzipiell verschiedenen Ansichten über katholische Rückständigkeit zugrunde liegen, wie sie einerseits von Muth, andererseits von Kralik vertreten werden. Wir werden uns gewiß noch oft mit diesem Buch zu beschäftigen haben.

Im Jahre 1870 schloß John Henry Newman, der Begründer der Oxforder Bewegung und spätere Kardinal der römischen Kirche, ein selten reiches und bedeutsames Lebenswerk mit dem „Versuche über eine Grammatik der Zustimmung" (Grammar of assent) ab. Die innere Entwicklung Newmans und die Bedeutung, die er für seine Glaubensgenossen in England gewann, schildert uns Lady Blennerhassett in ihrem bei Paetel erschienenen Buch über den Kardinal, ein Buch, das vielleicht das in Deutschland so lange schlummernde Interesse für eine Persönlichkeit wachzurufen vermag, die nach F. X. Kraus neben Rosmini unter den geistigen Erscheinungen des Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert den ersten Platz beansprucht. Wie tiefgehend der Einfluß Newmans auf den Katholizismus Frankreichs war, zeigen Namen wie H. Brémond S. J., Pater Laberthonnière und Thureau Dangin, die seine vielseitige Persönlichkeit nach verschiedenen Richtungen zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben. In England ist Newman als Persönlichkeit und Priester der Heros (our hero) seiner katholischen Landsleute.

Seine Glaubensphilosophie aber, wie sie in der Grammar of assent zum Abschlusse kam, bildet den Gegenstand lebhafter Kontroversen. Eine solche wurde in den letzten sechs Monaten in der „Dublin Review“ und im „Tablet“ durchgeführt. Von der einen Seite wurde Newmann als Nominalist oder Konzeptualist bezeichnet, da er in seiner Glaubensphilosophie auf die dialektische Methode und die Beweiskraft der Schlüsse aus Allgemeinbegriffen verzichte. Dem wird von anderer Seite entgegengehalten, daß Newman ja nur eine psychologische Analyse der Glaubensgewißheit, nicht eine Apologie der Glaubenswahrheit schreiben wollte.

Des Dänen Jörgensen „Pilgerbuch aus dem franziskanischen Italien“, eines der letzten und bedeutendsten Glieder jener langen Kette franziskanischer Literatur, mit der unsere Zeit das wiedererwachende Interesse für den großen Heiligen von Assisi dokumentiert, findet in der literarischen Beilage zur „Augsb. Post-Ztg.“ einen feinsinnigen Beurteiler. Der ganze Zauber umbrischer Lyrik und prärafaelitischer Keuschheit liegt über dem Buche ausgegossen, das in Sprache und Gedanken durchaus katholisch und durchaus modern ist.

Eine typische Leidens- und Auferstehungsgeschichte einer modernen Seele enthält die im „Wanderer“ (November 1905) veröffentlichte kurze und stimmungsvolle Selbstbiographie von Johannes Jörgensen. Aus dem Schlusse dieses Aufsatzes seien folgende aus tiefer Seele kommenden Worte hervorgehoben. „Je katholischer ein Mensch lebt, desto mehr fühlt er sich in innigem, tiefem, wesentlichem Frieden mit Gott, mit sich, mit der ganzen Schöpfung. Dem Lichte entgegen, dem Leben entgegen, weil der Liebe entgegen — das ist die Formel der katholischen Religiosität“.

Die „Warte“ kritisiert mit Recht Lienhards neue Zeitschrift „Wege nach Weimar“ und betont das Unzulängliche des Verfassers als Dichterdenker. Vor allem sagt sie: „Die in Lienhard den christlichen Idealisten glaubten sehen zu können, ja zu müssen, wird dies sein Programm über ihre Täuschung endgiltig aufklären“.

5.

Das schon erwähnte neue Buch des Paters Ansgar Pöllmann, „Rückständigkeiten“, kommt dem Programm unserer „Literarischen Umschau“ höchst erwünscht entgegen, indem es den behandelten katholischen Literaten immer abwägend die gegnerischen zur Seite stellt. Dabei leitet den Autor der von Eichendorff formulierte ästhetische Grundsatz, die Poesie sei „sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist. Dieses Ewige, Bedeutende ist aber die Religion.“ Daher ist volle und höchste Poesie ohne Religion nicht möglich. Das ist der Grund, weshalb wir eine religiöse Poesie auf positivstem religiösen Grund einfach für ein Gebot der Ästhetik halten, weshalb wir die antireligiöse oder die gleichgiltige Poesie als unbedeutend und unklassisch abweisen, weshalb wir uns überhaupt für die katholische Poesie interessieren, nicht etwa für die Poesie der Dichter, die zufällig Katholiken sind ihrem Taufschein nach, sondern für die Poesie des Katholizismus als der Religion im vollsten Sinne. Ganz recht definiert daher Pöllmann die katholische Poesie als „jene sprachliche Darstellung des Schönen, welche vom Standpunkte der katholischen Welt-

anschauung, respektive Religion aus unternommen wird", seien auch die Träger dieser Poesie Protestanten oder Juden. Daher sind etwa die Liederdichter vom Schlage eines Paul Gerhardt in ihrer Kunstauffassung katholisch (S. 24); ebenso Shakespeare, einerlei, ob er wirklich, wie die Überlieferung sagt, Papist war oder nicht (S. 9). Dagegen sagt der Autor mit löblichem Mute: „Die Hauptmann und Sudermann sind die typischen Vertreter einer protestantischen Kunst, die keine Kunst ist und sein kann . . . jeden Glanzes von oben entkleidet" (S. 25). Luther hat uns die Aristokratie der Kunst geraubt (S. 21). „Die katholische Kirche ist es allein, die Hilfe bringen kann." (S. 36). Darum lenkt die Moderne „nach ihrem wilden Schäumen schon ganz geruhsam in das Fahrwasser eines Eichendorff ein". Darum „hat, was sich an Veremundus und die Bestrebungen der ‚Literarischen Warte' anschließt, aber auch gar keinen Zusammenhang mit einer großen Periode" (S. 57). Diese Periode ist die Romantik. Was ist ihr Wesen? „Zunächst soll Religion, Philosophie und Kunst in einer Weltanschauung zu einem Gebäude sich zusammenschließen" (S. 60). Weiter fordert sie eine „Weltliteratur", positive Religion, „das Christentum, das den ganzen Menschen einheitlich in Beschlag nimmt, das Katholische", ferner das Nationale, das Wunderbare, nicht mehr als Mythus, sondern als Glaube. Pöllmann unterscheidet ältere Romantik (Schlegel), neuere Romantik (Eichendorff), Nachromantik (Redwitz und Pape?) und Neuromantik, die eben jetzt aus dem Naturalismus hervorgeht (S. 63).

Der Lyriker Guido Görres wird von Pöllmann geradezu entdeckt und den Münchenern Geibel, Heyse und Hertz gegenübergestellt als der wahre Dichter den „Philistern" (S. 77). Bei dieser Gelegenheit ruft Pöllmann den katholischen Dichtern und Kritikern aus doppelter Berechtigung die Mahnung R. Hayms, des Geschichtsschreibers der romantischen Schule, zu: „Auch das gehört zu den Pflichten dieser fortschrittslustigen Zeit, sich volle Klarheit über die Bedingungen ihrer Entwicklung, über die aus früheren Tagen ihr überkommene geistige Erbschaft zu verschaffen" (S. 87).

Im weiteren charakterisiert Pöllmann sehr scharf die „ignorantia crassa" oder „affectata" der protestantischen Literaturgeschichtsschreibung gegenüber katholischen Dichtern, die das von jener Registrierte hoch überragen (S. 131). Er zeigt, daß Ignaz Vinzenz Zingerle mit den positiv katholischen Tirolern dem Kreise der Gilm und Adolf Pichler durchaus nicht nachstehen. Er würdigt die rein religiöse Lyrik Franz Reinhards mit Beziehung auf einen schönen Ausspruch von Grotthuß, der verlangt, „daß die Kunst von einem Strahle aus jenem Reiche verklärt werde, das nicht von dieser Welt ist," und er fügt noch hinzu, „daß sie umso heller und klarer sein wird . . . ., je näher sie dem übernatürlichen Lichtreiche tritt" (S. 176).

Sehr hübsch weist Pöllmann nach, daß das so ausschließlich gepflegte Naturbild der modernsten Lyrik auf Greif zurückgeht, der es von Goethe (Meeresstille) gelernt hat. Pöllmanns „Kleine Lieder" folgen auch diesen Spuren, aber mit individuellerer Prägung. All das steht den Künsten Liliencrons, Busses, Falkes, Bethges gewiß nicht nach.

Eicherts politische Lieder werden durch den Vorgang Anastasius Grüns verteidigt. Warum soll nur die liberale Partei ihren „Tyrtäus" haben! Allerdings, wenn Pöllmann Österreich „das versinkende Land ehemaliger

Glaubensmacht" nennt, so scheint uns das weder vom österreichischen noch vom reichsdeutschen Standpunkt aus recht zu stimmen (S. 242).

Trefflich wird die „ars perennis" des köstlichen Brunecker Kapuziners Gaudentius Koch gewürdigt. Dabei fällt folgender beherzigenswerter Ausspruch: „Die Kunst . . . . ist im Vereine mit der Religion die Erzieherin der Menschheit. Die heutige Sozialdemokratie hat mehr Rückhalt in der (modernen) Poesie als in der Politik. Kritik ist eine schwer verantwortliche Aufgabe und jeder, der da urteilen will, soll des großen Gebotes immerdar eingedenk sein: Du sollst dem Volke seine Kunst nicht rauben" (S. 278).

Bei Gelegenheit von Otto v. Schaching bemerkt Pöllmann ganz richtig, daß unsere katholischen Literaturgeschichten unter dem Drucke der Verhältnisse einen apologetischen Charakter haben müssen und die einseitigen gegnerischen Darstelluugen berichtigend ergänzen sollen (S. 293). Mit Recht ist also der sonst vernachlässigte Katholik den Modenovellisten gegenüber ausführlicher herauszuheben, also etwa einem Ganghofer gegenüber. Von Domanigs Erzählungen sagt Pöllmann, daß er für deren jede mit Vergnügen den ganzen Otto Julius Bierbaum zehnmal hergeben würde, diesen Modearchaisten der „besseren Kreise" (S. 323 und 325).

Bei Gelegenheit von August Lieber sagt Pöllmann, daß leider Katholiken selber dafür gesorgt haben, die aprioristische Überzeugung von unserer Minderwertigkeit bei unseren Gegnern zu befestigen (S. 328). Er stellt ihn über Karl Stieler, Scheffel, Liliencron, Rosegger und meint, daß wir mit unsern Lyrikern vorläufig eine „Revolution der Lyrik" noch nicht nötig haben (S. 346).

Aber nicht der neuen Kunst, sondern dem durch ihre einseitige Betonung irregeleiteten Urteil, der Modemeinung, wirft er den Handschuh hin (S. 348). „Was heißt denn modern? Doch wohl nichts anderes als auf der Höhe der Zeit stehend" (S. 353). Momentan ist aber der Naturalismus schon vollständig abgetan und überwunden vom Ästhetizismus, dem Idealismus, der Romantik. Dahin strebt auch die Volkskunst. Was will und braucht das Volk? Gotische Dome, urkräftige, geistestiefe, säulenstarke, sagenumflüsterte Romantik (S. 361), den einheitlichen Gottesglauben, den Luther zerrissen hat, populäre, ungesuchte Sprech- und Denkweise, ethisches Bewußtsein, den großen Hintergrund des geschichtlichen Gesamtlebens, ehrliche Heimatkunst, Erdständigkeit. „Poesie ist die Gesundheit des Lebens, ein Freudensprung aus den Grenzen des Alltagslebens hinaus". Wir brauchen die Bühne als eine Schule ästhetisch-ethischer Bildung (S. 385). Das Fazit ist, daß uns manches, was uns von Feinden oder Freunden zum Tadel gesagt wurde, vielmehr zum Lobe gereichen muß (S. 366).

6.

Vor kurzem erhielt ich von dem Vertreter eines konservativen russischen Blattes die Aufforderung, mich über die gegenwärtige wirre Lage in Rußland zu äußern. Ich will meine Antwort hieher setzen, weil sie zu unserem Thema gehört:

„Gestatten Sie, sehr geehrter Herr, daß ich Ihre Fragen, was die russische Regierung in diesem Momente unternehmen soll, ob die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes, die Tätigkeit eines Parlaments für die Entwicklung des russischen Volkes günstig sei usw., nicht direkt beantworte. Lassen Sie mich vielmehr einige allgemeine Betrachtungen anstellen.

Die gegenwärtige Aufregung in Rußland ist, abgesehen von den unmittelbaren Anlässen, die tiefere Folge der durch längere Zeit hindurch fortgesetzten Wirkung einer Literatur, die negativ, zerstörend, absprechend, verzweifelnd, statt aufbauend, klärend, erhebend gearbeitet hat. Genau so haben vor der französischen Revolution Rousseau, Voltaire, die Enzyklopädisten gewirkt. Gewiß ist eine solche Literatur hier wie dort auch der Ausdruck eines nicht ganz normalen Zustandes. Aber wo in aller Welt gäbe es normale Zustände? Wo gäbe es nicht zu reformieren, zu verbessern? Die wahre Aufgabe einer nationalen Literatur ist es nun, nicht nur auf wirkliche und vermeintliche Mißstände hinzuweisen, sondern auch positiv an der Gesundung, an der Wiedergeburt des nationalen Lebens mitzuarbeiten, indem die grundlegenden Mächte des Volkstums in Sitten und Gebräuchen, in Geschichte und Sage, in Religion und Heimat herausgehoben werden, zur Freude, Hoffnung und Begeisterung der Nation.

Das scheint mir nun im Rußland der letzten Jahrzehnte übersehen worden zu sein, ebenso wie im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. Man wird mir einwerfen, daß man die Literatur nicht in dieser wünschenswerten Weise beeinflussen kann. O doch! Das siebzehnte Jahrhundert in Frankreich verstand dies. Es schuf so nicht nur eine klassische Literatur, sondern auch ein mächtiges nationales Bewußtsein, das alle kriegerischen und politischen Schwankungen überwand. Genau zu der Zeit, da die Könige, die Minister und die Gönner diese Pflege der Literatur aufgaben, erfolgte die Dekadenz auf allen Gebieten.

Aber noch zwei Beispiele aus dem Altertum. Der Politiker Perikles war es, der nach dem Vorgang älterer ebenso weiser Politiker die Großmachtstellung Athens nicht nur durch Waffen, Verträge und Gesetze, sondern noch mehr durch zielbewußte Pflege der Literatur und Kunst begründete. Und nach einer fast hundertjährigen Umsturzepoche der Gracchen und Triumvirn waren es Augustus und Mäcenas, die ebenso zielbewußt, so programmatisch durch die Pflege einer regenerativen Literatur auf Grundlage der nationalen und religiösen Traditionen den Geist der Zeit, den Gang des römischen Staates wieder beruhigten und festigten. Sie taten das mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln, ohne gerade Geister ersten Ranges zur Verfügung zu haben.

Eine derartige Literaturpflege ist ein von der ganzen Geschichte bewährtes einfaches und sicheres Mittel. Es ist friedlich und versöhnlich, groß und erhaben. Es wirkt freilich nicht über Nacht. Es ist nicht möglich, nationale Versäumnisse von Menschenaltern in einer Wintersaison gutzumachen. Es ist nicht möglich, den verderblichen Einfluß, den die geistige Anarchie des Literaturmarktes seit zwei Jahrhunderten ausgeübt hat, in kurzer Zeit aufzuheben. Aber es muß damit einmal begonnen werden. Lieber heute als morgen. Und nicht nur Rußland muß damit beginnen, sondern auch alle anderen Staaten und Völker, seien es nun die Regierungen, die Herrscher, die Minister oder seien es einzelne hochsinnige Männer, Gesellschaften und Gesellschaftskreise."

Ich will diesen allgemeinen Erwägungen zwei Lesefrüchte der letzten Woche beifügen. Im „Wanderer" behandelt eine ausführliche Studie Heinrich Federers das literarische Wirken des polnischen Dichters H. Sienkiewicz. Mit Recht wird hervorgehoben, wie positiv, wie aufbauend, wie regenerierend

dieser Autor selbst in den Darstellungen aus der Zeit des Unterganges des polnischen Staatswesens vorgeht. Das ist kein politischer Schwindel, das ist die richtige nationale Arbeit. Sie wird ganz von selbst, nachdem sie das Bewußtsein des Volkes geklärt und gehoben hat, auch weitere als bloß geistige Früchte tragen. Die preußischen Hakatisten werden dem polnischen Volkstum, das von einer so zielbewußten, nationalen und religiösen Literatur getragen ist, so lange nichts anhaben können, als sie hinter sich als Kulturkämpfer nur die Miserabilität der Hauptmannschen und Sudermannschen Gestalten haben. Sienkiewicz flößt seinen Landsleuten Stolz, Liebe zum Vaterlande, Glaube, Hoffnung, Selbstgefühl ein, er verjüngt und erhebt sie. Unsere modernen Unklassiker drücken und verelenden ihre deutsche Nation, machen sie zu Affen des französischen, nordischen und slavischen Auslandes, ersticken jede Zuversicht und Lebensfreude im Sumpfe dekadentester Nervenschwäche. Bei der also großgezüchteten Reichsverdrossenheit, was sollen da einzelne gesetzliche oder finanzielle oder militärische Maßregeln nützen!

Ein anderes Bild entrollt in der „Allgemeinen Rundschau“ Dr. Karl von Schlickmann unter dem Titel „Der königlich bayerische Hoftheateranarchist“. Wir wollen die Münchener Hoftheater und unseren Wiener Kollegen Bahr ganz in Ruhe lassen. Die Moral der Geschichte geht ja uns alle an. Es scheint ja an allen Hoftheatern die Anschauung zu herrschen, daß ihre Leitung nicht wichtiger sei als die eines Restaurants. Aber Theater sind keine gleichgiltigen Erholungsstätten, sie sind für das ganze Volk das, was Schulen für Kinder und Jünglinge sind. Was heute auf dem Theater propagiert wird, das ist in zehn Jahren Eigentum der Universitätsprofessoren und -Hörer, in zwanzig Jahren Eigentum der Gymnasien, in dreißig Jahren Eigentum der Volsschullehrer und damit des ganzen Volkes. Ist es da ein Wunder, daß wir alle der Revolution, der Anarchie zusteuern, wenn deren Prinzipien von Staats- und Regierungswegen mit allen Mitteln und Zuschüssen geradezu der ganzen Nation eingepaukt werden! Es ist nötig, das so gerade herauszusagen, damit sich nicht etwa unsere Lenker dereinst ausreden können, sie hätten es nie gehört, in ihren Handbüchern der Ästhetik stünde so etwas nicht.

Aber nur keine Mißverständnisse! Wir verlangen nicht die Unterdrückung jener destruktiven Literatur, nicht die Aufpäppelung einer schwächlich lobhudelnden Literatur. Wir werden das, was zu tun ist, schon selber besorgen. Es genügt, daß wir unsere Pflicht tun, ungefähr so, wie es der Warschauer Kollege getan hat, und vielleicht mit der Zeit noch ein bißchen besser und stärker und höher.

7.

Die neue, achte Auflage von Wilhelm Lindemanns „Geschichte der Deutschen Literatur“, herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger, ist wieder ein ausgezeichnetes Rüstzeug im Kampfe für unsere katholische Literatur und Kultur. Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß gerade die Literaturgeschichte hier entscheidend ist. Die Kritik der Romantiker hat einst zu entscheiden gehabt, ob Kotzebue oder Goethe der klassische nationale Dichter sei. Die Kritiker unserer Zeit werden zu entscheiden haben, ob die Poesie der Naturalisten oder die der sie über-

windenden Idealisten die Richtung für die Zukunft abgeben soll. Und da ist es entscheidend, daß wir nachweisen können, unser katholischer Idealismus sei nur die richtigste und letzte Konsequenz der ganzen modernen Bewegung.

Es wiederholt sich heute das, was sich vor hundert Jahren vorbereitete. Damals ging aus dem Sturm und Drang des achtzehnten Jahrhunderts mit Notwendigkeit die Romantik hervor, und die folgerichtigste Romantik mündete in den positivsten Katholizismus. Die anderen Wettläufer blieben vor dem Ziele am Wege stehen oder liegen. Heute stellt sich dasselbe heraus. Aus dem Naturalismus der Moderne entwickelt sich folgerichtig der Idealismus und aus diesem heraus gelangt wieder nur der volle Katholizismus zum Ziele. Wir sind die Fortschrittlichsten, die Modernsten. Alle anderen sind rückständig geblieben.

Mit Recht haben die Pleinairisten vorlängst entdeckt, daß es zwischen den Dingen eine sichtbare Luft gebe, von der die Philister meinen, daß sie unsichtbar sei. Nun gut, wir haben mit noch feineren Sinnen entdeckt, daß es zwischen den Dingen geistige Beziehungen, Stimmungen gibt, die noch feiner als jene Lüfte und Düfte sind, die der Grobsinnliche noch leichter übersieht.

Die Realisten fordern Anerkennung der vollen Wahrheit; nun gut, wir gehen konsequent noch weiter und fordern Anerkennung der Realität der Ideen. Sie können uns nie real genug sein.

Die Naturalisten verlangen, daß wir das Reale ohne alle Schönfärberei so darstellen, wie es ist, mit Lust an der allem Wirklichen anhaftenden Mangelhaftigkeit, an dem Staube und Schmutze der Wirklichkeit. Gut, wir lassen uns aus demselben Grunde auch nicht die Lust an den idealsten Dingen verderben, weil sie notwendig vom Staube des Alltags besudelt werden müssen.

Unser moderner Realismus und Naturalismus fordert so die realste Erscheinung der Ideen, die positivste Kirchlichkeit, die konkreteste, praktischeste Religiosität, nicht eine himmelblaue und rosarote des Ästhetizismus.

Aber der moderne Geist ist noch kühner, er fordert den ungeheuerlichsten Fortschritt; er fordert den „Übermenschen", der sich ganz von den Schranken der engen Zeitlichkeit befreit, der neue höchste Daseinsbetätigungen sucht. Vortrefflich! Das ist es ja gerade, was nur wir Katholiken, ohne Gefahr zu scheitern und verrückt zu werden, erreichen können. Ja, gewiß, wir fordern und haben diese volle „Übernatur", die allein dem Übermenschen einen Sinn gibt.

Dies alles nachzuweisen, muß die höhere Aufgabe einer modernen Literaturgeschichte sein. Und das leistet der neue Bearbeiter in vortrefflichster Weise, so weit das eben Erscheinungen der neuesten Zeit gegenüber möglich ist. Er schließt die ganze Darstellung mit dem Kapitel „Der Naturalismus und dessen Überwindung". Darin wird den katholischen Autoren in ihrer Gegenüberstellung zu den noch naturalistisch rückständig gebliebenen die volle Gerechtigkeit zugeteilt.

Wir haben, wie gesagt, gar keine Veranlassung, die Naturalisten als unsere Gegner zu betrachten. Sie sind unsere Bahnbrecher, unsere Vorgänger, aber sie sind leider auf einem von uns bereits überwundenen Standpunkt stehen geblieben. Wir halten sie also nur für etwas rückständig, für etwas weniger genial.

Die in diesem letzten Kapitel behandelten Namen der Naturalisten und Übernaturalisten sind: Nietzsche, Bleibtreu, Conradi, Conrad, Bahr,

H. und J. Hart, Kirchbach, Holländer, Bölsche, Schlaf, Holz, Hauptmann, Halbe, Schnitzler, Hartleben, Ernst, Ruederer, Sudermann, Kretzer, Polenz, Böhlau, Viebig, Hegeler, Dehmel, Henckell, Stern, Liliencron, Falke, Vierordt, Weigand, George, Hofmannsthal, Busse, Jacobowsky, Eschelbach, Welter, Münchhausen, Puttkamer, Strauß und Torney, Benzmann, Avenarius, Lienhard, Bethge, Knodt, Witkop, Pöllmann, Eichert, Trabert, Kralik, Krapp, Flaskamp, Hlatky, Spitteler, Chr. Wagner, Huch, Hesse, Siegfried, E. Strauß, Mann, Frenssen, Kröger, W. Fischer, P. Keller, Handel-Mazzetti, Greif. Dabei wird den Katholiken volle Gerechtigkeit gezollt.

Welche Veränderungen aber wird diese Übersicht nach etwa zehn Jahren aufweisen! Die zweite, traurigere Aufgabe der Geschichte ist ja nicht nur die Erhaltung des Bleibenden, sondern auch die methodische Ausscheidung des bedeutungslos Gewordenen. Ettlinger teilt im Vorwort mit, daß trotz der größten kritischen Zurückhaltung diesmal immerhin bereits rund 250 Namen in Fortfall kamen, denen nur etwa 80 neuaufgenommene gegenüberstehen. O Eitelkeit der Eitelkeiten! Was ist literarischer Ruhm! Was die angebliche geschichtliche Unsterblichkeit! Was sind Namen! Wer kennt den Namen des Nibelungendichters? Was geht es uns an, ob er jemals gelebt hat! Nur die Werke bleiben. Nein, auch diese kaum. Aber was da bleibt, das sind die guten oder bösen Wirkungen, die jeder Autor mit jedem Werk auf seine Leser ausübt und seien es deren auch nur wenige.

Das möge sich jeder, auch der bescheidenste Autor zum Troste gesagt sein lassen, daß seine Arbeit für die Kultur nie verloren geht. Er stärkt damit entweder die gute oder die schlechte Seite. Es ist eine große Verantwortlichkeit, die auf ihn gelegt ist. Aber eine nicht geringere hat der Kritiker, der Literaturhistoriker zu tragen. Wir freuen uns, in diesem Falle eine so treffliche Lösung einer der schwersten Aufgaben konstatieren zu können. Auf andere Seiten des Werkes werden wir noch zurückkommen.

8.

Wenn wir Klarheit auf dem Gebiete der modernen Literatur anstreben, so muß vor allem eine Gruppe von Fragen einer eindeutigen Beantwortung zugeleitet werden. Gibt es eine spezifisch katholische Literatur? Ist eine religiöse Literatur berechtigt? Wer ist ein katholischer Literat? Ist es die Aufgabe der katholischen Literatur und Kritik, uns zu zeigen, daß ein katholisch Getaufter auch allenfalls formell gediegene Werke hervorbringen kann und soll? Oder sollen wir auch katholischen Gehalt verlangen und erwarten? Bekanntlich wogt der Streit um diese Probleme in der Kritik und Produktion der letzten Jahre immer erregter auf nieder. Versuchen wir es, diese Fragen möglichst sachlich, vom Standpunkte der allgemeinsten Ästhetik zu lösen. Um ganz aktuell zu sein, halten wir uns an einige Aussprüche der eben erschienenen achten Auflage von Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur.

Es ist das Verdienst des neuen Herausgebers und Bearbeiters (Max Ettlinger), daß er sich gleich im Vorworte die richtige Ansicht Lindemanns aneignet: „Ich will nicht die Personen auf ihren Taufschein hin prüfen, sondern nach ihren Werken richten.“ Dies ist noch in einem weiteren Sinne richtig als in dem vielleicht ursprünglich gemeinten. In der Tat, es wäre

überflüssig und albern, die deutsche Literatur in die zwei Lager der katholisch und der nichtkatholisch geborenen, getauften und erzogenen Schriftsteller einzuteilen und nun zu prüfen, welcher Teil bessere Verse, reinere Reime, feinere Stimmungen, neuere Effekte, größere und zahlreichere Talente, wirkungsvollere Technik aufzuweisen hat.

Was für den Literarhistoriker und Kritiker absurd wäre, das ist es auch für unsere Zeitschriften. Wenn es absurd ist, die Autoren nach diesen Kategorien abzuteilen, dann wäre es auch fast überflüssig, katholische Revuen für Kritik und Produktion zu gründen, die sich nur dadurch von den nicht katholischen unterschieden, daß sie ein katholisches Publikum um sich versammeln, ihm aber im wesentlichen dieselbe Literatur bieten, nur daß man etwa das, was ein katholisches Gemüt direkt verletzen könnte, etwas mehr zurückhält. Gewiß hat auch das seinen Wert, aber es ist nicht alles. Es ist damit nur die negative Seite des Problems berührt, nicht die positive. Es ist ein anständiges, aber kein begeisterndes, kein hohes Ziel.

Wie ich das meine, möchte ich an der Betrachtung einer anderen Stelle besagter Literaturgeschichte zeigen. Es heißt da bei der Übersicht über unsere klassische Literaturepoche: „Nun bezweifeln wir keinen Augenblick, daß, so unnatürlich dies in der christlich gewordenen Welt ist, eine hohe Blüte der Poesie selbst bei der Abwendung vom Christentum möglich, daß sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tatsächlich gewesen ist. Das aber bleibt unerläßlich, daß dem Dichter mit dem religiösen nicht auch zugleich der poetische Glaube an seine Gestalten abgehe" (S. 536).

Ganz recht, die hohe Blüte unserer klassischen Literaturepoche erkennen wir völlig an, wir freuen uns ihrer und haben immer erklärt, daß hier der Ausgangspunkt aller künftigen neuen Versuche bleiben wird. Aber gut, nehmen wir das Programm der Klassiker mit voller Entschiedenheit an und vergleichen wir ihre Leistung mit ihren Idealen! Was wollten sie denn? Wie der Name richtig bezeichnet, Klassizität. Die Klassizität der antiken Klassiker. Ein Epos, wie es Homer und Vergil als Muster aufstellten, eine Tragödie und Komödie, wie sie Sophokles, Euripides und Aristophanes schufen, wie sie Aristoteles beschrieben, wie sie die englische Renaissance des Shakespeare, die französische des Corneille, die spanische des Calderon fortführte; eine Lyrik, wie man sie in Sappho, Anakreon, den Epigrammatikern, in Pindar, in Ovid, Horaz, Tibull, Catull, Properz bewunderte.

Waren nun jene Dichter der klassischen Antike, die Muster unserer Klassiker, schon mit einem bloß poetischen Glauben an ihre Gestalten zufrieden? Nein, weder sie noch ihr Publikum, sondern sie hatten und forderten den religösen Glauben als selbstverständlich, und zwar umso mehr, umso sicherer, je klassischer sie waren. Ja, es ist das Wesen der antiken klassischen Literatur im Gegensatz zu jeder unklassischen, dekadenten, gemeinen und niedrigen, daß sie ganz und gar aus dem positivsten Glauben, aus dem realsten Kult, aus der autoritativsten Religion hervorgeblüht ist. Und überall dort, wo sonst eine hohe Literaturblüte zu erkennen ist, zeigt sie denselben Ursprung.

Das gilt von indischer und persischer Literatur, das gilt von Dante und Shakespeare, von Calderon und Racine, das gilt vor allem von der nicht minder klassischen Literaturblüte des deutschen Mittelalters.

Wenn wir mit diesem Resultat geschichtlicher und ästhetischer Betrachtung unsere zweite Literaturblüte betrachten, so müssen wir hier wohl einen Zwiespalt zwischen ihrem klassischen Programm und ihrer literarischen Praxis konstatieren. Unsere Klassiker haben einfach übersehen, daß zur Vollendung einer wahren klassischen Literatur nicht nur der poetische, sondern der reale religiöse Glaube nötig sei.

Indem wir diesen relativen Mangel aufdecken, wollen wir uns gar nicht die Freude an all den positiven Schönheiten verderben lassen, die uns von ihnen so reichlich geboten werden. Nein, wir wollen unsere Klassiker in vollen Ehren halten, aber wir wollen uns aus ihrem Vorgehen eine Lehre für unser gegenwärtiges Schaffen ableiten. Wir wollen ihre Arbeit ihrem Programm gemäß konsequent fortsetzen. Wir wollen wo möglich noch klassischer sein als sie, so klassisch wie die antiken Klassiker. Das können wir aber nur durch gleichen religiösen Gehalt in der vollendetsten Form. Die katholischen Literaten sind also nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet in dieser Beziehung und sie haben in ihrer Religion tatsächlich das größte ästhetische Hilfsmittel. Dies also ist es, was uns die Berechtigung einer kath. Literatur schon vom rein ästhetischen Standpunkte aus zu erweisen scheint.

9.

Die neuen Gedichte Franz Eicherts, unter dem Titel „Kreuzesminne" als der „Kreuzlieder" zweiter Teil bei Fr. Alber in Ravensburg eben erschienen, werden zum tieferen Verständnis des Dichters und der spezifisch katholischen Lyrik wesentlich beitragen. Denn der eigentliche Eichert ist nicht mit den politischen Streitgedichten, den Schwertliedern und anderen Programmdichtungen erschöpft. Um Eichert ganz gerecht zu werden, muß die Kritik etwas tiefer schürfen, sie muß nicht bei dem ästhetischen Kinder-A-B-C von der Interesselosigkeit des Schönen Halt machen, sie muß vielmehr außer dem Gymnasium der Gedankenringkunst auch noch die Hochschule der universalen einheitlichen Weltanschauung durchgemacht haben. Angesichts des Unverstandes manches vermeintlich überlegenen Standpunktes darf Eichert trotz aller schönen Erfolge mit berechtigter Bitterkeit sagen:

> Ich hab', was die Welt stets vermied,
> Doch was die Zeit nicht verweht.
> Und alles das ist mein Lied —
> Und Einer ist, der es versteht.

Diesem Verständnis nahe zu kommen und unser Publikum dahin zu führen, das sollten wir nicht so leicht übersehen, wir, die wir uns doch so viele Mühe geben mit jenem sehr fraglichen Tiefsinn lyrischer Akrobaten, die ihren Mangel an Klarheit und Kraft mit höchster Kunst verschleiern.

Eichert läßt uns ganz neue, überraschende Stimmungen entdecken, die nur von seinem Aussichtspunkte zu entdecken waren. Zum Beispiel:

> Hoch schau' ich auf die Stadt herab,
> Das große übertünchte Grab
> Voll Sünde, Täuschung, Leid und Schmerz —
> Und doch, wie nah' des Heilands Herz!

Ein Türmlein hier, ein Türmlein dort:
Ich zähle sie, da zieht ein Wort
Mir still und selig durchs Gemüt,
Und sieh', wie jetzt die Wüste blüht:
Überall Jesus.

Dieser Gedanke wird nun weiter ausgeführt. Der Realismus der modernen Großstadtpoesie bleibt oft nur am Äußerlichsten haften. Sie sucht mit Recht alles auf, was poetisch noch unverbraucht erscheint, was neue Aussichten eröffnet. Es gibt aber nichts Realistischeres, Poetischeres, Unverbrauchteres, als der hier von Eichert entdeckte Standpunkt ist. Auch nichts Demokratischeres, wenn man will. Dieser höchst reale Gegensatz von positiver Religion und von Gleichgiltigkeit ist ein immer aktuelles, höchst dankbares Motiv der Poesie. Hier zeigt sich die Überlegenheit des katholischen Standpunktes, er übertrifft an Fruchtbarkeit der realen und künstlerischen Motive, an Kühnheit und Kraft alles andere, mag es sich noch so sezessionistisch gebärden.

Ebenso neu geprägt in symbolisch gesättigter Stimmung ist ein anderes Lied weltüberwindender Gelassenheit mit dem Refrain in jeder Strophe: „Und Gras wuchs drüber — ein Kreuzlein d'rauf!" oder wenn der Dichter nach rastloser Lebenswanderung ein Kreuz am Wege sieht und die Mahnung fühlt: „Ich bin am Ziel. Hier will ich ruh'n." Sein ungetrübter Blick für das Reale, für den Kern der Sache, läßt ihn von den „Weltchristen" sagen:

Das Kreuz ist ihnen nicht modern genug,
Sie putzen 's auf mit buntem Flitterwahn
Und zieh'n ihm stolz den Purpurmantel an,
Den Weltweisheit schon längst zu Fetzen trug.

Ganz recht wird hier dieser Wahn als selber unmodern, als rückständig gekennzeichnet.

Und ganz mit Recht wird das Kreuz als die einzige und letzte Lösung der sozialen Frage erkannt:

O Armut mit dem Kreuze — Segensflut,
O Armut ohne Kreuz — Vernichtungswut!

Aber nicht nur den Armen, auch den Reichen, den Herrschern der Welt wird das Kreuz mahnend und eindringlich vorgehalten.

Es liegt darin eine Philosophie des Leidens, eine Ausschöpfung der ganzen Bedeutsamkeit, die der historische Kreuzestod zugleich als tiefstes Symbol alles Menschlichen und Göttlichen hat, die Erkenntnis, daß es hier auf Erden keine leidlose Utopie gibt, kein Schlaraffenland, das man leichtgläubigen Schwärmern vortäuschen kann, sondern daß aller Segen von der Mühe und Arbeit, alle Lust vom Leid, alles Heil vom Kreuze kommt:

Deinen Starken, Deinen Großen
Wird die Kreuzlast nie zu schwer,
Ja, sie tragen nur nach Rosen,
Die am Kreuze blüh'n, Begehr.

Das am Kreuz des Leidens vergossene Blut ist der Wein der Starken:

Wie kann ich doch gesunden?
Und wieder mächtig sein?
Herr, gib aus Deinen Wunden
Mir starken Lebenswein!

Darum finden wir den besten Trost bei der Dolorosa:

Herz! O, willst Du wie die Eichen
Fest in Gott gewurzelt steh'n,
Lerne mit der schmerzensreichen
Mutter unterm Kreuze steh'n!

Darum kann die wundervolle Kreuzesblume nur auf rauhem Grunde in Nacht, im tiefsten Leid gepflückt werden:

Wenn Dir stille steht der Zeiten Lauf,
Blüht die Blume Deines Kreuzes auf!

Darum nennt der Dichter sein Dichten ein „gekreuzigtes Lied". Drum sagt er:

Ich bin der Sänger der dunklen Lieder,
Die aus dem Herzblut der Ärmsten quellen.
Ich hab' die Harfe mit erz'nen Saiten,
Die Wunden schlagen dem Harfenschläger.

Das Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen ist seine Muse:

In die Hütten bin ich gegangen,
Wo sie bleichen, die roten Wangen,
Wo sie welken, die roten Rosen —
Bin gegangen zu Freudenlosen.

So sucht er auf einsamen Pfaden

Lichtseelen, die leidbeladen
Erglänzen von Kreuzesgnaden.

In dieser Weise dringt Eichert immer tiefer in die Rätsel des Lebens, in die „modernsten" Probleme von Leid und Glück ein. Ihn führt an der einen Hand sein Talent, an der anderen sein Glaube. Wir brauchen auf diesen Pfaden beide Führer. Es ist ein Irrtum der Ästhetik, wenn sie manchmal meint, den zweiten Führer ersparen zu können. Mit einer solchen Sparsamkeit gäbe es kein Weiterkommen.

10.

Vor kurzem hat Universitätsprofessor Minor eine neue Titelauflage der schon im Jahre 1882 herausgegebenen Jugendschriften Friedrich von Schlegels besorgt und in einer Selbstanzeige dieser Publikation darauf hingewiesen, daß er mit ihr seinerzeit einer neuen Richtung unserer Literaturströmung um zehn Jahre vorausgeeilt sei und deshalb keinen unmittelbaren Erfolg gehabt habe. Tatsächlich hat seit dem Anfang und der Mitte der Neunzigerjahre ein neues Interesse für die romantische Poesie angehoben. Man hat nicht nur über die Romantiker geschrieben, Neuausgaben ihrer Werke ver-

anstaltet, sondern man hat auch wieder begonnen im romantischen Sinn zu dichten. Romantische Lyrik, romantischer Roman, romantisches Drama sind in Aufschwung gekommen. Die Mode des Naturalismus, die ein Jahrzehnt vorher alles überwältigt zu haben schien, die wie für die Ewigkeit alles andere abgetan zu haben wähnte, war über Nacht von einer neuen Mode abgelöst. Das ist heute nach einem weiteren Jahrzehnt, so unverkennbar, daß mit Recht sich schon wieder Stimmen gegen falschen modischen Romantizismus erheben. Soweit diese Stimmen von einigen Rückständigen herrühren, die die ganze Neuromantik verschlafen haben und noch immer als Naturalisten an der Spitze der Entwicklung zu marschieren wähnen, können wir sie ignorieren. Aber es ist in der Tat an den Kennern und Schätzern der Romantik, eine große Gefahr abzulenken. Nicht die wirklichen Romantiker sind gefährlich, sondern die falschen, die heuchlerischen, die sich selbst und andere belügen, jene, die nicht wissen, was Romantik ist.

Nun, was ist sie denn? Ist sie Phantastik, Formlosigkeit, Schwärmerei, Subjektivismus, Willkür? Nein. Romantik ist — wenn wir der Sache selber, so wie sie sich in den romantischen Schulen entwickelt hat, auf den Grund gehen — nichts anderes als Genialität im Gegensatz zu Pedanterie und Philistertum.

Es ist vor kurzem in einem faksimilierten Neudruck die Schrift von Klemens Brentano erschienen „Der Philister vor, in und nach der Geschichte". Das ist so recht die Programmschrift der Schule. Dieser Standpunkt erklärt es auch, wieso die Frühromantik der Neunzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer unbändigen Neuerungssucht ganz methodisch übergehen mußte in die Romantik, die den vollen praktischen Katholizismus erfaßte. Görres, ihr Hauptanführer, machte diese konsequente Entwicklung bekanntlich am bewußtesten durch.

Es ist also wichtig, daß wir uns auch dessen bewußt werden und es festhalten: Der Standpunkt der Genialität fordert die Bekämpfung jenes Philistertums, das sich im Rationalismus, im Naturalismus, in der Leugnung alles Metaphysischen, alles Religiösen, alles Kirchlichen charakteristisch äußert. Philister sind die bloßen Formalisten, die Ästheten, ebenso wie die Materialisten und Naturalisten. Philister sind die einseitigen Verehrer der Technik, der Mache, ebenso wie die Nachahmer, die feige rechts und links hinschielen, ob es auch andere so machen, ob sie nicht auffallen. Romantisch und genial aber ist es, die größten und gewaltigsten Sachen rücksichtslos zu sagen. Philisterhaft und pedantisch ist einerseits der Standpunkt Zolas und seiner Nachahmer, wie andererseits der Tolstois, der alles mit Stumpf und Stil hinwegreformieren will. Pedantisch und philiströs ist jene sich als frei und voraussetzungslos gebärdende Richtung, die von der Aufklärung an bis zum jungen Deutschland und dessen Emanzipation des Fleisches, von da bis zu der Überbrettelkultur der Moderne geht, eine Richtung, von der es in Auerbachs Keller treffend heißt: „Wie sich die platten Bursche freuen!" Und: „Gib nur erst acht, die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren".

Dagegen haben die Romantiker schließlich die positive Kirche erfaßt, weil sie hier den Standpunkt der Genialität vollendet fanden. Ein geistreicher Freund hat unlängst in einem Gespräch, da von diesem Probleme die Rede war und ein Gegenredner unseren Standpunkt zu wenig freigeistig fand,

die treffende Antwort gefunden: „Eure Freigeisterei genügt eben noch nicht; ihr müßt so freigeistig werden, um sogar den katholischen Standpunkt zu verstehen.“ Gewiß, denn er ist der tiefste, der am wenigsten philiströseste, der universalste, der idealste und zugleich der allerrealistischeste, mit einem Wort, der Standpunkt der Genialität.

Alle Rückständigkeiten und Inferioritäten auf Seiten der katholischen Literatur sind nur eine Folge der Mißverkennung dieses Standpunktes. Manche unserer Literaturherolde sind noch allzusehr Philister in dieser Beziehung. Sie getrauen sich nicht, jene hohe, einzig klassische, nationale Literatur zu proklamieren, die allein von unserem Standpunkt aus möglich ist. Zu diesem Zwecke haben wir ja das bekommen, was allen nutzen kann. Der Standpunkt der Genialität kann allein der des heiligen Geistes sein.

11.

Das Testament des Hofrates Professor Anton Menger gibt uns Gelegenheit, wieder die große Bedeutung der Literatur für die Praxis zu betonen. Es ist, ganz abgesehen von dem Standpunkte, auf den man sich stellen mag, bedeutsam, daß ein Gelehrter, der praktische politische Ziele anstrebte, ein bedeutendes Vermögen nur der Förderung einer Literatur gewidmet hat, die seine Parteiansichten und Zwecke unterstützen soll.

Das ist gewiß richtig gefühlt und gedacht. Die sozialdemokratischen Ziele können sicher durch eine zielbewußt gepflegte Literatur nur unterstützt werden. Ebenso wie etwa davon abweichende Ziele. Worauf beruht denn die ganze nun gewiß praktisch sehr bedeutsam gewordene sozialdemokratische Bewegung? Auf ein paar Büchern. Und diese beruhen auf philosophischen Anschauungen über Geschichte, Recht, Staat, Kultur, Welt und Natur, auf Hegel und seinen Popularisierern. Ja, die neue Staats- und Sittenlehre Anton Mengers ist, wie man weiß, hauptsächlich der Begeisterung für Rousseau entsprossen, also von so einseitig „literarischer“ Abstammung wie nur möglich.

Auch die anscheinende wissenschaftliche Einseitigkeit des verstorbenen Gelehrten ist eine Folge einseitiger Literaturkenntnis. Er will das, was nicht den Stempel des Demokratischen, des Sozialistischen, des Antiorthodoxen hat, ignoriert wissen. Das wäre nicht möglich, wenn nicht die Literaturentwicklung der letzten Jahrzehnte sich ihm sehr einseitig dargestellt hätte. Unser Gelehrter hätte sonst zur Erkenntnis kommen müssen, daß es überhaupt keine politische Literatur gibt als eine im weitesten und wissenschaftlichsten Sinne demokratische, wenn man nämlich als selbstverständlich annimmt, daß zum „Demos“ nicht nur die Fabriksarbeiter und ihre nicht ganz gleichartigen Führer, sondern auch die übrigen Stände vom Bauer an gehören. Er hätte sonst zur Erkenntnis kommen müssen, daß es überhaupt keine nationalökonomische Literatur gibt als nur eine sozialistische, da, vielleicht nur mit Ausnahme der theoretischen Anarchisten, sonst alle Parteien darüber einig sind, daß der Mensch ein soziales Lebewesen sei. Und wenn der Testator endlich als dritte Bedingung der durch sein Legat zu unterstützenden Literatur verlangt, daß von theologischen Schriften nur die antiorthodoxen berücksichtigt werden sollen, so hätte ihn eine reichere Literaturkenntnis darüber orientieren können, daß es in der Theologie überhaupt schwer sein wird,

viele Bücher zu finden, die von allen sich als orthodox Dünkenden auch wirklich für orthodox angesehen werden. Es gibt keinen Index der orthodoxen Bücher und kann keinen geben. Nicht einmal das »Encheiridion Symbolorum et Definitionum« von Denzinger, das doch lauter Unzweifelhaftes geben will, ist, wie einige Haarspalter meinen, über jeden Zweifel erhaben.

Die katholischen Literaten sind allerdings in einem Hauptpunkte sowohl unter sich einig wie auch mit allen aufrichtigen Denkern, nämlich in dem Grundsatz: Salus reipublicae suprema lex esto. Freilich, worin im einzelnen das Heil des sozialen Körpers liegt, darin kann man ebenso vom katholischen Standpunkte verschiedener Ansicht sein, wie man es tatsächlich noch viel mehr vom nichtkatholischen ist. Oder gibt es einen orthodoxen Sozialismus? Eine orthodoxe Antiorthodoxie? Gibt es eine der vielen sozialistischen Parteien, die in etwas anderem einig wären als in gewissen gemeinsamen Negationen?

Übrigens freut es uns, daß Anton Menger wenigstens „theologische“ Schriften im allgemeinen zugelassen hat. Das ist ein Fortschritt gegen seine eigenen theoretischen Schriften, die einen Menschen als Typus annehmen, der keine höheren geistigen, idealen, seelischen Aspirationen hat. Man bekommt aus ihnen fast den Eindruck, als ob er vergessen hätte, daß die Menschen auch Köpfe und ein Herz haben. Das ist aber gewiß nicht seine volle Ansicht. Die von ihm geplante Stiftung wird, wenn sie unparteiisch verwaltet wird, beweisen, daß zum Heil des Volkes auch das „Theologische“ gehört, das, was den Menschen vom Tier, den Staat vom Stall unterscheidet, sie wird beweisen, daß, wie Robespierre einmal gesagt hat, der Gottesbegriff der allerdemokratischeste ist, daß, wie die Kulturgeschichte lehrt, die katholische Kirche Europa allein vor einer asiatischen Despotie bewahrt hat. In dieser Betonung der höheren geistigen Interessen sind sich alle Katholiken einig.

Wenn die Mengersche Stiftung hier unwissenschaftliche und unhistorische Lücken aus Mangel an Voraussetzungslosigkeit offen ließe, dann müßten wir sie opferwillig ausfüllen zum vollen Heil des Volkes, für das seit neunzehn Jahrhunderten die katholische Literatur unablässig tätig ist.

12.

Wenn es sicher ist, daß das Amt eines Literaten von einer fast unübersehbaren Wichtigkeit ist, so steigert sich damit seine Verantwortlichkeit. Es ist nicht auszusagen und auszudenken, was leichtfertig und leichtsinnig hingeschriebene Bücher schon geschadet haben. Sie haben ganze Reihen von Generationen sittlich, geistig und körperlich vergiftet, umso sicherer, je größer der ästhetische Wert ihrer Form, Sprache, Komposition, Witz, Anmut, Klassizität war. Vielleicht auch umso sicherer, je weniger diese Wirkung durch böse Absicht bezweckt wurde, wenn sie nur der Lässigkeit des Autors entsprang, wenn er nur aus virtuosem Gefallen spielen wollte mit Gedanken, die er selber gar nicht verbreitet wissen wollte, die er gar nicht propagieren wollte. Er hat sie vielleicht nur bei sich selber versuchen wollen, er hat gedacht, sie nur reifen Lesern zur Prüfung oder zur Meditation mitzuteilen, er dachte, daß nie eine unreife Jugend daran Feuer fangen könnte. Er hat vielleicht sogar ausdrücklich dagegen protestiert. Aber was hilft das! Wer weiß nicht, daß gerade die bedenklichsten Dinge am sichersten in die Hände derer kommen, für die sie am wenigsten bestimmt und geeignet sind!

Der auch von einem Teile der katholischen Kritik vertretene Grundsatz, daß man Schönheit und Moral getrennt bewerten müsse, ist falsch und beruht auf einem Mißverständnis der Ästhetik. Aber wie viele von unseren Kritikern sind ästhetisch gebildet! Wie viele haben auch nur einen Katechismus jener Ästhetik durchflogen, in deren Namen sie unfehlbare Urteile zu verkünden vorgeben!

Kurz gesagt, beruht ihr Irrtum darauf: es ist gewiß richtig, daß die Prinzipien des Schönen sich theoretisch dadurch von denen des Guten unterscheiden, daß jene auf der Anschauung, auf dem Eindruck, diese auf dem Willen und dem Gewissen beruhen. Man kann und muß beide scheiden und wissenschaftlich getrennt behandeln, ebenso wie man die Wärme und das Licht in der Physik getrennt behandeln muß, obwohl sie beide von derselben Sonne kommen. Gewiß, Moral und Ästhetik sind etwas ganz Verschiedenes, aber es kann nichts Moralisches geben, das nicht eben dadurch auch schön wäre, es kann nichts wahrhaft Schönes geben, das nicht eben dadurch auch gut wäre.

Die Gegner einer moralisierenden Kunst sind allerdings mit Recht abgestoßen von einer philiströsen, unkünstlerischen Darlegung einer Philistermoral. Aber Gott bewahre uns davor, daß wir das Philiströse mit dem Moralischen verwechseln! Wenn schlechte Dichter und niedrige Moralisten das tun, so dürfen das doch nicht die Kritiker, außer wenn sie Gefahr laufen wollen, auch selber als schlechte Kenner des Schönen und des Guten, als Philister sich zu verraten.

Durch diese theoretischen Klarlegungen wollte ich mir die Bahn ebnen zur Würdigung eines modernen Literaten, bei dem man wohl mit Recht die Geradheit, die Rechtschaffenheit, die Überzeugungstreue mit Ausschluß jeder Streberei und jeder aufdringlichen Tendenzsucht als die charakteristische Schönheit seiner Schriften bezeichnen kann. Das ist der Schmuck, der seine sonst mit Absicht jeden falschen Schmuck verachtenden Werke zu Kunstwerken macht, so sicher und so gewiß, als man einen tüchtigen Mann („Justum ac tenacem propositi virum") nicht nur für einen moralischen, sondern auch für einen ästhetischen Typus erklären kann.

Ich rede von K a r l D o m a n i g; er hat in jüngster Zeit durch eine neue Auflage seines „Abt von Fiecht" und eine vermehrte Auflage seiner „Kleinen Erzählungen" wieder seine Freunde erfreut. Beide Veröffentlichungen haben schon längst die verdiente Würdigung erfahren. Die Kritik hat aber auch die interessante Aufgabe, sein dramatisches Schaffen, das sich dem Verständnis unserer Zeit spröder gegenüberstellt, zum Gesamtbild des Dichters zu stimmen. In seinen bürgerlichen Dramen „Der Idealist", „Der Gutsverkauf", im Roman „Die Fremden" stellt er immer die Tüchtigkeit dem Schwindel gegenüber in einfacher, sicherer, rücksichtsloser Zeichnung. Es ist begreiflich, daß sich die Getroffenen das nicht gerne gefallen lassen. In seiner Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf" stellt er als Tiroler mit derselben Tüchtigkeit die Kerngestalten des Speckbacher, des Kronenwirts von Hall und des Sandwirts hin. Ein lockendes, oft behandeltes Problem. Neben Immermann, Auerbach, Kranewitter, Scala ist die Bearbeitung Domanigs jedenfalls die stärkste, schon durch ihre Disposition die großartigste. Das dramaturgische Problem ist freilich ein sehr schwieriges. Als Schiller den „Tell" dramatisierte, hatte er den Stoff schon in der Chronik stilisiert vor sich. Goethe half sich im „Egmont" durch Liebe und Lyrik. Wir Modernen leiden bei derlei moderneren

Stoffen unter der Geschichtsschreibung, die alles entpoetisiert. „Andreas Hofer“ ist uns durch sie heute schon fast so zerflossen, wie es Tell nach Schillers Zeit durch die Kritik wurde. Wir modernen Dichter haben leider keine uns vorarbeitenden Historiker, wie Shakespeare sie an Holinshed und Plutarch hatte, an den Novellen und Sagen. Wollen wir mit gleichen Bedingungen mit den Klassikern in den Wettkampf eintreten, so ist zu raten, auch so, wie Shakespeare es tat, solche Stoffe, die bereits von Generationen vorbereitet wurden, der letzten Vollendung zuzuführen. Aber darum wollen wir das, was gegen diesen Rat mit Glück ausgeführt wird, nur umso mehr anerkennen.

13.

Es mag nun Zeit sein, in aller Ruhe eine literarische Angelegenheit zu berühren, über die bereits eine leichte Schneedecke gefallen ist. Einige Wiener Literaturfreunde, darunter der Schreiber dieser Zeilen, hatten an den Literaturhistoriker A. Baumgartner einen Brief gerichtet, der vor allem bezweckte, den Eindruck einseitiger Kritiken aufzuheben und zu verhüten, daß nicht etwa die Vollendung der „Weltliteratur“ darunter Schaden leide. Der Zweck war ein sachlicher, kein persönlicher, ein irenischer, kein polemischer. Es soll ja unsere Aufgabe sein, alle Kräfte der katholischen Literatur zusammenzufassen, nicht sie gegeneinander auszuspielen. Das können nur unsere Feinde wünschen.

Die gegenseitige Kritik soll durchaus nicht ausgeschlossen werden. Im Gegenteil. Gewiß ist unserer Literatur neben der Unkenntnis und der Ignorierung nichts schädlicher als kritikloses Loben. Ja man könnte in paradoxer Weise sagen, daß ein Autor, ein Werk, eine Richtung erst dann als durchgedrungen anzusehen ist, wenn das Fegefeuer rücksichtsloser Kritik darüber gekommen ist. So ist z. B. Shakespeare erst von dem Augenblick eine europäische Berühmtheit geworden, als ihn Voltaire einen „betrunkenen Wilden“ nannte. Das war die entscheidende Reklame.

Auch die katholische Tendenz oder die Zugehörigkeit zu einem Orden soll kein Werk vor der Kritik schützen. Aber andererseits ist es ebenso ungerecht und vorurteilsvoll, eine entschiedene Tendenz aus der Kunst auszuschließen oder einen Orden wegen seiner habituellen Haltung anzugreifen.

Niemand soll von dem Amt der Kritik ausgeschlossen sein. Auch der jüngste und unversuchteste unserer Mitstreiter sei willkommen, wenn es ihm gelingt, einen Fehler, einen Mangel, eine Unwahrheit oder Unechtheit zu entdecken und zur Verbesserung, zur Hebung und Erhöhung beizutragen. Es gibt keine Ersitzung des kritischen Richterstuhles. Wir produzierende Literaten wollen auch nicht so mißgünstig sein, uns allein die Kritik vorzubehalten und den auszuschließen, der bisher nichts getan hat als zu kritisieren und zu referieren. Nein, auch Kritik und Referat kann positiv, kann produktiv sein. Und sie ist uns willkommen, wenn sie positiv und produktiv ist, wenn sie umwertend nicht nur Werte zerstört, sondern schafft. Seien wir nur strenge gegen einander, aber nicht hämisch, nicht mißgünstig, nicht schadenfroh.

Die Kritik, die an dem fünften Band der Weltliteratur geübt wurde, gipfelt in zwei Vorwürfen, die ich hier prinzipiell beleuchten möchte. Die einzelnen Versehen zu bemerken, ist an sich löblich; aber jeder, der Produktion und Kritik seit Jahren verfolgt hat, weiß, daß kein Werk des berühmtesten

Professors von Versehen frei ist, daß die Kritik und der Autor dies als selbstverständlich annimmt. Der wohlwollende Kritiker verwandelt sich hier in den Mitarbeiter und der Autor ist für solche Mitarbeit dankbar. Aber gewöhnlich hat er selber die Versehen schon längst bemerkt und ist gewöhnlich der erste, der darauf aufmerksam macht. Wer nur etwas Einblick in das literarische Getriebe hat, weiß, wie nachsichtig man gegenseitig solchen fast unausweichlichen Verstößen gegenüber ist, in dem Bewußtsein, daß dergleichen uns gerade da passieren kann, wo wir uns unserer Sache am sichersten wähnen. Wichtiger ist der Vorwurf, daß die Weltliteratur im fünften Bande gewisse Richtungen nicht ihrer Bedeutung entsprechend würdige. Da müssen wir aber doch entschieden das Recht des kritisierten Literaturhistorikers verteidigen, sich selbst mit der allgemeinen Meinung in Widerspruch zu setzen und eine ganze Richtung für unbedeutend zu erklären, die andere für bedeutend halten. Das tut Baumgartner z. B. mit der Richtung des „experimentellen Romans". Das ist sein Recht. Und übrigens gibt ihm da schon das vorgeschrittenere Urteil der Gegenwart recht. Seine Kritiker befinden sich da auf einem rückständigeren Standpunkt, auf dem überwundenen Standpunkt der Siebziger- und Achtzigerjahre. Man wird in 50 Jahren nur mit Mühe einen jungen Philologen auftreiben können, der sich der grausamen Arbeit unterzieht, diese naturalistische Literatur zum Zweck einer Analyse durchzulesen. Man wird dann staunen über die Ausdauer, mit der unsere jüngst vergangene Zeit Pyramiden der Langweile, Nichtigkeit und Verkehrtheit aufgebaut und verschlungen hat und sich weismachen ließ, daß die gequältesten Erfindungen Wahrheit, die pedantischeste Rezeptkocherei Genialität sei.

Es muß uns auch erlaubt sein, die Relativitäten unseres eigenen Klassikers Goethe zu betonen, wie es Baumgartner mit Goethe getan hat. Ich habe mir dasselbe schon auch in meinem Kunstbüchlein 1891 erlaubt. Aber dies vorausgesetzt und festgehalten, werden wir um so entschiedener die positiven Leistungen und Anregungen Goethes zum Trotze den einseitigen Naturalisten, Humanisten und Klassizisten betonen dürfen und müssen, wie ich es in einem Aufsatze „Goethe als Romantiker" tat, der schon vor über zwei Jahren als Vortrag gehalten, zufällig erst jetzt zum Abdruck kam, also mit der Sache, von der wir ausgegangen sind, nur insofern zusammenhängt, als dasselbe Organ, das sich durch unseren Brief mitbetroffen fühlen mochte, ihn abgedruckt und so in dankenswerter Weise alles Persönliche ausgeschaltet hat. Das ist auch unsere Absicht.

Vereinigen wir uns doch alle, lernen wir uns gegenseitig besser kennen, zerklüften wir uns nicht, denken wir nicht das Schlechteste von einander, sprechen wir uns offen aus, verstecken wir uns nicht, verekeln wir uns nicht die Arbeit, tragen wir uns auch nicht unsere Menschlichkeiten allzulange nach, verschwenden wir nicht Kraft und Zeit auf das Unwesentliche. Es gilt ja nicht nur einige Bücher und Monatsschriften, einige Autoren und Kritiker, sondern es gilt die ganze Kultur der Menschheit. Heute können wir noch sagen: Es ist Zeit; morgen nur mehr: Es war Zeit.





Eisenbahntarifreform.

Von **Dr. Freiherrn zu Weichs-Glon.**

Die Geschichte des Eisenbahntarifwesens ist noch nicht geschrieben. Der sich dereinst damit befassen wird, wird auf die Frachtsätze zurückgreifen müssen, die seinerzeit an Boten, Fuhrleute und Schiffer gezahlt wurden. Schon damals bestanden systematisch zusammengestellte Preistafeln, die zunächst ohne wesentliche Änderungen von den Eisenbahnen übernommen wurden.

Von jener Zeit bis heute ist ein Weg zurückgelegt worden, der durch die großartigste wirtschaftliche Umwälzung und Entwicklung aller Zeiten gekennzeichnet ist und natürlich auch zu einer völligen Umgestaltung des Eisenbahntarifwesens geführt hat. Schon die immer sich steigernde Bedeutung, die das Verkehrswesen für alle Gütererzeugungen mit der fortschreitenden Wirtschafts-Entwicklung gewann, die ungeheuer anschwellenden Gütermengen und die fortwährende Spaltung der Güterarten bedingten eine solche Umwandlung des Eisenbahntarifwesens.

Bei diesem Umwandlungsprozeß des Eisenbahntarifwesens zeigt sich nun die vielleicht auf keinem andern für das Allgemeininteresse gleich wichtigen Gebiete wieder zu beobachtende Erscheinung, die angesichts der gleichzeitigen beispiellosen technischen Entwicklung der Eisenbahnen umso merkwürdiger ist, daß derselbe ohne jede theoretische Beihilfe und ohne alle vorangehenden wissenschaftlichen Untersuchungen vor sich gegangen ist. Das Eisenbahntarifwesen war bis heute das ausschließliche Dominium der „Nurpraktiker". Hier war einzig und allein die Empirik am Werke, und zwar eine wilde, grundsatzlose, von Zufällen und von persönlichen, parlamentarischen, finanziellen Beziehungen, von privatwirtschaftlichen und öffentlichen Rücksichten beeinflußte Empirik. Zwischenhinein suchten sich willkürlich aufgestellte Prinzipien, auch zahlreiche „prinzipielle Gründe", volkswirtschaftliche Theorien und auch Ideen durchzuringen, die mitunter Ahnungen vom Richtigen enthielten. Schließlich gelangten Versuche und Bestrebungen zum Durchbruche, das Ganze des Tarifwesens und der Transportbedingungen wenigstens in formeller Hinsicht systematisch zu ordnen und für die Technik des Tarifwesens Normen aufzustellen. Endlich verstieg man sich sogar zu Versuchen, das bestehende Eisenbahntarifwesen *nachträglich* wissenschaftlich zu erklären, zu begründen und in wissenschaftliche Theorien zu pressen. Diese letzteren Versuche schlugen allerdings ganz wesentlich fehl. Sie imponierten allenfalls in Eisenbahnschulen, aber die wirkliche Wissenschaft hat sie nie anerkannt, sich nie mit ihnen abgegeben und für die Entwicklung des Eisenbahntarifwesens blieben sie vollkommen belanglos.

Daß gleichwohl immer wieder und oft höchst anerkennenswerte und bedeutungsvolle Versuche unternommen wurden und werden, theoretische, wissenschaftliche Grundlagen für das Eisenbahntarifwesen zu schaffen, erklärt sich aus der allgemeinen Erscheinung, daß, wenn auf irgend einem Gebiete menschlicher Tätigkeit ein bestimmtes Maß der Entwicklung erreicht ist, eine gründliche theoretische Verarbeitung nicht mehr entbehrt werden kann und der menschliche Geist sich das tiefere Eindringen erzwingt.

Bei dieser Sachlage ist es begreiflich, daß die Praxis der Tarifbildung, von keinerlei theoretischen wissenschaftlichen Erkenntnissen, höchstens von Vermutungen und Ahnungen geleitet, fortwährend in Fehler verfiel und vielfach ganz falsche Wege ging, die zu kaum haltbaren Zuständen führten. Bei der raschen Entwicklung, die das Verkehrswesen, dieser mächtige Kulturfaktor, genommen hat, ist sogar die Entstehung von Mißbräuchen erklärlich. Daraus erklären sich auch die immer wiederkehrenden Rufe nach einer „Eisenbahntarifreform". Niemand ist zufrieden mit den Eisenbahntarifen, nicht die Bevölkerung, die Kreise des Handels und Erwerbes und der Industrie, nicht die Eisenbahnunternehmungen. Allerdings wird unter der Eisenbahntarifreform verschiedenerlei verstanden. Die erstgenannten Kreise meinen damit schlechtweg Verbilligung, allenfalls noch Vereinfachung und Klarheit, die Eisenbahnen dagegen meistens Erhöhung der Tarife zur Erzielung höherer Einnahmen. Beides ist falsch. Gleichwohl ist die Forderung nach einer Reform der Eisenbahntarife an sich in hohem Maße berechtigt, was jedem sofort klar wird, der mit der Sache nur im geringsten zu tun hat. Es seien hier nur einige, auch jedem Laien leicht verständliche Beweisstücke angeführt.

So wissen die Eisenbahnunternehmungen heute noch nicht, wie groß die Selbstkosten ihrer einzelnen, von einander so sehr verschiedenen Leistungen sind, die doch gewissermaßen die eine Hälfte der Gründe der Wertbestimmung bilden, d. h. der Auseinandersetzung über das gerechte Maß von Leistung und Gegenleistung. Die Eisenbahnen machen keinen Unterschied z. B. zwischen den Selbstkosten, den der Transport eines Wagens I. Klasse im Schnellzug hervorruft, und den Selbstkosten des Transports eines leeren Kohlenwagens im Güterzug. Man kennt nur die Durchschnittskosten, die auf ein Achskilometer entfallen. Man denke sich einen Fabrikanten, der verschiedene Waren erzeugt und es unterläßt, die Erzeugungskosten für die verschiedenen Warengattungen festzustellen! Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese mangelnde Kenntnis eine zu einem Geschäftserfolge führende Preisbildung ausschließen muß. Und in der Tat gibt es ganze Geschäftszweige bei den Eisenbahnunternehmungen, wie z. B. die Personenbeförderung und die Stückgutbeförderung (Frachtgüter in Einzelsendungen unter 5000 Kilogramm), die nachgewiesenermaßen passiv sind.*)

*) Siehe meine Abhandlung „Die Selbstkosten des Stückgutverkehrs" in Nr. 41 Jahrgang 1903 der „Zeitung des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltungen", in der ich den jährlichen Fehlbetrag aus dem Stückgutverkehr für alle Bahnen Deutschlands mit über 82 Millionen Kronen, für alle österreichisch-ungarischen Bahnen mit über 50 Millionen Kronen und für die österreichischen Staatsbahnen mit fast 12 Millionen Kronen nachwies.



Des weiteren haben die Eisenbahnunternehmungen erstaunlicherweise keine Kenntnis vom wirklichen Verlaufe der Selbstkosten für die Einheit ihrer Leistungen in den verschiedenen Stadien eines Transportaktes und infolgedessen haben sie auch keine Möglichkeit, ihre Tarife richtig zu konstruieren. Man wird diesen Mangel wieder am Beispiele mit dem Fabrikanten verstehen, der nicht weiß, wie sich die Selbstkosten eines Stückes seiner Waren stellen, je nachdem, ob er tausend oder eine Million Stücke davon erzeugt. Er wird daher auch nicht die für den Geschäftserfolg so außerordentlich wichtige richtige Preisabstufung bei verschieden großen Leistungen berechnen können. — Die Tarife der Eisenbahnen sind daher durchwegs falsch konstruiert. Dieser Mangel soll etwas später den Gegenstand eingehender Erörterung bilden.

Von eigentümlichem Interesse ist auch der Umstand, daß zur Preisbildung für die Transportleistungen — denn diese sind es, die von den Eisenbahnen erzeugt und verkauft werden, — nicht der Wert dieser Leistungen, der Nutzen, der durch sie dem Interessenten zuteil wird, als Faktor, als Maßstab herangezogen wird, sondern ohneweiters dafür der Tauschwert der beförderten Güter substituiert wird. Das ist grundsätzlich falsch. Es ist etwa so, als wenn ein Tuchfabrikant den Marktpreis fertiger Kleidungsstücke als Faktor und Maßstab zur Preisbildung für seine Tuchwaren, an Stelle deren Wertes, heranziehen würde. Allerdings besteht ein enger Zusammenhang zwischen Marktpreis (Tauschwert) der Güter und dem Wert der Transportleistungen, weil letztere nichts anderes sind als Stadien, Bestandteile der Produktionsprozesse der beförderten Güter. Aber so ohneweiters läßt sich der eine Wert durch den anderen keineswegs ersetzen. Gleichwohl ist das ganze Tarifschema auf diese falsche Grundlage aufgebaut. Da auf derselben, dem reinen Güterwert-System, die verschiedene Fähigkeit der Güter, Laderaum und Tragfähigkeit der Wagen auszunützen, nicht zum Ausdrucke und zur Geltung kommen konnte, diese Fähigkeit der Güter jedoch unbedingt und notwendigerweise bei der Preisbildung auch berücksichtigt werden muß, so konstruierte man gewaltsam eine Vereinigung beider preisbildenden Faktoren im Tarifschema und in der Warenklassifikation und nannte dies dann das „gemischte System“.

Die früher bezeichneten Mängel und Fehler und nicht zum geringsten Teile die Unzulänglichkeit dieses „gemischten Systems“ haben zur Folge gehabt, daß der normale allgemeine Tarif von Tausenden von Ausnahmen durchbrochen worden ist, durchbrochen werden mußte und heute in der Tat ein Wirrwarr, ein wahres Labyrinth von Tarifen, Transport- und Leitungsvorschriften besteht, in dem sich nur mehr ganz Wenige zurechtzufinden vermögen. Diese Tarifkomplikation hat auch eine direkte antisoziale Wirkung, denn dem kleinen Geschäftsmann ist es heute unmöglich, eine Tarifkalkulation vorzunehmen.

Die Reihe interessanter Mängel und Fehler des heutigen Eisenbahntarifwesens ist mit Vorstehendem keineswegs abgeschlossen. Es ließe sich noch manches sagen über das Instradierungswesen, über Tarifkartelle, die Zusammenhanglosigkeit zwischen Tariferstellung und Betriebsdienst, das Fehlen arbeitsparender und auf die Betriebsökonomie wirkender Tarifbildung u. a. m.

Aber schon aus dem Angeführten dürfte es jedermann klar werden, daß wir hier tatsächlich vor unhaltbaren Zuständen stehen und eine Reform auf die Dauer nicht zu umgehen ist.

Wir sehen heute das Eisenbahntarifwesen als ein zwar äußerst kompliziertes, wenn auch keineswegs kunstvolles Gebilde, zu dessen Aufbau und Verständnis nicht geringe besondere Fachkenntnisse und Schulung erforderlich sind, aber als ein Gebilde, in dem das Meiste „gegriffen“, „ertastet“, „geraten“, fast alles ohne sichere und theoretisch zu begründende Unterlagen sowie ohne allen festen Halt ist.

Dieses verfehlte Eisenbahntarifwesen erfüllt weder seine Aufgaben in der Volkswirtschaft, noch entspricht es den Zwecken der Staatswirtschaft, u. zw. sowohl in handels- und wirtschaftspolitischer als insbesondere auch in finanzpolitischer Hinsicht. Dies gilt in Beziehung auf jene staatlichen Verkehrsmittel, denen in gänzlicher Verkennung ihres Finanzprinzips auch jedes feste Ziel in tarifpolitischer Hinsicht fehlt. Ganz ohne Zweifel ist es zu einem Teile auf die heutige Tarifmisere zurückzuführen (zum andern Teile auf die ganz verfehlte Organisation der Verkehrsanstalten), wenn einzelne Bahnen passiv sind, ja geradezu, wenn sie nicht Staatsbahnen wären und ihre Abgänge aus den Steuern gedeckt würden, sich in beständiger Konkurssituation befinden. Wenn dagegen andere Bahnen trotz diesem verfehlten Tarifwesen hohe Erträgnisse abwerfen, so muß bemerkt werden, daß es eben Unternehmungen von solcher natürlichen Güte gibt, daß sie auch durch falsche Tarife nicht umzubringen sind.

Nun muß eines hervorgehoben werden: die Preisbildung im Verkehrswesen rein nach theoretischen Konstruktionen ist allerdings unmöglich und wäre geradezu ein Unding. Auf diesem eminent praktischen Gebiete wird immer die Praxis vorherrschen müssen, die alle die zahlreichen ständig wechselnden Faktoren, Einflüsse, Momente, Wandlungen und Chancen des Wirtschafts- und Geschäftslebens berücksichtigen muß. Aber dieses Gebiet der praktischen Betätigung muß gewissermaßen umstellt, abgesteckt und begrenzt werden von Marksteinen, die durch wissenschaftlich festgestellte Erkenntnisse gebildet werden; das Gebiet der Praxis muß sich erheben statt auf „prinzipiellen Gründen“, auf einer Unterlage von Grundsätzen und Regeln, die auch für das übrige Wirtschafts- und Geschäftsleben längst als zutreffend anerkannt und erprobt worden sind. Das Eisenbahntarifwesen ist nicht ein Wesen sui generis, dem System- und Regellosigkeit zugestanden werden kann. Es muß sich unter- und einordnen in die allgemeinen, für die ganze wirtschaftliche Welt geltenden Regeln und Gesetzmäßigkeiten und in die besonderen, für die Preisbildung geltenden. Es ist dies umso leichter möglich, als die Verkehrsanstalten Monopolanstalten sind. Innerhalb jener Marksteine hat die Praxis genügend freien Bewegungsraum und ausreichend Möglichkeit, dem Tarifwesen die erforderliche Elastizität zu bewahren.

Diese Marksteine, Grundlagen und Grundsätze festzustellen und innerhalb derselben sowie auf sie gestützt die Preisbildung neu zu gestalten, darin allein kann und muß eine Reform der Eisenbahntarife bestehen.

Von diesen Marksteinen soll hier zunächst nur einer genauerer Betrachtung unterzogen werden: die Feststellung der Tarifkurve.

Damit hat es folgende Bewandtnis. Die Bedeutung der Frage liegt darin, daß die Preisbildung in den verschiedenen Entfernungen eines Transportaktes entsprechend dem Verlaufe dieser Tarifkurve erfolgen muß, wenn die Preise den höchsten geschäftlichen Erfolg herbeiführen, also nach kaufmännischen Grundsätzen richtig gebildet sein sollen.

Bei jeder Unternehmung, ganz besonders jedoch bei Transportmitteln laufen nämlich gewisse, von den Leistungen unabhängige, sogenannte feste Selbstkosten auf, zum Unterschiede von den mit der fortschreitenden Leistung wachsenden, sogenannten veränderlichen Selbstkosten. Steht z. B. ein Zug in der Ausgangsstation zur Abfahrt bereit, so entfällt auf ihn schon eine Quote der festen Selbstkosten für Verwaltung, Anlagen 2c. Nach Zurücklegen einer Wegeinheit von 1 Kilometer entfällt auf diese Einheitsleistung die erwähnte ganze Quote der festen Selbstkosten und der während der Fahrt aufgelaufenen veränderlichen Selbstkosten (Kohle 2c.). Nach 2-Kilometerfahrt verteilt sich die Quote der festen Selbstkosten schon auf 2 Einheitsleistungen, nach 3 Kilometer auf 3, nach 100 Kilometer auf 100 Einheitsleistungen. Der auf eine Einheitsleistung entfallende Teil der Quote wird daher mit zunehmender Leistung kleiner; die veränderlichen Selbstkosten dagegen nehmen mit der Leistung zu. Trägt man nun die auf eine Leistungseinheit entfallenden gesamten (festen und veränderlichen) Selbstkosten als Ordinatenwerte in den verschiedenen den zurückgelegten Wegeinheiten entsprechenden Abszissenabständen auf, so erhält man eine Kurve, die die Kurve der Selbstkosten darstellt.

Die richtige Tarifkurve muß nun unbedingt parallel mit der Selbstkostenkurve verlaufen. Ein Konvergieren ist ausgeschlossen, weil sonst an einem gewissen Punkte der Tarif unter die Selbstkosten käme. Ein Divergieren dagegen würde zu praktisch unmöglich hohen, vielfach prohibitiv wirkenden Tarifen führen. Die Gleichung der Selbstkostenkurve ist daher unbedingt auch die Gleichung der Tarifkurve.

Zu ähnlichen allgemeinen Erkenntnissen ist man allerdings schon lange vorgedrungen. Man gab sich jedoch nie die Mühe festzustellen, was für eine Art von Kurve diese Selbstkosten- und somit auch die Tarifkurve sei; man versuchte niemals, die Gleichung dieser Kurve und damit die genauen Gesetze ihres Verlaufes zu ermitteln. Man begnügte sich mit der allgemeinen Vermutung, daß die auf die Einheitsleistung entfallenden Selbstkosten bei fortschreitender Leistung sinken und konstruierte darauf hin die Staffeltarife, d. s. Tarife mit fallenden Einheitssätzen bei wachsender Transportleistung. Diese ganz willkürliche, „gegriffene“ Staffelung, Abstufung, zeigt sich, graphisch dargestellt, als eine Schlangenlinie von ganz sinnlosem Verlaufe.

Im nachstehenden soll nun die Gleichung der Selbstkostenkurve, d. i. zugleich der richtigen Tarifkurve, ermittelt und damit einer der notwendigen Marksteine für das Eisenbahntarifwesen und dessen Reform festgestellt werden.

Angenommen, es lege ein Zug von bestimmter Bruttolast auf einer bestimmten Strecke k Wegeinheiten zurück. Die veränderlichen, d. h. die von der Größe der Leistungen abhängigen Selbstkosten seien für die ganze Leistung

des Zuges mit V bezeichnet. Es ist nun $\frac{V}{k}$ die im Durchschnitte auf die Wegeinheit entfallende Quote der veränderlichen Selbstkosten, welche mit b als **mittlere** veränderliche Selbstkosten pro Wegeinheit bezeichnet werden sollen. Die auf den Zug entfallende Quote der gesamten festen Selbstkosten der Eisenbahnunternehmung, als: Erfordernisse der Zentralverwaltung, fixe Bezüge des Personales u. dgl. m., welche unabhängig sind von der Größe der Leistung, sei mit a bezeichnet.

Aus $\frac{V}{k} = b$ erhält man: $V:k = b:1$, d. h., daß die mittleren veränderlichen Selbstkosten proportional dem Wege wachsen. Nach zurückgelegten k Wegeinheiten sind die gesamten veränderlichen Selbstkosten des Zuges $= k \times b = V$, nach 100 zurückgelegten Wegeinheiten $= 100 \times b$, nach 10 zurückgelegten Wegeinheiten $= 10 \times b$, nach 0 zurückgelegter Wegeinheit $= 0 \times b = 0$; der Zug ist in diesem letzteren Falle noch nicht abgegangen, also sind auch Selbstkosten pro Wegeinheit noch nicht aufgelaufen.

Es werfen sich hier nun die Fragen auf: Wie werden die vom zurückgelegten Wege abhängigen, sogenannten veränderlichen Selbstkosten tatsächlich beschaffen sein? Sind sie in jeder späteren Wegeinheit größer oder kleiner als in der jeweilig vorgelegenen, und ist es endlich zulässig, für dieselben einen mittleren Wert, der mit b bezeichnet wurde, einzuführen?

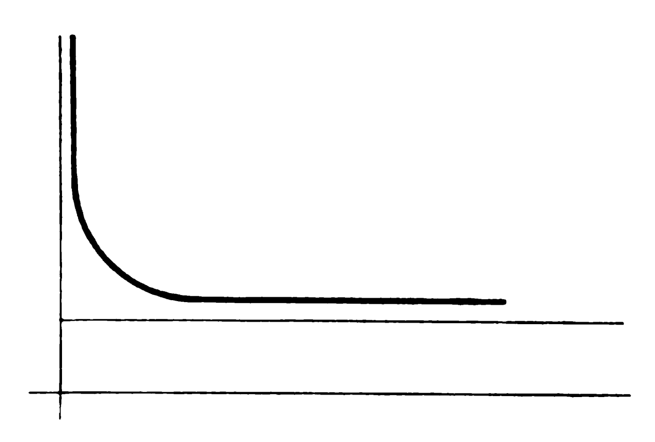
Fährt der Zug bergaufwärts, so werden die Traktionskosten für diese Strecke natürlich höhere sein als jene auf Flachlandstrecken; ebenso wie Neigungs- und Krümmungsverhältnisse werden auch Witterung, Temperatur, die Adhäsion beeinflussende und sonstige äußere Umstände auf diese Selbstkosten an den einzelnen Punkten einer Linie und zu verschiedenen Zeitpunkten einer Fahrt verschieden, bald ermäßigend, bald erhöhend einwirken. Es bedarf wohl keines besonderen Nachweises, daß die Berechnung der Traktionskosten eines bestimmten Zuges für jede einzelne der aufeinander folgenden Wegeinheiten unmöglich sei. Es ist daher nötig, den Mittelwert b einzuführen; derselbe wird, weil sich die Erhöhungen und Verminderungen der Selbstkosten, wie allgemein angenommen zu werden pflegt, häufig genug aufheben dürften, von den tatsächlichen Kosten pro Wegeinheit nur wenig abweichen und nach Zurücklegung der k Wegeinheiten doch die wirklichen gesamten veränderlichen Kosten des Zuges $k \times b = V$ ergeben. Wie weit diese Erwägung richtig ist oder einer Korrektur bedarf, wird in der Folge gezeigt werden.

Die gesamten (variablen und fixen) Selbstkosten eines bestimmten Zuges vor dessen Abfahrt werden demnach sein:

		$s_0 = a + 0b = a,$
nach 1 zurückgelegten	Wegeinheit	$s_1 = a + 1b,$
„ 2 „	Wegeinheiten	$s_2 = a + 2b,$
„ x „	„	$s = a + xb.$

$s = a + xb$ ist die Gleichung einer Geraden. Die absoluten, d. h. effektiven, im **Ganzen** auflaufenden und nach jeder zurückgelegten Wegeinheit immer wieder vom Anbeginne der Leistung gezählten Selbstkosten werden demnach

nicht in einer Kurve, sondern in einer geraden, und zwar aufsteigenden Linie verlaufen.



Anders liegen jedoch die Verhältnisse bei den auf die Wegeinheit entfallenden Kosten. Diese betragen nach 1 zurückgelegten Wegeinheit

$$y_1 = \frac{s_1}{1} = \frac{a+b}{1},$$

nach 2 zurückgelegten Wegeinheiten

$$y_2 = \frac{s_2}{2} = \frac{a+2b}{2} = \frac{a}{2} + b,$$

nach 3 zurückgelegten Wegeinheiten

$$y_3 = \frac{s_3}{3} = \frac{a+3b}{3} = \frac{a}{3} + b,$$

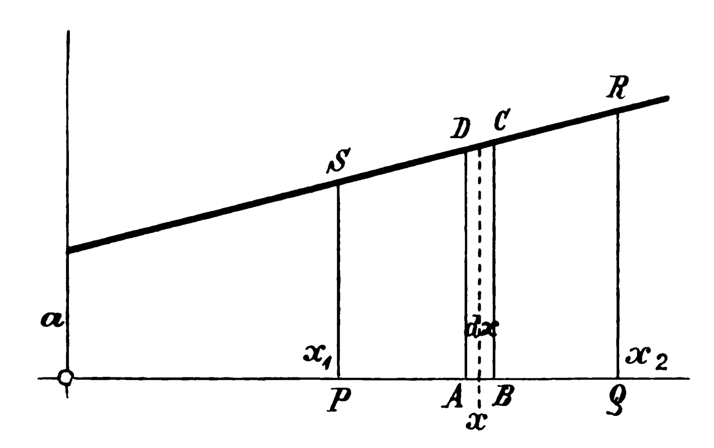
endlich nach x zurückgelegten Wegeinheiten

$$y = \frac{a+xb}{x} = \frac{a}{x} + b.$$

Diese Formeln stehen untereinander in engem Zusammenhange; denn sie beziehen sich auf eine und dieselbe Fahrt in den verschiedenen Phasen derselben, d. h. wenn z. B. ein Zug 100 Kilometer weit fährt, so ist natürlich das 100. Zugskilometer, an sich betrachtet, nicht billiger als das erste es im Durchschnitte und innerhalb der ganzen Leistung von 100 Kilometern ist; aber das 100. Kilometer ist natürlich billiger als das erste es war, unmittelbar nachdem dieses geleistet worden ist; denn die Kosten, welche für 1 Kilometer im Durchschnitte auflaufen, sind geringere, wenn der Zug 100 Kilometer leistet, als wenn er im ganzen nur 1 Kilometer leistet. Unter x ist dabei nicht die $x$te Wegeinheit, sondern der Abszissenabstand von x Wegeinheiten zu verstehen, und daher ist auch $y = \frac{a}{x} + b$ oder

$xy = a + bx$ die Geichung einer Hyperbel. In unendlicher Entfernung, also bei $x = \infty$, ist $y = \frac{a}{\infty} + b = 0 + b = b$; d. i. die Gleichung der Asymptote, welche im Abstand b von der Abszissenachse parallel zu derselben liegt und mit der Hyperbel in unendlicher Entfernung zusammentreffen würde. Diese Hyperbel hat sohin eine derartige Lage, daß ihre Achse nicht mit der Abszissenachse zusammenfällt und ihre Äste nicht beiderseits der Abszissenachse, sondern in einem und demselben Quadranten zu liegen kommen.

Diese Hyperbel mit dem gegen die Abszissenachse geneigten Aste als Kurve der Selbstkosten, das ist eine Erkenntnis, über die man bisher noch nicht hinausgekommen ist. Sie schien auch vollkommen zu genügen und der unabhängig davon geübten Tarifpraxis als ausreichende und erklärende Grundlage, beziehungsweise zur Rechtfertigung zu dienen; denn daß die Hyperbel in der Entfernung ∞ mit



der Asymptote zusammentrifft, $a = 0$ und $y = b$ wird, berührte weiter nicht, da man es ja doch nur mit endlichen Entfernungen und daher auch mit endlichen Stücken eines Hyperbel-Astes zu tun hatte.

Für kürzere Transportstrecken wird diese Gleichung ohneweiters als jene der Tarifkurve angenommen werden dürfen. Anders jedoch bei großen Transportstrecken.

Tatsächlich ist nämlich die Annahme, daß jemals, auch in unendlicher Entfernung, $y = b$ und $a = 0$ werden könnten, eine Absurdität; das macht jene Hyperbel schon verdächtig. In Wirklichkeit werden vielmehr bei einer Eisenbahnlinie von sehr großer Ausdehnung ganz wesentliche, und zwar umso größere Erschwernisse und umsomehr vermehrte Verwaltungskosten eintreten, je größer die Ausdehnung des von einer Zentrale verwalteten Netzes ist; allerdings werden diese größeren Verwaltungkosten kaum einen wesentlichen Einfluß auf die Lage des Hyperbel-Astes ausüben. Aber noch eine andere Erwägung hat hier platzzugreifen. Meines Wissens ist nämlich die Frage

noch nie aufgeworfen worden, ob denn bei der Traktion eines Zuges nicht doch Kosten auflaufen, welche nicht proportional mit der zurückgelegten Wegstrecke, wie bisher allgemein angenommen wurde, sondern rascher wachsen. Die Tatsache, daß $a=0$ auch für unendliche Entfernung eine Unmöglichkeit ist, führt im Wege des Rückschlusses dazu, daß es in der Tat solche, rascher als der zurückgelegte Weg wachsende Kosten geben muß, daß also auch die bisher als Tarif- beziehungsweise Selbstkostenkurve angenommene Hyperbel mit dem beständig gegen die Abszissenachse sich senkenden Ast nicht die richtige Selbstkostenkurve und daher auch die oben gebrachte Gleichung $x.y = a + bx$ nicht die Gleichung der Selbstkostenhyperbel sein kann.

Es handelt sich also darum zu erheben, welche Leistungen, beziehungsweise welche Aufwendungen der Bahn bei der Traktion es denn sein könnten, deren Kosten rascher als die Entfernung wachsen. Faßt man diese Aufwendungen näher ins Auge, so tritt allen voran der Aufwand an Kohle hervor, die zur Heizung der Lokomotiven dient.*) Bevor sie jedoch zur Heizung verwendet wird, wird sie ja von der Lokomotive, auf dieser oder auf dem Tender transportiert.

Die Selbstkosten dieses Transportes sind es nun, welche bisher bei allen Selbstkostenberechnungen außer Betrachtung geblieben sind. Diese Selbstkosten aber sind es zweifelsohne, welche rascher wachsen als der von der Lokomotive zurückgelegte Weg; denn sie bewirken eine zunehmende Verteuerung der Kohle bei fortschreitender Bewegung der Lokomotive. Daß diese durch die Beförderung des Heizmateriales auflaufenden Selbstkosten so bedeutend sind, daß sie nicht vernachlässigt werden dürfen, leuchtet wohl ohneweiters ein, wenn man bedenkt, daß z. B. auf den österreichischen Staatsbahnen jährlich rund 1 ½ Millionen Tonnen von 2000 Lokomotiven verbrannt werden, und vor ihrer Verwendung von diesen Lokomotiven einen Weg von im ganzen rund 75 Millionen Kilometer befördert werden. Es ergibt sich also im Durchschnitte eine Strecke von $\frac{75}{1 \cdot 5} = 50$ Kilometer, welche jede Tonne Kohle vor ihrer Verheizung befördert wird. Ohneweiters ist es auch klar, daß die im 50. Kilometer verwendete Kohle für die Bahn teuerer zu stehen kommt als die im 1. Kilometer verwendete.

Nehmen wir nun an, ein Zug gehe von der Ausgangsstation ab und der Kohlenpreis wachse nach dem früher entwickelten Gesetze $a + bx$; die Kohlenpreislinie wird also eine gerade aufsteigende Linie sein. a_1 sei der Kohlenpreis in der Ausgangsstation x_1, b_1 sei der in der Wegeinheit auflaufende Kohlenpreis.

Es ist der Preis der ganzen in der Wegstrecke von x_1 nach x_2 verbrauchten Kohle zu bestimmen. Denken wir eine sehr kleine Wegstrecke zwischen x_1 und x_2, dx; für die Längeneinheit werden m Kilogramm Kohle verbraucht; man kann nun, wenn dx genügend klein ist, den mittleren Preis

*) Gleiches gilt natürlich auch für Schmier-, Beleuchtungs- u. dgl. Material.

auf dx einsetzen, und zwar mit umso größerer Berechtigung, je kleiner dx ist, und erhält dann

$$m(a_1 + b_1 x)\, dx$$

als den Preis auf der Strecke dx;

$$(a_1 + b_1 x)\, dx$$

ist aber der Flächeninhalt des schmalen Streifens $ABCD$. Denkt man sich nun die ganze Strecke $x_2 - x_1$ in solche kleine Stücke zerlegt, so ist die Summe aller solcher Flächenstreifen die Fläche $PQRS$.

Diese Fläche ist daher

$$(x_2 - x_1)\left(a_1 + \frac{b_1 (x_1 + x_2)}{2}\right)$$

und mit m multipliziert, erhalten wir den Preis für die gesamte am Wege $x_2 - x_1$ verbrauchte Kohle.

Befindet sich also die Ausgangsstation des Zuges in x_1 und geht der Zug nach x_2, so liefert die auf dieser Strecke verbrauchte Kohle den Selbstkostenbeitrag

$$m(x_2 - x_1)\left(a_1 + \frac{b_1 (x_1 + x_2)}{2}\right)$$

und für die Längeneinheit auf der Strecke $x_2 - x_1$ der mittlere Beitrag

$$m\left(a_1 + b_1 \frac{x_1 + x_2}{2}\right).$$

Wächst nun das x_2, also der zurückgelegte Weg, so *wächst hier natürlich auch der mittlere Beitrag für die Längeneinheit.*

Wenn nun alle übrigen Selbstkosten (nämlich die gesamten Selbstkosten außer der Kohle) von x_1 ausgegeben sind durch

$$A + B(x_2 - x_1),$$

wobei $A = a - a_1$ und $B = b - b_1$, so kommt für die *Kohle* noch ein Glied hinzu, so daß die *gesamten* Selbstkosten auf der Strecke $x_2 - x_1$ durch

$$A + B(x_2 - x_1) + m(x_2 - x_1)\left(a_1 + \frac{b_1 (x_1 + x_2)}{2}\right)$$

ausgedrückt sind und die mittleren Selbstkosten durch

$$y = B + m a_1 + \frac{A}{x_2 - x_1} + m \, . \, b_1 \frac{x_1 + x_2}{2}.$$

Will man nur die Entfernung von x_1 in der Gleichung haben, so schreibe man $x_2 - x_1 = x$ und setze für $x_2 = x + x_1$ ein. Man bekommt nun

$$y = B + m a_1 + \frac{A}{x} + m b_1 \left\{\frac{2 x_1 + x}{2}\right\}$$

oder

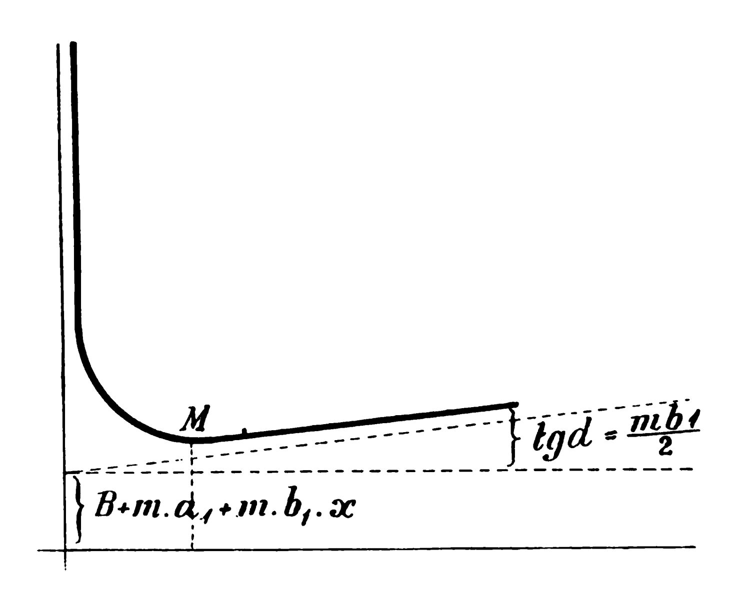
$$y = (B + m a_1 + m b_1 x +) \frac{A}{x_1} + \frac{m \, . \, b_1 x}{2}$$

als die richtige Gleichung der Selbstkostenkurve, und das ist wieder die *Gleichung einer Hyperbel*, aber einer Hyperbel, deren

Hauptachsen gegen die Koordinaten geneigt sind und deren einer Ast sich nicht kontinuierlich gegen die Abszissenachse senkt wie bei der Hyperbel

$$y = \frac{a}{x} + b,$$

sondern nach einem Minimum für y (bei M) wieder aufsteigt.



Eine Asymptote ist die y-Achse, die Gleichung der zweiten Asymptote ist

$$y \quad (B + ma_1 + mb_1\, x_1) + \frac{mb_1\, x}{2},$$

d. i. die Gleichung einer Geraden. Das Minimum für y liegt im Absziffenabstand

$$x \quad \sqrt{\frac{2\,A}{m\,.\,b_1}}\ ^{*)}.$$

Die Tarifkurve muß nun einen ganz ähnlichen Verlauf nehmen, d. h. sie muß eine Hyperbel derselben Gleichung sein.

---

*) $\frac{dy}{dx} = -\frac{A}{x^2} + \frac{mb_1}{2} = 0$

$$\frac{A}{x^2} = \frac{mb_1}{2}$$

$$x \quad \sqrt{\frac{2A}{mb_1}}$$

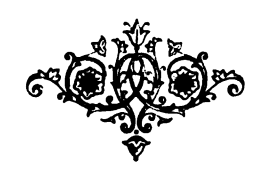
Nur in Kürze will ich die für die Tarifbildung wichtigste Folgerung aus diesen Gleichungen aussprechen:

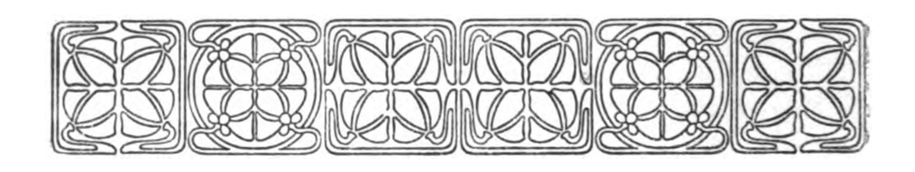
Die Tarifeinheitssätze dürfen bei zunehmender Transportlänge nur bis zu einem gewissen, berechenbaren Minimum sinken, müssen dann aber steigen oder höchstens konstant bleiben; keinesfalls aber dürfen sie weiter sinken.

Dieser Satz, der in vieler Hinsicht geradezu eine Umkehr der heute geltenden Tarifgrundsätze bedeutet, hat jedoch nur unter einer Voraussetzung Giltigkeit, nämlich — und dies ist von größter Wichtigkeit — wenn der Minimumpunkt M, bis zu welchem die Selbstkosten fallen und die Tarifeinheitssätze fallen dürfen, innerhalb jener Entfernungen liegt, die ein einer Verwaltung unterstehendes Bahnnetz umfaßt. Fällt dagegen der Minimumpunkt erst in eine Entfernung, welche ein bestimmtes Bahnnetz nicht mehr aufweist, so hat für dieses Bahnnetz der angegebene Verlauf der Selbstkosten und damit auch der Tarifkurven über M hinaus natürlich keinerlei praktische Bedeutung. Für ein solches Bahnnetz kommt dann nur der Hyperbelbogen vor dem Minimumpunkt in Frage, d. h. jenes Stück der Hyperbel, das sich tatsächlich kontinuierlich zur Abszissenachse senkt, woraus sich Tarifeinheitssätze ergeben, die bis zur größten Entfernung des betreffenden Netzes mit dem zurückgelegten Wege sinken.

Es wird sich also darum handeln, ob der Minimumpunkt in kurzer oder in sehr großer Entfernung liegt. Nach meiner Meinung liegt M in keiner großen Entfernung und x ist hiernach nur ein kleiner Wert, was sich übrigens durch Einsetzen von Werten in die Formel $x = \sqrt{\frac{2A}{mb_1}}$ erweisen ließe.

Vergleicht man nun die Schlangenlinie der bestehenden Staffeltarife in deren graphischen Darstellung mit der Hyperbel, als der nun festgestellten Tarifkurve, so ergibt sich, daß einerseits die bestehenden Eisenbahntarife gänzlich falsch konstruiert sind, und daß es andrerseits eine ganz einfache Sache wäre, eine richtige Konstruktion vorzunehmen.





Ein Stück Menschenleben.

Aus den Erinnerungen von **A. Trabert.**

Im dritten Bändchen meiner „Deutschen Gedichte aus Österreich" ist das Sprüchlein zu lesen:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!
Ich glaub' es nicht.
Denn mit dem Guten geht in seine Gruft
Auch mancher Schuft,
Der sein Geraubtes durfte mehren
Und froh verzehren,
Am Grabstein aber steht zu lesen,
Er sei ein Edler und geliebt gewesen.

Habe ich, als ich dies niederschrieb, gelogen? Der Grabstein ist's, der im Namen der Weltgeschichte zu lügen wagt, indem er nicht selten den unter dem Steine Modernden verherrlicht, den er, wollte er die Wahrheit sprechen, gar übel charakterisieren müßte.

Zu denjenigen aber, welche in der Weltgeschichte schändlich verleumdet werden, gehört zweifellos der letzte deutsche Kurfürst, der letzte selbständige Beherrscher Kurhessens, und wenn nicht ein Berufener ihn recht bald so zeichnet, wie er in Wirklichkeit gewesen ist, so könnte es mich locken, mich dieser Aufgabe zu unterziehen, um eine Lüge der Weltgeschichte nach Gebühr zu brandmarken.

Die schlimmsten von diesen Lügnern tragen seit der Vernichtung Kurhessens durch Preußen den Namen „die Totengräber des kurhessischen Landesrechtes", eine Bezeichnung, die ich selbst ihnen gegeben habe und die an ihnen haften geblieben ist. Wie ich aber mit ihnen zusammengeraten bin, ist ein Stückchen Zeitgeschichte — wir Alten können sagen: ein Stückchen unserer Zeit — und mich will bedünken, ein recht interessantes Stückchen; und darum will ich es hier kurz erzählen.

Nur weniges habe ich zum vollen Verständnis vorauszuschicken.

Am 12. Juni 1850 hatte Dr. Friedrich Oetker, der schon von jungen Jahren an körperlich an einer Art Marasmus senilis litt und fast ganz ohne Stimme war, den nationalliberalen — nach heutigem Sprachgebrauche preußenfeuchlerischen — Mitgliedern des kurhessischen Landtags, denen sich bei der Abstimmung einige Radikaldemokraten anschlossen, den Kommandoruf vorgekrächzt: „Diesem Ministerium," — dem Ministerium Hassenpflug nämlich, dem das nationalliberale, durch und durch preußisch gesinnte sogenannte Märzministerium Eberhardt-Wippermann hatte weichen müssen, — „so lange seine Mitglieder die Frechheit haben, Minister zu sein, keinen Groschen!"

Ich zitiere da, was ich mit eigenen Ohren, unter dem Publikum sitzend, gehört habe.

Und alle die schönen Seelen, denen Friedrich Oetkers Worte Befehl waren, beschlossen, die Steuern zu verweigern.

Und am 31. August 1850 beschlossen sie eine abermalige Steuerverweigerung, die denkbar frivolste und in keiner Weise zu rechtfertigende, welche sie aber mit allerhand Kniffen in eine Art Nichtverweigerung umdichteten. Der famoseste Umdichter war zweifellos das boshafte Söhnlein einer der entlassenen Märzminister, das sein Talent im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon hat beleuchten lassen und wohl noch heute seine Gläubigen findet.

Diese Steuerverweigerung wurde beschlossen, obgleich in Kurhessen keinerlei Steuer, weder direkte noch indirekte, nach ausdrücklicher Bestimmung der Verfassung ohne Berufung auf die erfolgte Genehmigung der Stände erhoben werden konnte.

Hassenpflug aber antwortete darauf mit Erlaß seiner Septemberordonnanzen, die den Zweck hatten, die Eintreibung der Steuern dennoch zu erzwingen. Dies der Anfang des kurhessischen Verfassungskampfes, der auch noch nach Oktroyierung einer neuen Verfassung fortdauerte. Man nennt ihn bekanntlich „die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln". Er bestand in dem passiven Widerstand, den das gesamte Volk und alle Behörden, ja sogar der größte Teil des Offiziersstandes den Gewaltmaßregeln Hassenpflugs entgegensetzten, dabei aber nichts sorgfältiger vermeidend als Kontraventionen gegen das Gesetz. Man pflegte damals zu sagen: Sogar die Diebe enthalten sich des Stehlens.

Aber auch Hassenpflug ging Schritt für Schritt weiter. Er sprengte die preußische Union und bewirkte die Wiederherstellung des Bundestages, zunächst eines Bundestages ohne Preußen. Es gelang ihm, gegen die kurhessischen Rebellen die Bundesexekution zu erwirken, die ein königlich bayrisches Armeekorps, österreichische Jäger an der Spitze, durchführen sollte. Dem gegenüber würde sich Kurhessen sofort haben fügen müssen. Aber nun ließ Preußen *sein* Armeekorps von Norden her bis nach Fulda in Kurhessen einmarschieren, um die Exekution zu verhindern. Das mußte die Opposition der Hessen mächtig entflammen. Es kam zur famosen Schlacht von Bronzell, deren Opfer ein in die Weiche geschossener Husarenschimmel war. Auf Seiten der Bundesexekution wurden einige österreichische Jäger an den Füßen leicht verwundet, obgleich diese Verwundeten außer dem Husarenschimmel absolut nichts vom Feinde gesehen hatten. Aber während eine österreichische, nach altem Muster gegossene Kugel den Schimmel zu Tode traf, schlossen Österreich und Preußen ihren Frieden von Olmütz und begannen gemeinsam der Revolution eine Ende mit Schrecken zu setzen.

Hauptwerkzeug dieser Tat wurde das sogenannte „permanente Kriegsgericht", das sich nun der ganz besonderen Protektion Preußens zu erfreuen hatte, der Protektion Preußens, das zuvor durch seinen Einmarsch, der gegen die Bundesexekution gerichtet war, das hessische Volk zum Widerstande sozusagen verpflichtet hatte.

Hassenpflug war inzwischen Schritt für Schritt von Oktroyierung zu Oktroyierung weitergegangen. Provisorische Gesetze, denen später auch noch

die Oktroyierung einer neuen Verfassung folgte, sollten den gesamten Rechtszustand Kurhessens von Grund aus ändern und das „permanente Kriegsgericht", das nur aus sorgsam ausgesuchten Soldaten und dem Ministerium ergebenen Offizieren bestand, hatte die Aufgabe, für allen Schimpf, den ihm die „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" angetan hatte, gründliche Rache zu nehmen.

Aber dieser Rache froh sollte er doch nicht werden. Auch in den Ständen, die im Sinne der oktroyierten Verfassung als ein von Grund aus umgewandelter Landtag tätig sein sollten, lebte der passive Widerstand lustig fort und so blieb nichts übrig, als zur Verfassung von 1831 zurückzukehren. Diese Wiederherstellung tatsächlich zu erlangen, war jetzt sogar Preußen behilflich, das es wieder einmal für geraten hielt, der schwarzen Reaktion, die es eifriger als alle andern gefördert hatte, zur Erreichung seiner geheimen Ziele von Grund aus untreu zu werden und — den Liberalen zu spielen.

Was aber sollen wir von einer führen sollenden und führen müssenden Staatsmacht, von einem Reiche sagen, das überhaupt für all sein Tun und Lassen nur zwei einander gegenseitig negierende Extreme kennt, zwischen diesen hin und her schwankt, heute negiert und verdammt, was es gestern als kategorischen Imperativ aller andern Welt gegenübergestellt hat? Kann ein Mensch, der das logische Denken noch nicht ganz verlernt hat, derartiges begreifen oder gar billigen? Und das Hin- und Hertaumeln zwischen den zwei sich gegenseitig ausschließenden Extremen, wer kann uns dafür einen Namen nennen, der nicht wie Spott und Hohn klingt?

Die Verfassung von 1831, von der einst der Kurfürst, als Österreich und Preußen wegen übertriebener Freisinnigkeit ihre Beseitigung forderten, zu sagen pflegte, er sei immer ganz gut mit derselben ausgekommen, wurde also wieder in Kraft gesetzt. Die hessischen Nationalvereinler hatten sich früher in der gesamten Presse Deutschlands als die einzigen Helden der Verfassungstreue feiern und verherrlichen lassen. Nun aber entpuppten sie sich wieder einmal als die treulosen Totengräber Kurhessens im Dienste Bismarcks. Alledem gegenüber durfte ich mich unmöglich zu feigem Schweigen verdammen lassen, und um reden zu können, brauchte ich ein Abgeordnetenmandat. Ich brauchte es in dem Bewußtsein, daß die neue Ständekammer nahezu ausschließlich aus meinen persönlichen nationalliberalen, d. i. großpreußisch gesinnten Gegnern bestehen werde, und mußte es da suchen, wo ich einen entschlosseneren und kampfesfreudigeren Rückhalt in meinen Wählern haben würde, als ich ihn damals (heute stehen die Dinge dort ganz anders) von Seite meiner Fuldaer Kompatrioten erwarten konnte. Heute würde ich in der katholischen Stadt Fulda den Rückhalt, den ich als Mitglied des reichsdeutschen Parlaments haben müßte, ganz gewiß finden.

Ich kandidierte also bei den Hanauern und eroberte deren Herzen im Sturm, indem ich das feingesponnene Netz eines mit Oetker befreundeten Intriganten, der mir das Kandidieren durch falsche Vorspiegelungen unmöglich zu machen versuchte, sozusagen in letzter Minute zerreißen konnte.

Ich reiste nach Hanau. Es war schon 9½ Uhr abends, als ich dort, vom Bürger Heydt geführt, in die Versammlung kam, in welcher das Mandat der Hanauer definitiv vergeben werden sollte. Von den wahlberechtigten

Bürgern der Stadt Hanau fehlten nur sehr wenige. Bürger Heydt, ein Hanauer Schuhmacher, zeigte triumphierend nach links. „Hier unsere Bürgerpartei," schmunzelte er, „und wir sind zweifellos die Mehrheit. Sehen Sie selbst! Dort rechts unsere Aristokraten, unsere reichen Fabrikanten und nicht wenig Millionäre darunter. Diese da unsere Nationalliberalen, denen jeder Katholik als Freund Österreichs ein Greuel ist. Aber hören Sie den!" Er deutete dabei auf den Redner, der gerade das Wort hatte. Wenn der recht hätte, kämen wir leider zu spät. Denn wie er sagt, hat sich die Versammlung schon für die Wahl des Herrn von Starck als des Parteimanns der sogenannten Gothaer entschieden.

Herr von Starck schloß und nun meldete ich mich, um in einer Versammlung zu kandidieren, in der mich kaum fünf Wähler persönlich kannten. Was ich da sprach? Ich kann nur wenige Gedanken kurz andeuten: „Wenn die Personenfrage schon entschieden ist", sagte ich, „so bitte ich, mir doch noch die Frage zu gestatten: wie muß denn das Programm beschaffen sein, in dessen Sinn der Abgeordnete, der Ihrer würdig sein soll, zu arbeiten hat?" Und nun entwickelte ich in großen Zügen mit dem ganzen Feuer, dessen ich in meinen Jugendjahren mächtig war, mein Programm. Verfassungstreue, strammste Verfassungstreue, sagte ich, verstehe sich doch wohl von selbst! „Was aber ist Ihre Verfassung? Nur das Dokument, das am 5. Juni 1831 als unser Staatsgrundgesetz unterzeichnet wurde? Könnten Sie der Hanauer Sturmdeputation vergessen und Ihres edlen Mitbürgers Pedro Jung, der an der Spitze dieser Deputation stand und uns das große Versprechen unseres Landesherrn vom 11. März 1848 mit nach Hause brachte, das Versprechen, fortan als seine Minister immer nur Männer ernennen zu wollen, welche das Vertrauen des Volkes genießen? Denken Sie aber auch an die vielen sonstigen Errungenschaften, an die vielfachen und wertvollen Erweiterungen unserer verfassungsmäßigen Rechte, z. B. an die Einführung der direkten Wahlen, die wir uns damals erkämpft haben! Die wir uns erkämpft haben, sage ich, denn auch ich bin als junges Mitglied des Marburger Volksrates immer und immer dabei gewesen und sicher hat kein Zweiter seinen Degen so oft mit dem des „Reichsseilermeisters", des Herrn von Sybel, dem Orakel der Kasseler Großpreußen, der damals Professor in Marburg war und jetzt königlich preußischer Geschichtsmacher ist, siegreich gekreuzt. — Und was steht jetzt für uns auf dem Spiel? Schon munkelt man in Kassel, schon pfeifen's die Spatzen von den Dächern, daß unsere Kasseler Herren, die sich dort als die einzig Verfassungstreuen bejubeln lassen, unter sich einig sind, die — direkten Wahlen aufzugeben und die indirekten wieder einzuführen. Man munkelt auch davon, das Vorschlagsrecht der Ständekammer für Besetzung des Oberappellationsgerichtes, dieses herrlichsten Rechtes der Volksvertretung, in ein Vorschlagsrecht des höchsten Gerichtshofes selbst zu verballhornen, damit dieser Gerichtshof, diese uneinnehmbare Festung richterlicher Tüchtigkeit und Unabhängigkeit, zu einer Clique oder Koterie umgewandelt werde, in der dann die Frau Schwiegermutter die höchsten Richterstellen in der Person ihres Schwiegersohnes besetzt. Schürzenpolitik — kann so etwas gefallen?" Auch noch auf andere Reaktionsgelüste der Kasseler Liberalen wies ich hin und schloß mit der Frage: „Könnt Ihr das wollen? Darf Euer Abgeordneter diesen Verrat an unseren kostbaren Errungen-

schaften zugeben? Seid Ihr denn nicht die Brüder, die Söhne der Hanauer Demokraten von 1848?...." Als ich so weit gekommen, brach ein Jubel, ein Hurra, ein Hochrufen los, das kein Ende nehmen wollte, und ich wußte, daß ich schon so gut wie gewählt sei.

Denen, welche Bürger Heydt als die Gegner der Bürgerpartei genannt hatte, schlotterten die Kniee. Und noch mehr schlotterten sie den Helden der erheuchelten Verfassungstreue, die später Kurhessens Totengräber wurden. Die besten von ihnen kolportierten die tiefe Weisheit von Haus zu Haus: „Alles stand so gut. Die Regierung war so entgegenkommend wie noch nie. Wir konnten spielend alles erreichen; da wählen die Hanauer diesen Trabert, diesen schlimmsten Feind des Kurfürsten! Muß der über diese Wahl nicht wütend werden? Muß er uns da nicht alles, alles verweigern?"

Und die andern weisen Thebaner der Stadt Kassel gingen in die Wirtshäuser und Kneipen und schilderten mich als einen Menschen, der mit zerlumpten Kleidern in die Kammer eintreten und mit den Fäusten um sich schlagen und brüllen werde: Alles muß ruiniert werden!

Die Herren Großpreußen, für die jeder, der die Erhaltung Österreichs im Bunde wollte, ein schurkischer Verräter Deutschlands war, berieten, ob sie mich nicht dadurch unschädlich machen könnten, daß sie aus meiner vom permanenten Kriegsgericht dekretierten peinlichen Bestrafung den Anlaß nehmen könnten, mich für unwählbar zu erklären. Andere appellierten an meinen Patriotismus und schwatzten mir vor, ich sei verpflichtet zu resignieren, weil sonst wieder neues unsägliches Unheil über das Land hereinbräche.

Als nun der Tag meines Eintrittes in die Kammer herannahte und die Regierung die Torheit beging, meine Wahl anzufechten, taten die Heuchler ewiger, unverbrüchlicher Verfassungstreue, was sie, um nicht Selbstmörder zu werden, tun mußten: Sie beschlossen stimmeneinhellig, meine standrechtliche Verurteilung sei ein verfassungswidriger Rechtsbruch und darum null und nichtig.

Welch ein Ausbund von Gerechtigkeit und Freiheit! Aber schon erfolgte eine neue Attacke auf mich. Ich sollte jetzt resignieren in dankbarer Anerkennung der mir gewährten Genugtuung. Die Kasseler Rechts- und Freiheitskäuze wollten halt durchaus unter sich sein, um Kurhessen ungestört verpreußen zu können. Ich war ihnen ein fataler Störer ihrer Einigkeit. Ich war es ja gewesen, der mit Herrn Friedrich Oetkers allmächtiger „Morgenzeitung" immer und immer Händel gehabt hatte. Ich war es, der die großpreußische, auf die Hinauswerfung Österreichs abzielende Politik des Nationalvereines energisch bekämpft hatte und es zurückwies, als man mich durch Kooptation in den Vorstand des deutschen Nationalvereins aufnehmen wollte, dessen strahlende Oberhäupter die beiden Hannoveraner v. Bennigsen und Miquel waren, der Hessendarmstädter Metz und der Unglücksrabe Kurhessens, der krächzende Dr. Friedrich Oetker, er, der mein grimmigster Hasser war. Was sollte denn die von diesen Leuten gewollte Kooptation? Sie hatte ja offenbar nur einen Zweck, mich stumm zu machen.

In die Ständekammer trat ich erst ein, als die einstimmige Anerkennung meiner Wahl beschlossen war, und der Einsturz des Hauses erfolgte

trotz diesem Beschlusse nicht. Die Regierung ärgerte sich vielleicht ein wenig, legte dann aber meiner Abgeordnetentätigkeit kein Hindernis in den Weg.

Was tat ich nun in der Kammer? Ich suchte gewissenhaft und auch nicht ohne Erfolg mein Programm zu verwirklichen, wie ich es vor meinen Hanauer Wählern entwickelt hatte. Und obschon sich die gesamte liberale deutsche Presse fort und fort mit den infamsten Lügen füllte, die alle nur den einen Zweck hatten, meine Hanauer Wähler von mir abwendig zu machen, blieben diese mir treu bis ans Ende. Anfangs in der Kammer allein gegen alle kämpfend, sah ich doch sehr bald erst diesen, dann jenen an meiner Seite. Als ich es war, der die Bauern kräftig schützte, wenn sie, ohne es zu merken, geschädigt werden sollten, gingen auch die bäuerlichen Abgeordneten, welche die blinden Anhänger Oetkers waren, dessen „Morgenzeitung“ sie dafür als die Grundsäulen der Verfassungstreue verherrlichte, sehr oft in hellen Haufen zu mir über. Die katholischen Abgeordneten, in dem protestantischen Lande nur wenige an der Zahl, gaben das Mißtrauen gegen mich auf, von dem man anfangs auch ihre Herzen erfüllt hatte. Ja, sogar unser Hochadel und die Vertreter der hessischen Ritterschaft, die man im Jahre 1848 aus der Ständekammer hinausgeworfen hatte, was in einem Lande, das wie Kurhessen kein Herrenhaus besaß, ein grober Fehler war, standen bei ihrer Abstimmung stets auf meiner Seite. Vielleicht um dafür dankbar zu sein, daß ich ihren Wiedereintritt, einer Forderung des den Liberalen tiefst verhaßten Bundestags entsprechend, erkämpft hatte und damit gleichzeitig die direkten Wahlen, die von den Liberalen aufgegeben werden sollten, rettete.

Doch genug davon! Es war ja eigentlich doch alles vergeblich. Vergeblich auch der Kampf, den ich als Vertreter des hessischen Volkes gegen die boshafte Tücke der Totengräber zu kämpfen hatte, als sie, zum tief schmerzlichen Verdruß ihres Landesherrn, den legitimen Thronfolger ins Land rufen wollten, der immer mehr Däne als Deutscher gewesen war. Vergeblich mein Kampf gegen die Eidbrüchigen, die einst planten, den Kurfürsten rebellisch vom angestammten Thron zu stürzen, was ihnen, wie sie sagten, höchstens eine Arbeit von zwei Stunden kosten würde. Teufeleien dieser Art konnte ich wohl vereiteln, so lange ich nur mit den Eidbrüchigen und hochverräterischen Ständen zu tun hatte, die ja schon als Abgeordnete, als Volksvertreter, die ihrem Kurfürsten Treue geschworen hatten, nach Berlin gingen — und dort um die Annexion des Landes, das eine Perle ihres deutschen Vaterlandes war, förmlich bettelten. Mehr nicht!

Denn die Stoßinsherz-Politik des mit der Revolution von oben und mit der Revolution von unten, mit dem König von Italien, mit Garibaldi und der Legion Klapka Verbündeten, — was war ich gegen diese Macht?

Eine frohe Genugtuung aber ist mir doch die Erinnerung, daß einst der schon durch Preußen entthronte Kurfürst von Prag aus zu mir nach Wien kam, und mir ist, als tropften seine Tränen noch heute auf meine Hand, die er mit der seinen umspannt hielt, indem er sagte: „Hätten wir einander früher gekannt, wäre vieles, vieles, ja, vielleicht alles anders geworden!“





Genovefalied aus Steiermark.

Ein Beitrag zur Legende von der Pfalzgräfin Genovefa.

Von E. K. Blümml.

Wer hat nicht in seiner Jugend die rührende Legende von der Pfalzgräfin Genovefa und ihrem Sohne Schmerzenreich andachtsvoll gelesen und tiefes Mitgefühl für die Leiden dieser unschuldig verfolgten, schönen und tugendhaften Frau gehabt! Weit verbreitet und in deutschen Landen überall bekannt ist diese fromme Legende, die besonders in der Bearbeitung Christoph Schmids auf die Jugend wirkt.

Wie jede Legende hat auch sie ihre Geschichte. Von einem Mönche des Klosters Laach zwischen 1325 und 1425 zur Verherrlichung der Kapelle in Frauenkirchen verfaßt, wie Bernhard Seufferts glänzende Untersuchung (Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa. Würzburg 1877, S. 13 ff.) nachwies, hat sie weder mythischen noch historischen Untergrund. Wohl lieh der Pfalzgraf Siegfried von Ballenstädt († 1113), der zweite Gründer des Klosters Laach, seinen Namen her, wohl ist von ihm, der mit Gottfried von Bouillon ins heilige Land zog und unterdessen einen Statthalter zurückließ, das Motiv des Kriegszuges und seine Vertretung durch einen Freund entlehnt, doch die Pfalzgräfin Genovefa, seine Gemahlin, existierte nie. Sie, die nie vorhanden war, schuf der schöpferische Laacher Mönch, der auf sie den Namen der besonders in den Rheingegenden (Andernach u. s. w.) stark verehrten Pariser Schutzheiligen, der heiligen Genovefa, übertrug und diese erfundene Persönlichkeit mit dem weitverbreiteten Novellenmotiv der unschuldig leidenden Gattin in Verbindung setzte, wobei er den Fall der Maria von Brabant, der Gemahlin des Bayernherzogs und Pfalzgrafen Ludwig des Strengen zum Vorbild nahm, welche 1256 wegen angeblichen Ehebruchs auf Befehl ihres Gatten enthauptet wurde, worauf er zur Sühnung seiner Untat das Kloster Fürstenfeld gründete.

Die in lateinischer Sprache abgefaßte Legende hatte nur einen beschränkten Verbreitungsbezirk und auch ihre Wirkung war nicht groß. Erst durch die 1638 erschienene französische Bearbeitung des Jesuiten René de Cerisiers wurde sie ein Allgemeingut der gebildeten Nationen. Diese hauptsächlich das religiöse Element stark betonende Bearbeitung zeigt zahlreiche Erweiterungen und Zusätze, behält jedoch das Motiv der Legende, die eine Marienlegende ist, im großen und ganzen bei. Diese Bearbeitung ist der Ausgangspunkt der ganzen Genovefaliteratur, die uns in Frankreich, Spanien,

England, Holland, Deutschland, Italien sowie bei den Slaven entgegentritt und sich in volks- und kunstmäßigen Darstellungen äußert. Volksbücher, Volksschauspiele und Kunstdramen, Gedichte bekannter Dichter und Volkslieder beschäftigen sich mit diesem Stoff und haben alle in ihrer Art zur Verbreitung der sinnigen Legende beigetragen, obwohl gesagt werden muß, daß die Kunstdichter mit ihren Bearbeitungen weit hinter den volksmäßigen Darstellungen zurückstehen.

Cerisiers fand auch bald deutsche Bearbeiter. Der Jesuit Michael Staudacher ließ 1660 seine Bearbeitung, die das Original durch moralisierende Zusätze stark vermehrt, zu Dillingen erscheinen und ihm folgte 1685 ein Anonymus, der ebenfalls Mitglied der Gesellschaft Jesu war. 1687 kam dann zu Dillingen die für die deutsche Genovefaliteratur so wichtige Bearbeitung des berühmten Kapuziners Martinus Kochemius heraus. Kochems Übersetzung ist volkstümlich gehalten, sie mildert die Wunderwerke, streicht vieles, entkleidet überhaupt Cerisiers seines rhetorischen Schmuckes, und zwar nur zum Vorteile des Buches, so daß sie zum deutschen Volksbuch wurde. Auf ihr ruhen auch die meisten kunst- und volksgemäßen deutschen Bearbeitungen des Genovefastoffes, wie Bruno Golz (Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig 1897) zeigte.

In Frankreich, Holland, Italien und Spanien hat sich auch das Volkslied der Genovefa angenommen (Seuffert S. 50, 57, 81 f., 83), wobei überall Cerisiers zugrunde liegt. Aus Deutschland weiß Seuffert (S. 76 f.) nur ein Volkslied, daß ihm in einem „fliegenden Blatte" vorlag, anzugeben, von dem er jedoch, da es dichterisch wertlos ist, nur vier Strophen mitteilt. Er begnügt sich, als Quelle des 46strophigen Liedes das deutsche Volksbuch nachzuweisen. Von diesem Lied, das ganz verschollen ist, habe ich jüngst in der Handschrift Nr. 659 des steiermärkischen Landesarchivs in Graz, worin Lieder aus dem steirischen Paltental stehen, eine nach einem fliegenden Blatte von der Hand des kürzlich verstorbenen bekannten Historikers P. Jakob Wichner in den Fünfziger-Jahren des 19. Jahrhunderts, wo er Kaplan zu St. Lorenzen bei Trieben war, angefertigte Abschrift gefunden, die, da das fliegende Blatt nicht mehr ganz war, 33 vollständige Strophen und von der 34. Strophe den Anfang enthält. Diese Fassung, die für die Geschichte der Genovefalegende nicht unwichtig ist, wird im folgenden dargeboten.

Zunächst handelt es sich um Feststellung der Quellen, auf welche unser Lied zurückgeht. Daß das Volksbuch und somit Martin Kochem, wie Seuffert meint, als Quelle anzunehmen sind, ist nicht richtig; dagegen spricht Strophe 22, denn Golo kann bei Kochem (s. Seuffert S. 72) die Wahrzeichen von Genovefas Tod nicht ansehen, wovon bei uns keine Rede ist; gegen Kochem spricht auch die Nichtteilnahme Golos an der Jagd, was wohl ein Zug Cerisiers ist (s. Seuffert S. 46), aber nicht Kochems, bei dem sich nach dem Vorbilde Frehers Golo an der Jagd beteiligt (Seuffert S. 71). Beide gegen Kochem sprechenden Züge finden sich jedoch bei Cerisiers. Für Kochem spricht jedoch Strophe 17, Z. 3 f. und Strophe 18; bei Cerisiers nimmt Genovefa von der Welt Abschied und fleht, früher als ihr Kind sterben zu dürfen, bei Kochem bittet sie nach Frehers Vorbild (1613) um

ihr Leben (s. Seuffert S 72). Es muß demnach eine Quelle zugrunde liegen, welche die beiden angeführten Züge Cerisiers und den Zug Frehers enthält. Zur näheren Bestimmung dient die Angabe, daß der Hofmeister von vier Rossen zerrissen wurde, ein Zug, der sich zuerst in einem Wiener Jesuitendrama aus dem Jahre 1673 und in dem zuerst 1686 gedruckten Drama des österreichischen Jesuiten Nicolas Avancinus, der neben Cerisiers auch Freher benützt hat, findet (Golz S. 20 und 33) und von da aus in alle späteren Jesuitendramen eingedrungen ist (s. Golz S. 36 [Kölner Drama aus 1706], 43 [Erfurter Drama aus 1729]); bei Cerisiers, Kochem und den daraus abgeleiteten deutschen Volksbüchern wird Golo von vier Ochsen zerrissen. Diese beiden Jesuitendramen aus 1673 und 1686 kommen jedoch ebenfalls nicht als direkte Quellen in Betracht, denn beide enthalten die Vorgeschichte (Strophe 1—22) nicht; gegen Avancinus spricht auch, daß bei ihm die Gräfin nicht, wie bei Cerisiers und im Volksbuche, vom Pfalzgrafen Siegfried, sondern von zwei Jägern aufgefunden wird. Ein weiterer Zug findet sich in allen bisher aufgeführten Quellen nicht, sondern führt ins 18. Jahrhundert; in unserem Liede schickt nämlich Golo (Strophe 10—13) dem Grafen einen Brief ins Feld, in dem er Genovefa anklagt, worauf der Graf sofort die Tötung Genovefas befiehlt; bei Cerisiers und im Volksbuche zieht jedoch Golo dem Grafen nach Straßburg entgegen und bringt ihm, obwohl er ihm schon vorher einen Brief betreffs Genovefas Schuld geschrieben hat, mittelst des Blendwerkes einer alten Hexe die Überzeugung von Genovefas Schuld bei. Unser Zug findet sich nur im Jülicher Jesuitendrama aus 1733, das in dieser Hinsicht zu unserem Liede stimmt (s. Golz S. 39), sonst aber dadurch abweicht, daß Genovefa durch einen Jäger und nicht von Siegfried entdeckt wird, während die Zerreißung durch vier Pferde auch hier vorkommt (vgl. Golz S. 36 und 37). Durch das erstmalige Auftreten dieses Motivs im Jahre 1733 bekommen wir auch eine zeitliche Grenze nach abwärts für unser Lied, das — es wird dabei kein großer Fehler unterlaufen — zirka 1730 entstanden sein kann. Wenn wir nun die Quellenfrage zusammenfassen, so müssen wir festlegen, daß der Verfasser unseres Liedes hauptsächlich Cerisiers, wahrscheinlich in der Bearbeitung Staudachers, benützte, dazu aber Züge aus einem Jesuitendrama aus zirka 1730, das auch den Kochemschen Zug enthalten haben mag, heranzog; vielleicht lag überhaupt ein uns nicht erhaltenes Jesuitendrama, das alle diese Züge in sich enthielt, zugrunde. So viel steht jedenfalls fest, daß das Volksbuch, beziehungsweise Kochem, nicht die Quelle unseres Liedes ist.

Fragen wir nach der Entstehungsgegend des Liedes, so geben die unreinen Reime hinreichenden Aufschluß. Reime wie Strophe 4 an : schon (dial. ån : schõn Strophe 5 zuvor : Jahr (dial. Jåhr), Strophe 10 Frau: Brauch (dial. Brau), Strophe 25 gleich (dial. glei) : sey, Strophe 29 daran (dial. darån) : schon (dial. schõn) und Strophe 31 Knie (dial. Knia) : mir (dial. mia^r) weisen entschieden auf den bayrisch-österreichischen Dialekt. Zieht man nun in Betracht, daß der Genovefastoff von der Mitte des 18. Jahrhunderts an in bayrisch-österreichischen Landen (s. A. Schlossar, Deutsche Volksschauspiele I. [1891] 339 f.; Golz S. 155 ff.) zu Volksschauspielen

sehr stark verwendet wurde, im Gegensatze zu anderen Landschaften wie Schweiz und Schlesien (Golz S. 158 f.), so darf es auch nicht wundernehmen, gerade in dem Gebiete des bayrisch-österreichischen Dialekts ein Volkslied, welches das Leben der Pfalzgräfin Genovefa behandelt, zu finden. An eine Ableitung aus den Volksschauspielen ist nach den bisher bekannten Proben nicht zu denken, denn diese beruhen auf dem Volksbuche. Unser Lied stellt demnach eine ältere Entwicklungsform aus einer Zeit dar, wo das Volksbuch noch nicht weit verbreitet war, was erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts eintrat, denn sonst wäre es in unserem Liede sicher benützt. Es ergibt sich demnach als oberste Entstehungsgrenze zirka 1750.

Die Lebensbeschreibung von der frommen Genovefa.

[26 b] 1. Ein jedes betracht, was gewissenhaft ist,
Was ich jetzt sing, die Wahrheit ist,
Von einem Grafen und seiner Frau,
Die liebten einander überaus.

2. Der Graf hat viel Geld und Güter dar,[1])
Sie hausten in dem ersten Jahr,
Die Frau von keiner Frucht nichts weiß,
Nun höret zu mit ganzem Fleiß.

3. Der Kayser sprach den Grafen an,
Er sollte doch dasjenig thun
Und in das Feld ziehen fort,
Er woll ihm geben große Gnad.[2])

[27 a] 4. Er sprach, ach, liebste Fraue mein,
Ihr werdet ja nicht kleinlaut sein,
Was ich euch werde zeigen an,
Der Kayser hats befohlen schon.

5. Ins Feld soll ich, liebste Fraue mein,
Ich bitt, wollt meiner ingedenk sein,
Daheimb regieren wie zuvor,
Ich werd ausbleibn nicht ein Jahr.

6. Er sprach zu dem Hofmeister sein,
Er sollt der Gräfin gehorsam sein,
Sollte sein folgen ihrem Wort,
Regieren anstatt seiner fort.

7. In etlichen Wochen, höret an,
Die Frau wurd dick vom Grafen dann,
Weil sie zuvor hat nichts gewüßt,
Erfreuet sie sich innigist.

8. Der Hofmeister nimmet solches wahr,
Strebet der Gräfin heimblich nach,
Wollt sie bringen in Hurerei,
Solches ein lange Weile treibt.

9. Er sicht, daß die Frau ihrem Herrn
Gar treu war, in sein Begehrn,
Gedacht, was muß ich fangen an,
Wann der Graf kombt wider ins Land.

10. Der Teufel gibt ihm in den Sinn,
Er sollt schreiben ins Feld dahin
Zum Grafen wohl von seiner Frau,
Daß sie jetzt hab ein wilden Brauch.

[1]) mhd. dâr, da, dort.
[2]) ursprünglich wohl: geben Gnade dort.

[27 b] 11. Die Lug schrieb er von seiner Frau,
Sie hurt zu Haus recht ohne Graus,
Sie ist schon dick, der Graf glaub mir,
Ich mich auch alsbald resolvier.

12. Den Brief bekombt der Graf behend,
Als er erfahret dieß Elend,
Von seiner Frauen wurd gewahr,
Wollt er sich selbst erschiessen gar.

13. Andere Ritter und Cavalier
Gaben dem Grafen solche Lehr,
Er solle berichten nacher Haus,
Daß die Frau werd geraumbt[1]) mit Graus.

14. Als dieser Brief kam in das Schloß
Für den Herren Hofmeister groß,[2])
Ließ er zusammen kommen geschwind
Die Soldaten, so darinnen sind.

15. Er sprach, kommt her und spielet ihr,
Dann zwei müssen die Gräfin hier
Ihr Leben nehmen in dem Wald,
Da habt ihr hundert Thaler bald.[3])

16. Zum Zeichen bringet von ihr her
Ihr Zungen, wie ich es begehr,
Ihr könnt 's erschiessen oder erschlagen,
Dann unser Herr Graf will 's also haben!

17. Die zwei Soldaten mit Gewalt
Rissen die Gräfin aus dem Saal,
Die Gräfin fiele auf die Knie
Vor ihren Knechten nieder allhie.

18. Bittet und schwöret ihnen alsobald,
Daß sie ihr Lebtag in dem Wald
Will bleiben drin, bis endlich Gott
Sie erretten wird durch den Tod.

[28 a] 19. Die Gräfin geht in d' Wüsten dar,
Worinnen sie blieben sieben Jahr,
Gebar ihr Kind mit größter Freud,
O wunderbare Begebenheit.

20. Gott schickt ihr gleich zur Stund behend
Ein Hirschenkuh in ihrem Elend,
Die legt sich nieder gleich vor ihr,
Daß sie kann Milch bekommen hier.

21. Die zwei Soldaten besunnen sich
Wegen der Zungen jämmerlich,
Da kam ein Hündlein her im Wald,
Dem nahmen sie die Zungen bald.

22. Die Zungen tragen 's mit ihnen in's Schloß
Und gaben's dem Hofmeister groß,
Die nimbt er hin und hebt sie auf,
O weh, o weh, des falschen Kauf.

23. Es steht an sieben ganzer Jahr,
Da jagt der Graf im Walde dar,
Da kam die Hirschenkuh behend
Wohl für den Grafen, hingerennt.

24. Er jagt nach ihr ganz feurig drein
Wohl in den wilden Wald hinein,
Zu ihrer Frau in die Höllen ein;
Der Sohn thät Wurzel graben fein.

25. Sie ging heraus ganz nackend und bloß,
Nur gleich ein Flecklein umb die Schoß,
Er schreiet auf, sie soll sagen gleich,
Ob sie ein Mann oder Weibsbild sey.

[1]) weggeräumt, getötet; vgl. mhd. rûmen.
[2]) mächtig.
[3]) schnell, rasch.

26. Er sprach, bist du allein allhier;
Sie sagt, ein Kind hab' ich bei mir,
Er geht umb Würzlein, unsre Speis,
Die suchet er mit ganzem Fleiß.

[28 b] 27. Er sprach, von wann bist du kommen hier,
Sag mir die Wahrheit, du mußt mit mir,
Sie sprach, ach Herr, ganz sieben Jahr
Bin ich schon in der Wüsten dar.

28. Zuvor war ich im Lande drauß
Ein Gräfin und ein große Frau,
Jetzt bin ich einer Bettlerin gleich,
Daß Gott erbarm im Himmelreich.

29. Mein Herr hat keine Schuld daran,
Aber der große Hofmeister schon,
Der wollte mich in meinen Ehrn
Notzüchtigen nach sein' Begehrn.

30. Nach dem Begehrn verklagt er mich,
Schreibt in das Feld eine große Lüg',
Ich tät zu Haus Hurerei treibn,
Hernach kam von mein' Herrn ein Schreiben.

31. Dem Grafen fiel ein, o liebster Gott,
Das ist mein Frau, hier leid't sie Not;
Springt von dem Pferd, fallt auf die Knie,
Sagt, liebste Frau, geht jetzt mit mir.

32. Der Graf nahm sein Jägerhorn,
Er blast kläglich, daß Gott erbarm,
Kombt her, ihr liebste Diener mein,
Ich hab erjagt die Herzliebste mein.

33. Er hebt die Gräfin wohl auf das Pferd,
Dazu den jungen Grafen wert,
Die Hirschenkuh lief neben fort,
Bis in der Gräfin Zimmer dort.

34. Der Hofmeister bekombt seinen Lohn
Mit vier Rossen . . . . .

(hier bricht das fl. Bl. ab.)





Der Photophonograph.

(Zur Entwicklungsgeschichte der Phonographie.)

Von Prof. Th. Bartwig.

Die allgemein verbreitete Meinung, daß der Phonograph ein Spielzeug sei, ein interessantes, ein wissenschaftliches Spielzeug, aber immerhin bloß ein Spielzeug, ist nicht mehr ganz berechtigt. In dem Maße, als der Apparat, welcher die verschiedensten Töne und Geräusche, insbesondere aber die menschliche Sprache aufzeichnen und wiedergeben will, der Vollkommenheit entgegenreift, verdient er eine ernstlichere Würdigung. Die Sprachwissenschaft, die Musiklehre, die Medizin (Laryngologie) und viele andere Zweige menschlicher Forschung können dauernden Nutzen aus einer Erfindung ziehen, welche es ermöglicht, die flüchtigen Schallwellen in bestimmten Schriftzügen festzuhalten, so daß sich dieselben jederzeit einer eingehenden Untersuchung und Prüfung unterziehen lassen.

Zweifellos waren es zunächst geschäftlich-praktische Rücksichten, welche Edison inspirierten. Der „sprechende Brief", die Postsendung, die man „abhören" konnte, die schriftliche Verständigung mit allen Nuancen eines mündlichen Auftrages, ein Gespräch, verpackt und versiegelt als Fracht, . . . das mußte den kaufmännisch-sensiblen Geist eines Amerikaners anregen und begeistern. Diesem Zwecke genügte auch der erste Phonograph (1876) trotz der bekannten Nebengeräusche, welche die Reproduktion störend begleiten.

Aber der technisch-wissenschaftliche Geist konnte sich mit diesem Resultat nicht zufrieden geben und man versuchte alle möglichen Materialien, welche die Natur bietet, und die verschiedensten Anordnungen, welche zu ersinnen waren, ohne die Grundprinzipien des ersten Systems zu verlassen.

Bekanntlich wird beim Edisonschen Phonographen gegen eine dünne Membrane gesprochen. An dieser befindet sich ein feiner Stift, der die Schallschwingungen in den rotierenden Wachszylinder eingräbt. Der Schreibapparat gleitet zugleich an seiner Führung langsam und gleichmäßig seitwärts, so daß eine fortlaufende dünne Schraubenlinie als dauerndes Bild der Sprache auf der Walze erscheint.

Für die Präzision dieses Vorganges kommen nur die Empfindlichkeit der Membrane, die Beweglichkeit des Schreibstiftes und die Eindrucksfähigkeit des Zylinders in Betracht. Allerdings ist es für den ersten Augenblick überraschend, daß der ganze Reichtum unserer Sprachformen mit allen Unterschieden der Klangfarbe durch eine einfache Membrane aufgefangen

werden kann; doch auch unser Gehör begnügt sich mit dem Trommelfell, und eben darum werden wir gerade nur das hören, was sich durch eine einfache Membrane auffangen läßt.

Für die Reproduktion sollte nun freilich umgekehrt die Analogie mit dem menschlichen Kehlkopf herangezogen werden, doch scheint dies überflüssig zu sein. Wenn es möglich war, die Töne durch den Stift aufzuzeichnen, so muß man doch die ursprünglichen Membraneschwingungen wieder erhalten, wenn der Stift seinen eigenen Aufzeichnungen folgt, indem er von vorne angefangen mit gleicher Schnelligkeit in der vertieften Schraubenlinie gleitet.

Diese theoretische Überlegung stimmt aber nicht ganz genau; denn der Stift hatte eine beträchtliche Arbeit zu leisten, um die Wachswalze zu ritzen. Die Vertiefungen werden daher verhältnismäßig schwach ausfallen und die Wiedergabe klingt gedämpft und verschwommen. Edison verwendete nun einen eigenen Hörstift (vgl. Fig. 1) und brachte zur Verstärkung einen Schalltrichter an, doch blieb das Wesen des Apparates durch diese technischen Verbesserungen natürlich unberührt.

Eine bemerkenswerte Änderung brachte erst das Grammophon (1886) des Deutsch-Amerikaners Berliner. Dieser suchte die Arbeit des Schreibstiftes dadurch zu verringern, daß er die Membrane vertikal stellte und den Stift wie einen Hebel seitlich anbrachte (vgl. Fig. 1), so daß alle Druckwirkungen an dessen einem Ende Schwankungen an der Spitze hervorrufen. Die Membrane schwingt also nicht mehr gegen die Walze, sondern parallel zu derselben und der Stift arbeitet nicht in die Tiefe, sondern zeichnet auf der bewegten Unterlage eine Wellenlinie, deren Form die Schallschwingungen charakterisieren. Diese Wellenlinie könnte nun erforderlichenfalls durch Ätzmittel vertieft werden, wodurch der Weg für den Hörstift deutlicher vorgezeichnet würde.

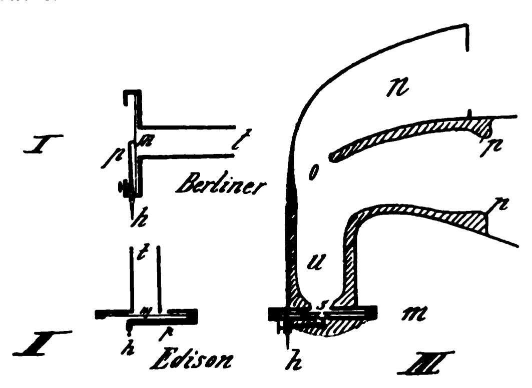


Fig. 1.

I. Querschnitt durch Berliners Reproduktеur. — II. Querschnitt durch Edisons Reproduktеur. — III. Querschnitt durch Cervenkas Reproduktеur. — m Membrane; h Reproduktionsstift; s die Stimmritze; u der Kehlkopf; p die Lippen; o Mundnasenkanal; n die Nase.

Noch eine zweite Neuerung hat Berliner eingeführt, welche nicht unerwähnt bleiben darf, weil sie weitere Anknüpfungspunkte bietet. Er

ersetzte die Walze durch eine mit Wachs überzogene Scheibe, welche um eine Achse rotiert, während diese Achse selbst sich langsam aber gleichmäßig seitwärts verschiebt. Der ruhende Stift beschreibt dann auf der bewegten Platte eine Spirallinie, welche allmählich gegen den Mittelpunkt der Scheibe zusammenläuft. Wird der Stift in Tätigkeit versetzt, d. h. wird gegen die Membrane gesprochen, dann kommen seitliche Abweichungen hinzu und das Resultat ist eine spiralige Wellenlinie.

Die Reproduktion ist wie beim Phonographen eine Umkehrung des Vorganges bei der Aufnahme, aber tatsächlich schallkräftiger.

Dennoch kann die Lösung noch immer nicht als vollendet bezeichnet werden. Vor allem ist die Übertragung der Membranschwingungen auf die Wachsunterlage, also die Übersetzung des Schalles in eine sichtbare Sprache noch immer ein rein mechanischer Prozeß, der als solcher mit dem Widerstand des Materials und der Reibung der einzelnen Teile zu rechnen hat.

Diese Bedenken hat der Ingenieur E. Cervenka (1902) in Prag überwunden, indem er die Arbeit des Schreibens auf ein Minimum reduzierte. Er wählte den zartesten Schreibstift, welchen die Natur bietet: einen Lichtstrahl, und die empfindlichste Schreibtafel, die er finden konnte: die photographische Platte.

Das Phonogramm ist eine Photographie und der Apparat wird daher richtig als Photophonograph bezeichnet. An der Membrane befindet sich wohl auch ein Stift (Fig. 2), aber dieser Stift wird nicht zum Schreiben verwendet, sondern drückt mit einem Fortsatz gegen einen beweglichen Spiegel und versetzt ihn in Schwankungen, welche den Membraneschwingungen entsprechen.

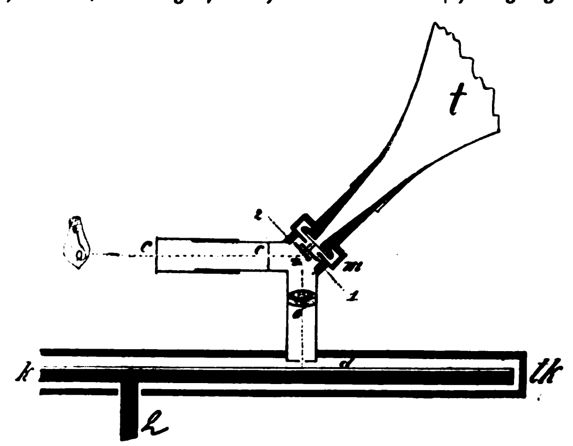


Fig. 2. Cervenkas Aufnahmeapparat.

Aufnahmetubus (Ohr), m Membrane, 1 Hammer, 2 Amboß, s Verbindungsstück, z Spiegel, c c' Blenden, o Objektiv, d lichtempfindliche Platte, t k Kassette, k Rotationsplatte, Q Rotationswelle.

Fällt nun ein Lichtstrahl auf den Spiegel, so wird er nach abwärts gegen die rotierende Grammophonscheibe reflektiert. Letztere trägt die photographische Platte in lichtdichter Kassette

Infolge der Rotation und oben erwähnten seitlichen Verschiebung der Achse zeichnet der Lichtstrahl wie ein feiner Zeiger bei ruhiger Spiegelstellung, d. h. unbeeinflußter Membrane, eine zarte Spirallinie auf die lichtempfindliche Platte. Wird aber die Membrane und mit ihr der Spiegel durch phonische Einflüsse bewegt, dann schwankt auch der Lichtzeiger und es entsteht jene charakteristische spiralige Wellenlinie wie beim Grammophon, in der jede Welle einer Schwingung der Membrane entspricht.

Das Photophonogramm ist aber eine Zeichnung, keine Gravüre und kein Relief. Soll daher ein Stift das Ablesen der phonischen Schrift besorgen, so muß zunächst auf licht-chemischem Wege ein Klischee erzeugt werden, welches dann zur fabriksmäßigen Herstellung von Reproduktionsplatten aus verschiedenem Material dient.

Allerdings könnte auch ein Lichtstrahl zur Reproduktion der Schallwellen verwendet werden, doch hat Cervenka aus praktischen Gründen das alte System beibehalten, wonach ein Stift die Furche der Reproduktionsplatte durchläuft. Nur hat Cervenka auch den Reproduktеur und damit die phonische Wiedergabe verbessert. Er versuchte, nicht mehr und nicht weniger zu schaffen als eine Nachbildung des menschlichen Kehlkopfes mit den Stimmbändern, der Stimmritze und den natürlichen Schalltrichter: Mund und Nasenhöhle (Fig. 1).

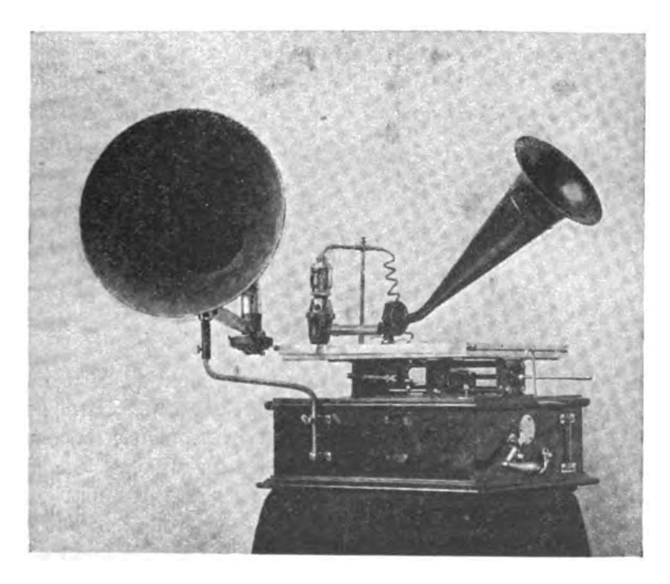


Fig. 3.

Der Photophonograph zur Aufnahme vorbereitet.

Um die störenden Nebengeräusche möglichst zu beseitigen, verfertigte er das Gehäuse aus Ebonit und die Membrane aus Wachs, welche Materialien wenig zu Eigenschwingungen neigen. Die Membrane erhielt einen Schlitz und der aufgesetzte Tubus wurde durch eine Zwischenwand geteilt.

Damit ist ein brauchbarer Reproduktteur für die Wiedergabe der menschlichen Sprache und der Vokalmusik geschaffen, daher können Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte, der Unterricht in der Literatur, in fremden Sprachen und Gesang, Physiologie und Laryngologie von dem Photophonographen erheblichen Nutzen ziehen. Weniger gut dürfte sich derselbe für Instrumentalmusik eignen, weil sein Reproduktteur dem Charakter der instrumentalen Klangfarbe nicht angepaßt ist. Aber das Ideal eines Universalreproduktteurs ist auf diesem Wege wohl überhaupt nicht zu erreichen.

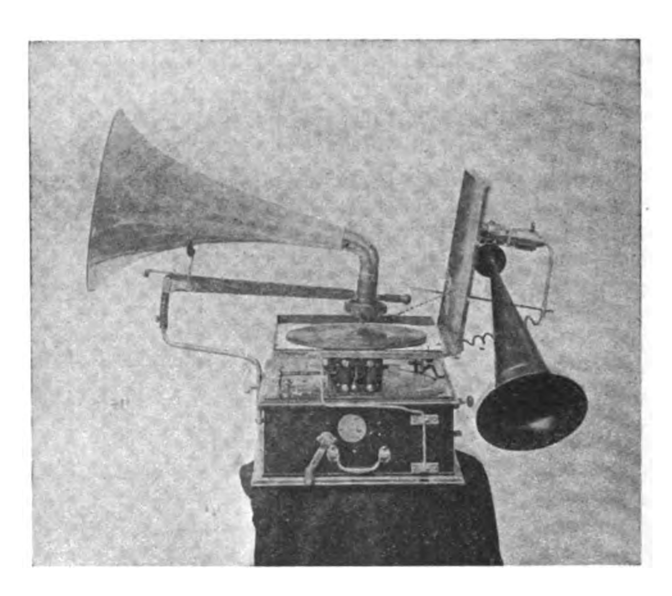


Fig. 4.

Der Photophonograph zur Reproduktion vorbereitet.

Mehr Aussicht bieten für eine naturgetreue phonische Wiedergabe solche Vorrichtungen, deren Membranen — wie dies etwa beim Telephon der Fall ist — nicht durch mechanische Einflüsse, sondern auf elektro-magnetischem Wege zum Tönen gebracht werden. Apparate, welche das Telephon selbst als Reproduktteur verwenden, sind das Telegraphon des dänischen Ingenieurs V. Paulsen (1900) und das Photographon von E. Ruhmer in Berlin (1901).

Was den Photophonographen betrifft, dessen äußere Ansicht aus Fig. 3 und Fig. 4 ersichtlich ist, so beweist dieser Apparat, daß der Phonograph als solcher noch lange nicht zu Ende gedacht ist. Die neuen Gesichtspunkte, welche Cervenka eröffnet hat, versprechen noch manchen schönen Erfolg.

Ich erinnere nur daran, daß auf der Pariser Weltausstellung (1900) ein von Dussaud konstruierter Apparat zu sehen war, der eine Verbindung zwischen Telephon und Phonograph herstellte. Dieser Telephonograph gestattete, das telephonisch übertragene Wort direkt auf der Wachswalze eines gewöhnlichen Phonographen zu fixieren.

Ich glaube, daß dieses Problem viel einfacher und eleganter durch den Photophonographen gelöst werden könnte, indem der Spiegel des Aufnahmeapparates in gleicher Weise mit der Telephonmembrane in Verbindung gebracht wird, wie dies bei dem Empfangsapparat des Schnellschreibtelegraphen Pollak-Virág der Fall ist. (Vgl. „Die Kultur", IV., 6. Heft.)

Wir dürfen deshalb von dem Erfinder des Photophonographen weitere Mitteilungen auf phonographischem Gebiete erwarten.



Der Grabstein Kaiser Rudolfs.

Von Martin Greif.

Als Kaiser Rudolf spürte
Sein Ende sich genaht,
Der alte Held vollführte
Noch eine letzte Tat:
Den Burgkaplan zur Seite,
Erhob er sich sogleich,
Daß er nach Speyer reite,
Der Totenstadt im Reich.

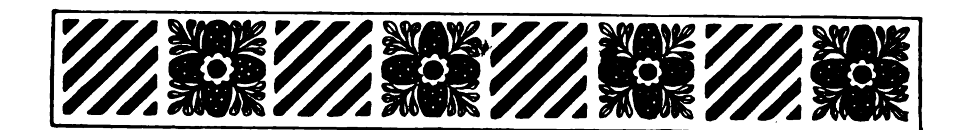
Wohl flog voraus die Kunde
Vom Rhein durchs weite Land
Und dicht geschart zur Stunde
Das Volk am Wege stand.
Ein Ruf entwand sich allen,
Die schmerzvoll ihn gewahrt,
Das Antlitz eingefallen,
Das faltig, ohne Bart.

Doch währenddem die Menge
Noch fassungslos vor Gram,
Ein Steinmetz im Gedränge
Ihn fest ins Auge nahm:
Das Bild sich einzuprägen
Des Teuren, Zug um Zug,
Mit lauten Herzensschlägen
Vermaß er sich's im Flug.

Schon hatte dies Begehren
Erfüllt ihn manche Zeit:
Zu nahen sich dem Hehren,
War ihm kein Weg zu weit.
Der Fleiß, der ihn beseelte,
Ließ ruhn den Meißel nicht,
Kaum eine Runzel fehlte
Mehr auf dem Angesicht.

Im hohen Dom erhaben
Liegt Kaiser Rudolf da,
Für immer eingegraben,
Wie ihn der Meister sah,
Just wie er leibt und lebte
In edler Größe schlicht:
Der Arge vor ihm bebte,
Der Fromme zagte nicht.





Die Verbannung der Jesuiten aus China.

Ein Beitrag zur Geschichte der Zensur in Österreich.

Von M. Beyret.

Die Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 brachte den Feinden der Jesuiten durchaus nicht die ersehnte Gemütsruhe. Der Schatten des Jesuitentums verfolgte sie auf Schritt und Tritt und die bange Sorge, der so gefürchtete Orden könnte urplötzlich wieder aufleben, quälte die Widersacher sozusagen Tag und Nacht. Darum regnete es mehr denn je Angriffsschriften gegen denselben. Wollte einer überhaupt irgend ein Schmählibell gegen die katholische Kirche populär erscheinen lassen, dann mußte er irgendwie die Jesuiten hineinverflechten. Das gab der Sache eine pikante Würze. So erschien denn auch im Jahre 1785 eine Schmähschrift gegen die katholische Glaubenslehre unter der Deckadresse: „Die Verbannung der Jesuiten aus China", mit dem fiktiven Druckort: „Konstantinopel" Selten hat eine Schrift den Ausspruch: Habent sua fata libelli so sehr bestätigt als diese. Sie enthält auf Seite 3—6 eine allgemeine Darstellung der Gesetzgebung, Sitten und Religion der Chinesen, wobei bemerkt wird, letztere sei „umso reiner, da der Aberglauben sie niemals befleckte". S. 8 rückt der Verfasser seinem Ziele näher. Es heißt dort: „Alle Klugheit der Regierung hat doch nicht verhindern können, daß sich die Bonzen in das Reich einschlichen; ebenso wenig als alle Aufmerksamkeit eines Wirtes verhindern kann, daß sich Ratzen in die Keller und Scheunen einschleichen." S. 9 erzählt der Verfasser, daß „der Kaiser Kamphi gerade die Jesuitenbonzen mit ganz besonderer Güte aufgenommen" habe; — „diese erhielten vermittelst einiger Sphären, Barometer, Thermometer und Gläser, die sie aus Europa gebracht hatten, die öffentliche Duldung der christlichen Religion ... Die unter den Missionarien entstandenen Streitigkeiten aber machten die neue Sekte bald verhaßt ... die Gerichtsstellen reichten bei dem Kaiser Klagen wider diese europäischen Bonzen und besonders wider die Jesuiten ein, ebenso, wie wir es seinerzeit von den Parlamenten Frankreichs gesehen haben ..." Als Kaiser Kamphi starb, folgte ihm dessen Sohn Yout-chin auf den Thron. Dieser hatte „mehr Standhaftigkeit und Richtigkeit des Geistes", daher er zufolge dieser Klagen die religiösen

Tendenzen dieser „Jesuiterbonzen“ zu untersuchen gedachte. Er berief demnach, um die Wahrheit zu erfahren, den recht einfältigen „Bruder Rigolet“, der im Rufe der Heiligkeit stand. Das nun folgende Verhör des Bruders, oder vielmehr dessen Zwiegespräch mit dem Kaiser, läßt allerdings an Einfältigkeit nichts zu wünschen übrig, aber ebenso wenig an gemeinen Verdächtigungen der katholischen Priester, an frechem Leugnen und Bespötteln alles Heiligen. Auf S. 17 läßt der Verfasser besagten Rigolet die Behauptung aufstellen: „Die Chineser, Japaneser, die Kaver, die Tartaren, die Inder, die Perser, die Türken, die Araber, die Afrikaner, die Amerikaner müssen alle verdammt werden. Man kann Gott nur in einem kleinen Teile von Europa gefällig sein.“ S. 20 nennt er den Papst den „Vize-Gott, der am Ende der Welt, in einer kleinen Ecke wohnt und von da aus verdammt oder erlöset nach Willkür alle Könige der Erde“. Geradezu empörend ist auf S. 24—25 die Definition des Geheimnisses der Menschwerdung, das sich schon in seinen Eingangsworten cynisch widerwärtig und dummverlogen genug ausnimmt. Es heißt dort von Maria: „Sie war verheiratet und hatte zwei andere Kinder mit Namen Jakob gehabt, wie es die alten Evangelien sagen, aber nichtsdestoweniger war sie doch eine Jungfrau ...“ S. 25—29 zieht der Verfasser das Geheimnis der Trinität ins Lächerliche. „Eine Taube, der dritte Gott“ ... heißt es dort unter anderem. S. 29—30 wird das Leiden Jesu verhöhnt mit dem Hinweis, welch ein mächtiger und starker Gott es doch sein mußte, der von den Menschen zu einem so bitteren Leiden und einem so schmachvollen Tod verurteilt werden konnte. S. 32—34 werden die biblischen Wunder zu Gunsten des auserwählten Volkes gegen den intoleranten Gott ins Treffen geführt, S. 34—38 die Weissagungen der Propheten zu obszönen Späßen verwertet. Die S. 56—66 enthalten die unerhörtesten Blasphemien gegen das heiligste Altarssakrament. So geht es in buntem Durcheinander weiter.

Durch Zusendung eines Exemplars dieser Schrift von unbekannter Hand erhielt Erzbischof Kardinal Migazzi von ihr Kenntnis. Als er erfuhr, daß das Büchlein zwar von der Zensur verboten, jedoch gegen Schedula jedem zugänglich sei, beschloß dieser eifrige Kirchenfürst, dem Monarchen direkt Vorstellungen hierüber zu machen. Dieser Entschluß hat jedoch äußerst verhängnisvolle Konsequenzen — für den Kläger nach sich gezogen.

Dr. Wolfsgruber berichtet in seinem Werke: „Christoph Anton Kardinal Migazzi, Fürsterzbischof von Wien“ S. 602 ff. über einen Stadtklatsch, in welchen die Person des Oberhirten der Wiener Diözese verwickelt wurde. Er sagt: „1785 erzählte man sich in ganz Wien eine Geschichte, welche auf den Charakter des Kardinals Migazzi ein sehr bedenkliches Licht fallen ließ. Er sollte den Grafen Kollowrat bewogen haben, das nicht ganz freigegebene Buch ‚Vertreibung der Jesuiten aus China‘ von der Zensur zu begehren, es demselben abgenommen und eilig zum Kaiser getragen haben, um Van

Swieten zu verklagen, weil er ein solch skandalöses Buch gegen Schedula freigebe. Joseph II. aber hätte an Kollowrat ein Billet abgelassen, er möge aus dieser verschlagenen und arglistigen Handlung überzeugt sein, wie der Kardinal sein Zutrauen und die Freundschaft, die er für ihn habe, mißbrauche, und es sich künftighin zu einer Warnung sein lassen. Damit aber auch alle übrigen auf ihrer Hut wider solche Ränke sein könnten, so solle dies kaiserliche Billet in dem Kanzleiprotokoll eingetragen werden."

„Die ganze Geschichte", meint Wolfsgruber, „trägt das Merkmal der Dichtung an der Stirne und ist zu albern, um ernst genommen werden zu können. Doch eben damals wurde die Verhetzung gegen den Kardinal-Erzbischof systematisch getrieben und das Gerücht wollte nicht verstummen."

In der Tat handelte es sich in diesem Falle nicht um einen simplen Stadtklatsch ohne Bedeutung. Derselbe hatte in Wahrheit einen ernsten und düsteren Hintergrund. Der Zufall, eine eigentümliche Verkettung von Umständen und die schlaue Intrigue des einflußreichen Baron Gottfried Van Swieten wirkten zusammen, das Ansehen des in dieser Angelegenheit vollkommen schuldlosen Kardinals zu untergraben und ihn in den Augen des Kaisers zu diskreditieren.

Der in der k. k. Hofbibliothek in Wien befindliche literarische Nachlaß des Präsidenten der Studienhofkommission enthält die einschlägigen Akten, die zur Aufklärung dieses interessanten Vorfalles dienen.

Wir lassen hier die Darstellung nach diesem bisher unedierten Materiale folgen, ohne irgendwelche Bemerkungen beizufügen.

Unterm 13. April 1785 schrieb der Kaiser an den Präsidenten der Studienhofkommission: „Lieber Baron Swieten! Beygehende Brochüre*) hat Mir der Kardinal Erzbischof Von Wien mit der Bemerkung überreicht, daß solche zwar Verbothen, gleichwohl aber gegen Erlaubniß Zettel denjenigen, die solche verlangen, ausgefolget werde; Ich gewärtige demnach von Ihnen, zu vernehmen, ob es sich hiemit wirklich so verhält, wie es der Kardinal angiebt, und ob nicht besser geschehen würde, diese Schrift, da solche ohnehin nichts lehrreiches enthält, ganz aus dem Wege zu räumen.

Wien, den 13. April 1785. Joseph."**)

Der Kaiser war eben ziemlich gereizt, denn speziell über diese Broschüre sowie über eine andere lästerliche Schrift hatte er ein abfälliges Urteil gesprochen. Die kais. Resolution vom 11. März lautete: „Sind Beide sub rubro in Censurs-Sachen sub Nr. 6 et 7 bemerkten Brochüren zu verbieten."***)

Auch Swieten stutzte, denn gerade über diese „Verbannung der Jesuiten" hatte er sich geärgert. Die Schrift schien ihm einerseits zu albern

*) „Die Verbannung der Jesuiten aus China." Konstantinopel 1785. 8°.

**) Kodex 9717 der k. k. Hofbibliothek, fol. 402.

***) a. a. O., fol. 415.

und anderseits zu platt lästerlich, als daß sie dem Zwecke der Aufklärung in seinem Sinne dienen konnte.

Unterm 12. März hatte er dem Revisor im Zensursamte folgende Weisung gegeben: „Die Verbannung der Jesuiten aus China ist wieder so eine Spekulazion, wozu ich den Faktor machen sollte. Die lästerliche Schrift muß dahin zurückgesandt werden, wo sie hergekommen ist. Dieses hat der Herr Revisor dem Eigenthümer ernstlich zu bedeuten, und mit der gewöhnlichen und vorgeschriebenen Vorsicht zu besorgen; So lange das nicht geschieht, ist diese Brochüre anzusehen als wenn sie gar nicht da wäre, und kein Erlaubniß Zettel nicht einmahl anzunehmen. Swieten.

Mir beliebe der Herr Revisor ein Exemplar davon zu schicken und den Preiß zu melden. Das Erlaubniß Zettel für die Frau v. Greiner*) habe ich zurückbehalten; wider alle Ordnung ist es nicht einmal unterschrieben."**)

Rasch verlangte Van Swieten nun Aufklärung im Zensurs-Amte, um sich vor dem Kaiser rechtfertigen zu können; vielleicht gelang es, sich hiebei in recht günstiges Licht zu setzen. Er selbst hatte die Schrift nur zwei Personen bewilligt, die sie zu lesen wünschten, und das noch, bevor der Zensor sein Urteil abgegeben hatte und die kaiserl. Resolution ergangen war; von da ab hatte er kein Exemplar mehr bewilligt. Er war also wirklich schuldlos. Zu seinem freudigsten Erstaunen ergaben die Nachforschungen im Zensuramte merkwürdige Resultate, aus denen sich vortreffliche Waffen gegen den mißliebigen Kardinal schmieden ließen. Umgehend schrieb er folgende „allerunterthänigste Note" an den Kaiser:

„Die Brochüre: Verbannung der Jesuiten aus China, ist den 19. Febr. zur Zensur gekommen, und den 23sten bey der Commissions-Sitzung vorgetragen worden. Nach der Meinung des Zensors (Abt Rosalino) wurde auf den Verboth derselben angetragen, und dieser den 11. März von Euer Majestät genehmigt. In dem Zwischenraume gestattete ich die Abgabe zweyer Exemplare an zwey Reichsagenten Namens Merk und Büttner.

Gleich nach erfolgter allerhöchster Entschlüssung aber, als mir im Namen der Frau von Greiner ein Zettel, der sich bey der Nachfrage als ein Falsum zeigte, vorgelegt wurde, erließ ich an den Revisor die hier in originali beygefügte Anweisung. Diese versperrte allem weiteren Ansuchen den Weg, und es gelangte keines mehr an mich, bis den letzt abgewichenen Samstag, den 9. April, wo ich den hier auch beygefügten und auf den Namen des obersten Kanzlers (Graf Kollowrat) lautenden Zettel erhielt. Auffallend war es mir, daß der oberste Kanzler lesen, und gerade eine solche Schrift lesen wollte, und da mich der Mißbrauch mit dem

*) Deren Gatte war der bekannte Hofrat von Greiner; ihre Tochter die einst vielgelesene Schriftstellerin Karoline Pichler.

**) a. a. O., fol. 336.

Namen der Frau von Greiner behutsam gemacht hatte, ertheilte ich die Erlaubniß, ob ich gleich sie verweigern zu können nicht glaubte, doch nur dann erst, als mir auf bestimmte Anfrage von dem obersten Kanzler die Versicherung zukam, daß er die Brochüre wirklich selbst verlange.

Diese einfache Darstellung der Sache enthält nun Alles, worüber Euere Majestät durch allerhöchst ihr Handbillet von mir Erläuterung fordern.

Von der angegebenen Brochüre sind vor dem bestättigten Verbothe nur zwey Exemplare, nach demselben ist nicht mehr dann eines, und dieses an den Vorgesetzten der Vereinigten Hofstellen, mithin auch dem meinigen, auf sein ausdrückliches Begehren abgereicht worden. Die Anklage also, daß diese verbothene Schrift gegen Erlaubnißzettel denjenigen, die solche verlangen, ausgefolget werde, ist ohne Grund, und nach der Ausdehnung genommen, die der Kläger gewiß im Sinne hatte, und, um klagen zu können, haben mußte, daß nämlich einem jeden, der sich darum meldete, die Schrift wäre ausgefolget worden, ist die Anklage offenbar falsch und selbst boshaft.

Nach dem bestättigten Verbothe habe ich dem Revisor aufgetragen, daß die lästerliche Schrift zurückgesandt, bis dahin, als wenn sie gar nicht da wäre, angesehen, und dafür kein Zettel genommen werden solle. Es ist also Euer Majestät Absicht, daß diese Schrift auß dem Wege geräumet werde, bereits auch erfüllet.

Aus dem blossen Hergang der Sache entwickeln sich aber noch ganz besondere Umstände. Den 13. April zeiget der Kardinal die Verbreitung einer verbotenen Schrift an. Den 9. April begehret der oberste Kanzler die nähmliche Schrift und erhält sie den 11ten. Das Exemplar, welches der Kardinal Euerer Majestät als ein von dem Revisionsamte erhaltenes überreichet hat, kann dasjenige seyn, welches der oberste Kanzler empfing, weil seit dem Verbothe an Niemanden sonst eines ausgefolget wurde und, wenn es eines der schon im Februar an die zwey Reichsagenten abgegebenen Exemplare wäre, der eifrige Hirt wohl nicht so lange seine Klage würde verschoben haben.

Der Weg, wodurch der Kardinal das Exemplar zu Handen brachte, ist wohl nicht der gemeine Weg; und um ein Buch zu erhalten von dem man vorgiebt, daß, um es zu haben, man es nur verlangen dürfte, könnte es gewiß nicht nöthig scheinen, den Vorsteher der vereinigten Hofstellen auftretten zu machen. Diese außerordentliche Zuflucht setzt wenigstens einen fehlgeschlagenen Versuch voraus, und wenn ich auch hier das bewährte Falsum auf den Namen der Frau von Greiner nicht in Betrachtung ziehe, so wird doch klar, daß der Kardinal, da er sich nicht scheute, zu sagen: die Verbannung der Jesuiten aus China (eine Schrift, welche der oberste Kanzler erst nach einer sorgfältigen Nachfrage erhielt) werde gegen Erlaubnißzettel denjenigen, die solche verlangen

(das ist ohne Unterschied) ausgefolgt, nicht anders als gegen seine eigene Erfahrung, gegen seine eigene Überzeugung sprechen konnte, und daß er Wahrheit, Ehre und Nächstenliebe aus seinem Herzen verbannt haben müsse, um mich als einen Menschen, der sein Amt mißbraucht, als einen Verbreiter ärgerlicher Schriften den Augen des Monarchen darzustellen.

Meine Denkungsart läßt mir nicht zu, aus diesen mehr als wahrscheinlichen Umständen ein Gewebe von Niederträchtigkeit und Schwachheit hervorzuziehen, dem ich doch nur Verachtung und Mitleiden entgegensetzen wollte. Mir ist es genug, daß Euer Majestät erkennen werden, wie genau ich meine Pflicht erfüllet habe, und auf diesen Ausspruch, den ich mir selbst machen darf, gründet sich die Erwartung, gegen dergleichen Anfälle auf immer gesichert zu seyn.

Wien, den 15. April 1785. Frh. v. Swieten.*)

Die tiefgekränkte Miene Van Swietens sowie dessen gemeine Verdächtigungen des Kardinals verfehlten ihre Wirkung bei dem Monarchen nicht. Josef II. war ein gerader, offener Charakter und Feind aller Schleichwege und Ränke. Von dieser Seite ließ er sich am leichtesten fassen; das wußte der schlaue Swieten.

In der Tat schrieb der Kaiser eigenhändig an den Rand der Note: „Ich dachte mir gleich, daß darunter so eine intrigue stecke, ich habe ihnen das Exemplar zurückgeschickt und um die sache besser zu entdecken, so begehre ich eben von oberst Cantzler zu meiner einsicht das exemplar, so er am 11ten überkommen hat, geben sie nur obacht ob er einstweilen nicht ein neues erheben wird und so können wir diese Füchse prellen. Joseph.“ **)

Als der Kaiser vom Obersten Kanzler Graf Kollowrat das fragliche Exemplar wirklich abverlangte, schrieb dieser, ohne Ahnung, um was es sich handle, dem Monarchen, er habe von dieser Broschüre sprechen gehört; habe sie also vor acht Tagen von der Zensur begehrt und empfangen, aber noch nicht gelesen, weil der Kardinal, der ihn dieser Tage besuchte, als er sie auf dem Tische liegen fand, sie mit sich nahm, und bisher noch nicht zurückgestellt hätte. Er würde sie aber alsogleich wieder verlangen und Sr. Majestät überschicken.***)

Diese Antwort bestärkte den Kaiser in seinem Verdachte und genügte, daß er sich voll Verachtung von dem Kardinal abwendete. Nicht nur, daß er dieselbe durch seinen Kabinettssekretär Van Swieten mitteilen ließ, eröffnete er Graf Kollowrat in einem eigenhändigen Schreiben folgendes: „Der ganze Hergang dieser Sache, sobald er Ihnen vollkommen bekannt seyn wird, wird Sie im Übermaße überzeugen, daß der Kardinal Migazzi seine Hirten- und Infuls-Rechte mit Ränken verunehrt, und, zu Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften sich nicht allein alle Mittel der Ver-

*) a. a. O., fol. 406—7. **) a. a. O., fol. 407. ***) a. a. O., fol. 418.



läumdung und des Anzugs eines Gleißners erlaubt, aber auch die Freundschaft und das Vertrauen, so Sie ihm schenken misbraucht, um sich Ihrer Person und Ihres Amtes zum Werkzeuge seiner Absichten und zum Mittel seiner Intriguen zu bedienen.

Sie werden ihm dieses nicht allein in meinem Namen vorhalten, sondern auch zugleich bedeuten, daß, wenn er mir künftig eine in sein Hirtenamt einschlagende Vorstellung zu machen hat, Ich sie nicht anders als schriftlich annehmen würde, da Ich nun die Gelegenheit gefunden habe, den wahren Werth auf seine Reden zu setzen.

Was Ihre Freundschaft und Ihren vertraulichen Umgang mit ihm anbelangt, da lasse Ich Sie allein bestimmen, ob Sie solchen noch weiters fortsetzen wollen, um noch ferners das Stichblatt seiner Ränke abzugeben; oder ob sie nicht lieber nach dem Beispiele der übrigen rechtschaffen denkenden und das Gute wollenden Staatsbeamten selben und alle die so denken und handeln wie er, hinführo vermeiden wollen?"*)

Eine Abschrift dieser „allerhöchsten Entschließung" wurde auf Befehl des Kaisers auch Swieten mitgeteilt. Dieser hatte inzwischen „alle auf dem Revisionsamte vorrätigen Exemplarien an sich genommen und wohl verwahrt", damit der Kardinal kein zweites Exemplar auf Umwegen erhalten könne. Auch übernahm er es selbst, dem Grafen Kollowrat „den ganzen Hergang der Sache" im grellsten Lichte mitzuteilen.

Daß Kollowrat nicht, wie es seine Pflicht als Ehrenmann gewesen wäre, sofort die nötigen Aufklärungen dem Kaiser gab und auch dem Kardinal nichts von dem Unmute des Kaisers sagte, beweist, daß die ganze Geschichte dem Kardinal zunächst als Stadtklatsch zu Ohren kam, von dem er nur vermuten konnte, daß derselbe in verleumderischer Absicht kolportiert wurde. In diesem Sinne verfaßte er denn auch seine Eingabe an den Kaiser.**)

„Allergnädigster Herr!" sagt er darin, „es verbreitet sich in der Stadt der allgemeine Ruf, daß ich einen Schritt gewagt, der mir Eurer Majestät Ungnade zugezogen habe. Man scheuet sich nicht, zu behaupten, daß ich den Grafen von Kollowrat verleitet habe, das Gotteslästerliche Werkchen: ‚Die Vertreibung der Jesuiten aus China' in seinem Namen für mich zur Erreichung ungleicher Absichten von der Censur anzubegehren; und da dieser Minister ein Exemplar der Ordnung nach erhielt, ich es mit List von seinem Tische entzohen und Euerer Majestät samt vielen Beschwerden wider die Censur zu Füßen gelegt hätte. Ich sollte dieses Ministers Freundschaft gegen mich in diesem Falle gemißbrauchet haben, um mit dieser Broschüre wider die Censur bey Euerer Majestät einen lebhaften Ausfall

*) a. a. O., fol. 422.

**) Wolfsgruber hat das Original im Wiener Konsistorial-Archive benützt; den uns vorliegenden Zensurkommissionsakten liegt eine Kopie bei.

zu machen. Wenn diese Verleumdung dem Publico nicht mit dem Beysatze glaubwürdig gemacht worden wäre, daß ich mich mit Euerer Majestät Ungnade dadurch beladen, so würde ich sie, wie alle übrigen mit standhafter Geduld ertragen und mich mit dem eigenen Bewußtsein getröstet haben; allein diese Verleumdung ist von solchen Umständen begleitet, daß sie mir unmöglich mehr gleichgültig seyn kann. In meinen vielfaltigen und wichtigen Bedienstungen habe ich mir nie niedere Ränke, nie schiefe Wege, nicht einmal zu Betreibung weltlicher Geschäfte erlaubet; ich verabscheute solche stets in meiner nicht unwirksamen und feurigen Jugend: wie sollte ich diese jetzt in meinem hohen Alter und in den erhabensten Verrichtungen meines heiligen Amtes aufsuchen und so sehr mich dadurch abwürdigen! Eure Majestät sind zu einsichtsvoll und zu erleuchtet, um sich durch diese giftige und sonderbare Verleumdungsart auf einen solchen Gedanken führen zu lassen, der mein Hirtenamt ganz entheiligen und so sehr vor dem Publico erniedrigen müßte. Jedermann soll für seinen guten Namen Sorge tragen; ein Bischof muß nach dem ausdrücklichen Befehl des Apostels sonderbar darüber wachen."

Der Kaiser schrieb eigenhändig an den Rand: „Si fecisti nega, de reliquo olet fama". Was mußte er von Kardinal Migazzi denken, der sich auf einen Stadtklatsch berief, um sich zu verteidigen, während der Kaiser doch Kollowrat beauftragt hatte, ihn in des Kaisers Namen zur Rede zu stellen!

Am 7. May 1785 erhielt Baron Swieten folgendes Schreiben aus der kaiserlichen Kabinettskanzlei: „Seine Majestät befehlen Euer Hochwohlgebohren in der nebengehenden Abschrift dasjenige mitzutheilen, was Kardinal Migazzi zu seiner Entschuldigung wegen der bewußten Brochüre eingereicht, und wie Höchstdieselbe solche eigenhändig verbeschieden haben. Dieses wird hoffentlich Eure Hochwohlgebohren einige Augenblicke unterhalten, wornach Sie diese Piece wieder zurückzuschicken ersucht werden. Anthon." *)

Noch „am nähmlichen Tage" erfolgte Van Swieten's Antwort:

„Ein muster der Unverschämtheit ist die Vorstellung. Aber auch ein Muster der Abfertigung ist die allerhöchste Resoluzion. Mit wenigen Worten erschöpft sie Alles, was zu antworten war, und ich empfand es, da der Unwillen, den die Lesung auf das äußerste in mir erregt hatte, durch die Entscheidung mit einem Mahle gedämpfet wurde. Ich ersuche Euer Hochwohlgebohren S. Mst. für die gnädigste Mittheilung meine unterthänigste Danksagung zu Füssen zu legen".**)

Erst aus dieser eigenhändigen Randbemerkung des Kaisers ersah Kardinal Migazzi, daß es sich hier um mehr als einen gewöhnlichen Stadtklatsch handle. Deshalb richtete er auch sofort (12. Mai) eine zweite Eingabe an den Kaiser. Der in seiner Ehre so tief verletzte Kirchenfürst führte jetzt eine entschiedene Sprache.

*) a. a. O., fol. 466. **) a. a. O., fol. 468.

„Aus Euerer Majestät mildester Aeußerung auf meinen in der reinsten Wahrheit gemachten unterthänigsten Vortrag muß ich leider! wahrnehmen," sagt er, „daß Höchstselbe den Glauben, welchen ich doch gewis verdiene, mir absprechen. Erlauben Eure Majestät daher, daß ich mich der Sprache bediene, welche eine Seele, die nicht niederträchtig ist und sich ihrer Unschuld bewußt ist, gebrauchen muß. Niemand wird mich mit Recht beschuldigen können, daß ich euere Majestät in meinen mündlichen oder schriftlichen Vorträgen jemals zu betäuschen gesucht. Die Ehrfurcht, welche ich Euerer Majestät schuldig bin, und die Rechtschaffenheit, welche mein Amt von mir begehret, habe ich niemal hindangesetzet. Ich scheue die schärfeste Untersuchung darüber nicht; ich wünsche sie vielmehr u. bitte sehnlichst hierum. — Will man unerachtet dessen mich vor der Welt anders erscheinen machen, als ich in der That bin, und meine Handlung, von welcher die Frage ist, in ganz anderer Gestalt gehässig abbilden lassen, so bleibet mir die sichere Hofnung über, daß die Unschuld zwar eine Zeit unterdrücket, in die Länge aber niemal zu Schanden werden wird. Allergnädigster Herr, mein geheiligtes Amt fordert von mir, daß ich meine Ehre mit Stillschweigen den Verleumdungen nicht preisgebe, da ich diese zu den Verrichtungen meines Dienstes nöthig habe".*)

Auch den Grafen Kollowrat bestimmte der Kardinal, dem Kaiser den richtigen Sachverhalt zu erzählen, und dieser versprach es. Migazzi erzählt: „Excellenz der Graf von Kollowrat haben Seine Majestät versichert, daß, bevor er etwas von dem Büchel gewußt, ich es ihm schon zu lesen gegeben habe, und er erst hernach solches von der Censur anverlangt, und hat mein Exemplar, welches ich ihm statt des seinigen gegeben, Sr. Maj. vorgezeigt".**) Als sich Migazzi nämlich von Kollowrat zum Kaiser verfügen wollte, bemerkte er, daß er sein Exemplar zu Hause vergessen. Er entlehnte deshalb das Exemplar, das Kollowrat von der Zensur erhalten hatte, und tauschte es später gegen sein eigenes um.

Ob Kollowrat wirklich die für den Kardinal so wichtigen Aufklärungen dem Kaiser gegeben hat, wissen wir nicht. Die Akten erzählen davon nichts. Sicher ist nur, daß Migazzi niemals den eigentlichen Zusammenhang erfuhr. Er meinte bloß, „daß Seine Majestät auf den Argwohn verfallen, als wenn ich von diesem Buche nur eine Nachricht, nicht aber das Buch selbst gehabt und daher den Herrn Gr. v. Kollowrat verleitet hätte, dieses von der Censur anzubegehren &c."***)

Ebenso wenig ist aus den Akten ersichtlich, welchen Eindruck diese zweite „Eingabe" an den Kaiser gemacht und ob irgend welcher Wert

*) Dieses Aktenstück ist lediglich Wolfsgruber (S. 604) entnommen.

**) Fortsetzung des vorhergehenden Aktenstückes, a. a. O. S. 605.

***) a. a. O., fol. 468.

auf die „Bescheinigung" des Weihbischofes Arzt gelegt wurde, die der Kardinal beigeschlossen hatte. Diese „Bescheinigung" besagt: „alls erkläre ich hiemit bei meiner bischöflichen Würde und selbst im erforderlichen Fall unter einem Eid, daß, da Seine Eminenz mir gedachte blau stafierte Brochür mitgetheilt hatten, ehe ich sie ganz ausgelesen, von mir wiederum mit der ausdrücklichen Erinnerung: um selbe mehr ernannten Herrn Minister zur Einsicht übergeben zu wollen, zurückgefordert haben".*)

Der Kardinal hatte sein Exemplar „verpetschiert zugeschicket" erhalten, von wem, wußte er selbst nicht. Man ersieht nebenbei daraus, daß so manches verbotene Buch aus dem Revisionsamte auch ohne „Erlaubniszettel" Van Swietens unter das Publikum kam. Schadenfrohe Gemüter fanden sich stets, den Kardinal über das Erscheinen lästerlicher Schriften durch Zusendung von Exemplaren am laufenden zu erhalten.

Wie Baron Swieten bedacht war, den Fall zu Ungunsten des Kardinals auszubeuten, beweist dessen Beflissenheit, verschiedene Persönlichkeiten von diesen Vorkommnissen in Kenntnis zu setzen. Da dankt z. B. einer in zierlicher französischer Rede für diesbezügliche Mitteilungen und äußert sich darüber: „Man muß gestehen, daß derjenige, der dem Kaiser gesagt hat: ‚è un gran birba il vostro arcivescovo'**), denselben sehr gut beurteilt hat. Gäbe Gott, daß endlich die Augen über ihn aufgehen und daß man sich nicht ferners noch von ihm zum Narren halten läßt, wie dies bis jetzt bei so vielen Gelegenheiten der Fall war."***)

Ein andermal übersendet Van Swieten einem anderen hochgeborenen Gesinnungsgenossen die Rechtfertigung des Kardinals mit den Worten: „Der Freyherr Van Swieten hat die Ehre Seiner Fürstlichen Gnaden einen lustigen Nachtrag zu dem Cardinalischen Brochüren Procesʒ mitzutheilen.

Das ist doch ein unverschämter, aber zugleich ein boshafter und gefährlicher Schurke.

Den 8. Mai 1785".†)

Wir hoffen durch diesen quellenmäßigen Beitrag eine erwünschte Ergänzung zu bieten zu dem über Migazzis Kampf. mit der Zensur bereits früher veröffentlichten Materiale.

---

*) a. a. O., fol. 468.

**) Ihr Erzbischof ist ein großer Betrüger.

***) Brief vom 17. April 1785. Kodex 9717, fol. 424.

†) a. a. O., fol. 469.



Der Herr der Erde.

Von Albert Wimmer.

Wie seltsam flutet heut' das Meer der Zeit
Gigantisch ringt der Menschengeist im Kampfe
mit der Natur, durch ihres Wesens Hüllen
dringt kühn sein Blick stets tiefer, weiter vor.
Noch bleibt sie Herrin. Wie zum Tändelspiel
nur leiht sie ihm des Himmels rasche Blitze,
zeigt sich im kleinen fügsam, doch im großen
geht sie den eig'nen Gang voll Gotteskraft.
Noch sinkt vor ihrem leisen Wink in Staub
sein Leben und sein Werk; noch reicht sein Können
nicht hin, dem Stoffe Leben einzuhauchen,
zu bilden schaffend nur den ärmsten Halm.
Noch ist sein Wissen weltenweit entfernt,
das hehre Rätsel alles Seins zu lösen, —
und doch sagt er voll stolzen Selbstbewußtseins:
„Mir dient Natur besiegt, — mein ist die Welt!"

O schwerer Irrtum, arger Selbstbetrug!
Bist du denn Herr des Meeres und der Winde,
weil sie dein Schiff zum fernen Ufer tragen?
Bist du der Sonne Herr, weil dir ihr Licht
in hundertfältiger Verwendung dient?
Bist Herr des Blitzes du, wenn ihn der Himmel
erzeugt, nicht deine winzige Maschine,
die dir nur groß scheint, weil du selbst ein Nichts?
Bist du des Schicksals Herr, das in den Weg
den Stein dir legt, der dich zum armen Krüppel
für immer macht, — das dir die Mücke sendet,
die dich mit ihrem Stich dem Tode weiht?
Gehorcht die Erde dir, wenn sich die Glut
des Magmas bäumt und ihre dünne Rinde
in Schollen hebt und elend dich vernichtet?
Nur eine kleine Störung und der Ball,
den du umspannst mit Bahn und Telegraph,
auf dem du wohnst in deiner eitlen Größe,
verändert seinen Lauf und macht die Sonne,
die jetzt dir dient, zu deinem heißen Grab.

Unendlich kreist durch die Unendlichkeit
das Weltenheer. Kannst du es wagen,
das Maß von deinen kleinen Erdentagen
zu legen an des Weltalls Ewigkeit?
Und auch dein kleiner Ball mit Fels und Meer
geht seinen Weltengang. All deine Werke
sind nur ein nichtig Spiel mit fremder Stärke,
und doch meinst du, du sei'st der Erde Herr?
Wenn ihre Achse sich zum Tierkreis senkt,
das Leben flieht aus eisumstarrten Ländern, —
zeig' dich als Herr, versuche das zu ändern!
Der Erde Herr ist jener, der sie lenkt!



Das Beste.

Skizze von **B. Förster.**

Lotte Schwarz war ein allerliebstes Frauchen, lebendig und heiter, von schalkhaftem, kindischem Frohsinn, und trotzdem sie schon seit zwei Jahren den kleinen, goldenen und doch so gewichtigen Ring an ihrer Rechten trug, immer noch ein schelmisches Kind.

Sie hatte ein sehr zierliches Figürchen. Das Gesicht war weiß und rosig und zeigte ein feines Näschen und einen kirschroten Mund und zwischen beiden einen allerliebsten schelmischen Zug. Die Augen waren grau und glänzend, darüber fein gezeichnete dunkle Brauen. Dunkelblondes, reichgewelltes Haar, das die kleinen Ohren immer schalkhaft bedecken wollte, umgab das Ganze.

Frau Lotte hatte einen Frohsinn, der allen wohltat; eine liebenswürdige Art, zu scherzen, zu plaudern und zu erobern. Nur zwei Arten von Menschen verhielten sich ihrer Art gegenüber passiv: die Neider, die nichts von all den liebenswürdigen Gaben hatten, und die „Leidtragenden" und tiefernsten Menschen.

Daß sie Neider hatte, das wußte sie gar nicht, denn sie sah nicht nach rechts und links, und wenn sie es gewußt hätte, es hätte ihr vielleicht ein wenig geschmeichelt und den neckenden Humor noch mehr hervorgerufen. Und die Leidtragenden? Ihr Frohsinn sah sie nicht; er wollte sich ausleben in einer köstlich naiven Selbstliebe.

So war sie als Frau, so war sie als Mädchen gewesen; so hatte sie den bezaubert, dessen Namen sie trug; so bezauberte sie ihn noch. Die jungen Leutchen galten — allem modernen Pessimismus zum Trotz — für überaus glücklich, ihre Ehe für musterhaft, und dennoch fehlte gerade dieser Ehe die Weihe und das ethische, das gottgewollte Ziel.

Die ganze äußere Gestaltung ihres Lebens brachte es mit sich, daß irgendwie sorgende Gedanken ihr fern blieben. Ihr Mann, ein liebenswürdiger Gesellschafter, von wenig geistigen Interessen, einem feinen Materialismus, selbst aus einer recht wohlhabenden Familie stammend, hatte, ohne das mühevolle Suchen und Rennen kennen gelernt zu haben, durch günstige Beziehungen es bald zum Direktor einer großen Zuckerfabrik gebracht. Ein schönes, reiches Einkommen war ihm damit gesichert; und wenn seine Stellung auch nicht ohne Ärger war, derselbe griff nie tiefer, und sein lustiger Kobold in seinen vier Pfählen verwischte die Spuren bald, ohne daß sie eigentlich etwas tun *wollte*. Sie war ihm alles in ihrer sonnigen Art und er verwöhnte sie.

Sie hielt das hübsche Heim in guter Ordnung, ohne sich selbst viel plagen und ärgern zu müssen. Sie sah gern Gäste bei sich und ging zu den

„jours", und so lebte sie in den Tag hinein, wie ein Kind, das noch nicht einmal etwas von den Schulpflichten und Sorgen weiß.

Und bei alledem, sie war nicht schlecht.

In der Schulzeit war ihr Leben freilich etwas ernster gewesen. Ohne irgend eine besondere Begabung, ohne irgend eine besondere Teilnahme hatte sie all das getan, was zu tun war, immer knapp das Notwendige, und das Notwendige mit einem frohen Leichtsinn. In der Poesie war ihr das Liebste, was lustig war, immer recht lustig. Diese ihre Lebensphilosophie erstreckte sich auch auf das religiöse Gebiet.

In einem gewissen Sinne hatte sie ja recht; denn die Notwendigkeit Religion zu suchen, war von Gott gegeben, und der Frohsinn war ja eines jener Geschenke, die den Gotteskindern eigen sein sollen. Und so kam es, daß das oberflächliche Menschenkind sich mit der ernsten Religion fürs erste ganz gut abfand.

Aber mit der Schulzeit war es auch damit aus. Im Elternhause fand sie nach dem „frömmeren" Pensionsleben einen vollkommen religiösen Indifferentismus, der vorläufig auch stumpf an ihr vorüberging; denn die große Zeit war gekommen, die Jugend zu genießen.

Und sie tat es mit köstlichem Frohsinn.

„Ein allerliebstes, harmloses Ding", meinten die Leute.

Diesem harmlosen, lieben Ding öffneten sich die Herzen der Gesellschaft; man sah sie gern; man verwöhnte sie in dem Tändelleben der jungen Mädchenwelt der gut situierten Kreise.

Nur lustig sein, immer lustig!

Und zurück trat auch das „Notwendige", mit dem man sich nun einmal im Leben abfinden mußte, zurück dieser Druck irgend einer bestimmten Pflicht, zurück auch das bißchen Religion.

„So ein bisserl andächtig sein, das macht doch nichts", kam es zuerst von ihren Lippen, wenn die jungen Herren ein Witzchen machten, daß sie am Sonntag so furchtbar ernst und andächtig gewesen und man sie gar neulich, an einem Mittwoch, mit einem Sträußerl in der Hand habe in die Franziskanerkirche treten sehen.

Sie hatte dazu gelächelt und sich dann mit ihren „Gegnern" weiter geneckt, ohne das Thema zu berühren.

Sie nahm überhaupt keine Stellung zu der anderen Weltanschauung, wenn man die wissenschaftliche Halbbildung gemischt mit religiösem Indifferentismus überhaupt eine Weltanschauung nennen konnte, weil sie selber ja noch gar keine besaß und noch nie eine Frage auf dem religiös-ethischen Gebiet mit suchender Seele angefaßt hatte. Mit der Zeit ging das „bisserl Andächtigsein" auch wieder verloren. Das war doch schließlich nur für die jungen, ganz jungen Mädchen — oder für die, die „etwas" durchgemacht hatten und sich in der Resignation damit ganz abgeben wollten.

Nur lustig sein, immer lustig!

Sie hatte ein weiches Herz, das auch schnell gerührt werden konnte und am leichtesten in Weichheit überging, wenn kleine Kinder irgendwie in Berührung mit ihr kamen. Und sah sie auf der Straße einmal solch Hungerndes und Frierendes, dann griff sie ins Portemonnaie und die Mutter des Kindes erhielt

etwas. Es war so entsetzlich, das Elend; es tat ihr wehe, es zu sehen, aber am allerwehesten, daß auf ihren Frohsinn ein Schatten fiel.

Nur lustig, immer lustig sein!

Nur immer Sonnenschein!

Und eines Tages fiel noch mehr von demselben auf das sonnige Geschöpfchen. In jubelndem Entzücken preßte sich ein bärtiger Mund auf ihre Lippen; sie war Braut, eine glückliche, angebetete und verzärtelte Braut. Die äußeren Verhältnisse waren auch günstig, irgendwelche Sorgen ausgeschlossen, und wie sie veranlagt war, auch da frei von Reflexion, — sorgenlos und sonnig.

Dann kam der Hochzeitstag. Liebe und Frohsinn überwanden das bräutliche Bangen; sie wurde eine sonnige Frau, die sonnig in den Tag hineinlebte.

Aber auf einmal kam eine Veränderung; die guten Bekannten staunten, sprachen und staunten; der Gatte wurde verstimmt.

Sie war eines Tages von einem jour zurückgekommen; die Frauen waren unter sich gewesen und hatten sehr Frauliches untereinander besprochen. Eine junge Frau des Bekanntenkreises war bei der Entbindung des zweiten Kindes gestorben. Man zeigte große Teilnahme und man sprach Sachliches.

„Sie hatte so viel Todesahnungen gehabt, viel mehr, als wie sie mit dem ersten Kinde ging," sagte eine Dame.

Frau Lotte sah auf einmal ernst darein. Todesahnungen? Mein Gott! Nur keine Todesahnungen — das mußte entsetzlich sein. Nur nicht sterben! Nicht sterben in der Blüte der Jahre. Ein Frösteln überlief sie.

„Wer wird sich nun um die Kinder kümmern?"

Sie ratschlagten und mutmaßten hin und her.

„Ob er wohl wieder heiraten wird?"

„Für die Kinder vielleicht das Beste!"

„Ja — aber eine Stiefmutter." —

„Meine liebe Mutter ist auch eine Stiefmutter; die bösen Stiefmütter sind Märchengestalten."

Frau Lotte fröstelte wieder; sie nahm noch eine Tasse Tee und brach dann bald auf. Sie hatte Kopfschmerzen, und zu Hause angekommen, setzte sie sich in eine Sofaecke und weinte bitterlich.

Der Mann war bestürzt, sie bei seinem Nachhausekommen so zu finden. Er ließ den Arzt rufen, und der sagte etwas . . . und seitdem hatte sich alles, alles verändert.

Ein Schatten war auf das Frauchen gefallen; ein ernster Schatten ein Schatten, so tief, so undurchdringlich, — hinter dem aber das Sonnenlicht um so schöner leuchten sollte.

Frau Lotte, die nie etwas Ernstes dachte, sah den Tod, grausig, klappernd, beutelustig; und hinter der ekelerregenden Gestalt eine dunkle, ferne Schlucht, das Jenseits! Wenn sie sterben müßte? sich loslösen von allem? von allem, was sie schön und sonnig fand? Und dann stehen vor dem Gericht eines allwissenden, allgerechten, allmächtigen Gottes!

Frau Lotte seufzte und senkte den Kopf, voller Schwachheit, voller Schuldbewußtsein.

Ihr Mann kniete vor ihr nieder und küßte ihr die Hände in Leidenschaft und Dankbarkeit.

„Wenn ich sterben muß!"

„Kleine, dumme Lotte! So denken viele Mütter; und morgen werde ich dir Bücher bringen, die sagen werden, was Vernunft, Hygiene und Erfahrung da wissen."

„Ich mag die Bücher nicht."

„Lotte! Vielleicht doch! Dir und dem Kinde zuliebe; denn weißt du, kleines Frauchen, ich habe es schon einmal irgendwo gelesen: die Erziehung eines Kindes beginnt schon vor seiner Geburt."

„Meinst du?" sagte sie ernst und sah ihn groß an — „aber wie du heute anders bist."

Er lächelte; das Naturglück hatte sein besseres Ich aufgerüttelt.

Er sah noch etwas anderes vor sich, als er bis jetzt gesehen, als die Arbeit im Bureauzimmer, das kindische Plaudern und Kosen mit dem kindischen Frauchen, das politische Kannegießern im Wirtshaus, die amüsanten Histörchen eines Junggesellen, dem vor der Ehe mit den sittlichen Verpflichtungen graute, der aber trotzdem ein prächtiger Mensch war.

Und am anderen Tage kam er wirklich mit dem Buche. Sie las und sie sann und allmählich fand sie sich in die neue Welt hinein. Aber der Frohsinn, der sonnenklare, der die ganze Welt bezaubert hatte, war verwischt. Das Dunkle der Zukunft mit dem wachsenden Bewußtsein, so abhängig zu sein von einer höheren Macht, lastete schmerzlich und erdrückend auf ihr; und sie hatte den Weg noch nicht gefunden, diese Last mit Freuden zu tragen.

Dann wuchs in ihr die Liebe aller Lieben, die große, selbstlose Mutterliebe, und sie sann über die Zukunft ihres Kindes und malte Bilder und wischte sie aus und malte wieder. Sie wollte ihm das Beste in das Leben mitgeben; sie wollte es jetzt schon tun und sie sann, was das Beste war, und konnte, konnte es nicht finden.

Der Gatte ertrug dieses Anderssein seines Weibes mit einem sich selbst bemitleidenden Martyriumsgefühl. Wenn nur alles erst vorüber wäre und sie die Alte wäre, die sonnige, lustige Frau! Die Weiber waren doch entsetzliche sensible Geschöpfe. Er verlängerte seine Sitzungen im Wirtshaus und fühlte sich mehr denn je inkliniert, sich politisch zu bilden und politisch zu reden, — und das kleine Frauchen war mehr denn je allein mit seinem bangen, sorgenden, unklaren Ich. Dichter, immer dichter wurde der Schatten; sie fühlte, daß der Gatte ihr fremder, sie ihm gleichgiltiger wurde. Das sonnige Frauchen war zur Reflexion aufgeweckt.

Die Bekannten aber hatten schon lange gemerkt, daß es dort im Leben der beiden nicht mehr so richtig sei.

Waren pekuniäre Verluste gewesen? Oder war sie dem gereifteren Mann doch zu lustig und zu kindisch? War das ewige Flitterwochentum nun zu Ende? Das mußte einmal kommen! War das Junggesellentum bei ihm wieder durchgeschlagen mit seiner freien Bewegung?

Einige hatten Mitleid mit dem so ernsten Frauchen; andere waren Philosophen". Das ist nun einmal so.

Aber mit einem feinen, taktvollen und doch gemütlich vertrauenden und offenherzig warmen Ton dem jungen Frauchen nahe kommen, das tat keiner. Und wie die Sonnige einst umschwärmt war, war die Ernste und Stille allein.

Was aber die Menschen nicht taten, das tat Gott selbst, ohne sich erst der Menschen, die zu Brüderlichkeit berufen sind, zu bedienen. Wie er die oberflächliche kleine Frau aus dem hohlen gesellschaftlichen Schlendrian durch die Mutterwürde aufgeweckt hatte bis zu einer düsteren Bangigkeit, so gab er auch der kleinen, zagenden Seele das farbensatte Licht, das auf das neue Leben schien.

Es war Frühling, noch schwach, noch matt, in tollem Widerspruch sich zeigend, — aber bei alldem, es war Frühling.

Der Mann saß im Bureau oder im Kaffeehaus. Sie ging allein durch die Straßen und dann hinaus aus der Stadt in das Gelände der Weinberge! Es war ein Spaziergang, den die Städter liebten; aber heute war er einsam. Es hatte am Vormittag geregnet, und wenn der Wind auch schnell trocknete, so drohten doch immer wieder graue Wolken am Himmel.

So hatte sie wieder Muße, zu sinnen. Was war das Beste, was sie dem Kinde mitgeben konnte? Und welche Beschäftigung die beste?

Ein kleiner Zaunkönig huschte durch das dichte Geäst des Haselnußstrauches. Sie hielt inne und freute sich des Vogels, der mit Geschicklichkeit von Ast zu Ast hüpfte.

Winziger Vogel!

Wo er nur sein Nest hatte? Und wie dasselbe nur aussah! Um mehr zu sehen, machte sie eine Bewegung — und das Vögelchen verschwand. Schade!

Sie ging weiter und dachte an das Vögelchen; wie es sich auf den Frühling freute. Ob es im Winter gefroren hatte? Sie dachte an den wunderbaren Instinkt, der dem Vögelchen gegeben und an den, der dem Vögelchen den Instinkt gegeben. Da kam — sie wußte selbst nicht wie — die Erinnerung an den Gottessohn, der durch die Flur gegangen und die Lilien und Vögelein gesehen und so etwas gesagt hatte von seinem Vater im Himmel, der die Sperlinge zählt, — und dieser Vater im Himmel war aus Kopf und Herzen so ganz verschwunden.

Denn das „bisserl andächtig sein“, das war schon längst vorbei. Was dem jungen, dem ganz jungen Mädchen gut stand, das war nicht mehr für das Frauchen; und das Frauchen hatte gelacht und gescherzt und so viel Liebe und Verehrung erhalten und der liebe Gott wurde ganz, ganz in die Ecke gestellt.

Nun kam er wieder und rief; rief durch achtlos in einem Salon hingeworfene Worte, durch Naturgesetz und körperliche Indisposition, rief durch Vereinsamung und Frühlingswind — und endlich, endlich hörte das Frauchen das Rufen.

Langsam ging sie weiter. Zur Rechten immer noch das Haselnußgesträuch, zur Linken die junge Saat; hinter dieser sanft ansteigende Berge, auf denen das duftige Sonnenlicht zitterte, während die übrige Landschaft unter Wolken im Schatten lag. Zur Linken jetzt als Trennung zwischen Saat und Pfad ein paar mächtige einzelne Kastanienbäume mit dicken, schwellenden Knospen. Kein Laut in der Natur, als hoffe sie im Vollgefühl des Friedens voller Andacht.

Der Weg wurde steiler. Sie hielt einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen. Die Augen suchten die Weite und die Höhe. Da in dem Geäst der

mächtigen Kastanie ein Muttergottesbild. Ein alter Betstuhl ihm zu Füßen, und sie weiß nicht, wie es geschieht, sie kniet nieder und faltet die Hände und ihre Augen schauen voll Andacht das Bild.

Die Mutter Gottes stellt es dar, die gesegnete Frau, über das Gebirge eilend, um ihre Anverwandte Elisabeth zu besuchen.

Ave Maria!
Holdselige Mutter!
Den Heiland uns tragend
Unter dem Herzen, —
Mutter werdende,
Mutter stets seiende,
Mutter allgütige —
Höre mich! O höre —

Ave Maria!
Knie' hier ein Weib, wie
Tausend, tausend die
Erde wohl sah und noch siehet.

Knie', mein Geheimnis
Wohl noch bewahrend —
Knie' in Freude und
Bangender Trauer.

Nimm es in Schutz das
Kommende Leben,
Nimm in Schutz auch,
Mutter, das meine!
Zeige uns beiden —
Mutter und Kind —
Dein Kindlein, Jungfrau Maria!

So lag sie und betete. Die Zweige über ihr zitterten, vom leisen Windhauch bewegt; ein paar Regentropfen fielen auf ihre Hände. Lächelnd machte sie ein Kreuzeszeichen; dann erhob sie sich und wandte, um nach Hause zu gehen. Von der Stadt her tönten die Aveglocken, der täglich mahnende Ruf, des großen Geheimnisses zu denken, daß Gott die Welt so liebte, daß sein Sohn die friedelose betrat, um ihr den Frieden zu bringen. Sie schämt sich, daß sie für tausend nichtige Dinge ein tägliches Erinnern gehabt hat und Zeit genug, dem törichten Erinnern nachzugeben. Sie wendet sich zum Bilde zurück und kniet nieder und macht ein Gelübde, täglich den Rosenkranz zu beten, in Liebe, Dankbarkeit, Demut und Buße, und dem Kinde unter ihrem Herzen, dem kleinen, werdenden Erdenbürger auch das Werden zum Himmel in die Seele zu legen, — das Beste im Jugend und Alter, im Glück und im Unglück: einen tief religiösen Sinn.

Ein Arbeiter, aus den Steinbrüchen hinter den Geländen heimkommend, ging vorbei. Es war ein Aufgeklärter und Unzufriedener; er lächelte skeptisch.

Es freute ihn, daß die vornehme Dame auch etwas „auf dem Buckel" hatte; es amüsierte ihn, daß sie noch so beschränkt sei und durch das Knieen und Plappern meinte, eine Last zu erleichtern.

Wieder ein Arbeiter! Er zieht ein dunkles Taschentuch heraus und legt es auf die feuchte Erde und beugt das Knie und betet.

Frau Lotte fühlt die Nähe eines Menschen. Sie erschrickt, — aber er geht — er geht; und sie erhebt sich wieder.

Ein Stück vor ihr der Mann. Gottlob! Keiner aus ihren Kreisen! Daß da es nur niemand weiß, das neueste, das heiligste Geheimnis in ihrem Leben, — das Beten und Betenwollen für immer.

Mit ruhiger Freundlichkeit empfängt sie am Abend den heimkehrenden Gatten; sie lächelt und scherzt, und der gutmütige und doch so große Egoist war es zufrieden, daß an seinem häuslichen Himmel die Wolken sich wieder verzogen, ahnungslos und auch verständnislos dafür, daß in dem lustigen, spielerischen Frauchen etwas mehr steckte: eine echte Frauenseele, die ihre Freudigkeit fand in Pflicht und Gebet! —





Umschau.

Wiener Frühjahrsausstellungen 1906. Das Frühjahr des künstlerischen Wien steht im Zeichen der Gastfreundschaft. Mit Ausnahme des Künstlerhauses, wo der österreichische Aquarellisten-Klub ausgestellt hat, beherbergen alle unsere Ausstellungsräume Werke nichteinheimischer Maler, zum überwiegenden Teile deutscher. Die Frage, die zu hören war, ob denn unsere eigenen Künstler nicht imstande wären, mit ihren Bildern die Säle ehrlich zu füllen, ist müßig. Die Wiener Maler werden auch heuer zeigen, was sie in der Zeit seit ihren letzten Darbietungen geleistet haben, und wenn sie mit dem periodischen Vorführen ihres eigenen Schaffens wie bisher eine Vermittlung von Werken des Auslandes abwechseln lassen, können wir, der an Reichtum und Vielseitigkeit des uns Gegebenen nur gewinnende Teil, des wohl zufrieden sein.

In der Sezession hat die Münchner Künstlervereinigung „Die Scholle" ein abgerundetes Bild der Tätigkeit ihrer zehn Mitglieder gegeben. Adolf Münzers vielgestaltete Sphinx, die er als Plakatbild gezeichnet, ist kein mit tiefsten Rätseln mordendes Ungeheuer; selbstbewußt zwar, aber mit freiem, lebendigem Blick sieht sie geradeaus, das Gefühl der Kraft in den straffen Gliedern. Das ist auch der Grundton, der uns drinnen in den Sälen umfängt: frohes Geben, seiner Grenzen, doch auch der Kraft innerhalb dieser Grenzen bewußt. Kein Himmelsstürmer, aber farbige Lebensfreude, individuell empfunden und ohne Prätension wiedergegeben. Es sind die bekanntesten Künstler der „Jugend", die sich zur „Scholle" vereinigt haben; der Satz „Jeder bebaue seine Scholle" ist ihr Programm. Und sie werden ihm — im ganzen — gerecht. Jeder von ihnen hat sein eigentliches, enges Gebiet, das er selten verläßt, seine Melodie, in der er, sie variierend, sich zu vervollkommnen sucht.

Im großen Eintrittssaal sind die bedeutendsten Mitglieder vereint, Adolf Münzer und Leo Putz. Beide treffen sich in der Technik und in der Wahl ihres Lieblingsthemas, dem Frauenakt. Von Putz, dem Erotiker, dessen Darstellungen mitunter fast schon die Grenze streifen, wo das Perverse beginnt, sind neben Bildern neusten Datums auch schon aus dem Glaspalaste und vom Königsplatz her Bekanntes da. In den zwei schönen Bildern aus dem Besitze der Pinakothek und in der in ihrer Koloristik prächtig gelungenen „Parkszene" (9) zeigt er sich am günstigsten. Im „Picknick" — drei jugendfrische Gestalten ins grüne Gras gelagert, darüber ins Bild hereinhängend das schattende Blätterdicht eines Kastanienbaumes — glänzt es von quellendem, heiterem Licht, das durch die Zweige bricht und auf den Kleidern tanzt und im Hintergrund voll und heiß auf der Wiese liegt! Das zweite, ein weiblicher Akt (4), ist sehr gut in seiner bescheideneren Gesamtwirkung. Voll ausgelassener Fröhlichkeit, die einzelnen Gestalten frisch und frech aus dem Leben genommen, ist auch der „Blick hinter die Kulissen". Dabei zeigt Putz manchmal einen feinen Ge-

schmack, der ihn den richtigen Ausgleich in den Farben und besonders ein geschicktes Gleichgewicht in der Verteilung im Raum finden läßt; auch die kleinen Ausblicke ins Weite hinaus — so im „Bacchanal“, im „Zaubergarten“, in den „Perlen“ — geben kleine Teilfreuden selbst bei solchen Bildern, die, wie die gerade erwähnten, teils wegen der Art der Auffassung, teils und hauptsächlich wegen ihrer bösen malerischen Mängel nichts Erfreuliches bieten.

Ähnlich und doch wieder in vielem verschieden ist Adolf Münzer. Was an seinen Zeichnungen, die in der „Jugend“ erschienen sind und von denen einige Originale in einem eigenen Saale hängen, so charakteristisch ist: die packende Sicherheit des Strichs, die von jeder Süßlichkeit ferne, fast herbe Eleganz seiner Frauengestalten, die er wohl seinem Aufenthalt in Paris verdankt, von all dem ist in seinen Ölbildern viel verloren gegangen. Trotzdem geben sie uns — sie sind alle in den letzten zwei Jahren entstanden — das Bild seiner bei aller Freiheit der Motive feinen, festen Künstlerpersönlichkeit. Seine Pinselführung ist nicht breit wie die von Putz, wenn auch Details, so das Gesicht in „Am Waldessaum“, geradezu an Trübner erinnern, der überhaupt viel auf die Münchner gewirkt zu haben scheint, ebenso das Spiel der tanzenden Lichter um eine Nuance gedämpfter, diskreter, der ganze Ton aristokratischer. Ganz reizend sind ihm einzelne Sachen gelungen, so die Stellung der rosaseidenen Frauengestalt im „Bildnis“, sehr fein in allen Teilen durchgeführt bis hinunter zu den kokett aufruhenden Füßen (schade, daß hier der unruhige Hintergrund mit seinen vielen Überschneidungen die Bildwirkung stört) oder die Bewegungen des kleinen Kindes links in dem famosen „Ammenbild“ oder die Farbenwirkung in der „Dame in Blau“. Sein bestes Bild hier — ich halte es auch für das bedeutendste der ganzen Ausstellung — ist seine „Badende“, endlich eine frische, wohltuende Ausnahme in der allzugroßen Reihe der Baigneusen: Dämmerhelle im Walde, auf der fühlbar die Mittagssonne liegt, grünschimmernd ein ruhig gleitender Bach, und an seinem Rande sie, die eben die letzte Hülle von sich gehoben und in schöner, natürlicher Bewegung das grüne Gewebe noch spielend in den Händen hält, das Gesicht, durch ein schwarzes Band bescheiden gerahmt, in reizender Verkürzung zurückgebeugt. Wie feine Farbentöne ihm gelingen, mag man an dem blassen Lilarosa des Kleides sehen, das, gehoben durch die hellen Töne des Strohhutes darauf, am Boden liegt.

Fritz Erler, als Zeichner sympathisch, enttäuscht. Die absichtlich primitive Farbengebung, der kalte Kalkfarbenton, die spitze Führung der Körperlinien, die zu Manieriertheit ausartende Gleichheit des Gesichtsausdruckes, die unschöne Haltung der Hände, die in den zwei großen Bildern (12, 18) begrüßendes Empfangen und schweren Abschied ausdrücken sollten, wirken deprimierend. Als das relativ beste der Bilder erschien mir trotz der zeichnerischen Fehler der „Tanz“, wohl in Salome verkörpert, die, in starrer Ruhe sitzend, von den recht heftig bewegten rhythmischen Gewandlinien beflügelt scheint. Doch warum die großen gelben und roten Farbflächen des Himmels, die sich für einen Plakatdruck eignen würden, auch auf diesem, übrigens auf Holz gemalten Bild?

Reinhold Max Eichler tritt uns ganz so entgegen, wie er aus der „Jugend“ bekannt ist. Seine zwei guten Bilder „Schäfer“ und „Armut“, beide auf Holz, in feinen blassen Farben, sind mit der Wirkung, welche der Holzmalerei eingeräumt ist, mehr liebenswürdige Spielereien. Der „Schwüle Abend“ erinnert an ein ähnliches Motiv unseres leider zu wenig bekannten Leopold Burger. Sehr lieb ist das

kleine und unscheinbare Bild „Apfelblüten“ mit dem Hahn im Grünen. Bei seinem „Naturfest“ muß einem wohl die Frage kommen: Wozu das? Als eine Künstlerlaune, zu einer Skizze geworden, würde jedermann die drei Bachjungfern auf ihrem Weidenstumpf mit dem großen Teichrosen-Feston gerne gelten lassen; aber die Größe? Mir scheint, in dem unbändigen Gelächter der drei Damen da oben klingt auch ein Lachen mit, ein heiter fragendes für Herrn Reinhold Max!

Von F. W. Voigt, der uns Wiener an die Farbengebung der Polen erinnert, wäre einzig der „Bauernschlitten“ zu erwähnen, von unserem Landsmann Bechler, dessen Schneelandschaften sich zur Holzschnittwiedergabe, für die sie wohl berechnet sind, vorzüglich eignen, die „Sonnenseite“ und der „Maitag“, bei diesem letzteren ein sehr schön behandelter Himmel. Weise hat ganz Verschiedenartiges geboten: das wirklich gute „Familienbildnis“ aus der Pinakothek, glücklich in seiner Komposition, lebenswahr in den Farben, mit schönem Tiefblick; daneben, das Tannenbild ausgenommen, Porträts, ohne jeden Luftzusammenhang vor eine Landschaft gestellt! Über Erler-Samaden läßt sich nichts Günstiges sagen: seine Sonnenfarben sind grell ohne jede Dämpfung durch Entfernung und Luft, die Farbe der Berge („Neuschnee“) klebrig grau, die Art, das Gesehene zum Bild in den Rahmen zu fassen, oft recht unglücklich. Oder soll das Durchschneiden der Stirne bei den „Nordlandsjägern“ schön sein? — Eine rechte Freude macht dem Beschauer der pferdefrohe Max Feldbauer! Wie prächtig z. B. im „Brauereiviergespann“ die eingestemmten Füße, die im Zug gehobenen Köpfe, die starken Leiber, noch gedrungener durch die Verkürzung, wiedergegeben sind! Höfer mit seinen schon etwas zu impressionistischen „Kühen“ reicht an ihn nicht heran! Von Püttner endlich, dem letzten der Zehn, möchte ich das stimmungsfeine „Schneiderinnen-Interieur“ nennen mit den gedämpften, rieselnden Farbennuancen in den über Rohrpuppen gelegten Kleidern und dem matten Lichtschein auf dem weißverhängten Fenster, ein weicher, wohliger Akkord, bei dem sich träumen läßt. —

Und nun zum Hagenbund. Hier haben sächsische Künstler ausgestellt, die Künstlergruppe „Die Elbier“ und eine Anzahl außerhalb stehender Professoren und Maler. Auch hier viel Können und bei geringerem Draufgehen vielleicht mehr Geschmack; im ganzen manches, das über dem guten Ausstellungsdurchschnitt steht; doch allerdings, das Große, die ersehnte große Kunst, die unsere Zeit hervorbringen soll und wird, davon ist auch hier noch kein Hauch zu verspüren. Zu einer großzügigen Architektur zeigen sich vielleicht in Deutschland frohe Ansätze, zu einer monumentalen Plastik scheint Frankreich bewußt den Weg zu suchen, — wo wird die große Malerei ihren Erwecker finden, in dem kraftvollstes geistiges Schauen mit einem Können sich verbindet, vor dem sich die heutigen Grenzen weiten, der das in belebendem Leben erstehen läßt, dem sich ein innerstes Fühlen nach Ausdruck verlangend entgegensehnt?

Dem Meister Gotthard Kühl ist der erste Saal eingeräumt. Auch die Wiener haben ihn, scheint's, bald liebgewonnen. Und liebenswert ist er. Ein Schilderer des Interieurs, der leisen Stimmung, die vom Innenraum und seiner wechselnden Gestaltung heraus den Kommenden umfängt, der langsam, leise eingetreten ist und nun zögernd, fast unbewußt den Eindruck in sich aufnehmend in der Türe steht. So läßt uns Kühl in die Dielen und Stuben und Treppen der Bauernhäuser hineinsehen, so in die Räume seiner eigenen Wohnung, so in die hohen, ernsten Hallen der Kirchen. Die meisten Motive sind aus dem badischen Bezirksamtsstädtchen Über-

lingen am Bodensee, dessen ebenso reizende Außenarchitekturen Kühl neben Danziger Ansichten in einer Reihe feiner, mit zarten Farben belebter Zeichnungen verwertet hat. Überall in diesen Interieurs dieselbe Kunst, uns die geistige Luft, die in dem Raume weht, fühlen zu lassen, immer das gleiche sichere Gefühl für die Farbenstimmung, fast auf jedem ein paar kokett auf die Fliesen oder irgend einen Vorhang fallende Sonnenflecken und irgendwohin ein lichterfüllter Ausblick, — eine Welt kleiner Varianten, mit selbstsicherem Pinsel gefaßt. Unter den vielen, die fast schon ermüden, möchte ich die „Konfirmanden“ und „Mein Salon“ als die besten nennen, letzterer ein wirkliches Kunstwerk. Einen Vorwurf kann ich allerdings nicht verschweigen: die vielen harten, unschönen Überschneidungen, die ganz unnotwendig das Bild zerreißen (wo doch nicht eine Bewegungsillusion dadurch erhöht werden soll!), wie die entzweigeschnitttene Frau mit dem Körbchen (7) oder die in geradezu photographischer, wachsender Vergrößerung auf den Beschauer herausspringende öfters wiederkehrende grüne Truhe. Oder sollte das den Eindruck lebendiger Wirklichkeit erhöhen?

Von Eugen Bracht sind zwei ganz ausgezeichnete Bilder da, „Nebliger Morgen“ und „Dämmerstunde“; sie zeigen, was wir Deutsche aus der Schule von Barbizon noch lernen können. Nicht weit von ihm hat Robert Sterl einen kleinen Raum für sich: Farbe und Licht gleißt da in frohem Überstürzen von den Wänden herab. Die vom Unterrichtsministerium angekauften „Baggerer“ erinnern in ihrer breitgestrichenen Wasserwiedergabe an den Münchner Landenberger; daneben die kleine „Ernte“ läßt mit ihrem strahlenden Himmelsazur an Lenbachs Jugendbild denken, den „Hirtenknaben“ in der Schackgalerie. Bei der großen „Ernte“, wo der linke Hintergrund ausgezeichnet getroffen ist, wird man sich vergebens fragen müssen, wieso die zweite Hauptfigur, die Schnitterin, so plötzlich im Schatten steht, mitten im fließenden Licht? Und weiter schauend löst sich wieder ein Erinnerungsbild aus vor der „Heimkehr“ mit ihrer trotz der geteilten Gruppen schönen Stimmung schließt sich ungewollt das Auge und das kleine herrliche Bild Segantinis «Ave Maria a trasbordo» steigt auf in seiner kompositionellen Geschlossenheit und seiner tiefen, eligen Ruhe. Vielleicht hat Sterl daran gedacht.

Nadler hat außer einem in breiter Dachauer-Art mit guter Charakteristik in den Gesichtern gemalten „Kirchgang“ einige Radierungen und eine Reihe von Holzschnitten ausgestellt, letztere das Wesen des impressionistischen Holzschnittes sehr gut gebend; auch hier sind z. B. die Knabengesichter mit wenigen farbigen Fleckmassen ausgezeichnet gelungen. In der Radierung ist ihm Zeising mindestens ebenbürtig; dessen peinlich saubere, mit Geschmack gewählte Veduten aus Dresden haben mit Recht gefallen; von Whistlers auf äußerste Beschränkung der andeutenden Linie ausgehender Art ist er wenig berührt. Ein dritter Nadelkünstler, Erler, versucht sich, wohl von Klinger angeregt, mit schönem Können in zu hoher Symbolistik. Von Professor Claudius führt der „Goldene Herbsttag“ seinen Namen mit Recht: ein mit großem Schwung in der Farbe gemaltes Bild.

Im Mittelzimmer links, recht ungünstig gehängt, ein ziemlich Alleingehender, Professor Zwintscher. Meistens Bildnisse, stark zeichnerisch aufgefaßt, mit den dadurch unvermeidlichen starren, ungemilderten Linien (das Kinderbild ist ja fast botticellesk!); doch fühlt man eine starke Kraft der Wesenswiedergabe, zumal im Auge, das in seinen Damenporträts so groß, so klar und doch so unbestimmt fragend nach innen schaut. Ich mußte bei seinen Bildern, besonders beim „Frauenbildnis in Blumen“,

unwillkürlich an das „Buch der Bilder“ von Rainer Maria Rilke denken, den Zwintscher ebenfalls porträtiert hat; sie sind sich verwandt, der Maler und der Dichter, beide so empfänglich im Lauschen auf kaum noch empfundene Seelentöne, beide im Ausdruck ihres innerlich Geschauten eigene Wege suchend, beide darin von der faßlichen Größe des Natürlichen abgehend. —

Aus den „Elbiern“ stechen zwei Maler durch ihre Art hervor: Dorsch und Hegenbarth. Letzterer steht nicht weit von Liebermann: dieselbe virtuose Licht- und Luftbehandlung, dieselbe Kunst, farbige Einzelempfindungen zum geschlossenen Bild zu zwingen. Wie bei der „Pferdeschwemme“ das gemilderte Sonnenlicht auf den Stämmen und auf den Pferdeleibern, dann auf dem Ufersand und dem Wasser in breiten Reflexen liegt! Dorsch hat in dem Frauenbildnis „Im Seidenkleid“ und im Porträt des Geheimrats Pühl — in letzterem trotz mancher Fehler — sehr gute Stücke gegeben; beim Porträt ähnelt der Farbenauftrag, der für den Hintergrund zur Verwendung kommt, dem unserer Wiesinger-Florian, ohne sie jedoch zu erreichen. Das Damenbildnis in Grau läßt kalt; wie unschön die Hand auf der Hüfte aufliegt!

Und endlich möchte ich noch eine Skulptur erwähnen, die ziemlich unbeachtet an der Türe steht, einen schön durchgebildeten Athleten von Werner Selmar. Er läßt bedauern, daß die Plastik in allen unseren Ausstellungen so ganz zurücktritt, und doch wäre es — trotz der Einheitseiferer — nur im gegenseitigen Interesse von Ausstellern und Besuchern, wenn Malerei und Bildhauerarbeiten im selben Raum, sich hebend, vereint wären.

Bei Miethke war eine Zusammenstellung von Bildern Habermanns, des jetzigen Präsidenten der Münchener Sezession, zu sehen; meist mit großem Geschick und, was fast mehr gilt, mit Geschmack gemalte Bildnisse einer und derselben Dame. Habermann hat manches von Lenbach gelernt, gibt vieles, so vor allem die frische Auffassung, aus Eigenem hinzu. Ein Vorwurf muß ihm aber gemacht werden: er ist zu glatt, seine Art wird auf die Dauer süßlich. Im neuen Ausstellungsraum am Graben — er ist ebenso unaufdringlich distinguiert gehalten wie der alte beibehaltene in der Dorotheergasse — gab es eine Kollektion Vincent van Gogh. Unbedingte Anhänger dieses nie zu einer Klärung gelangten unglücklichen Malers behaupten, in seinen Bildern offenbare sich „das Ringen nach dem künstlerischen Ausdruck seines Wesens“, und bezeichnen ihn als phänomenale Erscheinung. Ich kann in den Bildern — die zwei Hüttenbilder aus Angers vielleicht ausgenommen und obwohl ich weiters zugebe, daß Einzelheiten wie die Wiedergabe von Baumimpressionen auf einer der Landschaften oder gewisse Wolkencharakterisierungen als neu und auch als gut bezeichnet werden können — nur die vergeblichen Versuche eines Mannes sehen, der — über seine sonstige Persönlichkeit steht mir ein Urteil nicht zu — ohne die Kenntnis der notwendigsten technischen Mittel Eindrücke malerisch wiedergeben will, die, mögen sie innerlich noch so rein und groß oder eigenartig empfunden sein, sobald sie eben auf solche Art in Erscheinung treten, keine Bilder sind. Es ist ein Gesetz, das auch unsere Zeit, welche die an sich schon schwer zu ziehende Grenze zwischen pathologischem und genialem Empfinden oft bewußt verwischt, nicht wird ändern können: Wahre Kunst ist auch gesund.

E. M. Wohlfarth, Wien.

* * *

Grillparzer — ein Problem. Was es ist, das Grillparzers Dramen bei seinen Lebzeiten nicht jenen Erfolg finden ließ, wie er den Dramen Schillers zuteil ward, und das auch uns mehr mit respektvoller Bewunderung denn mit hinreißender Begeisterung erfüllt? Vergebens hat Grillparzer selbst Zeit seines Lebens nach dem Grunde dieses Nichtverstehens geforscht, das ihn nicht die Früchte seines Schaffens genießen ließ, bis es ihm dieses selbst vergällte. Ihm blieb die Wirkung auf die Menge versagt, jene Menge, die er so sehr mied und scheinbar sogar verachtete und die mitzureißen trotzdem das stete Ziel seines Strebens war.*) Und auch die in jüngster Zeit riesenhaft angewachsene Grillparzer-Literatur bemüht sich vergeblich, Licht in das Dunkel zu bringen, vergeblich, weil sie die Ursache dieser Erscheinung in den Werken des Dichters sieht, während sie in Wahrheit in der Persönlichkeit Grillparzers liegt. Nicht in seiner künstlerischen, sondern in seiner menschlichen Persönlichkeit liegt der Mangel. Daß dies in seinem Schaffen zutage tritt, ist nur natürlich.

Es wäre überflüssig zu sagen, daß jede Zeile Grillparzers das Zeichen des Genies trägt. Aber ihm fehlt ein Etwas in seinem Charakter. Jenes Etwas, das eben ein Schiller, ein Mozart, Beethoven und Wagner besaßen und das sie zu dem gemacht hat, was sie waren und sind. Es ist der Mut. Der Mut, zu leiden und zu entbehren, der Mut das Ungewisse zu wagen. Schiller war als Zwanzigjähriger mit dem Fluche des Vaters belastet geflohen, Stellung, Freiheit und Leben aufs Spiel setzend. Mozart und Beethoven hatten gelitten, gedarbt und gekämpft ihr ganzes Leben lang und Wagner stand als junger Musiker einer ganzen Welt gegenüber. Sie alle hatten freiwillig Not und Leid auf sich genommen um der Freiheit ihres künstlerischen Schaffens willen. Grillparzer aber konnte sich nicht entschließen, die Fesseln seines Berufes abzuschütteln, den er selbst, wie aus seinen Tagebüchern hervorgeht, als Hemmschuh empfand, vielleicht drückender, als es in Wirklichkeit der Fall war. Im großen und ganzen ließ ihm sein Berufsleben, wenn es ihn auch natürlich in der freien Entwicklung stark behinderte, Freiheit genug im Vergleich zu anderen Dichtern seiner Zeit. Auch an Gelegenheit zu großen, weitausgreifenden Reisen und damit auch für neue Beziehungen fehlte es nicht, aber er besaß nicht den überlegenen Humor Goethes, der kleine Zwischenfälle als eine nicht unwillkommene Abwechslung gerne in Kauf nahm, während Grillparzer alles von der tragischen Seite nahm. Ihm fehlte sowohl die heitere Ruhe des Olympiers als auch die stürmische Kraft Schillers. Sein Wesen war mehr grübelnd und zweifelnd, immer alles erwägend und überlegend. Und diesem Zuge entspricht auch seine Stellung und sein Verhalten dem öffentlichen Leben gegenüber. Oft und an vielen Stellen seiner Aufzeichnungen finden wir Äußerungen des Unmuts über die Bevormundung der Bürger seitens der Obrigkeit. Auch über die Zensur beklagt er sich des öfteren bitter; doch muß in seinem Falle die mit Recht Vielgeschmähte wenigstens teilweise in Schutz genommen werden. Er selbst gibt an einer anderen Stelle zu, daß hauptsächlich die politischen Schriftsteller es waren, die unter ihr zu leiden hatten, während man die Künstler, und besonders die bekannteren, ziemlich ungeschoren ließ. Trotzdem mochte er den Druck und die Demütigung, die in solchen Zuständen lag, schwer genug empfinden. Als aber dann der Sturm der Revolution über das Land gebraust kam, da hielt sich Grillparzer abseits. Es war nicht Servilismus oder

*) Siehe Aphorismen: „Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie“.

Feigheit, die ihn abhielt, an den Freiheitsbestrebungen des Jahres 1848 teilzunehmen, aber sein grübelnder Geist drang bis in die tiefsten Tiefen einer Sache und ließ ihm Ziele und Aussichten sowie ihre Urheber und deren Beweggründe in klarem Lichte erscheinen.

Er selbst hat sein zauderndes, von Zweifeln und Bedenken erfülltes Naturell meisterhaft gezeichnet in Bancbanus, dem Helden seines Trauerspieles „Ein treuer Diener seines Herrn". Hier trifft die Bezeichnung „Held" wörtlich zu. Denn Bancban ist ein Held der furchtbarsten und opferwilligsten Pflichterfüllung und nicht, wie man den Dichter fälschlich beschuldigte, eine Personifizierung hündisch-sklavischer Ergebenheit.

Die heutige Kritik ist ja von diesem Vorurteile abgekommen*), aber die persönlichen Züge, die gerade diese Gestalt (natürlich nur zum Teile) trägt, sind noch von tiefem Dunkel eingehüllt. Es ist dasselbe peinliche, fast übertriebene Pflichtgefühl, das Grillparzer zwang, seine Berufspflichten übergenau, bis ins letzte i-Tüpfelchen zu erfüllen, gerade deshalb, weil er sie nur ungern und gezwungen tat. Und hier mag der Schlüssel zu Grillparzers Wesen liegen. Nicht außer ihm, in ihm liegt — er selbst ist ein Problem.

Das Problem des Dichtergenies, durch dessen Seele ein Sprung geht.

Karl M. Brischar.

* * *

Gedanken eines Naturforschers über Darwinismus und Entwicklungslehre. Da die Darwin'schen Ideen gleich bei ihrer Entstehung vor allem in Deutschland mit religiösen Fragen verquickt wurden, entstand gerade im deutsch-katholischen Lager eine Hochflut von Entgegnungen, während in anderen Ländern, sogar in England selbst, katholische Gelehrte sich leicht mit ihnen absanden. Wie segensreich auch unsere Verteidigung — wäre sie dies doch im eigentlichen Sinne geblieben! — gegenüber gewissen Übereilungen heißsporniger Gelehrten gewesen sein mag, so hat sie doch andererseits, weil der Kampf fast ausschließlich vom apologetischen und nicht vom wissenschaftlichen Interesse diktiert war und das naturwissenschaftliche Wissen mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt hielt, Anschauungen geschaffen, die weit über die Kreise der Naturwissenschaft hinaus viel Unheil gestiftet haben und noch immer stiften. Mit dem Niedergang, den der Darwinismus in den Reihen der Forscher während der letzten Jahre lebte, machte auch bei uns die allzublinde Beurteilung einer ruhigen Überlegung Platz. Allerdings nur bei wenigen Auserwählten. Daher ist es gut, wenn unsere Gelehrten und Gebildeten mit den Gesichtspunkten der heutigen Naturwissenschaft bekannt werden, die sich soviel Achtung vor ehrlicher Forschung bewahrt hat, daß sie die Ideen eines Darwin noch zu schätzen versteht, und die durch hundertjährige Erfahrung weiß, daß der Weg zur Wahrheit durch Irrtum führt.

Im verflossenen Jahre ist ein Buch erschienen: „Ansichten und Gespräche über die individuelle und spezifische Gestaltung in der Natur" (Leipzig, W. Engelmann), dessen Verfasser, Prof. Franz Krasan, sich das Deszendenzproblem einmal vom erkenntnistheoretischen Standpunkte anschaut. Ich finde in dem Buche so schöne und maßvolle, vom Standpunkte modernster Forschung so richtige und dabei so originelle Gedanken und Ansichten über Darwinismus und Entwicklungslehre, daß ich nicht umhin kann, sie zum Nutzen und Frommen

*) Ich verweise auf die prächtige Charakterisierung des „Treuen Diener" in Dr. O. E. Lessings „Grillparzer und das Neue Drama".

aller, die daran Interesse haben oder haben müssen, mit den Worten des Verfassers hier ausführlich wiederzugeben, zumal ich annehmen darf, daß das im allgemeinen für Fachleute bestimmte Werk nicht in die Hände aller Leser der „Kultur“ gelangt. Wenn die Gedanken hie und da nicht zusammenhängend und geordnet sind, liegt das an der von Krašan beliebten Art der Darstellung in Gesprächsform.

Den Inhalt seiner Auffassung vom Darwinismus spricht der Verfasser kurz in dem Satze aus: „Man hat etwas bezweckt und gesucht, hat aber etwas anderes gefunden, was nüchtern besehen, auch einen Wert hat.“ Und den Geist seiner Untersuchungen sehe ich in den Worten ausgedrückt, die ja schließlich nur eine alte, aber so unsagbar wichtige Wahrheit bedeuten: „Es sind doch seltsame Ahnungen, welche die menschliche Brust beim Berühren solcher Fragen durchzucken, und nicht ohne berechtigten Stolz kann ein Sterblicher sich gestehen, daß es ihm, wenn er achtsamen Sinnes die Vorgänge in seinem Bereiche betrachtet, vergönnt ist, auf den Schwingen des Gedankens bis an die Schwelle der organischen Schöpfung vorzudringen, — doch während er diese Geheimnisse im Geiste zu schauen vermeint, muß er sich die untrügliche Wahrheit vorhalten, daß er sie mit seinem menschlichen Auge sieht und daß dieses geistige Auge einem Spiegel gleicht, der je nach der Eigenart seiner Konstruktion die Dinge so oder anders zeigt.“

Nun mögen seine Ausführungen folgen:

Man hat Darwin vielfach mißverstanden, vielleicht auch gar nicht verstanden, weil man eine bereits vorgefaßte Meinung unwillkürlich hineingetragen und das Werk daher nicht ohne Voreingenommenheit studiert hat. Man hätte sonst erkannt, daß es dem Autor fern lag, die jetzt bestehenden Lebensformen bis auf ihre allerersten Anfänge zurückzuverfolgen. Darwin ist vielmehr in richtig verstandener Beschränkung des zunächst zu lösenden Problems von bereits ausgestalteten Repräsentanten der Hauptabteilungen des Tier- und Pflanzenreiches ausgegangen, indem er deren Bestand in der Urzeit annahm, ohne weiter zu fragen, woher sie gekommen sind; und hier knüpfte er an, um seinen reichen Schatz an Erfahrungen und Beobachtungen für die Selektionsidee zu verwerten. Er war viel zu gut über den Gang in der Natur unterrichtet, als daß seit seiner auf dem „Beagle“ unternommenen Studienreise bei ihm ein Zweifel darüber hätte bestehen können, daß die gegenwärtig lebenden Organismen Nachkommen älterer Lebewesen sind und daß die genealogische Kette bis zum Beginn der organischen Schöpfung zurückreicht; es war ihm darum auch klar, daß die Vorfahren der jetzigen Tiere und Pflanzen Träger anderer Formen waren, mit einem Wort: daß sich im Laufe einer unermeßlich langen Zeit ein Formenwechsel an den genealogisch zusammenhängenden und sukzessiven Gliedern der Tier- und Pflanzenwelt vollzogen hat. Was aber einem erleuchteten, mit einem ausgezeichneten Beobachtungssinn begabten Geiste faßlich ist, mußte einem gewöhnlichen, weder im Beobachten noch im Denken geschulten Menschen geradezu transzendent erscheinen. Darwin dürfte sich daher die Frage aufgeworfen haben: Wie könnte man das auch Andern begreiflich machen, daß nämlich 1. die Arten nicht geschaffen, sondern geworden sind, 2. daß die Individuen, die Träger der Artcharaktere, in einem ununterbrochenen genealogischen Zusammenhange mit ihren Vorfahren stehen, 3. daß an den Gliedern dieser Abstammungskette sukzessive Formänderungen sich vollzogen, 4. daß der Artbegriff etwas rein Abstraktes ist und einen reellen Sinn nur dann erhält, wenn der Gestaltungsprozeß zum Abschluß gekommen

ist.*) Das in einem Zuge der wißbegierigen Mitwelt zu beweisen und anschaulich vorzuführen, war in jener Zeit, vor 43 Jahren, auch für ein Genie wie Darwin und für einen in der Naturforschung so bewanderten Mann wie er, viel zu viel. Er beschränkte sich daher zunächst auf den Hinweis auf die bei der Domestikation der Tiere vorkommenden Erscheinungen, welche auch bei mittelmäßiger Fassungskraft hinlängliches Verständnis finden können. Gerade diese Erscheinungen und die den Züchtern wohlbekannten Tatsachen dürften ihm die Idee von der großen Bedeutung der Auslese auch in der vom Menschen unabhängigen Natur eingegeben haben. Aber während Darwin hiedurch das Verständnis der genealogischen Deszendenz anbahnte, blieb er nach mehr als einer Richtung hin im Rückstand, denn 1. sind die durch die Zucht erzielten Rassen nicht gleichbedeutend mit wirklichen Arten und 2. ist das Prinzip der Selektion in zahlreichen Fällen gerade auf die historische Ausgestaltung der wirklichen Arten (im Linné'schen Sinne) nicht anwendbar." . . . . .

Man muß beachten, „daß unter ‚Art' oder Spezies nicht gerade die Gesamtheit der Individuen, sondern vielmehr die Gesamtheit der an diesen ausgeprägten Charaktere zu verstehen ist, die Art somit als ein abstrakter Begriff zu betrachten ist." . . .

„Nun sind diese Artcharaktere Formen derjenigen Organe, welche in der Diagnose oder in einer ausführlicheren Beschreibung berücksichtigt werden, wohlgemerkt es sind Formen, wenigstens im Wesentlichen, denn auf die Farbe, den Geruch u. dgl. kommt es erst in zweiter Reihe an. Wenn nun die Selektionstheorie mit Notwendigkeit einen Konkurrenzkampf zwischen den Organismen zur Voraussetzung hat und dieser durch die eigenartigen Lebensbedürfnisse der einzelnen Organismen bedingt ist, wobei natürlich die mit zweckmäßiger eingerichteten Organen, bezw. den bestehenden Verhältnissen besser entsprechenden Eigenschaften begabten Wesen obsiegen müssen: wie willst du es mit dieser Anschauung vereinbaren, wenn ein Baum eiförmig gezähnte, ein anderer, gattungsverwandter lanzettliche, gesägte Blätter hat? Was hat ein ‚eiförmig' oder ‚lanzettlich', ‚herzförmig' oder ‚nierenförmig', ‚ganzrandig' oder ‚gekerbt', ‚gezähnt' oder ‚gesägt' u. dgl. im Konkurrenzkampfe zu bedeuten? Ich finde gar nichts von einem Vorteil oder Nachteil, welchen solche Eigenschaften ihren Trägern bringen könnten. Aber gerade auf dem Wechsel solcher Eigenschaften, auf deren Sukzession im Laufe der Generationen, auf der gegenseitigen Verbindung, Häufung bezw. Trennung und Isolierung derselben beruht die allmähliche Ausgestaltung der wirklichen Arten im Sinne der Linné'schen Schule. Solche Arten sind schließlich konstant, sie sind aber geworden, im Gegensatz zu den Formenkomplexen, die man gewöhnlich Sammelarten oder Kollektivspezies nennt und die eigentlich in formaler Beziehung einem Chaos gleichen (Beispiele hiezu finden sich genug in den Gattungen Rosa, Rubus, Hieracium, Galium u. s. f.), einem Chaos, aus dem erst in ferner Zukunft definitive oder wirkliche Arten hervor-

*) Zum Verständnis dieser Stelle und auch der übrigen Gedanken sei noch folgende Unterscheidung des Verfassers angeführt: „Es gibt wirkliche und gleichzeitig daneben auch werdende Arten, die einen noch weit, die anderen näher dem Endziel, als welches wir die definitive Ausgestaltung mit wenigstens vorläufiger Formbeständigkeit betrachten." Da sich nun systematische Begriffe nur auf Zustände anwenden lassen, während einem Werdeprozeß kein stabiler Standpunkt gegeben ist, können die vielen zur Not angenommenen und durch die binäre Bezeichnung vorgetäuschten ‚Arten' nur einen provisorischen Wert haben. Sehr hübsch ergeben sich nun aus diesen Tatsachen für den Verfasser die beiden Gegensätze in der Naturwissenschaft: „Es ist darum ganz natürlich, wenn Forscher einer konservativen Richtung nur die wirklichen Arten vor Augen haben, während Forscher neuerer Richtung nur die Variation sehen. Die Wahrheit dürfte in der Mitte zu finden sein."

gehen können. Es ist nur schade, daß staudenartige Gewächse keine fossilen Reste von Blättern hinterlassen haben, wir würden sonst wahrscheinlich auch bei diesen von einer ähnlichen Polymorphie in den Vorzeiten Kunde erhalten, wie sie bei Eichen, Buchen u. a. Lignosen bestanden hat."

„Nach dieser Richtung hin zeigt uns der Darwinismus seine schwache Seite, dagegen hat die Idee . . . ., daß nur Unzweckmäßiges dem Entstehen dauerhafter Neubildungen abträglich ist, nirgends eine Anfechtung gefunden. In der Tat, das Unzweckmäßige, d. h. das zu den bestehenden Verhältnissen nicht Passende, muß im Konkurrenzkampfe untergehen, das ist auch ohne besondere Argumente, ohne förmliche Beweise aus der Rüstkammer der Wissenschaft einem denkfähigen Menschen verständlich, weil wir den Konkurrenzkampf und seine Folgen in vielfacher Form in der Menschheit sehen. In dem Hinweis auf ähnliche oder analoge Vorgänge im Tierreiche findet daher die Selektionslehre ihre Hauptstütze, darin besteht auch gewissermaßen die Glanzrolle des Darwinismus . . .; denn auf dem Gebiete menschlicher Tätigkeit erst gelangen die Begriffe von Ziel, Zweck und Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit, Schädlichkeit u. dgl. zu ihrem Rechte. Diese Seite der neuen Lehre hat darum auch einen förmlichen Strom neuer, erfrischender Gedanken hervorgerufen, sie hat der Menschheit für ihre intellektuelle und sittliche Weiterentwicklung eine trostreiche Aussicht eröffnet. Diese kann weder durch die minder fruchtbare, viel mißverstandene Richtung des Darwinismus, noch durch die der Menschheit noch bevorstehenden Verirrungen getrübt werden."*)

„Die Art und Weise, wie die jetzt bestehenden Arten der Tiere und Pflanzen entstanden sind, ist also durch die genialen Untersuchungen und Ausführungen Darwins nicht erklärt, . . . wenigstens nicht vollständig erklärt. . . . Der Urheber dieser folgenreichen Lehre hat uns zwar nicht die Lösung des großen Problems selbst, dafür aber viel anderes gebracht, nämlich eine Fülle von unumstößlich richtigen und wichtigen Tatsachen, die einen unvergänglichen Wert haben, dazu die vielverheißende Gewißheit, daß auch unsere wissenschaftlichen Ansichten nach den gleichen Gesetzen, welche den Konkurrenzkampf der ganzen Schöpfung regeln, einer Vervollkommnung fähig sind, wir brauchen uns nur ein wenig zu bemühen."

. . . „Von einem vollgiltigen Beweise für die Richtigkeit der Deszendenzlehre sind wir noch weit entfernt. Man darf aber hier nicht sofort wirkliche Beweise verlangen . . . aus dem einfachen Grunde, weil wirkliche Beweise in solchen Dingen unmöglich sind. . . . Ich behaupte nur, daß wirkliche oder bündige Beweise für die Deszendenz durch die Selektionslehre nicht erbracht werden können."

. . . . Man wird wissen, „daß man z. B. den Pythagoräischen Lehrsatz beweisen kann und alle anderen Lehrsätze, die in den Lehrbüchern der Mathematik stehen. Der Beweis gründet sich auf Prämissen, die, wo es sich um abstrakte Wahrheiten handelt, unter allen Umständen richtig sind. Solche Prämissen sind weder vom Raum noch von der Zeit abhängig, d. h. sie sind überall und zu jeder Zeit richtig, mithin auch die aus ihnen gezogenen Schlüsse. Hat man es aber mit geschichtlichen Begebenheiten zu tun oder mit einer Reihe von histoischen, bezw.

*) Man mag die letzten, zu allgemein gehaltenen Äußerungen des Verfassers so oder so verstehen, auf jeden Fall wird man zugeben, daß der Entwicklungsgedanke, der durch Darwin so recht eigentlich in Fluß kam, auf das Denken und Handeln der Menschen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einen unermeßlich segensreichen Einfluß ausübt, still vielleicht und unbemerkt, aber desto tiefer und nachhaltiger. Im übrigen braucht ein Botaniker kein Ethiker und Religionsphilosoph zu sein.

entwicklungsgeschichtlichen Ereignissen, so sind für die Konstatierung derselben glaubwürdige Zeugnisse erforderlich, sei es in verständlichen, nicht leicht einer Mißdeutung unterliegenden Dokumenten oder in einer persönlichen glaubwürdigen Zeugenschaft. Nun, wo soll die Deszendenzlehre solche hernehmen?"

Die paläontologischen Dokumente, an die man hier sofort denkt, können nicht herangezogen werden. „Wenn es nur anginge, dieselben, wenigstens in den meisten Fällen, richtig zu deuten; daß sie aber so verschieden ausgelegt werden, — dazu kommt noch, daß die meisten, und gerade dem Pflanzenreiche angehörigen, wegen ihrer zu großen Mangelhaftigkeit unbrauchbar sind — spricht doch keineswegs dafür, daß man allzuviel auf sie bauen könne; beruft sich doch Darwin selbst auf die Dürftigkeit der uns in fossilem Zustande überlieferten Reste vorweltlicher Faunen und Floren, wo er gestehen muß, daß in dem oder jenem Falle eine bessere Einsicht nicht möglich ist."

Deshalb brauchen wir nun durchaus nicht auf einen wirklichen Fortschritt in dem geschichtlichen Teil der biologischen Wissenschaften zu verzichten, die Deszendenzlehre aufzugeben und jede Frage, die über das Heute in der bestehenden organischen Schöpfung hinausführt, als transzendent festzunageln.

Zunächst ist „zu bedenken, daß ein großer Unterschied besteht zwischen Deszendenzlehre und Deszendenzidee: die erstere ist eine Theorie, sie ist bereits mit einem ansehnlichen Gedankenbau vergleichbar; in ihrem Luftgarten hängen Stammbäume, von denen schwer ist zu sagen, ob sie, auf den Boden realen Wissens verpflanzt, Wurzeln schlagen können, weshalb die Möglichkeit besteht, daß sie ewig in der Luft hängen bleiben, — die letztere ist dagegen keine Theorie, sondern erst nur ein Gedanke, und diejenigen, welche vorsichtiger sind, besinnen sich ernstlich, ob es ratsam ist, schon eine gegliederte Lehre darauf zu gründen. Übrigens kann man nicht die Versuche, mit dem ahnenden Geiste tiefer in die Begebenheiten der Urzeit einzudringen, nach Belieben aufgeben, denn die Sehnsucht nach der Ergründung der Geheimnisse des Lebens wird den Menschen nie ruhen lassen: der Wissensdurst wird mit fingiertem Wissen gestillt, wo die lautere Wahrheit nicht zu erreichen ist. Immer wird diejenige Denkweise, welche die geringsten Ansprüche an das intellektuelle Vermögen des Menschen erhebt, den Vorzug vor jeder anderen haben, und wie eine Pendelbewegung von einem Gegensatz zum andern führt, läßt auch die sprunghafte Manier des rastlosen Suchens den strebenden Geist niemals bei einer Mittellage verweilen: ist das eine nicht, so kann nur das andere sein, daß aber zwischen dem ‚einen' und dem ‚anderen' noch unendlich Vieles liegt, dürfte hie und da jemand ahnen, Regel ist es nicht, daß man sich damit bescheide." . . .

„Da die volle Wahrheit nicht gleich aus erster Hand zu haben ist, wird man lernen, die Wahrscheinlichkeit, als das einzig in solchen Dingen Erreichbare, besser zu schätzen; denn nicht förmliche Beweise, sondern Wahrscheinlichkeitsgründe allein kann der Naturforscher in allen jenen Fällen beibringen, welche einem der Naturwissenschaft überhaupt zugänglichen Gebiete angehören, es sind das Gründe der Analogie, aus der Nebeneinanderstellung verwandter Tatsachen geschöpft, oft mehr durch Ahnungen als durch eine bewußte Ideenverbindung erschlossen; aber dieselben erhalten Beweiskraft, wenn zu den erst erhobenen neue hinzukommen und diese wieder durch spätere gestützt werden. Ein einziger Wahrscheinlichkeitsgrund beweist natürlich nichts, auch zwei werden zu einem Beweise nicht genügen u. s. w., aber schließlich kann die Wahrscheinlichkeit einen so hohen Grad erreichen, daß man der vollen

Wahrheit schon sehr nahe steht. Die Überzeugung z. B., das die Erde sich um ihre Achse dreht und nicht das Himmelsgewölbe, ist nicht als die Frucht eines formalen Beweises zu betrachten: . . . die damit verbundene Überzeugung hat vielmehr alle Stadien der Wahrscheinlichkeit von der unbestimmten Ahnung bis zur vollen Sicherheit durchgemacht, und zwar durch sukzessive Erhebungen von Tatsachen, die scheinbar nur in einer entfernten Beziehung zu der Frage stehen und wobei gerade die Zeugenschaft der Sinne als das unzuverlässigste Beweismittel erkannt wurde." . . .

„Auch die Deszendenzidee befindet sich in einer ähnlichen Lage wie die Frage der Achsendrehung der Erde vor etwa 300 Jahren: für manche gilt sie als eine nicht nur gesicherte, sondern geradezu als eine fundamentale Wahrheit, für andere als eine noch keineswegs bewiesene, aber als eine geahnte Wahrheit, wissenschaftlich ausgedrückt als eine durch mehrere sehr wichtige Gründe gestützte Hypothese, während wieder andere ihr höchstens den Grad einer Möglichkeit zuerkennen und nicht wenige sie als transzendent, d. h. als unerweisbar und dem menschlichen Wissen unerreichbar, a limine zurückweisen." . . .

„Das Wesen der Deszendenzidee läßt sich in wenige Worte fassen: sie geht von der Anschauung aus, daß die gegenwärtig lebenden Individuen der Tiere und Pflanzen von andern Individuen abstammen, die als Ahnen ihnen vorausgegangen sind, und daß im Laufe der unzähligen Generationen sich an den Individuen morphologische Verschiedenheiten ausgebildet haben, so daß die jetzt lebenden Organismen der Art nach nicht mehr den ursprünglichen gleichen. Auf Grund dieser bei vielen Forschern, man kann sagen bei den meisten als feststehend geltenden Ansicht wurden (und werden noch) Versuche gemacht, die Stammesgeschichte oder Phylogenie der einzelnen Arten und Gattungen der Tiere und Pflanzen zu konstruieren. Man hat Darwin, der in seinen Voraussetzungen sehr vorsichtig und reserviert war, Unrecht getan, indem man sich bis zu so gewagten Konsequenzen verstieg, weil hierdurch bei Laien der Glauben erweckt wurde, als ob die Konstruktion der Stammbäume notwendig zur Selektionslehre, d. i. zum eigentlichen Darwinismus gehöre. Die Literaturgeschichte der letzten 30 Jahre scheint den Skeptizismus mancher bedächtiger Forscher nur zu sehr zu rechtfertigen, da für ein und dieselbe Abteilung des Tier- und Pflanzenreiches, sagen wir bestimmter: für ein und dieselbe Art oder Gattung die Ansichten bezüglich der philetischen Ableitung öfters gewechselt haben. Besser wäre es gewesen, denkt mancher, wenn man solche Ableitungen einfach unterlassen hätte; denn müßte man aus dem Schicksal der meisten stammesgeschichtlichen Ableitungen einen Schluß auf den Wert der Deszendenzidee selbst ziehen, so stünde es schlecht um diese. Letztere behält aber ihren nicht zu unterschätzenden Wahrscheinlichkeitswert, ob man richtige oder unrichtige Stammbaum-Konstruktionen auf ihrem Grund aufführt, bezw. aufgeführt hat." . . .

Wahrscheinlichkeitswert! „Denn es gebührt ihr bisher kein anderer Rechtstitel in der Wissenschaft. Ihre Stärke schreibt sich aber daher, daß, wollte man sie aufgeben, das nackte Wunder vor der Tür stehen würde. Zahllose Tatsachen sind bereits festgestellt worden, welche sich mit der Annahme fertig auf Erden erschienener Arten nicht vereinbaren lassen, während eine Umbildung der Formen tatsächlich nicht nur bei Kulturerzeugnissen, sondern auch bei spontan vorkommenden Tieren und Pflanzen öfters beobachtet und konstatiert worden ist. Eine Zurückweisung der Deszendenzidee müßte folgerichtig zum Glauben an eine unvermittelte Schöpfung fertiger, mit Klassen-, Familien-, Gattungs- und Artcharakteren begabter Organismen

aus **unorganischen** Stoffen führen, eine Konsequenz, vor der die Wissenschaft sich immer sträuben wird. Ist auch die Deszendenzidee nicht endgültig bewiesen (ein formaler Beweis im Sinne abstrakter Lehrsätze ist geradezu unmöglich), so ist sie gewiß durch viele stichhältige Gründe der **Analogie** auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht: nichts wäre daher weniger gerechtfertigt als die Behauptung, daß sie unrichtig ist, weil die auf ihr basierenden bisherigen Stammbaum-Ableitungen voll von Unsicherheit und Widersprüchen sind, weshalb sie von streng objektiv denkenden Forschern mit Recht abgelehnt werden."

Nach einigen urgeschichtlichen und klimatologischen Untersuchungen bespricht der Verfasser die Erscheinungen der Mutation, die von außerordentlich hoher Bedeutung für die Auffassung des Deszendenzproblems sind.

„Gehen aus dem Samen eines und desselben Mutterstammes A mehrere oder gar viele Formen A', A" A''' u. s. w. unmittelbar hervor, so muß es unter ihnen Extreme geben und zwischen diesen Intermediäre, die mehr oder weniger gleitend die Extreme mit einander verbinden. Die Gesamtheit dieser gleichzeitig zum Vorschein kommenden Formen bildet einen **Schwarm**, und die Erscheinung selbst könnte man mit dem Worte ‚**simultane Variation**' bezeichnen; diese wäre mit dem gleichzeitigen Auftreten mehrerer Formen von Mineralen aus ein und derselben Mutterlösung zu vergleichen. . . Faßt man nun den unvermittelten Übergang der Form A (Stammform) in die abgeleitete Form A' ins Auge, so ist das eine **Mutation**, der Übergang A—A" ist eine zweite, der Übergang A—A''' eine dritte Mutation u. s. f.; demnach setzt sich der gesamte Variationsakt aus ebensovielen Mutationen zusammen, als verschiedene Formen zum Vorschein kommen. **Plötzlich** ist hier jedoch nur der Eintritt in die Erscheinung oder in den Akt, **sehr langsam** ist dagegen die **Vorbereitung**, deren Natur sich unserer Beurteilung gänzlich entzieht, wenn wir von mehr oder weniger begründeten Vermutungen absehen; aber anzunehmen, daß dies alles ohne eine innere oder unsichtbare Vorbereitung geschehe, wäre meiner Meinung nach so viel als das Zugestehen eines plumpen Wunders." . . .

Die Winterruhe unserer heimischen Pflanzen ist „keine absolute Ruhe, die Pflanze bereitet sich vielmehr für die Periode der Wachstumtätigkeit vor, wo eine ganze Reihe von Gestaltungen ausgelöst werden soll. Ich vermute darum, daß es sich auch mit der Vorbereitung zu einer folgenden Variationsperiode ähnlich verhält, nur daß dieselbe nicht den Zeitraum einiger Monate in Anspruch nimmt, sondern Jahrtausende. Manche Art dürfte vor langer Zeit als konstante Sippe aus fremden Landen bei uns eingewandert sein, die später ganze Reihen von Mutationen gegeben hat (ich denke hier beispielsweise an Chenopodium album) und manche Art gilt jetzt bei uns als konstant, die es nach tausenden von Jahren vielleicht nicht mehr sein wird, z. B. Erigeron annuus und E. canadensis, Impatiens parviflora, Rudbeckia laciniata, Galinsoga parviflora u. a. Ich kann es freilich nicht beweisen. — Die Variationsperioden sind in ihrer Aufeinanderfolge etwas Zeitliches, nicht etwas Simultanes oder Koordiniertes, aber auch innerhalb einer und derselben Variationsperiode können die Mutationsakte auf einander **folgen**, wie wir bei der Überführung der Knautia arvensis in Kn. drymeia gesehen haben, indem die Pflanze zunächst in Kn. agrestis mutiert, bevor der Drymeiazustand sich einstellt. Kn. agrestis ist somit eine sukzessive Übergangsform, auf die im vorliegenden Falle der Titel im vollsten Sinne paßt. Es gibt demnach simultane und sukzessive Mutation." . . .

„Mir scheint, daß unser geistiger Blick, durch die Deszedenz, welche sich im Reiche der Organismen allerdings nicht leugnen läßt, geblendet und darum irregeführt, nur das sieht, was sich als Sukzession, d. i. als eine Aufeinanderfolge von Zuständen der Beobachtung unmittelbar darbietet; was nebeneinander oder in der Koordination zum Vorschein kommt, wird daher sofort als ein Wunder angeschaut oder es begegnet dem Unglauben." . . .

„Es gibt Individuen, denen die Mutationsfähigkeit fehlt, und das sind die meisten, diejenigen aber, welche mutieren, sind auch die lebenskräftigsten und anpassungsfähigsten. . . . Die Individualität ist hier ein Faktor, mit dem man zuerst rechnen muß."

Aus diesen wenigen Andeutungen ersieht man schon, wie kompliziert das Entwicklungsproblem ist, einerseits durch die in der Natur herrschende Mannigfaltigkeit, andererseits durch die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit unserer Begriffe. „Es fehlt an den nötigen, den neuen Verhältnissen angepaßten Denkformen, während die bisher üblichen zu den neu erhobenen Tatsachen nicht taugen; sie versagen immer, so oft man den Versuch macht, aus den Fällen sicher nachgewiesener Mutation die Folgerungen zu ziehen. Gewiß wird die Verlegenheit mit der Zeit noch größer werden, ohne einige Verwirrung und Ratlosigkeit wird es nicht gehen, bis endlich der menschliche Geist, der schon so manche Krisis glücklich überstanden hat, den Faden der Ariadne findet und, gewitzigt durch die Irrtümer der Vorgänger, auf dem Wege der Erfahrung für die neuen Entdeckungen den richtigen Rahmen und den passenden formalen Ausdruck gewonnen hat."

„Ich habe selbst, als Darwins weckende Ideen aufgetaucht — in den Sechziger Jahren war es —, mir die Filiation der Formen im Tier- und Pflanzenreich nicht anders vorstellen können, nämlich nur sukzessiv, durch Häufung geringfügiger Charaktere, die erst nach einer unabsehbaren Reihe von Generationen zu erheblichen Differenzen führen. Daß gerade die simultane Mutation so große und so plötzliche Änderungen herbeiführen könne, wie aus H. de Vries' bedeutsamen Untersuchungen über Oenothera Lamarckiana hervorgeht und wie die Mutationen von Festura sulcata, Knautia arvensis, Scabiosa lucida, Viola odorata u. s. f. lehren, davon hatte ich damals nicht nur keine Ahnung, sondern ich hätte es für unmöglich gehalten."

Schließlich sind alle unsere Begriffe, selbst die, um die es sich hier gerade handelt, nur subjektiv und einseitig. „Handelt es sich um systematische Grundsätze, so ist eine Unterscheidung von Art und Rasse, bezw. Rasse und Varietät, ganz am Platze; eine solche Unterscheidung ist für die Wissenschaft gewiß förderlicher als eine Gleichstellung der beiderlei Begriffe, da es sonst manchem einfallen möchte, auch mit der Varietät kurzen Prozeß zu machen. . . . Im alles umfassenden Schöpfungsakt der Formen hat ein solcher Unterschied nichts zu bedeuten, da er nur für die Gegenwart und mit Rücksicht auf den Gegensatz zwischen dem freien Walten der Natur und dem durch die Eingriffe des Menschen und ungewöhnliche störende Ursachen beeinflußten Entwicklungsgang der organischen Wesen einen Sinn hat." . . .

„Meine Ansicht geht dahin, daß der Modus der Artbildung einen ungemein großen Spielraum hat und nicht nach einem einzigen Muster zugeschnitten ist. Theoretische Anschauungen sind nicht etwas für immer Feststehendes, und namentlich von den betreffs der Artfrage herrschenden Ansichten läßt sich das sagen. Es kann eine Zeit kommen, wo man in der Plötzlichkeit einer Umwandlung keinen Anstoß

gegen die Folgerichtigkeit einer Art sehen wird, alsdann werden Aphilothrix gemmae und Andricus pilosus für zwei verschiedene Arten (sogar Gattungen!) genommen werden, nur dürfte ein bedächtiger Entomolog sagen: es sind noch junge oder rezente Bildungen, bis es einem Glücklichen gelungen sein wird, bei Aphilothrix (zuerst als Ausnahme natürlich) Männchen und echte Weibchen zu entdecken." . . .

„Daß wir nach und nach auf eine rasche und oft unvermittelte Umprüfung kommen, ist soviel wie sicher. . . . Wir brauchen nur an das überraschend häufige und, wie es scheint, plötzliche Auftreten von Dikotylen im Cenomanien zu denken, um die Idee einer sehr langsamen, auf der Häufung minutiöser Abweichungen beruhenden Transformation als unhaltbar einzusehen, wo es sich um neue Gattungstypen oder um noch tiefer greifende Differenzen im Pflanzenreiche handelt. Die Einführung neuer, wesentlich verschiedener Formelemente kann ehemals recht wohl durch unvermittelte Akte sich vollzogen haben, wenn auch die Stabilisierung derselben eine längere Zeit in Anspruch nahm. Es muß Zeiten gegeben haben, wo die Umprägung rasch vor sich ging und die Perioden zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Mutationen sehr kurz ausfielen. Man möchte, wie seinerzeit O. Heer, an einen ‚Schöpfungsfrühling' denken, wo ein Mutterstamm, ohne Dazwischenkunft einer fremden Kraft (wie jetzt die gärtnerische Nachhilfe) in seiner Nachkommenschaft die extravagantesten Variationen lieferte. Wer weiß, welche Fruchtsamen dem Lepidodendron-Stamm aufgepfropft wurden, bis er den jetzigen Araucaria-Typus erreichte, der nur mehr in der Blattform und in der Beschaffenheit der polsterartigen Blattnarben (z. B. bei Araucaria excelsa) einigermaßen an den ursprünglichen Lepidodendron-Stamm erinnert. Vermutungen, nichts als Vermutungen, wo man so gern durch eine offene Pforte zur unmittelbaren Wahrheit gelangen möchte!" . . .

„Ich vermag in diesen Tatsachen und Erscheinungen der Variation nirgends einen Anknüpfungspunkt für die Darwin'schen Ideen über Art- und Varietätenbildung zu finden. Weder eine Häufung der Charaktere, noch eine Intervention der Zuchtwahl, noch viel weniger ein Kampf ums Dasein kann herangezogen werden, um solche Mutationen begreiflich zu machen. Die ungeheuer langen Zwischenräume, auf welche die Darwin'sche Theorie reflektiert, werden, glaube ich, nur für die Intervalle zwischen je zwei auf einander folgende Mutationsperioden in Anspruch zu nehmen sein, der Rest ist Rätsel. Wohl spricht die schier unerschöpfliche Masse von Beobachtungsmaterial, welches der unermüdliche Urheber der Selektionstheorie verarbeitet hat, in klarer, jedem Vorgebildeten verständlicher Sprache dafür, daß die Arten nicht ohne eine natürliche (genealogische) Filiation entstanden sein können, seine Argumente jedoch vermögen weder die wahren Gründe aufzudecken, noch den Weg zu weisen, auf dem die Natur tatsächlich ihr großes Schöpfungswerk vollbracht hat und noch immer vollbringt. Er hat dem Glauben an das nackte oder plumpe Wunder eines dem natürlichen Werdeprozeß entgegengesetzten Aktes den Boden entzogen, jedoch keineswegs den Glauben an die Artschöpfung selbst zerstört, welch' letztere in vielen Gattungen noch immer fortdauert und dauern wird bis in unabsehbare Zeiten; im Gegenteil, er zeigte richtig, daß die Umbildung der Formen im allgemeinen sich noch immer in einem beständigen Flusse befindet, doch die zeitweiligen Pausen zwischen den Mutationsperioden streifte sein Scharfblick nicht. Werden die Forschungen der kommenden Geschlechter den wahren Zusammenhang der von ihm angeführten zahlreichen Fakten herstellen und die Lücken ausfüllen, welche seine immerhin bewunderungswürdige Tat übrig ließ?"

Diese kurzen Auszüge aus dem interessanten Werke lehren schon zur Genüge, welch' tiefgreifende Gesichtspunkte für die Auffassung des Deszendenzproblems die erkenntnistheoretischen Gedankengänge Krašans bieten. Sie zeigen erstens die kaum glaubliche Kompliziertheit, die tausenderlei Fragen und Rätsel des Problems, wovon die landläufigen Darstellungen, die unser Begriffssystem für absolut und ohne Ausnahme objektiv halten, kaum eine Ahnung geben. Sie machen zweitens die Möglichkeit einer Entwicklung, der der starre, verobjektivierte Artbegriff hinderlich war, glaublicher. Wenn man aus den vorstehenden Mitteilungen diese beiden Lehren gezogen hat, so haben sie ihren Zweck erfüllt. Und Initiative zu geistiger Arbeit ist unter allen Umständen besser als fertige Ware, wenn sie nicht die hier wohl nie zu erreichende volle und ganze Wahrheit selbst ist.

Düsseldorf. Aloys Müller.

* * *

John Henry Kardinal Newmans Biographie von Lady Blennerhassett.*) Wer die gelegentlichen ehrenvollen Hinweise von F. X. Kraus auf den englischen Kardinal und seinen Nekrolog in der deutschen Rundschau (1891) gelesen hat, dürfte sich füglich wundern, daß ein Mann von solcher Bedeutung noch keine eingehendere Würdigung in Deutschland erfahren hat, während das Nachbarland in den Vertretern ganz entgegengesetzter Richtungen ihm nicht nur liebevolle Untersuchungen über seine wissenschaftlichen Leistungen gewidmet hat, sondern nach den Worten der Autorin wenigstens in den Grundsätzen der neuerdings dort hervorgetretenen apologetischen Bewegung geradezu auf seinen Schultern steht. (Erst das vorige Jahr hat in England, zum ersten Mal von einem Katholiken, Dr. William Barry, ein größeres Werk über Newman gebracht.) Der Gründe ließen sich verschiedene dafür anführen, die aber auf nicht mehr als einige Konvenienz Anspruch machen können. Man braucht nicht gerade mit Kraus die gänzliche Verschiedenheit der herrschenden Strömung in der politischen Meinung und sonstigen heiklen Sachen zu urgieren; der Hauptgrund ist jedenfalls die Schwierigkeit, einen so tiefgründigen Geist ohne große Schicksale in seinem inneren Wesen, seinem Denken und Trachten und der nicht an der Oberfläche liegenden, weitverzweigten Auswirkung herauszustellen und zu analysieren.

Von der Biographie einer Frau von Staël und eines Chateaubriand, wohl der bedeutendsten der jetzt lebenden Schriftstellerinnen Deutschlands, welche den christlichen Gedanken vertreten, durfte man schon etwas Gediegenes erwarten. Die Lösung ist durchwegs eine glänzende. Blennerhassett zeigt sich hier auf der Höhe seelischer Analyse. Dies wird neben der erstaunlichen Belesenheit und vielfachen Andeutung von Parallelen (Renan) und Ausblicken die Stärke des Buches sein. Umsomehr Anerkennung scheint uns dies bei dem durchaus männlichen, fast herben Newman zu verdienen, als sie sich bisher mehr femininen Charakteren zugewandt. Besonders die Darstellung seines Lebens kurz vor und nach der Konversion, die religiöse Krisis und Newman als katholischer Priester, und des Lebensabends im Oratorium zeigt in einigen wundervollen Passagen die Stärke des weiblichen Gemütes; man muß sie immer wieder lesen, um sie sich gegenwärtig zu halten, weil sie unnachahmlich und inhaltlich kaum wiederzugeben sind. Überhaupt ist über das Ganze der Zauber einer

*) John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin v. Leyden. (Berlin, Gebr. Paetel, 1904.)

Darstellung ausgegossen, wie er nur einem tiefen religiösen Gemüt entspringen kann, der darum auch unbewußt die Tiefe des religiösen Gedankens vielleicht besser erschließt als philosophische Spekulationen; aber der Zauber liegt ebensowenig wie ein tiefes Gemüt an der Oberfläche, sondern will durch liebevolles Eindringen innerlich nachgefühlt und erlebt sein. Da liegt auch unseres Erachtens der Schwerpunkt aller biographischen Darstellung und da beginnt auch erst ihre erzieherische Wirkung: die Personen nicht im Relief der Geschichtsschreibung, sondern in Rundplastik der Biographik des unmittelbaren wirklichen Lebens mit seiner Einfachheit und dramatischen Kraft zu zeichnen und dem lebendigen Fühlen nahezubringen. Bei wenigen aber dürfte dies wichtiger sein als gerade bei Newman. »Qui ne connaît la vie intime de Newman est assuré de ne rien entendre à la philosophie de la „Grammar of assent" ou de l'Essay sur le développement. Le plus bien faisant de seslivres, pris à part et examiné objectivement, comme nous ferions pour une thèse de saint Thomas ou de Descartes, risque d' ébranler, je ne dis pas seulement les fondements du christianisme, mais toute croyance.« (Henri Brémond S. J.)

Was die Autorin über Newmans Callista sagt, daß sie „über dem Geschmack der Menge" stand, gilt auch von ihrem Stil. Der feste, apodiktische Ton des Mannes besonders in wissenschaftlichen Fragen mag uns imponieren; innerlich anziehen und in stillen Stunden befriedigen kann er uns nicht immer. Das vermag oft mehr die milde, einschmeichelnde Liebe des Weibes und jenes Schriftstellers, der durch einen vornehmen, zurückhaltenden, feinen und mehr andeutenden Ton Stimmung zu machen versteht, in die man sich nach des Tages Last und Arbeit immer wieder wie in eine stille reine Abendluft zurückzieht. Freilich hat diese Art auch meist einen Mangel an Entschiedenheit im Gefolge, wo solche am Platze wäre, und das doktrinäre Element, das dem Ganzen als Knochengerüst dienen muß, tritt oft zu sehr zurück. Beides merkt man auch mitunter hier.

In der Erzählung der Dubliner Zeit und des Vatikanums z. B. hätten wir vielleicht etwas kräftigere Farben und deutliche Stellungnahme gewünscht. Verständnis und Urteil in manchen wichtigen Partien müßte man nach dem hier Gebotenen, wäre es nicht sonst woher bekannt, in suspenso lassen. Besonders die wirksame Darlegung von Newmans Lebenswerk, seiner Theorie der Entwicklung im katholischen Dogma, läßt die fachmännische Hand doch etwas vermissen. Die spekulative Genesis scheint uns tiefer zu liegen, und die Heranziehung vor allem der jetzigen Religionsphilosophie und wenigstens ein Hinweis auf die fruchtbaren Anknüpfungspunkte hätten dies wichtige Thema in ein ganz anderes Licht gerückt. »La doctrine du développement des dogmes ouvre une période nouvelle dans l'histoire de la p e n s é e c h r é t i e n n e.*) Pour se rendre compte de l'originalité et de l'importance de cette doctrine, il suffit de ce rappeler quelle a été jusqu'à Bossuet, l'attitude des théologiens orthodoxes, en face des dogmes pris dans leur ensemble. Pour eux, tout changement, toute nouveauté est signe d'erreur.« (Brémond.) Vielleicht bringt sie uns bald eine kundige Feder, wie auch Loisy eine eingehende Artikelserie schon 1898/99 in der Revue du clergé français erscheinen ließ und nach persönlicher Mitteilung nächster Zeit in erweiterter Form veröffentlichen wird. Und doch steht uns der eng-

*) In einer Sammlung gleichen Namens gibt jetzt derselbe Jesuit die Übersetzung seiner Werke heraus. Der „University Sermon" 1843 und der „Essay on Developpement" sind soeben erschienen. (Blond, Paris 1905).

lische Denker nach innerer Verwandtschaft und philosophischem Tiefblick viel näher als den „linksrheinischen Brüdern". Sogar auf freidenkerischer Seite hat man der Genialität des Bahnbrechers und Ahners der Evolution ehrend gedacht, wenn auch in anderem Sinne, als es der Kardinal beabsichtigt, und in Jena wurde ebenfalls 1898 die Dissertation eines Amerikaners, Mac Rae, über die religiöse Gewißheit bei Newman mit besonderer Empfehlung des bekannten Religionsphilosophen Eucken im Druck vorgelegt. Möge dieser Hinweis auch bewirken, daß sich ein christlicher Verlag zur Herausgabe der Übersetzung von Newmans Hauptwerken entschließe. Es ist ein Jammer, daß durch Mangel an Interesse sogar die „Geschichte meiner religiösen Meinungen", eines der denkwürdigsten autobiographischen Bücher nach Augustins Konfessionen, nicht wieder aufgelegt werden soll.

Der oben angedeutete Mangel wird in etwa ersetzt durch eine geschickte Wiedergabe von Barrys „Newmans Logik des Glaubens". Sie bildet ungefähr die alle Einzelheiten des Lebens umfassende und erklärende Einheit. Trotz der biographischen Klarheit scheint der Kardinal doch bisweilen mit einer Hand zurückzunehmen, was er mit der anderen gegeben, und ähnlich wie Pascal sich nicht ganz von Widersprüchen frei gehalten zu haben. Vielleicht wird uns eine zuständige Kraft in Bälde genauer darüber aufklären.

Trier. J. Adolf Laros.

* * *

Zur Gralfrage.*) Herr Hofrat A. Schönbach hat die Güte gehabt, mich auf die Gralforschung K. Burdachs aufmerksam zu machen; ich bin dadurch zur Kenntnis auch eines anderen Werkes gelangt, das mir entgangen war und worüber ich zunächst berichten will. Es ist die Schrift von Willy Staerk, Lic. theol., Über den Ursprung der Grallegende (Tübingen und Leipzig, J. C. B Mohr, 1903). Staerk will nachweisen, wie sich die in der mittelalterlichen Grallegende liegenden Probleme entwickelt haben. Er hält sie der Hauptsache nach für eine Komposition der christlichen Legende von Joseph von Arimathäa und der keltischen Sage von König Arturs Tafelrunde; damit seien aber auch Vorstellungen verknüpft, welche das Motiv der wunderbaren Speisung in sich bergen, das Staerk bereits im Babylonischen, aber auch im Griechischen finden will. Der Gralstein selbst sei nichts anderes als der Sinai-Stein auf Zion, der zum Altartisch für das erste Abendmahl wurde. Gewiß wird es der gelehrte und geistvolle Verfasser niemandem zur Pflicht machen wollen, ihm auf allen seinen weiten und vielverschlungenen Wegen Gefolgschaft zu leisten; umso mehr freut es mich, feststellen zu können, daß er, ohne im besonderen auf die von Wolfram ausgebildete Gralsidee einzugehen, im wesentlichen zu denselben Resultaten kommt, welche ich selbst in meinen Gralstudien (Parzival-Studien II., und neuestens in meinem Aufsatz über den Gral in der Kultur, 1906, I.) als den Inhalt der deutschen Graldichtung nachgewiesen zu haben glaube. Staerk nennt „die Elemente, die in der Gralvorstellung von Bedeutung sind: die Eucharistie als leibliche und geistige Wunderspeise und die Seligkeit des Paradieses mit und durch den eucharistischen Genuß" (S. 36). Die Gralburg selbst sei „nichts anderes als ein Widerschein des Paradieses" (S. 43), ein „Ausfluß des volkstümlichen Paradies- und Jenseitsglaubens" (S. 44), „kurz, sie

---

*) Nachtrag zu dem Artikel „Der Gral des Parzival" in der Kultur VII. (1906), Heft 1, S. 25—40.

ist das uralte Paradies" (S. 48), wie sie denn auch in dem Prosaroman Perlesvaus u. a. den „unmißverständlichen Namen Edein" führe (S. 48, Note 1). Von ganz besonderem Werte ist, was Verfasser S. 51, Note 1 beibringt: „Der holländische Chronist Veldenaer (bei Hertz S. 465) sagt, ‚Lohengrin sei aus dem Grale gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißen habe'; und noch der gelehrte Stephanus Vinandus Phigius sagt in seinem Hercules Prodicius von 1584 (ebd. S. 466), Lohengrin sei e paradisi terrestris loco quodam fortunatissimo, cui Graele nomen esset, zu Schiffe gekommen." — Auch ein Bittgesang aus dem Lübeckschen Gebetbuch von 1485 spreche noch von „des Paradieses Grale" (S. 53). —

Gleichzeitig mit Staerk hat sich nun auch Professor Konrad Burdach in Berlin mit demselben Thema beschäftigt und verspricht uns darüber eine umfangreiche Schrift, wie es scheint, ebenfalls religionsgeschichtlichen Charakters und mit besonderem Hinweise auf die Bedeutung der heiligen Lanze.

Einstweilen hat sich Burdach in einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur (vergl. D. Lit. Ztg. 1903, S. 2821 fg.) in einem annähernd ähnlichen Sinne ausgesprochen, wie er denn auch in seiner Besprechung der Staerkschen Schrift (D. Lit. Ztg. 1903, S. 3050—58) dieser freudige Anerkennung zollt. Mir selbst schrieb Burdach, nachdem er meinen jüngsten Aufsatz gelesen: „Der Formulierung: Gral = christliche Erlösung durch den Opfertod des Erlösers kann auch ich zustimmen. Und insofern die Frucht der Erlösung das Paradies ist, kann ich mir auch Ihre Deutung auf dieses aneignen."

In der Formulierung des Endergebnisses fürchte ich nun freilich mit beiden Herren nicht zu einer vollen Einigung zu kommen; dafür sind schon die Ausgangspunkte unserer Arbeiten viel zu verschieden. Aber mit lebhafter Genugtuung darf ich konstatieren, daß wir — wie es scheint, jeder ohne Kenntnis der Arbeit des andern — auf so ganz verschiedenen Wegen zu wesentlich gleichen Resultaten gelangt sind und deshalb hoffe ich, daß die, wie Burdach festlegt, „von der Fachforschung der heutigen Romanisten und Germanisten zurückgedrängte Ansicht" nun doch allmählich auch in diesen Kreisen eine ernste Beachtung finden werde.

Klosterneuburg. Karl Domanig.

* * *

Zu dem Aufsatze „Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung" von Albert Wimmer (Die Kultur, VII. Jahrg., Heft 1) hatte Herr Hans Braun, Oberingenieur der k. k. priv. Ferdinands-Nordbahn in Wien, die Freundlichkeit, das nachfolgende Schreiben an die Redaktion zu richten:

Es sei mir gestattet, zu dem Aufsatze: „Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung", mit dessen Ausführungen ich in vielen Punkten übereinstimme, einige ergänzende oder berichtigende Bemerkungen zu machen.

Vor allem möchte ich bemerken, daß die Behauptung, die heute produzierte Menge von Naturprodukten reiche „für eine normale Lebensführung aller Menschen bei weitem nicht mehr aus" und „der Tauschwert der Naturprodukte gegenüber den Industrieprodukten wachse stetig", wohl nicht zutreffen dürfte; denn wäre dem so, dann müßte ja der landwirtschaftliche Produzent sich in einer ausnehmend günstigen Lage befinden, während im Widerspruche hierzu auf S. 60 und leider sehr richtig bemerkt wird, daß „der Bauer schon heute hart an der Grenze der Existenzmöglichkeit steht". Ich meine mit vielen, daß noch weite Gebiete unseres Planeten, welche

anbaufähig sind, derzeit noch gar nicht oder, wie z. B. der westliche Teil von Süd-Kanada, erst in letzter Zeit unter den Pflug genommen worden sind und daß bei den heutigen Verkehrsverhältnissen das in dichtbevölkerten Gegenden unstreitig vorhandene Manko durch den anderwärts sich ergebenden Überschuß rasch und billig ausgeglichen werden kann. Wenn trotzdem, was ja leider wahr ist, „Millionen im Unterernährungsverhältnisse leben", so liegt nach weitverbreiteter Ansicht die Ursache darin, daß der Preis des in die letzte Hand gelangenden Konsumartikels infolge der Manipulationen eines rücksichtslosen Zwischenhandels eine Höhe erreicht hat, welche dem dem Produzenten bewilligten Preise nicht im mindesten entspricht.

Nichtsdestoweniger muß mit der fortschreitenden Zunahme der Bevölkerung denn doch einmal der Augenblick kommen, wo die von unserer Erde hervorgebrachte Maximalmenge an Bodenprodukten hinter dem Bedarf zurückbleibt; dann wird aber die von dem Herrn Verfasser hypothetisch und beispielsweise angeführte Erfindung eines aus „unorganischen" Materialien hergestellten Nährmittels gemacht werden müssen, da das Lebensinteresse der ganzen Menschheit höher steht als das eines wenn auch heute noch so wichtigen Teiles derselben. Daß übrigens der Staat schon jetzt den Weg beschritten hat, im Interesse einzelner Klassen von Produzenten prohibitiv einzugreifen, erhellt aus dem Beispiele des Saccharins, welches an Stelle des hypothetischen als konkretes Exempel hätte angeführt werden können; darf doch das im Gebrauche billiger zu stehen kommende Saccharin bei uns weder erzeugt noch verkauft werden, nur aus dem Grunde, um unsere Zuckerindustrie und die von ihr abhängige landwirtschaftliche Produktion zu schützen.

Ich möchte noch einen Punkt hervorheben, welcher meines Erachtens in dem bezeichneten Aufsatze nicht genug betont wurde, obwohl mir derselbe sehr wichtig zu sein scheint.

Die durch den technischen Fortschritt geförderte Industrie sucht bei halbwegs günstigen Verhältnissen immer mehr sich auszubreiten, immer neue Betriebsstätten zu errichten und begegnet hierbei dem gleichen Wunsche der Finanzpolitiker, welche in der Industrie eine der ergiebigsten Steuerquellen besitzen. Der Gedanke an den Vorteil des Augenblicks ist allein maßgebend: „eine Fabrik trägt mehr Steuer als ein ganzes Dorf"; ob aber das hierdurch bedingte Anwachsen der industriellen Arbeiterbevölkerung auch im Interesse des Staates liegt, daran wird nicht gedacht. Und doch kann leider diese Frage wohl kaum bejaht werden; bildet doch heute dieser Teil der Bevölkerung zum großen Teile das Reservoir, aus dem die offen oder heimlich auf den Umsturz hinarbeitenden Parteien ihre Anhänger schöpfen. So sehen wir denn mit geteilten Gefühlen, wie gerade seitens der zum Schutze der bestehenden Gesellschaftsordnung bestellten Faktoren um des augenblicklichen Vorteiles willen jene Bataillone gestärkt und vermehrt werden, unter deren oftgenannten ehernen Tritten eben diese Ordnung zusammenbrechen soll.

Trotz alledem kann ich aber andererseits dem Vorschlage des Herrn Verfassers, durch entsprechendes Eingreifen des Staates das — wie ich gern zugebe — verloren gegangene richtige Verhältnis zwischen technischem Fortschritt und sozialer Entwicklung der breiten Massen wieder herzustellen, etwa in der Art, daß ersterer zurückgehalten wird, bis die letzteren „nachkommen" können, nicht beipflichten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich dies für eine Unmöglichkeit halte.

Die einer Idee innewohnende geistige Energie, die Kraft, mit welcher sie sich durchsetzt, steht in geradem Verhältnisse zu der Größe der materiellen Energie, welche

sie auslöst und der Menschheit dienstbar macht, und zwar in dem Augenblicke, wo der technische Fortschritt sie der praktischen Verwendung zuführt. Man denke an die Erfindung der Dampflokomotive, an die Leistungen auf elektrischem Gebiete und man muß gestehen, daß es ein vergebliches Bemühen gewesen wäre und heute noch wäre, sich entgegenstemmen und sie künstlich verzögern zu wollen. Gewiß hat die Erbauung der Eisenbahnen viele geschädigt; die Straßen verödeten und so mancher Ort, der durch den bisherigen Verkehr auf denselben wohlhabend war, ging zurück und verarmte; und doch — angesichts der ungeheueren Bedeutung, welche die neuen Verkehrsmittel für die materielle und auch für die geistige Kultur der Menschheit erlangt haben, wird niemand wünschen wollen, sie seien nicht erfunden worden. In dieser Richtung wird der Staat nie eingreifen können; es bleiben genug Belange, — ich habe selbst einen derselben (Zwischenhandel) gestreift, — wo er regulierend wirken kann, ja zum allgemeinen Wohle wird wirken müssen. —

Hans Braun, Wien.

Der Verfasser des Artikels „Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung" Herr Albert Wimmer, erwidert hierauf Folgendes:

Die Eigenschaften des Menschengeschlechtes bedingen als Komponenten eine Resultante: die Kulturentwicklung. Innerhalb dieses Entwicklungsganges ergibt sich auf jeder Stufe aus der Unkenntnis des Inhaltes des Nächstfolgenden die Frage nach der zukünftigen Gestaltung. Das Wesentliche dieser Frage, beziehungsweise dieses Komplexes von Fragen bildet die „soziale Frage".

Niemand wird die soziale Frage als Produkt der bloßen Neugier nach den zufälligen und gesetzmäßigen Geschehnissen der Zukunft auffassen, im Gegenteile, denn der Kern der Frage ist nicht: was wird sich ereignen? sondern: was müssen wir tun? Daraus ergibt sich zweifellos, daß der Gedanke einer bewußten, gewollten, aktiven Fortentwicklung gegenüber demjenigen einer automatischen Entwicklung im Sinne Darwins, welche passiv ihren Gesetzen folgt, weitaus den Vorrang behauptet. Letztere Entwicklungsform kann nicht die für die Menschheit giltige sein, nicht einmal in materiell-organischer Hinsicht ganz ausschließlich. — Greift ja doch der Mensch mit bestimmender Hand selbst in den Entwicklungsgang anderer Geschöpfe, Tiere wie Pflanzen, ein, innerhalb der natürlichen Möglichkeiten jene Formen und Eigenschaften fördernd, welche er für nötig und nützlich hält. Es ist nicht Zufall, daß der Mensch diesen besonderen Bezirk seines Wirkens mit dem Worte „Kultur" bezeichnet, denn Kultur ist gewollter Fortschritt über die Resultate des naturgesetzmäßigen automatischen Entwicklungsganges hinaus.

Ich vermag die automatische Entwicklung nicht als ausschlaggebenden Faktor menschlicher Kulturfortschritte anzuerkennen und sehe das Geltungsgebiet der Automatik nur innerhalb abgegrenzter Wirkungskreise und nur insoweit, als sie nicht zielbestimmend, sondern als untergeordneter Faktor wirksam ist. Die Ziele selbst müssen von dem aus vernünftiger Einsicht hergeleiteten freien Willen in der Weise bestimmt erscheinen, daß dieser auf Grundlage des Tatsächlichen das praktisch Mögliche und zugleich allgemein ideal Nützliche anstrebt, das allgemein Schädliche zu beseitigen trachtet. Nützlich und Schädlich sind hier besonders vorsichtig aufzufassende Begriffe, insofern ihre Deutung auf zwei Voraussetzungen bezogen werden muß welche einander mitunter zu widersprechen scheinen: einerseits die höheren Interessen des wahren (vorzüglich ethischen) Kulturfortschrittes, andererseits der wünschens-

werte Zustand allgemeinen Wohlbehagens. In beiden Hinsichten steht das Interesse der Allgemeinheit stets über dem persönlichen Interesse und das Ideal der Fortschrittsidee ist die harmonische Vereinigung jener beiden Voraussetzungen. So ist es z. B. bei großen Vermögen nicht gleichgiltig, ob sie einen kulturhistorischen Zweck erfüllen oder ob ihre Wirkungen ausschließlich auf das Wohlbehagen des Besitzers konzentriert erscheinen. Die Anhäufung großer Vermögen über eine gewisse billige Grenze hinaus bloß für den Glückszweck des Individuums allein, ohne entsprechend großen, wenn auch unbeabsichtigten Nutzen für die Kultur, ist in diesem Sinne gewiß als schädlich zu betrachten.

Man kann indessen auch bei voller Anerkennung dieser Einsichten immerhin zwei wesentlich verschiedene Standpunkte einnehmen: einen besonderen, welcher das ganze bunte Durcheinander der augenblicklich waltenden Interessen in Betracht zieht, oder einen allgemeinen, welcher aus der Beurteilung der menschlichen Doppelnatur auf die ihrer würdigen Ziele schließt. — Mein Standpunkt ist der zweite. Der vorstehend publizierten, sehr sachlich gehaltenen Zuschrift liegt aber gewiß der erste zu Grunde. Aus dem Umstande, daß der Standpunkt des Herrn Verfassers dieser Zuschrift nicht der meine ist, kann ich selbstverständlich kein Recht herleiten, jenen als falsch zu bezeichnen. Ich möchte nur auf einige Punkte hinweisen, hinsichtlich welcher mir der Herr Verfasser doch im Irrtum zu sein scheint.

1. Die heute produzierte Menge von Naturerzeugnissen reicht tatsächlich für eine normale Lebensführung aller Menschen nicht aus, wobei ich unter „normaler Lebensführung" nicht den Konsum jenes Minimums auffasse, jenseits welches der pathologische Prozeß des Verhungerns beginnt. Normale Lebensführung setzt als Mittel vollgiltige Ernährung mit dem Erfolge der vollen Kraftentfaltung voraus. Die dichtbevölkerten großen Staaten Ostasiens genügen allein als Beweis meines Satzes, denn dort tritt tatsächlich der Hungertod als Regulator der Bevölkerungsziffer auf.

2. Meine These: „Der Tauschwert der Naturprodukte gegenüber den Industrieerzeugnissen wächst stetig", besagt noch keinesfalls, daß dieser Umstand eine ausnehmend günstige oder auch nur günstige Lage der landwirtschaftlichen Produzenten zur Folge haben müsse. Davon, daß der Bauer z. B. für eine Kartoffel, welche vor zehn Jahren den Wert von fünf Stecknadeln besaß, heute zwanzig solcher eintauschen könnte, kann der Ärmste weder die Steuern noch sein Gesinde bezahlen, noch kann er damit seinen Hunger stillen, wenn er allen Ertrag seines Bodens zu verkaufen gezwungen war. — Übrigens gilt der Satz leider nur für jene Industrieerzeugnisse, deren wir nicht unbedingt zur Fristung unseres Lebens bedürfen, welche aber 90 Prozent aller industriellen Produktion ausmachen. Daß der Zwischenhandel eine unberechtigte Preisbildung nur zugunsten des Händlers, zum Schaden aller übrigen bewirkt, ist richtig, hat aber mit der obigen Behauptung nur mittelbaren Zusammenhang. Man kann ja den obigen Satz ganz gut umkehren: der Tauschwert der Industrieerzeugnisse gegenüber den Naturprodukten sinkt stetig, und ich frage jeden Vernünftigen: Was für einen Wert für das Gemeinwohl hat es zum Beispiel, wenn heute 10 Meter Blumendraht nur einen Heller kosten? — Hier sehen wir die automatische Entwicklung in ihrer ganzen Glorie. Nicht einmal für den Gewerbetreibenden, welcher des Blumendrahtes zur Ausübung seiner Tätigkeit bedarf, ist diese tiefe Preisstufe von größerer Bedeutung; denn angenommen, die gleiche Länge Blumendraht würde statt 1 Heller 2, 4, ja 10 Heller kosten, so würde das damit Erzeugte dadurch nur um einen kleinen Prozentsatz seines Verkaufspreises verteuert werden,

ein Mehr, welches das kaufende Publikum nicht fühlbar beschwert, denn man kauft derartige Artikel nur selten, besonders wenn man nicht wohlhabend ist. Warum kosten nun 10 Meter Blumendraht nur einen Heller? Etwa weil sie nicht mehr wert sind? — Keinesfalls, sondern weil die gegenseitige Konkurrenz der Fabrikanten diesen Preistiefstand allmählich geschaffen hat, — er ist ein Kampfpreis. Wenn der Fabrikant trotzdem bestehen will, so muß er entweder möglichst leistungsfähige Maschinen verwenden, also den Personalstand seiner Arbeiter möglichst zu vermindern suchen, oder aber sich an ihren Löhnen, durch Herabsetzung derselben, schadlos halten. Wie wir sehen, bringt die Verbilligung eines derartigen Industrieproduktes niemandem fühlbaren Nutzen, schadet aber andererseits sehr empfindlich durch Verminderung der Zahl kaufkräftiger Konsumenten oder durch Herabsetzung ihrer Kaufkraft und infolgedessen mittelbar auch dem Landwirt.

3. Bezüglich des Ausspruches des Herrn Einsenders: „Die angeführte hypothetische Erfindung (Brot aus mineralischen Stoffen) wird einmal gemacht werden müssen, da das Lebensinteresse der ganzen Menschheit höher steht als das eines wenn auch heute noch so wichtigen Teiles derselben", möchte ich nur bemerken, daß die Natur, zu deren organischen Gebilden ja der Mensch körperlich gehört und deren Gesetzen er in diesem Sinne unterworfen bleibt, über sehr wirksame Mittel verfügt, um die Menschheit der furchtbaren Sorge zu entheben, diesen kategorischen Imperativ nicht rechtzeitig erfüllen zu können. Bei einer Zunahme der Bevölkerung bis zu einer Zahl, welche unser Planet nicht mehr zu ernähren vermag, wird vermutlich einer jener biologischen Prozesse eintreten, welche zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Naturhaushalte vorgesehen sind, abgesehen von den klimatischen Veränderungen und einer anderen Luftzusammensetzung infolge des Mangels an Kohlensäure absorbierenden Pflanzenmassen.

4. Das vom Herrn Einsender gebrachte Beispiel für ein bereits erfolgtes Eingreifen der Staatsgewalt durch das Verbot des Saccharins als Surrogat für Zucker entspricht bei näherem Zusehen nicht jener Art von Fürsorge, welche ich im Auge habe. Ich glaube wenigstens nicht, daß ein einziger Rübenbauer in jenen Kreisen Sitz und Stimme hat, welche dieses Verbot durchsetzten, doch könnte man dieses Beispiel immerhin zur Not gelten lassen.

Indem ich von der Pflicht des Staates sprach, dem technischen Fortschritte durch regulierendes Eingreifen vernünftig berechtigte Bahnen zu weisen, lag mir eine Unterschätzung der gewaltigen Bedeutung dieses Fortschrittes völlig ferne. Eine Hemmung ist gewiß nur dort berechtigt, wo ihr soziales Nützlichkeitsmoment dasjenige der betreffenden technischen Neuerung augenscheinlich überwiegt, dann aber ist eine solche Hemmung eine ganz entschiedene Pflicht des Staates.

Der Herr Verfasser der Einsendung möge in dieser Erwiderung keine unfreundliche Polemik gegen seinen Standpunkt erblicken, sondern nur die notwendige Rechtfertigung des meinigen. Die theoretische Entwicklung grundlegender Ideen ist notwendig, weil sie — wenn richtig — die allgemeinen großen Ziele bezeichnet. Aber auch die kritische Erwägung bestehender besonderer Interessenverknüpfungen ist von hohem Werte, da sie die Anstrebung jener großzügigen Ziele vor dem Charakter eines (soziologisch unerlaubten) gewagten Experimentes behütet.

A. Wimmer, Maria-Enzersdorf a. Geb.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Die Bedeutung der Assyriologie für das Alte Testament und unsere Erkenntnis der altorientalischen Kultur.

Von Dr. Ernst Lindl.

In überraschender Weise hat sich gerade in den letzten Jahren das Wort: „Ex oriente lux“ bestätigt. Denn dank der von fast allen Seiten, von England, Frankreich, Deutschland und nicht zuletzt von Amerika unternommenen Grabungen, sei es im Niltale oder im Euphrat-Tigrisgebiete wie in Palästina*) oder auf Cypern und Kreta, ist ein ungeahntes Licht über die ältesten Zeiten und Kulturen jener Länder und damit auch über die gleichzeitigen Angaben der Bibel verbreitet worden. Wenn nun auch die Geschichte des Volkes Israel mehrfach mit der Ägyptens**) in Beziehung steht, — so für die Zeit des Aufenthaltes der Patriarchen Abraham und Jakob und dessen Familie und Nachkommen bis herab zu Moses oder für die Regierungsdauer mehrerer ägyptischer Pharaonen wie Sisak, Tharaka, Necho, — so ist doch ohne Zweifel gerade für das Alte Testament ein anderes Land eine noch ergiebigere***) Fundgrube neuer Erkenntnisse gewesen und wird es bleiben: Assyrien wie das südlich davon gelegene Babylonien, kurz das Euphrat-Tigrisgebiet.

Weisen ja doch schon die Namen dieser beiden Paradiesesflüsse in die Uranfänge menschlicher Geschichte überhaupt und spielte sich doch das gerade in den ersten Kapiteln der hl. Schrift so anschaulich geschilderte Leben der ersten Menschen und der Stammväter bis herab zu Noe und Abraham ausschließlich in Mesopotamien, im ältesten Kulturgebiete der Welt, in Babylonien und Assyrien ab. Auch dann, als Abraham, von Gott zum Ahnherrn des Volkes Israel berufen, das Land seiner Väter, die Stadt Ur am mittleren Euphrat, verläßt, nimmt er das Erbe früherer Tage, die Sprache und all

---

*) Um die Erforschung Palästinas haben sich neuestens auch zwei österreichische Gelehrte (Prof. Sellin und Musil) verdient gemacht. Vergl. auch W. Neumann, Über die neuesten österreichischen Palästinaforschungen. Wien 1905.

**) W. Spiegelberg, Ägyptologische Randglossen zum Alten Testament. Straßburg 1904.

***) Vergl. auch Sellin, Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient für die Erkenntnis der Entwicklung der Religion Israels, S. 9 und 11; ebenso Joh. Döller in seinem Berichte über die neuesten Ergebnisse der Orientforschung: Bericht über den pädagogischen Kursus in Wien, 1905.

die Überlieferungen und religiösen Anschauungen seiner Zeit mit als wohlgehüteten Schatz, als fruchtbaren Keim, der sich in der neuen Heimat, vor allem unter dem Einflusse gottgesandter Männer, aufs herrlichste entwickeln sollte. So weisen also schon die Uranfänge israelitischer Kultur und Religion nach dem benachbarten Osten hin. Und ebenso standen während des ersten vorchristlichen Jahrtausends die beiden Königreiche Juda wie Israel in innigem Handels- und Kulturverkehre, späterhin sogar noch in direkter handelspolitischer Abhängigkeit von Babylon wie Assyrien. Endlich übte zur Zeit, als Nebukadnezar die Stadt Jerusalem zerstört und deren Einwohner ins Exil nach Südmesopotamien abgeführt hatte, gerade Babylons Kultur neuerdings so mannigfache Einflüsse auf die erst nach 70 Jahren zur Gründung einer neuen Gemeinde heimkehrenden Exulanten aus, daß z. B. selbst heute noch jene Namen und jene Art der Monatsbezeichnungen, wie sie damals die Babylonier besaßen, im jüdischen Kalender im Gebrauche sind.

In ausführlicherer Darstellung sollen deshalb im Folgenden die wesentlichsten Punkte, aus denen zunächst die Bedeutung der Assyriologie für das Alte Testament zu ersehen ist, aufgeführt werden, und zwar vor allem für das historische, geographische, ethnographische und religiöse Gebiet. Ein kürzerer zweiter Teil wird dann noch die Frage nach der Bedeutung der Assyriologie für unsere Erkenntnis der altorientalischen Kultur überhaupt behandeln.

Allerdings ist für die Wahrheit der in der hl. Schrift niedergelegten übernatürlichen Glaubenspunkte eine durch die assyriologische Forschung*) erst jetzt in unseren Tagen etwa erfolgende nachträgliche Bestätigung durchaus nicht notwendig. Im Gegenteil, die Grunddogmen unseres christlichen Glaubens, wie vor allem die Existenz eines persönlichen Gottes, die Gottheit Christi und die Stiftung seiner Kirche, haben an sich nicht das mindeste mit der Assyriologie oder mit den erst vor kurzem so heiß umstrittenen Fragen „Babel und Bibel" zu tun. Es war deshalb auch eine höchst bedauernswerte Verirrung des in seinem Fache allerdings allgemein anerkannten Gelehrten Prof. Delitzsch, theologische Schlußfolgerungen aus angeblichen Resultaten zu ziehen, die weit über die Kompetenz des keilschriftlichen Wissensgebietes hinausgehen. Denn das Wirken der Propheten des Alten Testamentes und die Wundertätigkeit Christi, die vor allem seine Gottheit beweist, ist eben ein unleugbares Faktum der Geschichte, wie es ebenso die Existenz der von ihm gestifteten, bis in unsere Zeit fortlebenden Kirche ist.

Doch da hinwiederum die als inspiriert zu betrachtende hl. Schrift kein bloßes Handbuch der Dogmatik und Moral ist, sondern auch rein geschichtliche, geographische, ethnographische und literärgeschichtliche Texte enthält, so ist allerdings zunächst schon für diese Punkte eine Vergleichung mit ähnlichen Angaben anderer wissenschaftlicher Quellen und Urkunden, in unserem Falle also eine Gegenüberstellung und Betrachtung solcher biblischer und assyriologischer Themata möglich. Ja

*) Zur Geschichte solcher Ausgrabungen vergleiche: H. V. Hilprecht, Explorations in Bible Lands during the 19th century. — Edinburgh 1903.

gerade wegen des Umstandes, daß jenes Buch, das nicht nur hinsichtlich seines dogmatischen wie moralischen Inhaltes, sondern gemäß der Lehre des Tridentinischen und Vatikanischen Konzils auch für seinen geschichtlichen Teil als inspiriert zu betrachten ist, also auch bei jenen rein historischen und literärgeschichtlichen Angaben in seinem ursprünglichen Texte keinerlei fehlerhafte Angabe enthalten darf, ergibt sich bei den gegenwärtigen Angriffen der Gegner die dringendste Pflicht für alle jene, welche zur Verteidigung der Göttlichkeit der hl. Schriften berufen sind, derartige Parallelen auch aus dem Wissensgebiete der Assyriologie zu untersuchen. Hiebei darf man aber nicht mit scheinbar vornehmer, keinerlei besondere Kenntnisse erfordernden prinzipiellen Ablehnung der nunmehr wissenschaftlich sicheren Resultate der allerdings noch jungen und deshalb in einigen Punkten noch verbesserungsfähigen Disziplin der Assyriologie einfach diesen oft schwierigen Fragen aus dem Wege gehen, sondern auch hier gilt es vor allem, den Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Dankbarst soll es vielmehr begrüßt werden, daß gewiß mit Gottes Zulassung gerade erst in unseren Tagen hochentwickelter Blüte der Wissenschaften nach jahrtausendlangem Schlummer jene altehrwürdigen Gestalten, wie die Zeitgenossen eines Abraham, ja noch ältere, bis ins dritte und vierte Jahrtausend gehörige Persönlichkeiten in jenen ältesten, vorisraelitischen Kulturländern dank der Wiederauffindung der von jenen einst geschaffenen Werke, gleichsam als Herolde jener ältesten Zeiten der Menschheit, aus dem bisherigen Dunkel altmesopotamischer Schutthügel an das helle Tageslicht getreten sind. Ja, wahrlich nicht gering ist denn auch schon die Menge neuer Erkenntnisse oder noch genauerer Beleuchtung wie ergänzender Aufklärung, die sich für manche biblische Berichte von jenen Zeiten und Verhältnissen gerade aus diesen nunmehr wiedergefundenen Originalurkunden ergeben, die oft um mehrere Jahrhunderte, selbst Jahrtausende hinsichtlich des Alters der Abfassung die biblischen Angaben überragen. Und wer sollte vor allem, — da uns ja auch die hl. Schrift mit besonderem Nachdruck darauf hinweist, daß der Stammvater Israels, daß Abraham gerade einer babylonischen Stadt, aus Ur der Chaldäer, entstammt, und da sie uns sogar für die vorhergehende Zeit, für die im Lande Babylonien lebenden Urväter bis hinauf zu Adam, bereits mancherlei rein geschichtliche Notizen in den ersten Genesiskapiteln überliefert hat, — auch all die neueren, jene ältesten biblischen Angaben so vielfach bestätigenden und ergänzenden assyriologischen Funde nicht mit größter Freude begrüßen?

Überblicken wir nun die Ergebnisse der assyriologischen Forschung, die sich bereits seit dem Jahre 1820, wo der Engländer J. C. Rich als erster die Ruinen der berühmten Hauptstadt Assyriens, Ninives, entdeckte, bis herab in die jüngste Gegenwart erzielen ließen, so ist vom geschichtlichen Standpunkte aus vor allem die erst vor wenigen Jahren in unwiderleglicher Weise möglich gewordene Beweisführung für die Gleichzeitigkeit Abrahams mit dem babylonischen König Hammurabi zu nennen. Denn mit dem Nachweis einer solchen Gleichzeitigkeit Abrahams mit einem bestimmten babylonischen Herrscher ist ein fester Anhaltspunkt gewonnen, um die ganze chronologische Kette der israelitischen Jahresangaben, die unter einander aufs engste zusammenhängen, bereits für das dritte Jahrtausend mit der außerbiblischen, speziell der babylonisch-assyrischen Geschichte in die geeignete Beziehung zu

bringen. Diesen glücklichen Umstand verdanken wir zunächst dem berühmtesten Abschnitt des ersten Buches Moses', nämlich dem Genesiskapitel XIV. Hier sind uns in einzigartiger Weise geschichtliche Angaben über einen Kriegszug babylonischer Herrscher nach Palästina, sodann über die hierbei erfolgte Gefangennahme des Lot, des Vetters Abrahams, und über die glückliche Befreiung Lots dank Abrahams erfolgreichem nächtlichen Angriff auf die Nachhut des babylonischen Heeres erhalten geblieben. Dadurch nun, daß uns die Ausgrabungen der Neunziger-Jahre eine größere Anzahl von Texten dieser bis nach Palästina vorgedrungenen Herrscher brachten und wir in der glücklichen Lage waren, auf Grund dieser assyriologischen Funde auch die Lebenszeit dieser Fürsten sogar für die einzelnen Jahre festzusetzen, kann jetzt übereinstimmend mit den beiden Quellen, der biblischen und assyriologischen Chronologie, die genaue Zahl der Jahre angegeben werden, innerhalb welcher der Stammvater Israels, Abraham, gelebt hat, nämlich das Jahr 2157 bis 1982 v. Chr. Auch kann sogar jener soeben erwähnte Kriegszug der babylonischen Fürsten, worunter neben den beiden Elamiten Kedorlaomer und Ariok auch der bereits genannte Hammurabi, der in der Bibel mit seinem volleren Namen Amraphel bezeichnete König von Babylon war, nunmehr annähernd festgelegt werden: er kann nur wenige Jahre vor dem 33. Jahre des Hammurabi, also kurz vor 2098 stattgefunden haben*).

Somit haben wir für den Beginn der eigentlichen Geschichte des Volkes Israel, also für die Zeit Abrahams und dadurch auch für die nachabrahamischen Ereignisse, wie sie uns in ununterbrochener Reihenfolge die Bibel angibt, einen festen chronologischen Stützpunkt, den wir gerade aber erst der letzten Periode assyriologischer Ausgrabungen und Studien verdanken.

Eigentümlicherweise lassen sich jedoch jene Zahlenangaben, welche die hl. Schrift für die Zeit vor Abraham, also für die Periode der Urväter bis Adam, nennt, bis jetzt noch nicht mit ähnlichen geschichtlichen Texten aus dem Keilschriftengebiete vergleichen. Denn von den vielen, vielleicht sogar bis ins fünfte Jahrtausend schon hinaufreichenden assyriologischen Fundgegenständen dieser ältesten Zeit enthält keiner einen Namen, der jetzt schon einen Anhaltspunkt für die uns in der Bibel erhaltene vorabrahamische Chronologie böte. Ebenso ist auch jenes zwar in beiden Literaturen ausführlich geschilderte Ereignis der „Sündflut" gerade nach keilschriftlichen Quellen noch nicht sicher für einen ganz bestimmten Zeitpunkt festzulegen. Ja selbst nach den vorliegenden biblischen Texten ist keine einheitliche Jahresangabe hiefür erhalten. Denn zufolge den im hebräischen Wortlaute stehenden biblischen Zahlen hätte die große Flut 283 Jahre vor Abraham, also 2157 + 283 = 2440 v. Chr. stattgefunden, während die beiden übrigen Rezensionen des biblischen Textes, die griechische und samaritanische, sie 1172 bezw. 932 Jahre vor Abraham, also in das Jahr 3329 bezw. 3090 v. Chr., zurückdatieren.

Was nun die biblischen Berichte für die Zeit der Urväter betrifft, so ist uns auch hier im biblischen Text keine einheitliche Zahl erhalten. Ausgehend

*) Vergl. meinen Aufsatz in den Akten des Münchener Kongresses kath. Gelehrten 1901, S. 375 und ebenso meine Abhandlung: Die Datenliste der ersten Dynastie von Babylon in den Beiträgen zur Assyriologie, IV. Bd., Leipzig 1901, ferner Joh. Nickel, Genesis und Keilschriftforschung. Freiburg 1903, S. 226.



von dem Ereignis der Flut setzt der hebräische Text den Beginn der Urzeit, d. h. die Erschaffung Adams, auf 4096 (= 2440 + 1656) v. Chr. an. Eine noch höhere Zahl hat hier die griechische Übersetzung überliefert, nämlich 5571 (= 3329 als Jahr der Flut + 2242 als Zeit von Adam bis Noe), während der samaritanische Text die mittlere Zahl 4397 (= 3090 + 1307) bietet. Ebenso lassen auch hier assyriologische Funde noch keinerlei endgiltige Entscheidung zu, da hier sogar jeglicher Fund überhaupt fehlt und die mythischen Zahlenangaben bei dem uns auch nur fragmentarisch erhaltenen griechischen Schriftsteller Berosus mit den vielen Tausenden von Jahren auf einem willkürlich angenommenen Schema beruhen.*)

Doch wenn auch die geschichtliche Gleichzeitigkeit der biblischen Urväter mit den von Berosus bereits überlieferten sogenannten zehn babylonischen Urkönigen noch nicht feststeht, so kann doch jetzt schon bei einigen von ihnen die sachliche Übereinstimmung der Namen nachgewiesen werden. So nennt Berosus nach dem ersten Urkönige Alorus, der also mit Adam gleichzusetzen ist, und nach einem zweiten, dem Alaparus (= Seth) an dritter Stelle den Amelon. Das ist nun beiderseits vollständig übereinstimmend der babylonische Name**) für den biblischen Enos, beide Namen bezeichnen ihn als „Menschen“ und zählen den Träger dieses Namens als dritten der Reihe. Ebenso ist auch bei dem folgenden, dem biblischen Kainan und dem berosianischen Ammenon, die gleiche Bedeutung der Namen, nämlich „Werkmeister“ zu beachten. Überdies ist als noch besonders wichtiges Moment hervorzuheben, daß gerade auch der letzte Urkönig bei Berosus (nach den fünf vorhergehenden babylonischen Namen Amegalarus, Daonus, Edoranchus, Amemphsinus, Otiartes) jenen Namen trägt, der durch zahlreich gefundene Keilschrifttexte bereits als identisch mit dem biblischen Patriarchen der Sündflut, mit Noe, nachgewiesen ist, nämlich die Bezeichnug Xisuthros oder Ut-Napistim. Somit ist schon jetzt mancherlei Material vorhanden, das auch hier für die älteste Zeit, für die vorabrahamische Periode, die hohe Bedeutung der Assyriologie erkennen läßt.

Noch viel bedeutungsvoller sind die sogar in einem fremden Lande, in Ägypten, gewonnenen Ergebnisse der Assyriologie für die kurz auf Abraham folgende Periode, für die Zeit der letzten Patriarchen bis herab auf Moses und die Jahre der Einwanderung des Volkes Israel in Palästina. Denn in dem nordöstlich von Theben am mittleren Nil gelegenen Hügel Tell El-Amarna, der einstigen Stätte des Königspalastes des Pharao Amenophis IV., entdeckte man im Jahre 1888 gegen dreihundert Keilschrifttäfelchen. Man hatte das Staatsarchiv dieses Königs gefunden und sah hier nun die Originalstücke jener diplomatischen Korrespondenz, welche einst gegen Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr. babylonische, assyrische, mitannische Fürsten und ebenso ägyptische Statthalter Palästinas mit dem Herrscher des Nillandes geführt. Wir erfahren z. B. hieraus, daß es schon damals eine Stadt

*) Vergl. meinen „Cyrus“ in den Kirchheim'schen Monographien zur Weltgeschichte S. 11 f.

**) Hommel, Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament. Berlin 1903, S. 26.



Uru-Salim (d. h. Stadt des Friedens) in Palästina gab, die uns in der späteren, daraus entstandenen Namensform Jerusalem bekanntere Stätte, welche späterhin die Hauptstadt des israelitischen Staates werden sollte. Außerdem können wir dem Inhalte dieser Keilschrifttexte entnehmen, daß schon damals eine hochstehende Kultur, die gerade großenteils von Babylonien*) her beeinflußt wurde, in jenem später dem israelitischen Volke als Wohnsitz bestimmten Lande vorhanden war. Auf Grund dieses assyriologischen Fundes vor allem kann nun auch fernerhin selbst die früheste Periode des Volkes Israel, die Richterzeit, kulturell nicht mehr so gering eingeschätzt werden, wie es manche Gegner bisher taten. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß sich in diesen Amarna-Briefen eine direkte Bezugnahme auf die Einwanderung der Hebräer in Palästina in dem öfters darin vorkommenden Worte „Chabiri“ findet. Wie ich in dem schon erwähnten Buche „Cyrus“ (S. 39 ff.) des näheren ausgeführt, kann man gerade aus diesem Umstande im Zusammenhang mit entsprechenden ägyptischen Texten und biblischen Angaben die Zeit des sogenannten Exodus für das Jahr 1437 und die Einwanderung der Hebräer in Palästina selbst für 1397 v. Chr. berechnen.

Verfolgen wir nun die weitere Geschichte Israels, so gewinnt hiebei diese assyriologische Disziplin sogar eine noch größere Bedeutung, da sich für die Folgezeit, für die Periode der Könige von Juda und Israel,**) die Beziehungen zwischen Palästina und Assyrien wie Babylonien noch enger gestalten. Allerdings wissen uns bis jetzt die Keilinschriften noch nichts von der Größe und Pracht der Reiche eines David und Salomon zu erzählen. Doch schon wenige Jahre später bietet eine höchst wichtige geschichtliche Ergänzung zu dem Berichte der Bibel über König Achab von Israel (3. Kön. 16, 29 ff.) eine Inschrift des gleichzeitigen Königs von Assyrien, Salmanassars II. (reg. 859—825). Dieser in Schraders keilinschriftlicher Bibliothek Bd. I., S. 172 im deutschen Wortlaute veröffentlichten Stelle kann man entnehmen, daß — was der biblische Text uns hier nicht ausführlich überliefert hat — auch König Achab sich am Kampfe des Fürsten Irchulini von Hamath beteiligt hat, daß aber auch er von dem Assyrerkönig im Jahre 854 bei Karkar besiegt wurde. Auch der wenige Jahre später von Achabs Nachfolger, dem israelitischen König Jehu, im Jahre 842 an eben diesen Salmanassar geleistete Tribut ist in der Erzählung der Bibel nicht erwähnt worden, was eben deshalb zu erklären ist, weil bekanntlich jene Angaben in den Königsbüchern der hl. Schrift nur Auszüge aus den vollständigen, damals noch vorhandenen Tagebüchern der betreffenden Herrscher Judas wie Israels sein wollen (vergl. z. B. die Bemerkung zu 3. Kön. 16, 27).

---

*) Daß gerade die babylonische Schrift damals in ganz Palästina heimisch war, bestätigen neben der im Süden bei der Ausgrabung von Lachisch 1889 gefundenen Keilschrifttafel auch die im Norden Palästinas, in Ta'annek, von Sellin gemachten Funde. Vergl. Fr. Hrozný, Die neugefundenen Keilschrifttexte von Ta'annek. (Denkschriften der kaiserl. Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-hist. Kl. Bd. LII, III. Abt.) Wien 1905. — Vergl. auch Rieber in der „Kultur“ IV, 166.

**) Vergl. auch Erasmus Nagl, Die nachdavidische Königsgeschichte Israels. Wien 1905, und H. Zschokke, Historia sacra Antiqui Testamenti. [5]. Vindobonae 1903.

Und gerade bei dieser Bibelstelle ist hervorzuheben, daß wir die einzige Darstellung, die uns von einem Könige Israels überhaupt erhalten ist, einem assyrischen Monumente, dem sogenannten schwarzen Obelisken,*) entnehmen können. Hier ist auf einem ganz anschaulichen Relief der König Jehu**) von Israel dargestellt, wie er zum Zeichen der Huldigung vor dem assyrischen Großherrn den Boden küßt. Übereinstimmend mit diesem Bilde müssen wir uns wohl auch die Tributleistung vorstellen, von der beide Quellen, die Bibel in 4. Kön. 15, 19 und des Tiglathpilesers keilschriftliche Annalen***), berichten, nämlich die des fünften Nachfolgers jenes Jehu, des Königs Menachem von Israel.

Fernerhin ist eine Stelle der hl. Schrift, die bislang wegen der Nennung eines Assyrerkönigs namens Phul in v. 19 und eines ebensolchen Königs mit dem Namen Tiglathpileser in v. 29 ebendieses Kapitels des 4. Königsbuches der Erklärung manche Schwierigkeiten bot, dank eines assyrischen Fundes, nämlich der babylonischen Königsliste, völlig klar geworden. Denn hiedurch†) wird uns bestätigt, daß dieser 745—727 regierende Assyrerkönig statt seines früheren Namens Pulu (bibl. Phul), wie er ihn für die Jahre 728—727 gerade in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als König von Babylon trug, als Herrscher in Assyrien einen anderen Namen, und zwar den eines Tiglathpileser III. führte.

Auch der folgende Bibelvers 4 Kön. 15, 30 hat bereits seine schönste keilschriftliche Bestätigung gefunden. Denn der ebenda als Nachfolger des Phakee genannte König Osee von Israel wird auch in Tiglathpilesers Annalen††) ausdrücklich als dessen Vasall bezeichnet mit den Worten: „Pekach (jenen Phakee), ihren König, tötete ich, den Osee bestellte ich zur Herrschaft über sie.“ Und im Einklang mit 4. Kön. 16, 7 berichtet uns weiterhin dieser Assyrerkönig in der Inschrift von Nimrud,†††) daß ihm, als er nach glücklichen Siegen im Lande Israel einzog, auch der damalige König Achaz von Juda Tribut senden ließ.

Betreffs der Eroberung Samariens im Jahre 722, also im 9. Jahre dieses von Tiglathpileser eingesetzten, aber immer wieder von Assyrien abtrünnig gewordenen Osee, meldet uns nun die Bibel in 4. Kön. 17, 3 von einem Heranzuge der Assyrer unter König Salmanassar IV. (726—722) und in v. 6 desselben Kapitels von der Eroberung dieser Stadt, ohne jedoch einen bestimmten assyrischen König als ihren Eroberer zu bezeichnen. In scheinbarem Widerspruch damit nennen die assyrischen Quellen den König Sargon und nicht den Salmanassar als den Eroberer Samariens. Doch da erst nach einer dreijährigen, allerdings von jenem Salmanassar begonnenen Belagerung, am Beginn der Regierung eines neuen assyrischen Herrschers, eben dieses Sargon (721/2—705), die endgiltige Eroberung Samariens

*) Eine Abbildung hievon siehe in „Cyrus“, S. 66 ff.

**) Schraders K. B. I. S. 150 und S. 140 Anm.

***) Schraders K. B. II. S. 30, 50.

†) K. B. II. S. 290.

††) K. B. II. S. 32, 28.

†††) K. B. II. S. 20, 61.

durchgeführt war und auch erst von diesem König der Rest der Bevölkerung Israels in die Verbannung fortgeführt wurde, so ist es ganz erklärlich, daß sich gerade erst Sargon in mehreren seiner Inschriften*) dieses Erfolges rühmt. Und gerade als eine höchst dankenswerte Beleuchtung und Ergänzung jener einen biblischen Stelle, in welcher dieses machtvollen assyrischen Herrschers Erwähnung getan wird, nämlich beim Propheten Isaias 20, 1, der eine seiner Prophezeiungen mit den Worten datiert: „Im Jahre, da gekommen war der Tharthan nach Azot, da ihn entsendet Sargon", hat uns Sargon einen gleichfalls höchst ausführlichen Bericht über die Entsendung und die Ruhmestaten dieses seines obersten Feldherrn im fernen Palästina in einer weiteren Inschrift, der sogenannten Prunkinschrift,**) hinterlassen.

Auch für die Regierung des folgenden assyrischen Großkönigs, des Senacherib (704—681) besitzen wir höchst wertvolle Doppelberichte in Bibel und Keilinschriften. So wird in 4. Kön. 18, 13—16 von der Tributleistung des Ezechias, des Königs von Juda, an Assyrien erzählt. Ebenso ersehen wir aus Senacheribs eigenen Inschriften, daß, wie uns auch die Bibel angibt, das assyrische Hauptquartier in Lachisch***) war und dorthin auch König Ezechias den genannten Tribut sandte, in der Hoffnung, die bereits begonnene Belagerung Jerusalems dadurch abzuwenden.

Hier soll nun hervorgehoben werden, daß auch umgekehrt manchmal gerade die Darstellung des Alten Testamentes von hohem Werte für die richtige Deutung assyrischer Texte ist, ja mehrmals gerade die Bibel einen ergänzenden Bericht zur orientalischen Geschichte enthält.

In dieser Weise bilden auch die folgenden Zeilen dieses Kapitels der hl. Schrift (4. Kön. 18,17 — 19,37) eine willkommene Ergänzung zu den bis jetzt vorgefundenen Keilschriftquellen aus Senacheribs Zeit, nämlich die einzige etwas ausführlichere Angabe über den letzten Abschnitt seiner Regierung. Denn hier, in der Bibel, allein erfahren wir etwas von dem wohl gegen Ende des Jahres 684 erfolgten abermaligen Zuge des Assyrerkönigs gegen Palästina. In dramatisch gehaltener Schilderung führt uns der Bibeltext das abermalige Erscheinen eines wiederum vom assyrischen Lager bei Lachisch abgesandten obersten Befehlshabers des Senacherib und seine sogar in „jüdischer" Sprache an die Bewohner Jerusalems gehaltene Anrede vor. Schon war die Stadt bereit, dem Feinde die Tore zu öffnen, als vor allem die prophetischen Worte des gottgesandten Isaias, der im Namen Jahves erklärte: „Nicht soll der Assyrer in diese Stadt kommen", den jüdischen König zum erfolgreichen Widerstand gegen das assyrische Heer ermutigten.

Und wie uns eben die biblische Darstellung weiter mitteilt (c. 18, 35), kam „in derselben Nacht des Herrn Engel und erschlug im Lager der Assyrer 185.000 Mann". Die Folge aber dieses außerordentlichen Ereignisses — wobei, im Einklang mit der selbst beim griechischen Schriftsteller

---

*) K. B. II. S. 54, 23 wie S. 35 Anm.

**) K. B. II. S. 64, 90.

***) Eine in diese Zeit gehörige Darstellung von Tribut bringenden Juden ist uns auch in einem assyrischen Relief erhalten, vergl. Abb. in „Cyrus", S. 80

Herodot II, 141 noch erhaltenen Überlieferung, Senacheribs Heer wäre von einem Schwarm Feldmäuse überfallen worden, an einen jähen, durch diese gefährlichen Pestträger veranlaßten Ausbruch solch einer verheerenden Erkrankung im assyrischen Lager zu denken ist, — war die Befreiung Jerusalems aus Kriegsgefahr und der schleunige Abzug der Assyrer. Doch kaum war Senacherib nach Ninive zurückgekehrt, so wurde er von zweien seiner Söhne, von Adrammelech und Sarasar, ermordet.

Wohl veranlaßt durch den gleich darauf erfolgten Tod des Senacherib besitzt die keilschriftliche Literatur keinen eigenen ausführlichen Bericht des assyrischen Königs über diesen letzten Zug nach Palästina. Das Einzige, was uns assyrische Quellen über diese letzte Zeit des Senacherib melden, ist eine in der babylonischen Chronik*) erhaltene kurze Notiz: „Am 20. Tage des Monates Tebet des Jahres 681 tötete den Senacherib, den König von Assyrien, sein Sohn im Aufruhr."

Desgleichen ergänzen sich Bibel und Keilinschriften auch bei der in 2. Chr. 33, 11 erwähnten zeitweiligen Deportation des Königs Manasse von Jerusalem. Es heißt ebenda: „Manasses verführte ganz Juda und die Bewohner Jerusalems zum Abfall von Gott; dafür ließ Gott kommen über sie die Heerführer des Königs der Assyrer, und sie nahmen Manasses gefangen und brachten ihn in Ketten und Banden nach Babylon." Bislang glaubte man an der Richtigkeit dieser Bibelstelle zweifeln zu dürfen, weil hier nicht die eigentliche Hauptstadt der Assyrer, Ninive, sondern die erst später wieder, unter der neubabylonischen Dynastie, zum Herrschersitz erhobene Stadt Babylon genannt sei. Doch wissen wir nunmehr aus einer assyrischen Inschrift des Asurbanipal, daß damals auch sogar der ägyptische König Necho I. von Asurbanipals Vater Asarhaddon nicht nach Ninive, sondern gerade nach Babylon, wo jener assyrische Herrscher mit Vorliebe weilte, in Ketten und Banden**) gefangen gebracht worden war, daß aber später auch diesen, wohl wie jenen Manasses, der mildgesinnte Asurbanipal wieder in die Heimat zurückkehren ließ. Desgleichen diente eine andre, auch aus Asurbanipals Zeit stammende assyrische Inschrift zur Bestätigung und noch besseren Erklärung der nur gelegentlich beim Propheten Nahum 3, 8 angedeuteten Zerstörung Thebens, der Hauptstadt Ägyptens, da ihr zufolge dies Ereignis im Jahre 661 stattfand, als Asurbanipal im Kampfe gegen den Pharao Tandamane bis weit hinein ins Nilland vordrang.

Daß weiterhin auch für den Schluß dieser assyrischen Periode die bislang gefundenen keilschriftlichen Berichte über die im Jahre 607 erfolgte Zerstörung Ninives, sodann über das Emporkommen und Wachsen des neubabylonischen Reiches unter Nabopolassar und Nebukadnezar***) manche, für die entsprechenden biblischen Angaben — so hatte der Prophet Sophonias 2, 13

*) K. B. II. S. 280.

**) Vergl. die in die gleiche Zeit gehörige Darstellung der Gefangennahme des Pharao Tharaka in „Cyrus", S. 83.

***) Daß man wohl auch durch einen neuen Fund auf dem Keilschriftgebiete die endgiltige Lösung des Belsazer-Problems erwarten darf, habe ich in „Cyrus", S. 93, und im „Kirchlichen Handlexikon", Artikel Baltassar, ausgeführt.



bereits den Fall Ninives vorausgesagt — sehr wertvolle bestätigende Ergänzungen gebracht haben, soll hier gleichfalls noch hervorgehoben werden.

Man kann jedoch durch den Hinweis auf die bereits auf geschichtlichem Boden erfolgte Klärung biblischer Fragen und Probleme dank unserer Funde in Mesopotamien die Bedeutung der Assyriologie nicht bloß für das Alte Testament erweisen, das Gleiche trifft auch bereits bei dem geographischen und ethnographischen Gebiete zu.

So ist beispielsweise eine der wichtigsten geographischen Fragen die nach der Lage jener vier ältesten Städte, die in der Genesis 10, 10 genannt werden. Dort heißt es nämlich von Nimrod, dem Sohne des Chus: „Der Anfang seines Königtums war Babylon und Arach, Achad und Chalanne im Lande Sennaar". Wie nun die Ausgrabungen gerade im mittleren Babylonien schon seit längerem bewiesen haben, sind nunmehr auch alle diese vier Ruinenstätten wieder aufgefunden worden. Babylons Lage war allerdings wegen der Großartigkeit seiner Ruinenmassen alle Jahrhunderte hindurch bekannt geblieben. Doch die anderen Punkte mußten neuerdings erst wieder entdeckt werden. So fand man nun Arach wieder in dem heutigen Ruinenhügel Warka, nächst dem unteren Euphrat, während man Achad mit Recht wohl dem am mittleren Euphrat gelegenen Agade, der Residenzstadt der altsemitischen Könige Naram-Sin und Sargon, gleichsetzt, und Chalanne endlich als identisch mit der von den Amerikanern im Ruinenhügel Nuffar ausgegrabenen Belstadt betrachtet. Und daß die Stätte, welche die Heimat Abrahams ist, Ur der Chaldäer, in dem Ruinenhügel Muqajjar zu suchen sei, ist zwar längst allgemein bekannt, leider aber hat noch keine systematische Grabung die Schätze, die auch hier für die richtige Erklärung der hl. Schrift und besonders für die Erkenntnis des Kulturzustandes zur Zeit Abrahams zu gewinnen wären, gehoben.

Für das im nächsten Bibelvers des 10. Kapitels (10, 11) erwähnte Assur ist erst in jüngster Zeit ein besonders wichtiger Fund gemacht worden. Denn zu Susa, der Hauptstadt Persiens, wurde vor kurzem der berühmte Dioritblock mit dem Hammurabi-Kodex ausgegraben, und hier ist auch, also bereits für die Jahre um 2100 v. Chr., von der schon damals bestehenden Stadt Assur die Rede. Hoffentlich werden die erst seit wenigen Jahren auf der Ruinenstätte zu Assur begonnenen Arbeiten der Deutschen Orientgesellschaft auch Texte aus jener ältesten Periode zutage bringen, in welche uns jener soeben genannte Bibelvers versetzt.

Auf die große Anzahl weiterer geographischer Fragen aus den folgenden Büchern der hl. Schrift, besonders aus dem 3. und 4. Buche der Könige,*) bei deren Lösung die Bibel und Keilinschriften sich gegenseitig ergänzen, kann ich hier nicht weiter eingehen. Ich möchte nur auf die Stelle 4. Kön. 17, 24—30 aufmerksam machen. Denn hier wird berichtet, daß der König Sargon an Stelle der Israeliten, welche er nach dem Falle Samariens im Jahre 722 nach Assyrien, und zwar nach Hala und Habor, und an den

*) Eine zusammenhängende Bearbeitung dieser Texte siehe in den Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft, 9. Bd.: Joh. Döller, Geographische und ethnographische Studien zum 3. und 4. Buche der Könige. Wien 1904.



Fluß Gozan wie in die Städte der Meder fortführen ließ, Leute aus Babylon und Kutha, aus Avah und Emath wie aus Sepharvaim (= Sippar) im Lande Israel ansiedelte. Und wenn außerdem in v. 17, 30 mitgeteilt wird, daß die Leute aus Kutha den Gott Nergel als ihren Stadtgott verehrten, so hat uns all das die Assyriologie bestens bestätigt, indem wir zunächst jenen Gott dem bekannten babylonischen Gott Nergal und die Stadt Kutha mit der etwa 15 Stunden südwestlich von Babylon gelegenen Ruinenstätte Ibrahim, der einstigen Stadt dieses Namens, gleichsetzen dürfen.

Und endlich ist für die Zeit des Exils erst vor wenigen Jahren durch die jüngsten Grabungen der Amerikaner unter Hilprecht nachgewiesen, daß tatsächlich die Exulanten, wie die Bibel berichtet, nach Jerusalems Fall im südlichen Babylonien eine Heimat fanden.

Dort, in nächster Nähe von Chalanne, dem heutigen Nuffar, wirkte der Prophet Ezechiel zum Troste der gefangenen Juden, hier sah er den Himmel sich öffnen und schaute die Gesichte Gottes. Denn der von Ezechiel 1, 1 genannte Fluß Chobar war der Stadtkanal von Chalanne und hieß auch damals mit seinem babylonischen Namen Kabaru = „großer“ Kanal. Ja eine Menge Keilschrifttexte dieser und der folgenden Jahre unter der Perserherrschaft, die hier in Nuffar gefunden worden sind, so vor allem die von Hilprecht veröffentlichten Geschäftsurkunden der Kaufmanns- und Bankiersfirma „Muraschu und Söhne“, enthalten eine große Anzahl jüdischer Eigennamen, sogar mit der speziellen Gottesbezeichnung Jahve, und sind so der beste Beleg für die Richtigkeit der biblischen Berichte von dem Aufenthalte der exulierten jüdischen Familien in Südbabylonien.

Neben den geographischen kommen hier auch die ethnographischen Fragen besonders in Betracht.

Die Hauptstelle ist hiefür bekanntlich die sogenannte Völkertafel in Genesis c. 10. Moses hat dort die Geschlechterfolgen der Söhne Noes, der Nachkommen des Sem, Cham und Japhet, soweit sie eben bis in seine Zeit herab, also während eines Zeitraumes von mehr als tausend Jahren sich überliefert hatten, zusammengestellt. Er tat dies nach zwei Gesichtspunkten, zunächst nach dem ethnographischen, d. h. nach den damals noch bekannten ehemaligen Verwandtschaftsbeziehungen der einzelnen Völker, die sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte oftmals änderten, da manche Völker und Stämme ihre Wohnsitze wechselten und sich mit anderen Nationen vermischten. Der zweite Gesichtspunkt war der rein geographische, indem Moses fast nur jene Völker und Gebiete in seine Liste aufnahm, die dem damals in Palästina bekannten, mehr oder minder eng begrenzten geographischen Horizonte angehörten. Außerdem bietet uns die Völkertafel infolge unserer bis jetzt noch ziemlich geringen Kenntnis der Völkerbewegungen jener ältesten Zeiten noch mancherlei Rätsel. Doch auch hier hat die Assyriologie schon vielfach mit Erfolg eingesetzt.

So hat man z. B. auch bis in die letzten Jahre es vom Standpunkte unseres bisherigen ethnographischen Wissens aus einfach für unmöglich gehalten, daß man mit der Bibel in Gen. 10, 22 die einstigen Bewohner Elams (des heutigen Persiens) zu den Semiten rechnen dürfe. Nun haben die seit 1898 in Susa von französischer Seite unternommenen Grabungen Inschriften



elamitischer Fürsten gebracht, die sogar dem Anfang des dritten vorchristlichen Jahrtausends angehören und in überraschender Weise die Richtigkeit jener biblischen Stelle beweisen. Denn im Gegensatz zu den schon vorher aufgefundenen Texten elamitischer Herrscher, der sogenannten anzanitischen Periode, also der Zeit etwa vom 18. Jahrhundert abwärts, ließen gerade die ältesten Gebieter Elams, wenn auch ihre Namen selbst keinen semitischen Charakter zeigen, doch ihre Inschriften in semitischer Sprache abfassen. Es war also damals sicher das semitische Element in überwiegender Anzahl in der Landesbevölkerung vertreten. Somit hat auch Moses, obgleich tatsächlich zu seiner Zeit sich die Verhältnisse in Elam bereits zu Ungunsten der semitischen Sprache verschoben haben, mit Recht auf Grund der ihm wohl durch Tradition, sei es mündliche oder schriftliche, überkommenen Nachrichten von einer vormosaischen überwiegend semitischen Bevölkerung das ganze Elam unter die Nachkommen des Sem eingereiht.

Doch da Moses andererseits in seiner Völkerliste die damals lebenden Völker, soweit sie für die beschränkte geographische Kunde Palästinas erreichbar waren, aufführen wollte, so wird es uns nicht überraschen, durch die Forschungsergebnisse unserer Tage neue Völker aus jenen Tagen, nicht nur in Europa oder Afrika, sondern selbst in Mesopotamien zu finden, die in der Genesisliste nicht erwähnt sind. So ist vor allem aber aus historischen Gründen, da der Werdegang ihrer Kultur längst vor Moses, ja selbst vor Noe lag, auch jenes Volk Mesopotamiens, dem wir zuerst am Anfang der Geschichte begegnen, das sumerische Volk,*) in jener Liste, die eben nur die Nachkommen Sems, Chams und Japhets berücksichtigen will, nicht angeführt.

Daß aber gerade die in der Bibel für jene Zeit schon genannten Bevölkerungen Babyloniens, Assyriens, Palästinas und Ägyptens durch die Ausgrabungen unserer Tage auch nach ihrer ethnographischen und kulturgeschichtlichen Seite eine neue, ganz wahrheitsgetreue Beleuchtung erfahren, braucht im Rahmen dieses Aufsatzes nicht noch einzeln dargelegt zu werden. Wenn also z. B. im Buche Josue 7, 21 davon die Rede ist, daß bei der Einnahme Jerichos trotz des strengen Verbotes Achan, der Sohn des Charmi, sich doch als Beutestück einen „babylonischen Mantel" angeeignet habe, so ist das für uns zunächst nur eine Bestätigung der neugewonnenen Kenntnis von dem damals bis nach Ägypten hin sich erstreckenden Einflusse der babylonischen Kultur, wie wir auch andererseits uns leichter erklären können, wie jener Achan infolge der besonderen Pracht dieses Mantelstückes sich zur Übertretung des Gebotes verleiten lassen konnte: die neugefundenen Reliefs**) zeigen uns ja die wunderbare Ausführung z. B. des Königsornates eines Hammurabi oder eines Tiglathpileser und anderer Fürsten oder Vornehmen Mesopotamiens und speziell Babyloniens selbst schon lange vor Josues Zeit. Ebenso gestatten uns die bereits sehr zahlreich vorgefundenen Darstellungen vom Kriegsleben jener Tage, so vor allem die in meisterhafter Naturtreue wiedergegebenen Bilder aus den Kämpfen der Assyrer, uns lebhaft hineinzudenken in die Stimmung der Bevölkerung Israels, wenn im Namen Gottes

---

*) Vergl. die Ausführungen des zweiten Teils, S. 272 ff.

**) Vergl. auch die entsprechenden Bilder in „Cyrus".

der Prophet Isaias 5, 26 als Strafe für den Abfall des auserwählten Volkes das baldige Herannahen eines assyrischen Heeres androhen muß.

So also dienen die Funde und Resultate der Assyriologie zur besseren Beleuchtung und höchst willkommenen Bestätigung biblischer Angaben auf dem geschichtlichen, geographischen und ethnographischen Gebiete altorientalischer Völkerkunde. Doch mehr als diese Frage standen erst vor kurzem in der sogenannten Babel-Bibel-Kontroverse die religiösen Probleme im Vordergrund der Untersuchung und vielseitigster Diskussion.

Die von Delitzsch in seinen bekannten zwei Vorträgen aufgestellten Sätze haben eine Menge von Gegenschriften*) und mit Recht meist ablehnender Besprechungen in Zeitschriften, Feuilletons 2c. gefunden. Ich möchte hier nicht noch einmal diese ganze Frage behandeln, zu der ich auch in „Cyrus" S. 114 ff. Stellung genommen habe, sondern nur einige für alle diese religionsgeschichtlichen Probleme maßgebende allgemeine Leitsätze aufstellen.

Prinzipiell sind Übereinstimmungen bei gleichartigen Berichten zwischen Keilinschriften und Bibel nicht von vorneherein abzulehnen und es wäre auch dadurch der religiöse Inspirationscharakter der heiligen Schrift an sich durchaus nicht gefährdet. Denn die Bibel selbst hebt an einigen Stellen hervor, daß ihr Inhalt aus anderen Quellen entnommen ist und so beide Texte übereinstimmen: so zitiert sie als Quelle in Num. 21, 14 das „Buch von den Kriegen des Herrn", in Josue 10, 13 das „Buch des Frommen" und in den Königsbüchern wird wiederholt darauf hingewiesen, daß die jeweiligen biblischen Angaben von den Ereignissen während der Regierung der einzelnen Könige Judas wie Israels nur Auszüge aus den größeren Königsannalen, die also keinen inspirierten Charakter hatten, sind.**) Außerdem wird ja auch heutzutage nicht mehr in Abrede gestellt, daß Moses bei Darstellung besonders der vormosaischen Geschichte eine oder die andere schriftliche oder mündliche, durch die Tradition überkommene Quelle benützt hat. Daß nun aber ähnliche Berichte, vor allem über die älteste Zeitperiode von Adam bis Abraham, die sich überdies nur in Mesopotamien abgespielt hat, auch in der Keilschriftliteratur sich finden können, ist an sich nicht verwunderlich, im Gegenteil, schon der Umstand, daß auch die Babylonier irgend eine Kenntnis von diesen ältesten Ereignissen, wie z. B. der Sündflut, besitzen, dient nur als eine weitere Bestätigung des entsprechenden biblischen Berichtes, als weiteres Zeugnis für das tatsächlich einmal eingetretene Faktum. Ja, sollten sich gerade bei dem Flutberichte keinerlei Hinweise auf dieses Ereignis in außerbiblischen Texten finden, so wären sicher die Gegner der hl. Schrift die ersten, welche an der Richtigkeit der biblischen Erzählung zweifeln würden, bezw. könnten. Etwas schwieriger steht die Sache, wenn es sich um die Bestimmung des Grades der Übereinstimmung zwischen alttestamentlichen

*) Von den wichtigsten seien hier genannt: Barth, Babel und israelitisches Religionswesen; Döller, Bibel und Babel oder Babel und Bibel; Hommel, Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament; Jeremias, Im Kampfe um Babel und Bibel; Keil, Zur Babel- und Bibelfrage; Kugler, Babylon und Christentum; Öttli, Der Kampf um Babel und Bibel; Zimmern, Keilinschriften und Bibel.

**) Solche Bemerkungen stehen 3. Kön. 15, 7: Buch der Tagesgeschichte der Könige von Juda, 3. Kön. 16, 20: Buch der Tagesgeschichte der Könige von Israel.

und keilschriftlichen Quellenberichten handelt. Hier muß, wie es z. B. jetzt schon bei dem babylonischen Sündfluttexte der Fall ist, ohneweiters oft zugegeben werden, daß einzelne dieser parallelen, außerbiblischen Überlieferungen in ihrer jetzt schon aufgefundenen Originalurkunde oft bis ins zweite, ja dritte Jahrtausend zurückzudatieren sind, während die biblische Niederschrift durch Moses erst viele Jahrhunderte später erfolgt und so der Zeit nach als jünger zu bezeichnen ist. Trotzdem aber darf man nicht mit Delitzsch ohneweiters davon sprechen, daß „eine ganze Reihe biblischer Erzählungen jetzt auf einmal in reinerer und ursprünglicherer Form aus der Nacht der babylonischen Schatzhügel ans Licht treten". Wer sagt es uns, daß nicht einmal — selbst zugegeben, daß vorerst Delitzsch recht hätte, — ein noch älterer, vielleicht sogar ins vierte Jahrtausend zurückgehender Keilschrifttext gefunden werden kann, der nun in allem den gleichen Inhalt wie die biblische Überlieferung enthält? Denn selbst bei den bis jetzt bekannt gewordenen, von Delitzsch wegen ihrer teilweise abweichenden Form so sehr hervorgehobenen babylonischen Berichten, wie z. B beim Weltschöpfungsepos, kann schon heute nachgewiesen werden, daß ihre jetzige polytheistische Gestalt nicht die ursprüngliche war.*) Und selbst wenn deshalb die Bibel im Wesentlichen, wie etwa bei der Sündflut, mit dem betreffenden Keilschrifttexte übereinstimmen würde, so darf doch weder behauptet werden, daß die hl. Schrift aus babylonischen Mythen schöpfe, noch daß gerade der Keilschrifttext, auch wenn seine Niederschrift lange vor Moses stattfand, nun wegen dieses äußeren Umstandes der reinere und ursprünglichere Bericht sein müsse. Denn es kann nicht oft genug betont werden, daß ja die hl. Schrift selbst mit ihrer Angabe, daß Abraham aus der Stadt Ur der Chaldäer stamme, die beste Verbindung zwischen Babel und Bibel hergestellt hat. Gerade in Abraham müssen wir jenen erblicken, auf dessen Überlieferungen etwaige gemeinsame Berichte zwischen dem Alten Testament und den ältesten keilschriftlichen Quellen zurückzuführen sind. Und wenn umgekehrt beide Erzählungen vom selben Gegenstande in mehreren Punkten abweichen sollten, so wird zunächst niemand daran zweifeln dürfen, daß beiden Texten ein bestimmtes historisches Ereignis zugrunde liegen muß. Und dann erst entsteht die Frage, welche von beiden Überlieferungen dem ursprünglichen Sachverhalt am nächsten kommt. Daß aber die erst durch Moses erfolgte Niederschrift uns doch einen Text erhalten hätte, der dank der Traditionen aus Abrahams und der anderen Patriarchen Zeiten der reinere und ursprünglichere ist, kann von niemand geleugnet werden.

Es wäre also vielmehr ein Gebot wahrer Wissenschaftlichkeit, zuerst den Nachweis zu liefern, daß die Ausgrabungen in Mesopotamien, selbst wenn sie bereits in alle ältesten Schichten hinabgeführt wären, niemals mehr Texte zutage fördern können, die den biblischen irgendwie entsprechen; erst dann könnte ein Delitzsch — wohl erst nach vielen, vielen Jahren — sein jetzt schon ausgesprochenes Urteil abgeben. Solange aber dies nicht geschehen ist — und meinem Urteile nach kann es, abgesehen von theologischen Gründen, auch niemals im Sinne Delitzsch' ausfallen —, so lange steht die Priorität

*) Vergleiche auch „Cyrus", S. 113 ff.

und Originalität bei demjenigen Berichte, der durch seine innere Einfachheit und Erhabenheit, also hier durch seine noch nicht vielgestaltete, sondern monotheistische Form, weit über die polytheistischen Zerrbilder jetzt schon nachweisbarer späterer babylonischer Umbildungen zu stellen ist.

Auf Grund dieser Prinzipien und Tatsachen kann man ruhig den Einzelergebnissen der Assyriologie entgegensehen, und sollte man gegnerischerseits glauben, jeweils einen Fund für sich und seine Anschauungen deuten zu können, so dürfen wir auch dann nicht einfach durch ein Ignorieren dieses angeblichen Fundes und eventuelle Ächtung der ganzen assyriologischen Wissenschaft uns den angeblichen Schwierigkeiten entziehen, sondern hier hat dann auch auf unserer Seite gleiches wissenschaftliches Forschen einzusetzen und aufzuklären. Was scheinbar gegen die Bibel sprach, wird sich gewiß durch noch eingehenderes Studium in das Gegenteil verwandeln.

Doch abgesehen von diesem an und für sich höchst berechtigten Interesse, das theologische Kreise an der jungen Disziplin der Assyriologie gerade wegen der geschilderten hohen Bedeutung dieser Studien für das Alte Testament nehmen, darf der Assyriologe das Verdienst für sich beanspruchen, auch seinerseits in ganz besonderer Weise zur Erweiterung unserer Erkenntnis der althistorischen Kultur überhaupt beizutragen. Mit unsichtbaren Fäden war bislang scheinbar unsere moderne Kultur mit der früherer Tage verbunden und unbewußt machten wir von dem reichen Erbe Gebrauch, das uns frühere Generationen als größte Errungenschaften ihrer jeweiligen Kulturbestrebungen hinterlassen haben. Was man schon lange aber ahnen konnte, wird nun immer mehr bestätigt: gerade dem Oriente, und nicht zuletzt Babylon, verdankt die Menschheit manchen kostbaren Edelstein im reichen Schatze unseres heutigen Kulturbesitzes. Und welch großen Anteil hieran gerade schon die älteste Periode der orientalischen Kulturentwicklung beanspruchen darf, lassen uns nunmehr neben den Forschungen auf ägyptischem Boden vor allem die assyriologischen Studien unserer Tage erkennen, die so auch ihrerseits dazu beitragen, ein klares Bild vom Stande der ältesten Kulturepochen der Menschheit überhaupt zu gewinnen.

Einige wenige Beispiele, deren eingehendere Darstellung allerdings nur in einem spezielleren Fachorgane erfolgen könnte und hier nur in den allgemeinen Zügen vorgeführt werden soll, mögen dies noch kurz erläutern.

Beginnen wir mit unserer Schrift. In ununterbrochener Reihenfolge lassen sich hier die einzelnen Formen unserer heutigen Art des Alphabetes durch alle früheren Stadien der lateinischen und griechischen Schrift zunächst auf jene erste Form zurückführen, in welcher sie die abendländische Kulturwelt vom Oriente empfangen hat, nämlich auf die phönizische Urgestalt. Daß aber der unbekannte Erfinder der phönizischen Formen der Buchstabenschrift — wohl um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — gerade aus den babylonischen Schriftzeichen seine Grundformen entnahm, wird jetzt durch die Auffindung mehrerer Zwischenformen immer klarer, wie ja an sich schon auch die Namen dieser einzelnen Buchstaben wie Alpha = alpu, Stier, Beta = betu, bitu, Haus u. s. w. am leichtesten sich auf babylonische Wortformen zurückführen lassen. Schon dieser innige

Zusammenhang unserer heutigen Schrift mit der babylonischen Art des sogenannten Alphabetes läßt uns den Wert eingehenderer Erforschung der Urformen babylonischer Schrift erkennen. Und sehen wir uns auf den einzelnen Schriftdenkmälern Mesopotamiens diese Schriftformen näher an, so werden wir alsbald finden, daß unsere so einfache heutige Schriftbezeichnung das Ende einer langen Entwicklungsreihe ist, daß unsere heutige Buchstabenschrift auf eine höchst verwickelte ursprüngliche Bilderschrift zurückgeht. Was jetzt noch unsere Namen wie Alpha, Beta u. s. w. besagen, wird hier sichtbar bestätigt: die Urform unseres heutigen „a" ist nichts anderes als das Bild eines Stierkopfes, ebenso bei „b" das Bild eines Hauses, das durch die graphische Wiedergabe der wichtigsten Partien eines Gegenstandes den Gegenstand selbst schriftlich festhalten soll. So besitzt denn auch dementsprechend die babylonische Schrift eine Anzahl von mehr als vierhundert Schriftzeichen, d. h. auf ursprüngliche Bilder zurückgehende Zeichenformen, deren älteste Gestalt*) selbst heute noch nicht bei allen bekannt ist. Also auch hier eröffnet sich der Assyriologie noch ein dankbares Feld zur Aufklärung der ältesten Gestalt menschlicher Schrift wie unserer noch heute gebrauchten Buchstabenbezeichnungen.

Im engsten Zusammenhange mit der Schrift steht aber auch die Sprache. Was war wohl die Ursprache, welches Volk hat sie gesprochen? Auch zur Lösung dieser allgemein wichtigen Fragen ist vor allem die Assyriologie berufen. Schon jetzt haben die Ausgrabungen in Mesopotamien uns Kunde gebracht von einem Volke, das bisher im Andenken der Überlieferung und, wie schon erwähnt, auch in den biblischen Berichten nach seinem Namen und Wesen nicht bekannt war: das Volk der sogenannten Sumerer. Es ist das, so weit bis jetzt bekannt, älteste Kulturvolk**), das im Süden Babyloniens, dem damaligen Sumir, wohnte und nach dieser Landesbezeichnung seinen Namen erhalten hat. Seine Sprache nun ist durchaus nicht mit der semitischen oder einer anderen der bislang bekannten Sprachen verwandt, und trotzdem stehen selbst wir mit diesem Volke noch in direkter Kulturbeziehung. Denn diese Sumerer sind die Erfinder der von den Semiten bei ihrer Einwanderung in Babylonien erst übernommenen Bilderschrift; und somit geben wir mit unserem Alphabete ursprünglich sumerische Zeichen aufs getreueste wieder.

Doch wenn es uns auch mangels zahlreicherer Funde aus dieser ältesten Zeit im einzelnen noch nicht gelungen ist, das Volk der Sumerer nach ihrer Bedeutung als Erfinder der Bilderschrift zu würdigen, gleichwie auch ihre Sprache noch nicht in allem durchforscht ist, — so viel ist doch jetzt schon sicher: die Kultur dieses Volkes stand bereits in voller Blüte. Denn neben dem hohen Grade der — wenn auch noch wenigen, uns überkommenen — Kunstdenkmäler der sumerischen Periode bestätigt dies ein Fund der letzten Jahre, der auch auf die Rechtsverhältnisse dieser ersten Zeit einige Rück-

*) Siehe ein solches Täfelchen mit den bis jetzt ältesten Formen babylonischer Bilderschrift in „Cyrus", S. 7.

**) Noch Näheres darüber „Cyrus", S. 95.

schlüsse gestattet. Ich meine hier den bekannten Fund des Hammurabi-Kodex*). Abgesehen von der in der Babel-Bibel-Diskussion gleichfalls hervorgehobenen Bedeutung des Hammurabi-Gesetzes für das Alte Testament, des näheren für das Gesetz des Moses im Buche Exodus vor allem, lassen die zur Zeit jenes berühmten babylonischen Königs bestehenden Rechtsverhältnisse mancherlei Rückschlüsse auf die vorhergehende sumerische Kulturperiode zu. Wie Professor D. H. Müller**) richtig erkannt, müssen beide Gesetzgeber, Moses wie Hammurabi, „aus einem Urgesetze geschöpft haben, das in seiner Fassung, Gruppierung und Reihenfolge dem mosaischen Gesetze näher stand als dem Hammurabis. Dieses Urgesetz läßt sich aus diesen beiden Gesetzen sowie aus den Fragmenten des römischen Gesetzes der XII Tafeln rekonstruieren und erweist sich als ein zusammenhängendes System von bestimmter Fassung, Gruppierung und Reihenfolge, auf klaren Rechtsprinzipien aufgebaut." Nun dürfen wir wohl mit allem Rechte dieses Urgesetz bereits in die sumerische Periode zurückversetzen. Denn gleichwie unsere römischen termini technici selbst im heutigen Rechte der beste Beweis für den Entwicklungsgang unseres deutschen Rechtes aus dem älteren römischen Rechte sind, so zeigen zur Zeit Hammurabis die sprachlichen Formen der Gesetzesbestimmungen und manche auch in den Kontrakten dieser bereits rein semitischen Epoche vorkommenden sumerisch abgefaßten juristischen Ausdrücke und Redensarten, daß gerade die Sumerer die Rechtsfinder auch für die späteren semitischen Völker waren, mit einem Worte, daß jenes Urgesetz nur ein sumerisches gewesen sein kann.

Somit lassen auch diese Rechtsbestimmungen auf einen hohen Stand altorientalischer oder speziell sumerischer Kultur schließen und zeigen so, daß wohl nur die Assyriologie die Frage nach dem Stande der ersten und ältesten Kulturstufe und eben damit auch nach der Urheimat der Menschheit lösen kann.

Allerdings werden durch die hiermit erwiesene Notwendigkeit assyriologischer Studien die Anforderungen an den Orientalisten, der sich von jetzt ab nicht mehr mit dem Studium des Hebräischen, Arabischen, Äthiopischen u. s. w. begnügen darf und kann, bedeutend erweitert, doch wird neben einer Förderung des Bibelstudiums und der größeren Wertschätzung des Alten Testamentes die Erkenntnis der altorientalischen Kultur und damit auch der Quellen unserer heutigen Kultur im reichsten Maße daraus Gewinn ziehen.

*) Zur Literatur hierüber vergleiche: P. Scheil in Délégation en Perse. Tome IV.; D. H. Müller, Die Gesetze Hammurabis. Wien, 1903.

**) A. a. O. S. 240 ff. und „Cyrus" S. 107 f.





Fragmente

aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers
Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. Ludwig Grafen Belcredi, Schloß Lösch, Mähren.

IV.*)

Beust braucht gegen jene, welche die Idee des außerordentlichen Reichsrates als eine richtige vertreten, das Argument, diese Versammlung „wäre nie zustande gekommen, da die Deutsche Partei ihre Beteiligung verweigerte". Der richtige Sachverhalt ist aber folgender: Die Deutsche Partei, soweit sie in Wien durch Pratobevera, Schindler, Mende, Mühlfeld, Tinti ꝛc. vertreten war, hat sich zuerst in ihren Klubversammlungen für die Beschickung ausgesprochen und dies damit begründet, daß man in dieser Versammlung nicht einen außerordentlichen Reichsrat, welcher den ordentlichen beseitige, sondern eben nur eine außerordentliche Versammlung von Landesdelegierten zu erblicken habe und daher durch eine Beteiligung an derselben den Rechtsansprüchen, welche sich auf das Februar-Patent stützen, nicht präjudiziere. Die Parteimitglieder hielten es aber für notwendig, auch die Gesinnungsgenossen in Steiermark und Böhmen zu einer Beratung einzuladen und sich mit diesen über einen gleichen Vorgang zu einigen. Schindler hat durch den Statthalter Grafen Chorinsky sowie durch den niederösterreichischen Landtagsdeputierten Fischer mich — nach jener eben erwähnten Parteiversammlung — um eine Besprechung ersuchen lassen, die dann auch eines Abends, in der ersten Hälfte Jänner 1867, bei mir stattfand. Schon dieses angelegentliche Bemühen Schindlers, sich mir zu nähern, — welches nach seiner oppositionellen Haltung im niederösterreichischen Landtag von 1866 umso auffallender war, — zeigt deutlich, daß die Deutschen damals an dem Gelingen der Idee eines außerordentlichen Reichsrates nicht zweifelten.

Schindler ist ein Mann, der immer und überall nur seinen Privatvorteil sucht, daher sich auch stets nur an den wendet, welchen er nach den Zeitverhältnissen als einflußreich betrachten zu müssen glaubt. Er hatte ja nebstbei zu besorgen, daß in Anbetracht seiner im niederösterreichischen

---

*) Anmerkung des Herausgebers: Dieses Fragment über Beust ist in Meran im Januar 1868 geschrieben, daher zu einem Zeitpunkte, da die Ereignisse des Januar und Februar 1867 Belcredi noch ganz frisch im Gedächtnisse waren. — Im übrigen vergl. die Note zu III. im vorigen Hefte der Kultur, S. 141.



Landtagssaal noch wenige Tage vorher, im Monat Dezember 1866, manifestierten leidenschaftlichen Opposition gegen die Regierung und speziell gegen meine Person das plötzliche Herandrängen an mich sehr zu seinen Ungunsten gedeutet werden würde. Allein er bekämpfte diese Besorgnis, weil er eben das Zustandekommen des außerordentlichen Reichsrates für gewiß hielt und es für weit vorteilhafter ansah, sich in einer Versammlung, in welcher das Übergewicht seiner Partei ein höchst zweifelhaftes gewesen wäre, mit der Regierung gut zu stellen, als in der Opposition gegen dieselbe zu verharren. Er führte diese Schwenkung auch mit der ihm eigenen Schamlosigkeit durch, versicherte mich in jener Besprechung seiner besondern Hochachtung und wie er bestrebt sei, für den außerordentlichen Reichsrat zu wirken, und daß er an dem Patente vom 2. Jänner 1867 im wesentlichen nur zu tadeln finde, daß — den Deputierten keine Diäten zugesichert worden seien. Während in dem Patente das Gesetz über die Geschäftsbehandlung des Reichsrates beachtet worden sei, habe das Gesetz über die 10 Gulden Diäten gar keine Berücksichtigung gefunden, und dies sei ein Fehler, der viele beunruhige. Diese Besprechung brachte mir die Bestätigung — auch Mende hatte mich besucht und bezüglich der Beschickung des außerordentlichen Reichsrates Erklärungen abgegeben, die mit jenen Schindlers übereinstimmten, — der mir auch auf anderem Wege zugekommenen Nachrichten, daß die in Wien versammelten Parteimitglieder zur Beschickung des außerordentlichen Reichsrates entschlossen seien. Herbst hatte erklärt, sich den Wiener Beschlüssen jedenfalls anzuschließen, sein persönliches Nichterscheinen in Wien aber mit Geschäften entschuldigt; er hat sich auch allen diesen Beratungen ferne gehalten, wie er es überhaupt nicht liebt, in kritischen Lagen eine bestimmte Meinung auszusprechen. Kaiserfeld hatte sein Erscheinen zugesagt; bevor jedoch seine Ankunft in Wien erfolgte, veröffentlichte die „Neue Freie Presse" einen Brief Kaiserfelds an Lohninger, in welchem der erstere auf eine Anfrage Lohningers die Beschickung des außerordentlichen Reichsrates, als ein Aufgeben des Februar-Rechtsstandpunktes, für unmöglich erklärt. Dieser Brief fiel wie eine Bombe in das deutsche Lager Wiens und machte die der Beschickung günstige Stimmung wieder wankend. Einige Tage darauf kam Kaiserfeld selbst nach Wien und wohnte einer Besprechung der Deutschen Partei bei, in welcher die Nichtbeschickung des außerordentlichen Reichsrates beschlossen wurde. Kaiserfeld hielt sich durch die Veröffentlichung jenes Briefes für gebunden und eine Spaltung wollte man nicht aufkommen lassen. Kaiserfeld war nach jener Parteiberatung über mein Ersuchen bei mir und ich fand ihn nichts weniger als fest in seinen Entschlüssen; er wurde, wie gewöhnlich, von widerstreitenden Gefühlen hin und her bewegt. Er sprach sich mit Entrüstung über die Eigenmächtigkeit Lohningers aus, einen Privatbrief zu veröffentlichen, den er (Kaiserfeld) nach dem ersten Eindruck des Jänner-Patentes geschrieben, aber durchaus nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte; er bedauerte, daß ihm durch diese Taktlosigkeit jede Möglichkeit einer Transaktion benommen sei, indem er die Opportunität derselben durchaus nicht leugnete. Kaiserfeld, welcher sich auf Ungarn und sein Festhalten am formellen Recht als mustergiltig berief, nahm meine Bemerkung als unwiderleglich hin, daß das formelle Recht der Ungarn

nicht allein viel zweifelloser sei als jenes der Februaristen, sondern daß, wenn Ungarn ebenso starr an Formen festgehalten hätte, überhaupt gar kein ungarischer Landtag zustande gekommen wäre, da die Funktion eines Hofkanzlers (statt dem Minister), welche man bei der Berufung und Verhandlung des Landtages doch nicht ignorieren konnte, dem formellen Recht keineswegs entspricht, ebensowenig die Nichtvertretung der Kroaten im ungarischen Landtag und die Verhandlung des Königs mit einem eigenen kroatischen Landtage. Kaiserfeld gestand dies alles zu, bedauerte deshalb auch wiederholt, gebunden zu sein, suchte — obwohl mit dem Zugeständnis der Strittigkeit der Sache — aus Artikel II des Februar-Patentes die Kompetenz des engeren Reichsrates für Verfassungsfragen zu begründen, — da der Gesetzgeber ja den Fall des ablehnenden Verhaltens der Ungarn vorausgesehen hatte und doch die Möglichkeit einer kompetenten Verfassungsänderung offen lassen mußte, — gab aber nach langer Hin- und Herrede zu, daß das Zustandekommen des außerordentlichen Reichsrates wünschenswert sei und daß die Furcht der Deutschen, in dieser Versammlung nicht die Majorität zu haben, den Hauptgrund ihres Widerstands bilde. Im Patente vom 2. Jänner war den Landtagen freigestellt, die Delegierten entweder nach den Bestimmungen des Anhanges zur Landesordnung oder frei aus ihrer Mitte zu wählen. Nun glaubte Kaiserfeld in der Befolgung des ersterwähnten Wahlmodus nicht allein eine Beachtung des Rechtes, sondern auch einen Schutz der nationalen Minoritäten zu erblicken, was die Erfahrung als ganz irrig dargetan hat, und gab mir am Schluß unserer Unterredung die ausdrückliche Versicherung, daß, falls der böhmische und der mährische Landtag — in welchem auch das deutsche Element vertreten ist — die Wahl für den außerordentlichen Reichsrat nach den Bestimmungen des Anhanges zur Landesordnung vornähmen, auch der steirische Landtag — trotz aller Parteibeschlüsse — die Wahl vornehmen werde, was dann natürlich auch auf die anderen deutschen Landtage zurückgewirkt hätte. Auf meine Erwiderung, daß durch das gleichzeitige Tagen aller Landtage ein solches Rücksichtnehmen auf den Vorgang in anderen Landtagen seine Schwierigkeit habe und der steirische Landtag die Wahl verweigert haben könne, bevor er noch den Beschluß des böhmischen Landtages erfahren habe, gab Kaiserfeld die bezeichnende Erklärung ab: „Tritt dieser Fall ein und der steirische Landtag ist bereits geschlossen, wenn die Kunde von dem Wahlvorgang in Böhmen und Mähren nach Steiermark gelangt, dann möge die Regierung den steierischen Landtag nur ohneweiters wieder berufen und ihn nochmals zur Wahl auffordern, die er dann im Hinblick auf den korrekten Vorgang ihn Böhmen und Mähren zuversichtlich vornehmen wird". — Ich hatte auch durch die Statthalter in Böhmen, Mähren und Galizien dahin gewirkt, daß durch Beachtung des Wahlmodus des Februar-Statutes das Hindernis des Eintritts der Deutschen in den außerordentlichen Reichsrat hinweggeräumt werde, und dieses Zugeständnis war von der Landtagsmajorität auch zu erwarten. — Kaiserfeld wurde damals aufgefordert, den Baron Beust zu besuchen, was er auch tat und woraus sich ergibt, daß Beust schon damals — Mitte Jänner 1867 — ungeachtet seiner Erklärung, auf die innere Politik keinen Einfluß zu üben, diesen Einfluß

hinter meinem Rücken geltend zu machen suchte. Hoffmann, der jetzige Sektionschef des Reichskanzlers, damals Hofrat im Ministerium des Äußeren und von Beust gleich bei seinem Eintritt in den österreichischen Staatsdienst besonders bevorzugt, hat hier als Vermittler gedient und er blieb auch später der einflußreichste Ratgeber Beusts in inneren politischen und Personalfragen.

Die Ministerschaft Taaffes ist sein Werk, nachdem die gleichfalls über Hoffmanns Anraten mit Halbhuber*) gepflogenen Verhandlungen an des letzteren starrem Festhalten an dem Kontumazkreierungs-Standpunkte des Reichsrates scheiterten. Beust hat mir nie mitgeteilt, daß er mit Kaiserfeld und den bedeutenderen Mitgliedern der Deutschen Partei in persönlichen Verkehr getreten sei, wie dies doch bei einem offenen, loyalen Verhalten gegen den zur Leitung der inneren Politik berufenen Kollegen seine Pflicht gewesen wäre.

Kaiserfeld war nach jener Unterredung über die Persönlichkeit Beusts, den er damals zum ersten Mal gesehen hatte, nichts weniger als entzückt. Er äußerte zu seinen nächsten Freunden: „Also um einen solchen Mann zu gewinnen, mußten wir uns an das Ausland wenden?" Er sprach ihm jede geistige Klarheit ab — die übrigens Kaiserfeld selbst nicht besitzt — und staunte über diesen Grad von Unkenntnis österreichischer Verhältnisse.

Ich erfuhr dies durch Wengraf, den damaligen Redakteur des Grazer „Telegraf", des Parteiorgans der Kaiserfeldschen Partei.

Wengraf war mit Kaiserfeld sehr befreundet; ihm fiel die nicht leichte Aufgabe zu, die Kaiserfeldschen Gefühle in Gedanken umzusetzen, daher er auch stets um ihn war. Ich hatte Wengraf, der, soviel ich glaube, jetzt in Wien privatisiert, als einen gescheiten Mann und sehr ehrenwerter Charakter kennen gelernt. Er besuchte mich sehr häufig und war stets bereit, auf die Partei einen für die damalige Regierung günstigen Einfluß zu üben.

Beust und Hoffmann haben nun nach jenem die Beschickung des außerordentlichen Reichsrats negierenden Beschlusse der Deutschen Partei keinen Augenblick mehr gezögert, die Situation für sich auszunützen, nur waren sie bemüht, das Spiel verdeckt zu spielen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hoffmann, welcher seit 1861 als Schriftführer des Herrenhauses fungierte und stets der Auerspergschen deutschen Reichsratspartei zugetan war, den Baron Beust schon früher zu einer dieser Partei günstigen Aktion zu drängen suchte. Es beweist dies auch der Umstand, daß Baron Beust als Minister des Äußeren den Hofrat Hoffmann, der sich doch in diplomatischen Geschäften wenig hervorgetan hatte, von Anfang an so sehr bevorzugte und an seine Seite zog, was auf Beusts Hintergedanken in der inneren Politik schließen läßt.

Beust war, ungeachtet aller Gegenerklärungen, mit denen er eben nicht geizte, mit dem Entschlusse in den Staatsdienst getreten, den Moment zu beschleunigen, in welchem er an die Spitze der Regierung treten und das Heft in die Hand bekommen könnte. Jener Parteibeschluß der Deutschen

*) Freiherr von Halbhuber war k. k. Wirklicher Geheimer Rat und Staatsrat und durch längere Zeit Landespräsident in Schlesien.

und die sich hieran knüpfende Erklärung Andrássys gaben aber Beust erst die nötige Sicherheit, die Aktion mit Erfolg beginnen zu können. Bis dahin konnte er, bei eigener Unkenntnis der Verhältnisse, seinem Ratgeber doch unbedingt vertrauen. Die Ungarn, Andrássy, Lónyay und Eötvös, befanden sich seit dem 8. Jänner als Mitglieder einer vom Landtage an die Kaiserin entsendeten Beglückwünschungs-Deputation (der Geburtstag der Kaiserin fiel auf den 27. Dezember, der Empfang der Deputation wurde aber wegen eines Unwohlseins der Kaiserin auf den 8. Jänner verschoben) in Wien, und es wurde ihre Anwesenheit von uns (Majláth, Sennyey, Beust und mir) benützt, um die bereits im September mit Andrássy und Lónyay gepflogenen Ausgleichsverhandlungen (bei welchen Hübner intervenierte, — die aber resultatlos abgebrochen wurden, da die beiden ungarischen Herren an dem Deákschen Elaborat, welches dem Fünfzehner-Komitee des ungarischen Landtages vorlag, kein Jota geändert wissen wollten) wieder aufzunehmen. Über den Verlauf und den Abschluß dieser Verhandlungen liegen besondere Aufzeichnungen vor.*) Ich muß jedoch hier eines nicht unwichtigen Umstandes erwähnen. Anfangs Dezember 1866 berichtete der Tavernicus Sennyey, daß in Pest sich mehrere Agenten herumtrieben und mit Landtagsmitgliedern verkehrten. Dieselben behaupteten, mit dem Ministerium des Äußeren in Verbindung zu stehen und die Anschauungen des Ministers Baron Beust zu kennen, welche den ungarischen Bestrebungen sehr günstig seien. Käme es auf Baron Beust allein an, so wäre die ungarische Frage bereits gelöst. Baron Beust wurde deshalb zur Rede gestellt und desavouierte ganz entschieden die Äußerungen jener Agenten, zu denen er in gar keiner Beziehung zu stehen erklärte. Baron Sennyey hat dem Baron Beust vom Augenblick seines Eintritts in den österreichischen Dienst entschieden mißtraut und hatte schon Anfang November mit ihm einen ziemlich heftigen Konflikt in der ungarischen Hofkanzlei bei Majláth, indem er auf die Bemerkung Beusts, daß er auf die innere Politik keinen Einfluß nehmen werde, erwiderte, dies sage er jetzt, indem er sich auf die Unkenntnis der österreichischen Verhältnisse berufe; aber nach einigen Monaten werde er vielleicht anders handeln. Es waren dies prophetische Worte, die Baron Beust natürlich umso gereizter aufnahm, als er sich getroffen fühlen mochte. Sennyey, dem das Desaveu des Ministers Beust mitgeteilt wurde, berichtete nun abermals, daß diese Agenten ihr Treiben fortsetzen und in Pest die Meinung festen Fuß fasse, daß Ungarn von Beust das Günstigste zu erwarten habe. Sennyey erklärte es daher als unbedingt nötig, daß Beust selbst nach Pest komme und persönlich vor den einflußreichen Landtagsmitgliedern seine mit den Anschauungen der anderen Minister übereinstimmende Auffassung der ungarischen Frage bekenne. Es war dies sehr gut gemeint; die Reise Beusts nach Pest hatte jedoch noch andere als die von Sennyey gewünschten Folgen. Ich muß bemerken, daß ich selbst dafür Sorge trug, durch vertrauenswürdige Organe festzustellen, wer denn jene Agenten seien, die in Pest für Beust Propaganda machten. Es wurde nun konstatiert,

*) Anmerkung des Herausgebers: Bis jetzt sind diese Verhandlungen nur teilweise veröffentlicht worden, nämlich in dem Oktoberhefte der „Kultur“, Jahrgang 1905, S. 414—417.



daß dieselben in Wien mit der Presse in Verbindung standen, zugleich aber auch dieselben Persönlichkeiten seien, die sich beim Ministerium des Äußeren ihre Inspirationen holten, wodurch es sich auch erklären läßt, daß ihren Äußerungen in Pest ein Gewicht beigelegt wurde. Den Pester Journalisten waren natürlich die Verbindungen und die Verwendung dieser Individuen nicht unbekannt. Beust erklärte, die letzteren immer nur in Angelegenheiten der äußeren Politik für die Presse benützt und inspiriert zu haben und leugnete wiederholt eine ihnen erteilte Ermächtigung, nach Pest zu reisen und sich dort als seine Agenten zu gerieren. Bedenklich erschienen diese Symptome immerhin und sie waren zum mindesten nicht geeignet, das Vertrauen zu Herrn von Beust zu erhöhen. Ich habe dieses Pester Reiseprojekt auch nie sehr vertrauensvoll begrüßt und schließlich nur deshalb nichts dagegen eingewendet, weil Sennyey, der Personen und Verhältnisse in Ungarn jedenfalls besser zu beurteilen in der Lage war, ein so großes Gewicht darauf legte und wiederholt zur Ausführung drängte. So fand denn diese Reise im Monate Dezember 1866 statt.*) Beust wurde bei Sennyey einquartiert und Majláth war sein Reisebegleiter, der ihn auch in Pest auf jedem Schritt begleitete. Jede Besprechung Beusts mit Deák, Andrássy, Eötvös ꝛc. erfolgte in Gegenwart Majláths oder Sennyeys oder

*) Anmerkung des Herausgebers: Es ist gewiß nicht uninteressant, hier eine Stelle aus dem Literaturblatte der „Neuen Freien Presse" vom 2. Juli 1905, Nr. 14675, anzufügen, in welchem Eduard Wertheimer ein neues Buch über Franz Deák von Zoltan Ferenczi bespricht. Sie lautet: „In einer mir (nämlich Wertheimer) vorliegenden, bisher nicht bekannt gewordenen Äußerung Deáks über diesen Gegenstand (es wird vorher von der Berechtigung oder Nichtberechtigung des von Beust sich selbst gespendeten Lobes gesprochen, daß es keinem anderen als ihm gelungen wäre, den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn zustande zu bringen) heißt es: ‚Beust hat uns (ihn und Andrássy) in der Arbeit gut unterstützt, aber der Hauptfaktor des Erfolges war er nicht; denn wer immer in dieser Zeit ins Ministerium des Äußeren eingezogen wäre, hätte sich genötigt gesehen, den Ausgleich zu fördern; falsch ist daher die Behauptung, mit der sich Beust immer schmeichelte, daß er den 1867er-Ausgleich geschaffen habe.' Erfolgte aber tatsächlich, wie Ferenczi behauptet, die Zusammenkunft Beusts mit Deák in Pest gegen den Willen Belcredis, des damaligen Staatsministers? Konyi (4. Band, S. 130, 2. Auflage) bietet keine Bestätigung hierfür; desgleichen auch nicht der unlängst aus der Feder des Grafen Friedrich Schönborn erschienene Nekrolog über Graf Belcredi (Bettelheims »Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog«, 7. Band). Überhaupt bedarf diese Episode der Ausgleichsgeschichte noch der Aufhellung". So weit Wertheimer. In Belcredis oben mitgeteilter Darstellung ist durch ihn selbst die gewünschte Aufhellung enthalten. Er wußte von Beusts Reise nach Pest, sie ist nicht gegen seinen Willen erfolgt, allein er sah derselben nur mit größtem Mißtrauen entgegen und die folgenden Ereignisse haben dies vollauf gerechtfertigt. Ich kann es nicht unterlassen, noch die folgenden Sätze Wertheimers hierher zu setzen. Wertheimer sagt weiter: „Gewiß ist nur, daß Graf Andrássy, der damals gleichfalls mit Beust in persönliche Berührung trat, sich in einem vertraulichen Brief ziemlich wegwerfend über den neuen Minister Österreichs äußerte: ‚Von den Sachen hat er nicht den geringsten Begriff. Er ist leichtsinnig, wohl ein kluger, aber einsichtsloser Kopf. Wenn ein anderer nicht heraushilft, wird er diese Monarchie verderben, wie er das andere Reich (Sachsen) zugrunde richtete. Das ist mein gegenwärtiger Eindruck.' (Konyi, 4. Band, S. 155.) Danach scheint es, daß Andrássys Minderschätzung der Leistungen Beusts als Minister des Äußeren schon aus der Zeit ihrer ersten Begegnung stammt."

beider. Deák war — nach der Mitteilung Majláths — Beust gegenüber äußerst zugeknöpft und vernahm die Erklärung des letzteren über die Notwendigkeit der Garantien für das Reichsinteresse, bevor zur Ernennung ungarischer Minister geschritten werden könne, ohne sich hierdurch zu einer Diskussion verleiten zu lassen. Beust selbst sagte mir bei seiner Rückkehr von Pest, den Eindruck von dort mitgenommen zu haben, daß die ungarischen Herren nicht zu kapazitieren seien. Er hat sich überdies auch noch nach dieser Reise in den Ministerbesprechungen ganz entschieden damit einverstanden erklärt, daß von einer Ernennung ungarischer Minister keine Rede sein könne, insolange das Reichsinteresse in der von mir stets besonders hervorgehobenen Richtung — der Einheit des Heeres, der Gesetzgebung über indirekte Steuern und der solidarischen Haftung für die Staatsschuld — nicht gewahrt sei. Ja, in einer nach dieser Reise unter dem Vorsitze Sr. Majestät stattgehabten Beratung, welcher Beust, Majláth und ich zugezogen wurden, hat Beust seine Meinung dahin ausgesprochen, daß, wenn die im Jänner mit jenen Mitgliedern der Gratulations-Deputation vorzunehmenden Besprechungen zu keinem günstigen Resultat führen, die ungarische Landtagskommission das Deákſche Ausgleichsoperat nicht im Reichsinteresse modifiziere und der ungarische Landtag, wie man damals mit Sicherheit erwarten konnte, im Falle der nicht erfolgten Minister-Ernennung in die Beratung des Kommissions-Operates nicht eingehe, sondern bis zur Einsetzung einer legalen Regierung es im Reichstagsarchiv hinterlege (was für jeden Fall wirklich die Absicht der Landtagsmajorität war): daß dann zur Landtagsauflösung geschritten werden und ein Provisorium eintreten, zugleich aber in den nichtungarischen Ländern für diesen Fall von einer gemeinsamen — sei es auch außerordentlichen — Vertretung für die Zeit des Provisoriums und bis zur Berufung eines neuen ungarischen Landtages und eines durch diesen gewonnenen Verhandlungsresultates abgesehen und alle Gewalt in den Händen der Regierung vereinigt werden solle. Bei diesem Anlasse richtete Beust an mich als Leiter des Polizeiministeriums die charakteristische Frage, ob ich für den Fall von Ruhestörungen, die namentlich in Wien bei Durchführung der eben erwähnten Maßregel möglich wären, jene Männer bereits ins Auge gefaßt hätte, deren man sich bei Zeiten durch ihre Verhaftung versichern müßte. Die Gefahr, auf welche er hinwies, war nicht gar so drohend und ich dachte bei mir, als Beust diese Frage tat: „Der Mann ist wohl zu allem bereit!"

Es war eine selbstverständliche und daher schon vor dem Dienstantritte Beusts feststehende Sache, die im September abgebrochenen Verhandlungen mit einflußreichen ungarischen Persönlichkeiten nach der Rückkehr des Kaisers von der böhmisch-mährischen Reise, auf welcher ich ihn begleitete, und vor der Beratung des Ausgleichs-Elaborates in der ungarischen 67er-Kommission nochmals aufzunehmen, und durch Majláths und Sennyeys Einwirkung wurden Andrássy, Eötvös und Lónyay in die Gratulations-Deputation des Landtags gewählt, um mit diesen bei Gelegenheit ihrer Anwesenheit in Wien die Besprechung vornehmen zu können.

Was die Journale später zur Glorifizierung Beusts fabelten: daß er selbst den Entschluß zu jener Pester Reise gefaßt, um sich persönlich von der

Sachlage zu überzeugen, daß das Resultat dieser Reise die Verständigung Beusts mit Deák gewesen sei und daher den Grund zum Ausgleich gelegt habe, alles dieses ist eitel Lüge. Bei den eben erwähnten Verhandlungen mit Andrássy, Lónyay und Eötvös im Monat Jänner 1867 war Beust wohl mit Ausnahme der Schlußverhandlungen im Polizeiministerium gegenwärtig, sein Einfluß war aber ein sehr sekundärer, beschränkte sich auf eingestreute diplomatische Phrasen von Eintracht und Versöhnlichkeit, gegenseitigem Entgegenkommen und Vertrauen rc. Es konnte dies auch gar nicht anders sein, da Herrn von Beust ja jede Kenntnis der entscheidenden Verhältnisse mangelte. Nur eine seiner Bemerkungen, die er in der ersten Besprechung, die im Ministerium des Äußeren stattfand, tat, ist erwähnenswert.

Als nämlich Andrássy sich darauf berief, daß das Ausland auf die Befriedigung Ungarns ein großes Gewicht lege, durch dieselbe daher Österreichs Ansehen nach außen mehr gestärkt werde als durch einzelne Gesetzes-Paragraphen, bemerkte Baron Beust, Graf Andrássy möge sich nicht gar zu sehr auf die günstige Stimmung des Auslands verlassen; nach den Depeschen, die er (Beust) in neuester Zeit erhalten habe, sei man im Ausland der Ansicht, daß die ungarische Frage nachgerade anfange, langweilig zu werden. — Diese Bemerkung war ganz am Platze, sie beweist aber zugleich, daß beim Beginn der Verhandlungen die entente cordiale zwischen Beust und Andrássy noch sehr mangelhaft war. Übrigens ist es mir nicht zweifelhaft, daß die ungarischen Herren von Anfang an ihr Augenmerk darauf richteten, den Baron Beust für die ungarische Anschauung zu gewinnen. Beusts Reise nach Pest — die Veranlassung dazu durch Sennyey war den Ungarn unbekannt — und der Umstand, daß dieser dort von Majláth und Sennyey so genau kontrolliert wurde, haben den Gedanken und die Hoffnung, die schon durch jene Preßagenten wach gerufen wurden, genährt und befestigt, daß Beust für seine Person zu den weitestgehenden Konzessionen an Ungarn bereit sein werde. Die Erklärungen, die Beust in Pest abgab, wurden schon deshalb, weil sie in Gegenwart Sennyeys und Majláths abgegeben wurden, nicht für entscheidend angesehen und deshalb habe ich früher bemerkt, daß Beusts Reise nach Pest andere als die von Sennyey erwarteten Folgen hatte.

Als nun die Verhandlungen insoferne einen günstigen Verlauf nahmen, als die ungarischen Herren allmählich zu Zugeständnissen und Modifikationen des Deákschen Elaborates bezüglich der Einheit der Heeres- und der Steuergesetzgebung sich geneigt zeigten und die Einheit der Staatsschuld ausdrücklich anerkannten, — die kräftigste Stütze fand ich an Baron Sennyey, — als nun gleichzeitig die Opposition der Deutschen Partei gegen den außerordentlichen Reichsrat bestimmte Formen annahm, da konnte ich bei den genannten ungarischen Landtagsmitgliedern deutlich wahrnehmen, wie der Gedanke, den Ausgleich zwischen Ungarn und der Krone definitiv unabhängig von einem Votum nichtungarischer Länder abzuschließen, bei den Ungarn immer mehr Gestalt gewann und zur entsprechenden Tat drängte. Die Deutsche Partei in ihrer Fraktion Kaiserfeld hatte schon durch längere Zeit einen innigen Verkehr mit einflußreichen Personen der ungarischen Landtags-Majorität, namentlich mit Deáks Freund und Hauptredakteur des Naplo, Baron Kemenyi, gepflogen. Nun hat es aber der ungarischen An-

schauungsweise immer mehr entsprochen, den Ausgleich mit ihrem König definitiv abzuschließen, als diesen Abschluß gleichsam von einer Genehmigung der nichtungarischen Länder abhängig zu machen. Für den Reichsbegriff fehlt in Ungarn nur zu sehr das Verständnis. Man konnte sich wohl der Einsicht nicht verschließen, daß es gerecht sei, die anderen Länder wegen der Rückwirkung des Ausgleichs auf dieselben rechtzeitig zu befragen, allein die politische Notwendigkeit einer solchen Maßregel gab kein Ungar zu. Selbst die gemäßigtesten Politiker Ungarns (z. B. Sennyey) rieten, rasch abzuschließen, sobald man die ungarischen Parteiführer zu Konzessionen vermocht haben würde, indem auf die Festigkeit eines solchen Entschlusses nicht sehr zu bauen sei. Es war demnach vorauszusehen, daß, wenn sich in den nichtungarischen Ländern eine Partei geneigt zeigen sollte, den einseitigen Abschluß des ungarischen Ausgleichs durch die Regierung gutzuheißen, sich derselben aus verschiedenen Motiven die vollsten Sympathien Ungarns zuwenden würden. Nun, eine solche Partei hat sich, und zwar sehr früh gefunden. Kaiserfeld hatte schon mehrere Monate vor jenen Verhandlungen des Monates Jänner diese Geneigtheit ausgesprochen, hat sich aber allerdings wohl gehütet, hierüber durch die Presse etwas verlauten zu lassen, denn auch er wollte seinerzeit auf den Effekt der Phrase von der Zwangslage nicht verzichten. Kaiserfeld ließ mir in den dem Jänner 1867 vorangegangenen Monaten wiederholt durch seine rechte Hand, den Redakteur Wengraf, mitteilen, die Regierung solle den Ausgleichsakt den nichtungarischen Ländern ohneweiters oktroyieren, es sei dies der einzige Weg, um rasch zum Ziele zu gelangen und der Opposition in einer diesseitigen Vertretung die Möglichkeit zu benehmen, alles wieder in Frage zu stellen.

Kaiserfeld war seit dem Jahre 1864 von Monat zu Monat magyarenfreundlicher geworden und zu jener Zeit, als er mir die erwähnte Mitteilung machen ließ, war er bereits auf dem Punkte angelangt, den Ungarn alle ihre Forderungen zu bewilligen; er fand auch schon das ursprüngliche Deákſche Elaborat ganz annehmbar und sein Einfluß hat schließlich auch die deutschen Parteigenossen in Wien mit wenigen Ausnahmen zu denselben Anschauungen bekehrt. Man wollte ein Parlament in Wien, in welchem den Deutschen die Herrschaft gesichert war; der Weg, welcher am sichersten und schnellsten zu diesem Ziele hinführte, wurde gewählt, ohne irgend einer anderen Rücksicht eine entscheidende Bedeutung zuzugestehen. Franz Pulszky reiste damals fortwährend zwischen Pest und Wien hin und her, hatte auch Zutritt zu den Parteiversammlungen der Deutschen in Wien; die Ungarn und die Deutschen suchten sich zu verständigen und der Vereinigungspunkt war leicht gefunden, wenn nur die Regierung dazu bestimmt werden konnte, zu einer Oktroyierung des Ausgleichs für „Cisleithanien" zu schreiten, ohne die Deutsche Partei dabei zu kompromittieren. Die Ideen, welche Beust, als er sich an die Spitze der Regierung stellte, in dem Schreiben vom 4. und 11. Februar 1867 an die Landtage und die Statthalter kund gab, sind keineswegs sein ursprüngliches Eigentum. Kaiserfeld und seine nächsten Freunde — insbesondere Wengraf — haben diese Ideen zur Welt gebracht, und zwar zu einer Zeit, wo Baron Beust auf die österreichische Politik

noch gar keinen Einfluß nahm; diese Ideen sind von den Ungarn natürlich sehr wohlwollend aufgenommen, von der ganzen Deutschen Partei — wenige starre Zentralisten ausgenommen — akzeptiert und von Baron Beust ausgeführt worden. Die Ungarn waren der Kaiserfeldschen Auffassung schon deshalb sehr gewogen, weil die Deákpartei auf diesem Wege sogleich in den Besitz dessen gelangen konnte, was sie wünschte, aber auch, weil es ein Bündnis mit der Deutschen Partei war, war diese Auffassung den Ungarn an und für sich erwünscht, um das slavische Element im eigenen Lande umso sicherer niederhalten zu können. Ich habe selbst aus dem Munde des jetzigen ungarischen Minister-Präsidenten Grafen Andrássy die Worte gehört: „Die Slaven sind nicht regierungsfähig, sie müssen beherrscht werden." Hiezu eignet sich nun jenes Bündnis ganz gut; auf wie lange, ist freilich eine andere Frage. Es ist übrigens ganz falsch, was Beust zur Rechtfertigung der Oktroyierung des Ausgleichsaktes jetzt zu verbreiten sucht: daß ungarischerseits bei den Jänner-Verhandlungen gewisse Zugeständnisse nur in der Überzeugung gemacht worden seien, die Regierung werde mit dem ungarischen Landtage allein den Ausgleich definitiv abschließen. Eine solche Zusicherung ist den Ungarn, solange ich im Amte war, nie gemacht worden, und daß ich einer solchen nie beistimmen würde, wußten sie nur zu gut. Namentlich hat Graf Andrássy die Vernehmung der Vertreter nichtungarischer Länder vor der Sanktion des Ausgleichs als eine festbeschlossene Maßregel wiederholt mit mir besprochen und hiebei nur seinen Wünschen für eine den ungarischen Intentionen freundliche Majorität Ausdruck gegeben. Ein einziges Mal ließ Graf Andrássy bei einem Besuche, den er mir machte, die Worte fallen, er könne den Streit, der „diesseits" in der Verfassungsfrage über Recht oder Unrecht geführt werde, nicht gut begreifen, da ja das Februar-Statut nie zur Wahrheit geworden sei, daher selbst eine Oktroyierung nicht als Unrecht perhorresziert werden könne. Es mag sein, daß Graf Andrássy durch diese Bemerkung meine Geneigtheit zu einer solchen Maßregel erforschen wollte. Allein auf meine Erwiderung, daß, wenn alle Versuche einer Vereinbarung scheitern sollten, — aber auch erst dann, — die Oktroyierung als der einzige noch offene Weg allerdings werde betreten werden müssen, ließ Andrássy jede weitere Diskussion über dieses Thema fallen. Dieser eben erwähnte Besuch fiel schon in die zweite Hälfte Jänner, also in eine Zeit, wo nicht mehr bloß Kaiserfeld, sondern auch die Deutschliberalen Wiens ihre Bereitwilligkeit deutlich kundgaben, von einer Regierung im Punkte des Ausgleichs alles hinzunehmen, welche ihnen den „ordentlichen" Reichsrat mit deutscher Majorität wiedergebe. Baron Beust hat sich über die Zulässigkeit und Rätlichkeit eines solchen Schrittes, ohne mich zu verständigen, zunächst mit Andrássy allein besprochen und dessen Zustimmung vom ungarischen Standpunkte aus leicht erlangt.

Er hat hierauf dem Kaiser hierüber Mitteilung gemacht und erst dann — am 26. Jänner 1867 — daran gedacht, auch mit mir darüber zu sprechen. Ich muß bemerken, daß die Unterredung zwischen Beust und Andrássy, unmittelbar nachdem sie stattgefunden, in der Wiener „Morgen-Post" zu lesen war und natürlich als Signal einer Schwenkung der Regierung von den deutsch-liberalen Blättern begierig aufgegriffen wurde. Andrássy

hat mir gegenüber sein großes Befremden darüber ausgesprochen, wie ein Gespräch zwischen ihm und Baron Beust Gegenstand eines Zeitungsartikels werden konnte, da er selbst niemandem diesfalls eine Mitteilung gemacht habe. Auch Baron Beust leugnete, irgend einen Anlaß zu dieser Veröffentlichung gegeben zu haben. Nachdem aber der Inhalt des Gesprächs in jener Zeitung ziemlich richtig wiedergegeben war, so mußte doch eine Mitteilung von seiten eines der Teilnehmer erfolgt sein und es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieselbe von Beust ausging und durch Hoffmann an Landsteiner, den Eigentümer der „Morgen-Post", gelangte.

Dieses Manöver mußte natürlich auf die Wahlen für den außerordentlichen Reichsrat, welche damals im Zuge waren, auf das allerungünstigste einwirken. Die konservative Partei unter den Deutschen, welche bereit war, bei den Wahlen im Sinne der Regierung vorzugehen, war nun vollständig desorientiert und in ihrer Aktion behindert, da die Journale das Aufgeben der Idee des außerordentlichen Reichsrates durch die Regierung selbst in Aussicht stellten und ein wirkliches Dementi gar nicht möglich war, insolange jener Artikel der „Morgen-Post" unwiderlegt blieb. Beust leugnete zwar beharrlich, den Zeitungen irgend welchen Anlaß zu den kolportierten Gerüchten geboten zu haben, war aber gleichzeitig eifrigst bemüht, jeden Schritt hintanzuhalten, welcher durch Benützung der Regierungsblätter das Festhalten der Regierung an dem betretenen Wege dokumentiert hätte. Während er damals die Unterredung mit Grafen Andrássy als eine einfache Konversation privaten Charakters hinzustellen suchte, nennt er sie jetzt in dem an mich gerichteten Schreiben vom 21. Nov. 1867*) selbst ein „Arrangement", welches er mit Grafen Andrássy hinter meinem Rücken getroffen hat. Zu diesem „Arrangement" beeilte er sich auch sogleich, — ohne mich oder irgend einen von meinen und seinen Ministerkollegen früher darüber zu vernehmen, — die mündliche Zustimmung des Kaisers einzuholen, und als er diese erlangt hatte, schrieb er mir ein Billett, mit welchem er mich ohne Andeutung der Ursache und des Gegenstandes um eine Unterredung und Bestimmung der Stunde hiezu ersuchte. Alles dies: die Unterredung Beusts mit Andrássy, die derselben unmittelbar gefolgten Zeitungsartikel und die Einholung der kaiserlichen Zustimmung füllte einen Zeitraum von wenigen Tagen aus, und durch jenes Billett kam Baron Beust nur meiner Absicht entgegen, die Differenz, die sich bereits zu einer Personenfrage gestaltet hatte, rasch zu einer Entscheidung zu bringen. An dem Tage, an welchem mir dieses Billett zukam, — es war Samstag der 26. Jänner 1867, — erschien denn auch zu der von mir bezeichneten Stunde, 8 Uhr abends, Baron Beust mit der ihm eigenen lächelnden Miene, um, wie er sagte, mir eine Idee mitzuteilen, deren Ausführung ihm geeignet

*) Anmerkung des Herausgebers: Zum Verständnis dieser Stelle muß hier erwähnt werden, daß infolge einer von Beust bei Beratung des Delegationsgesetzes im Abgeordnetenhause gehaltenen Rede im November 1867, welche die Genesis des Ausgleiches und den Verlauf der Ministerkrisis vom Februar 1867 nicht richtig darstellte (wohl mit Absicht!), Belcredi sich zu einer Erwiderung an Beust veranlaßt fand, welche das oben erwähnte Schreiben Beusts zur Folge hatte.



scheine, allen Verfassungswirren rasch ein Ende zu machen*). Sowie man bei einer Fahrt auf der Eisenbahn durch eine richtige Stellung des Wechsels rasch zum Ziele gelange, so bedürfe es auch in unserer politischen Lage bei den bereits gewonnenen Verhandlungsresultaten nur einer kleinen Änderung des Geleises, in dem wir uns bewegen, um den Ausgleich sofort perfekt zu machen. Dieser soll nämlich zwischen Ungarn und der Regierung definitiv und unabänderlich abgeschlossen, diese Zusicherung den Ungarn — falls ihr Landtag die bei jenen Verhandlungen vereinbarten Modifikationen des Deákschen Elaborates annimmt — erteilt, für die nichtungarischen Länder die Berufung des außerordentlichen Reichsrates aufgegeben und auf Grund des Februar-Statutes der Reichsrat berufen werden, dem der Ausgleich als eine unabänderliche Tatsache zu notifizieren und daran die Aufforderung zu knüpfen wäre, das Februar-Statut den durch den ungarischen Ausgleich geänderten Verhältnissen anzupassen. Es sei demnach der „außerordentliche Reichsrat" mit Rücksicht auf den günstigen Verlauf der Verhandlungen in der ungarischen 1867er-Kommission für gegenstandslos zu erklären, indem der Ausgleich mit Ungarn zum Abschlusse reif sei. Diese Versammlung sei vielmehr als „engerer" Reichsrat einzuberufen und gleich mit Gesetzesvorlagen, vorzugsweise mit dem Heeres-Ergänzungs-Gesetz, zu beschäftigen. Beust war kühn genug, mich auf den Inhalt der (vom Ministerium des Äußeren inspirierten!) Wiener Zeitungen der letzten Tage mit dem Bemerken zu verweisen, daß die öffentliche Meinung instinktiv das Richtige herausfühle und für die Berufung des ordentlichen Reichsrats plädiere. Er fügte hinzu, daß die Ungarn nach einer Besprechung, die er deshalb mit Andrássy gehabt habe, diesem Plan vollkommen beistimmen würden und daß auch Seine Majestät, dem er diese Idee bereits mitgeteilt habe, derselben Beifall zolle.

Zu einiger Aufrichtigkeit sah sich Baron Beust denn doch gezwungen, indem er als Hauptmotiv dieser politischen Schwenkung die Gewinnung der Deutschliberalen Partei bezeichnete, welche um den Preis der Berufung des Februar-Reichsrates gern bereit sei, der Regierung für den einseitigen Vorgang in der Sache des Ausgleiches mit Ungarn Indemnität zu erteilen. Er (Beust) müsse als Minister des Äußeren großes Gewicht darauf legen, daß diese Partei befriedigt und dadurch den preußischen Machtbestrebungen ein Damm entgegengesetzt werde. Es sei dies umso nötiger, als die Antrittsrede des Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe in der bayrischen Kammer, die er zwar ostensibel — in einem Artikel der Wiener „Abendpost" — als wenig belangreich bezeichnet habe, denn doch ernster genommen werden müsse, da ihre preußenfreundliche Färbung gar zu deutlich hervortrete.

*) Anmerkung des Herausgebers: Wie begreiflich, hat sich diese so folgenschwere Unterredung mit Beust in unauslöschlicher Weise Belcredis Gedächtnisse eingeprägt. Nicht nur, daß sich über diese in Belcredis Schriften nebst der obigen Schilderung noch eine spezielle Aufzeichnung befindet, welche hier mit der vorliegenden Darstellung verschmolzen wird, sondern noch in seinen letzten Lebensjahren hat er mir bei einem Besuche in Gmunden jene Konferenz mit Beust genau in der obigen Weise erzählt. Die hier erwähnte spezielle Aufzeichnung ist von Belcredi sofort in den ersten Tagen des Februar 1867 niedergeschrieben worden und hier mitbenützt.

(Hohenlohes Rede war übrigens nichts anderes als eine Paraphrase des Gedankens, welcher bereits in dem im Jahre 1866 unmittelbar nach dem Kriege mit Preußen abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnis einen sehr prägnanten Ausdruck gefunden hatte; und seine Worte sollten nur die Gemüter auf die im April 1867 erfolgte Kundmachung einer längst vollzogenen Tatsache vorbereiten. Der Minister des Äußeren, Baron Beust, hatte von diesem Sachverhalte keine Ahnung.)

Meine Erwiderung war sehr kurz, so daß die ganze Unterredung mit Beust kaum eine halbe Stunde währte. Die in den letzten Tagen und in dieser Besprechung selbst besonders deutlich hervorgetretene Falschheit des Baron Beust hatte mich so angewidert, daß ich gar nicht fähig gewesen wäre, mit diesem Manne länger zu verhandeln. Ich bemerkte ganz kurz, daß ich aus Überzeugung so denke und handle, wie er dies bis jetzt an mir erfahren habe. Ich hätte keinen einzigen Grund von ihm gehört, der meine Überzeugung erschüttern könnte. Es handle sich in erster Linie nicht um einen „rascheren", sondern um einen dauernden, haltbaren Abschluß des inneren Verfassungskonfliktes. Die von ihm (Beust) entwickelte Idee gefährde die Interessen des Gesamtreiches, mißachte das Recht der nichtungarischen Länder zu einem freien, gleichzeitigen Votum in der Ausgleichsfrage und widerspreche den klaren Bestimmungen des Februar-Statuts, welches keinen in Verfassungsangelegenheiten kompetenten Reichsrat der nichtungarischen Länder kenne. An dieser Ansicht hielte ich fest und wäre selbstverständlich entschlossen, mein Portefeuille niederzulegen, wenn Seine Majestät sich für die Ansicht des Baron Beust entscheiden sollte. Ich fügte noch hinzu, daß mit dem September-Manifeste das Versprechen gegeben worden sei, vor der Entscheidung die diesseitige Vertretung zu hören; es sei daher nicht bloß eine politische, es sei auch für mich eine Ehrensache, dieses Versprechen zu erfüllen. Übrigens sei die Berufung des engeren Reichsrates auch deshalb unmöglich, da man hiefür umso weniger eine Stütze im Februar-Patente finden könne, als dieses durch den Abschluß mit Ungarn zerrissen sei. Damit endete die Unterredung. Am nächstfolgenden Tage, 27. Jänner, ging ich in den Vormittagsstunden zum Kaiser. Baron Beust hatte sich beeilt, mir zuvorzukommen und ich fand den Kaiser für die Beustsche Idee sehr eingenommen. Ich setzte Seiner Majestät meine gegenteiligen Gründe umständlich auseinander, die Unterredung dauerte mehrere Stunden; ich betonte namentlich, daß die mit Ungarn erzielten Verhandlungsresultate keineswegs von solcher Bedeutung seien, um — abgesehen von allen anderen Bedenken — an sich einen definitiven Abschluß mit Ungarn zu rechtfertigen; daß die Gefahr für das Gesamtreich, welche jene ungenügenden Resultate noch immer mit sich bringen, nur dadurch unschädlich gemacht werden könnten, daß ein Zustand der Befriedigung in den nichtungarischen Ländern die Widerstandskraft gegen eine den Reichsbestand bedrohende Entwicklung der Dinge erhöhe und sichere; daß der von Beust vorgeschlagene Weg aber in den außerungarischen Ländern bei der überwiegend slavischen Bevölkerung gerade das Gegenteil bewirken werde; daß ferner nebst diesen objektiven auch subjektive Gründe mir es unbedingt verbieten, eine solche Politik einzuschlagen, indem im Manifest vom

20. September 1865, für welches ich die Verantwortung trage, mein Wort für die rechtzeitige Vernehmung der außerungarischen Länder verpfändet wurde und es mit meiner Ehre unvereinbar sei, mein Wort unerfüllt zu lassen. Auf die Einwendung des Kaisers, daß die gegenwärtig erzielten Resultate der Verhandlungen mit ungarischen Landtagsmitgliedern ein rasches Festhalten des Gewonnenen nötig machen, erwiderte ich mit einem Hinweise auf den klaren Wortlaut des September-Manifestes, nach welchem, wenn ungarischerseits Modifikationen der Staatsgrundgesetze vorgeschlagen würden, vor der endgiltigen Entscheidung jedenfalls die Vernehmung der Vertreter der außerungarischen Länder einzutreten habe. Ich fügte hinzu, daß diese „Modifikationen" nach den bisherigen Resultaten der Verhandlungen mit Ungarn wohl der tiefgreifendsten Art seien.

Das Hauptargument, welches der Kaiser mir entgegenstellte, war das des Zeitgewinnes durch eine rasche Entscheidung. Er schien anzuerkennen, daß der von mir vorgeschlagene Weg der korrektere sei, schien aber anderseits die Festsetzung eines baldigen Termines für die Krönung zu wünschen. In dieser Beziehung konnte ich nur bemerken, daß eine Fixierung dieses Zeitpunktes für mich wohl unmöglich sei, da sich der Vertretung der außerungarischen Länder die Beschlüsse nicht vorschreiben und kein Präklusiv-Termin setzen lasse; daß es sich aber bei einer so hochwichtigen, die Existenz der Monarchie berührenden Frage wohl weniger um einen raschen, aber ephemeren als um einen sicheren und dauernden Erfolg handle und daß ich pflichtgemäß nur diesen letzteren anstreben könne.

Zum Schlusse sagte der Kaiser, er würde diese Frage noch vor den Ministerrat bringen, in welchem er den Vorsitz führen werde; bis dahin möge ich mir die Sache noch reiflich überlegen. Ich erklärte jedoch Seiner Majestät, daß für mich die Sache so klar sei, daß ein weiteres Überlegen keine Umstimmung in mir bewirken könne, ich vielmehr schon jetzt meinen festen Entschluß aussprechen müsse, für den Fall, als der Vorschlag des Baron Beust von Seiner Majestät definitiv gutgeheißen würde, mir meine Demission zu erbitten. Der Kaiser hatte während der ganzen Unterredung alle meine Argumente, die ich mich verpflichtet fühlte, mit der größten Offenheit vorzutragen, mit Ruhe angehört und mir persönlich die größte Rücksicht bewiesen. Beust stellte Seiner Majestät die rascheste Beendigung der Verfassungswirren in Aussicht. Der Krönung in Ungarn, welcher Kaiser und Kaiserin schon mit Ungeduld entgegensahen, stünde sodann kein Hindernis mehr im Wege. Diesem Versprechen, dem Graf Andrássy beitrat, mag ein Einfluß in der Richtung zuzuschreiben sein, die Bedenken des Kaisers zu besiegen. Seine Majestät wurde durch die Ungarn selbst in dem Glauben bestärkt, daß durch die Krönung und durch den Machtgewinn, den diese bringe, allen ernsten Gefahren für Thron und Reich für die Zukunft am wirksamsten vorgebeugt werden würde. Jenen entscheidenden Ministerrat hatte der Kaiser für Freitag den 1. Februar festgesetzt. Für die Zwischenzeit sind jedoch noch zwei nicht unwichtige Begebenheiten zu verzeichnen.

Am 29. Jänner kam Ferdinand v. Friedland zu mir und erklärte, von seinem Vetter Max Friedländer, dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse", beauftragt worden zu sein, mir dessen Bereitwilligkeit kund zu tun, die „Neue

Freie Presse" der Regierung zur Verfügung zu stellen und — falls ich darauf einginge — zugleich die Verpflichtung zu übernehmen, die Beschickung des außerordentlichen Reichsrates durch die deutsche Partei zu bewerkstelligen. Ich wurde ersucht, Tag und Stunde mit Max Friedländer zu bestimmen, um das Nähere zu vereinbaren.

Nachdem damals die Entscheidung des Kaisers zwischen Beust und mir unmittelbar bevorstand, so habe ich einen späteren Tag zu einer Besprechung mit Friedländer bestimmt; als Ort der Zusammenkunft war die Wohnung Ferdinand v. Friedlands festgesetzt worden. Als der Kaiser mir am 3. Februar mündlich erklärte, meine Demission anzunehmen, sagte ich natürlich jene Besprechung sogleich ab. Zunächst war es dem Redakteur Friedländer gewiß nur darum zu tun, ein finanziell gutes Geschäft zu machen; wenige Wochen vorher hatte ich das Miteigentum an der sog. „Alten Presse" für die Regierung gewonnen und daher den bisher alleinigen Eigentümer August Zang*) durch dieses Miteigentum bestimmt, der Regierung gegenüber weiter keine feindliche Stellung zu nehmen. Friedländer wünschte nun offenbar ein ähnliches Geschäft zu machen; daß er es aber mit mir und zwar in jenem Zeitpunkte abschließen wollte, ist jedenfalls sehr bezeichnend. Friedländer war die Seele der Machinationen der Deutschen Partei, welcher sein Blatt ausschließend diente; die Zusage dieses Mannes, seine Partei dem außerordentlichen Reichsrat günstig zu stimmen, hatte daher ihr großes Gewicht. Und wie gering mußte wohl das Vertrauen dieser Partei in die Möglichkeit eines Erfolges ihrer Bestrebungen und zu den Intentionen des Baron Beust sein, wenn sich der Leiter ihres Parteiorgans noch in den letzten Tagen des Monates Jänner bereit erklärt, eine Schwenkung zu machen und nun meine, bisher so heftig bekämpfte Politik zu unterstützen! Am 31. Jänner erhielt ich einige Zeilen von August Zang, mittelst welcher er mich in einer wichtigen Sache dringend um eine Besprechung ersuchte. Dieselbe fand noch am selben Tage statt und Zang teilte mir mit, Beweise in Händen zu haben, „welche Intrigen im Ministerium des Äußern gegen mich gesponnen würden". Von einer Person, für deren Glaubwürdigkeit er nach seinen Erfahrungen bürgen könne, deren Namen er aber nicht nennen dürfe, habe er die Nachricht erhalten, daß vor wenigen Tagen aus dem Ministerium des Äußern ein für ein englisches Journal bestimmter Artikel nach London expediert wurde, in welchem mein Rücktritt und die Übernahme der Ministerpräsidentschaft sowie die Leitung der inneren Politik durch Baron Beust, das Aufgeben des außerordentlichen Reichsrates und die Berufung des „Verfassungsmäßigen" signalisiert wird. Der Sendung sei die Bemerkung beigefügt worden, daß, da Seine Majestät die Entscheidung von einem noch bevorstehenden Ministerrat abhängig gemacht habe, mit der Einrückung des Artikels zu warten sei, bis ein Telegramm: „Loslassen" eintreffe. Namentlich diese beigefügte Bemerkung mußte mich von der Richtigkeit der Zangschen Mitteilung

*) Anmerkung des Herausgebers: Vor wenigen Wochen hat die Witwe August Zangs die in jener Zeit geschriebenen Artikel Zangs gesammelt unter dem Titel erscheinen lassen: „Die Sturmessaat ist aufgegangen". Belcredis hier veröffentlichte Aufzeichnungen beweisen, wie falsch auch der von Zang gegen ihn erhobene Vorwurf war, „er klammere sich an sein Minister-Portefeuille"!



sowie davon überzeugen, daß Baron Beust selbst diesen Schritt getan habe; denn außer mir und ihm war das Stadium der Ministerkrisis sowie der Entschluß des Kaisers, noch einen Ministerrat zu berufen, niemandem bekannt. Von mir hat kein Mensch ein Wort darüber vernommen, also war es Beust, der das Schweigen vorzeitig gebrochen hat. Nachdem Verschwiegenheit überhaupt nicht zu seinen Tugenden gehört, so erlaubte seine Freude, dem Ziele nahe zu sein, noch weniger, der redseligen Natur Zwang anzutun. Den Kaiser hatte ich seit jenem Sonntage (27. Jänner) nicht mehr gesehen, während ich bis dahin fast täglich zu ihm kam; führten mich nicht ohnehin die Geschäfte hin, so ließ er mich rufen. Dieses plötzliche Abbrechen des persönlichen Verkehrs war demnach für mich sehr verständlich. Der Kaiser schien dem Beust-Andrássyschen Projekte Beifall zu zollen. Erst Freitag, den 1. Februar schrieb mir Seine Majestät, ich möchte die Minister zu einer Konferenz unter Seinem Vorsitze zur Beratung der innerpolitischen Frage berufen, früher aber selbst zu ihm kommen. Der Entschluß des Kaisers stand bereits fest und demzufolge auch der meine, mir die Entlassung zu erbitten. An demselben Tage, an welchem Zang mir jene Eröffnung machte, erhielt ich vom Kaiser den eben erwähnten Auftrag. Der Minister-Konseil wurde dementsprechend von mir für Freitag, den 1. Februar 1867 einberufen. Dem erhaltenen Befehle folgend kam ich an dem bezeichneten Tage zum Kaiser. — Ich hatte vorher mein förmliches Entlassungsgesuch niedergeschrieben und überreichte es nun Seiner Majestät.*) Ich erklärte, mein Entschluß sei heute derselbe wie vor fünf Tagen und finde in dem Entlassungsgesuch seinen Ausdruck, welches ich den Kaiser entgegenzunehmen bat. Derselbe nahm mein Demissionsgesuch schweigend und nachdenklich aus meiner Hand und frug nach einigen Augenblicken, ob denn eine Verständigung zwischen mir und Beust ganz unmöglich sei. „Sie ist unmöglich," lautete meine Antwort, „wenn Beust bei seinen neuesten politischen Plänen und bei dem Intrigenspiel beharrt, welches seit den letzten Tagen besonders lebhaft gegen mich betrieben wird". Ich berief mich nicht allein auf die durch das Ministerium des Äußern genährten Umtriebe, um in den deutsch-slavischen Provinzen die im Zuge befindlichen Landtagswahlen zu Gunsten der sogenannten „Verfassungstreuen" zu beeinflussen und die konservative Partei in ihrer regierungsfreundlichen Haltung wankend zu machen, sondern ich erzählte auch dem Kaiser, was mir Zang tags vorher mitgeteilt hatte. Ich erklärte daher, auf keinen Fall mit Beust im Ministerium verbleiben zu können, der nach Zangs Mitteilung bereits vor zwei Tagen einen Artikel in ein englisches Blatt schreiben ließ, welcher die bezeichnete Wendung in der Politik signalisieren sollte. In diesem Artikel komme Beust als präsumptiver Ministerpräsident und ich als zurückgetreten vor. Es sei ferner, wie schon erwähnt, die Bemerkung darin enthalten, daß eine Ministerkonferenz über die Durchführung dieser Politik entscheiden solle, daher man in London mit der Einrückung des Artikels auf ein Telegramm

*) Anmerkung des Herausgebers: Die von Belcredi eigenhändig geschriebene Kopie dieses Entlassungsgesuches befindet sich in seinen nachgelassenen Papieren. Dasselbe ist in edlen, ergreifenden Worten gehalten, die man nicht ohne tiefe Rührung lesen kann. Aus jedem Wort spricht Belcredis große Charakterfestigkeit, aber auch der Schmerz, so nahe am Erfolg sich zurückziehen zu müssen.

warten solle. Auf die Frage des Kaisers, ob dies denn möglich sei, bemerkte ich, daß die Details jener Mitteilung kaum gestatten, an ihrer inneren Wahrheit und an der Urheberschaft Beusts zu zweifeln. Beust, welcher sich mittlerweile wegen des bevorstehenden Ministerrates in den Appartements des Kaisers eingefunden hatte, wurde in das kaiserliche Schreibzimmer gerufen, wo ich ihm alles vorhielt, was mir aus Zangs Mitteilungen bekannt war. Beust war hiedurch in große Verlegenheit versetzt. Die Sache für unwahr zu erklären, hatte er denn doch nicht den Mut; sich selbst als den Schuldigen bekennen, wollte er gleichfalls nicht, und so wurde denn ein ihm untergeordneter Beamter als Sündenbock vorgeschoben und darin eine allerdings sehr mangelhafte Entschuldigung gesucht, da ja das Detail jener Mitteilung mindestens die Beustsche Inspiration unwiderleglich dartat. Meine Worte beantwortete Beust nur fortwährend mit dem Ausruf: „Ach, wie ich das beklage, ach, wie ich das bedauere, von mir bitte ich doch so etwas nicht zu glauben, ich werde in meinem Ministerium eine strenge Untersuchung einleiten lassen“ 2c. 2c. Kurz, es waren Worte, wie sie eben nur die Verlegenheit und das schlechte Gewissen eingeben. Die in Aussicht gestellte „Untersuchung“ bestand darin, daß Beust am folgenden Tag seinen Adjutanten Hofrat Hoffmann in Gegenwart des Preßleiters Baron Hell frug, ob und was ihm bezüglich jenes angeblich für ein englisches Journal bestimmten Artikels bekannt sei? Hoffmann bestand nicht einmal diese Art von „Untersuchung“, denn schon die Gegenwart des Hofrates Hell machte ihn, ganz gegen seine Gewohnheit, so verlegen, daß er gar kein halbwegs passendes Wort der Erwiderung fand, sondern die an ihn gerichtete Frage nur wieder mit — in seiner Verlegenheit sehr ungeschickt gestellten — Gegenfragen: Was man denn wohl meine? Welches Blatt dies denn sein solle? 2c. beantwortet hat.

Hofrat Hell, ein sehr braver Beamter und ehrenhafter Charakter, kam nach dieser Untersuchung zu mir, da Beust-Hoffmann ihm ein Blatt einer deutschen Zeitung mit dem Bedeuten mitgegeben hatten, mich zu fragen, ob der in diesem Blatte enthaltene Artikel etwa derjenige sei, den ich meinte. Hell, der keine Ahnung von all dem hatte, was vorhergegangen war, daher den Anlaß jenes Zwiegesprächs zwischen Beust und Hoffmann gar nicht kannte, erzählte mir mit großem Erstaunen und ohne sich diese Erscheinung erklären zu können, von der bitteren Verlegenheit, in die Hoffmann durch jene Frage Beusts versetzt wurde. Das Ganze war natürlich nur eine des Vorgehens des Herrn von Beust würdige Schlußkomödie.

Hells Gegenwart wurde gewählt, weil Beust wußte, daß derselbe täglich mit mir verkehre und mein Vertrauen besitze, so daß seine Anwesenheit dem Vorgang einen Anstrich von loyaler Offenheit geben werde. Daß den sonst so namenlos kecken Hoffmann das böse Gewissen zum Verräter machen würde, konnte er natürlich nicht voraussetzen. Das mir mitgeteilte Blatt enthielt einen ganz anderen und zwar unverfänglichen Artikel. Später wurde mir die ganze Sache als eine Unvorsichtigkeit des Majors Jung, der fürs Ausland korrespondiert, erklärt. Nachdem der Inhalt des Artikels aber ganz genau die Ideen des Herrn von Beust wiedergibt und von der bevorstehenden entscheidenden Ministerkonferenz spricht, was nur Beust selbst wissen konnte, so ist es klar, daß die ganze Sache nur von Beust ausgehen kann.

Die erwähnte Ministerkonferenz vom 1. Februar 1867 währte vier Stunden und bestand eigentlich nur in einem heftigen Kampfe zwischen Beust und mir. Beust hielt noch immer seinen Standpunkt fest, ich selbstverständlich den meinen. Beust begann damit, die Resultate der im Jänner gepflogenen Verhandlungen mit den ungarischen Landtagsabgeordneten und Ministerkandidaten Andrássy, Lónyay und Eötvös als so günstig zu bezeichnen, daß sie vollständig ausreichten, den Ungarn schon jetzt auf der gewonnenen Grundlage den definitiven Abschluß des Ausgleichs unter der Voraussetzung in Aussicht zu stellen, daß die 67er Kommission des Landtags diese Vereinbarungsresultate gleichfalls akzeptierte und dadurch auch die Annahme im Landtage als gesichert erscheinen ließe. Diese Zusage des Abschlusses hätte im Namen der Krone zu geschehen, so daß, sobald ein günstiger Beschluß der Landtagskommission vorliege, sogleich zur Ernennung der ungarischen Minister geschritten werden könne, welch letztere die Vertretung der Ausgleichsbestimmungen im Landtage zu übernehmen hätten. Der außerordentliche Reichsrat sei durch die eben erwähnten Vereinbarungsresultate mit den ungarischen Abgeordneten gegenstandslos geworden, daher die Einberufung desselben unter Hinweisung auf die Vereinbarung mit Ungarn zu revozieren und die Landtage zur Wahl der Abgeordneten für den „ordentlichen verfassungsmäßigen Reichsrat“ aufzufordern seien. Diesem letzteren wäre der Ausgleich mit Ungarn als eine vollzogene Tatsache mitzuteilen und allenfalls eine Indemnität für den Vorgang der Regierung zu begehren. Die Begründung dieses Begehrens und beziehungsweise des Vorgangs der Regierung liege in dem Umstande, daß die Ungarn sich nie zu einer Verhandlung und Vereinbarung mit der Regierung herbeigelassen hätten, wenn das Resultat in seiner Gültigkeit noch von der Zustimmung der nichtungarischen Länder abhängig gemacht worden wäre. Wollte man daher jetzt noch an das Votum dieser Länder appellieren, so hieße dies das Vereinbarungsresultat mit Ungarn wieder in Frage stellen und den so dringend nötigen Abschluß des Ausgleichs wieder in unabsehbare Ferne rücken.

In meiner Entgegnung sagte ich Beust ganz deutlich, daß er schon seit zehn Tagen durch die Journale eine Agitation gegen den außerordentlichen Reichsrat in Szene gesetzt habe, die auf den Ausschlag der Wahlen in der ungünstigsten Weise zurückwirke, und erklärte, die Auseinandersetzung und den Antrag des Baron Beust in allen seinen Punkten bekämpfen zu müssen. Wenn eine Regierung, kaum daß sie einen Schritt wie jenen des Patentes vom 2. Januar (1867) getan, wieder eine Schwenkung mache, müßten alle konservativen und loyalen Elemente sie verlassen. Erstens könne ich die Resultate der Vereinbarung mit den ungarischen Abgeordneten nicht für so befriedigend ansehen, daß die Regierung Ursache hätte, mit beiden Händen zuzugreifen und alle anderen, selbst die gewichtigsten Rücksichten bei Seite zu setzen, nur um den Besitz jener Zugeständnisse vor jeder Störung zu sichern. Die in Ungarn gewonnenen Resultate berechtigten durchaus nicht zu einer solchen Schwenkung, denn das im September-Patente gewahrte Recht der diesseitigen Vertreter, ihr gleichgewichtiges Votum abzugeben, bleibe aufrecht und müsse beachtet werden. Baron Beust hätte sich auch nicht veranlaßt gefunden, die Gründe seiner besonderen Befriedigung über jene Vereinbarungsresultate bekannt zu geben. Er dürfte mir aber wohl nicht die

Kompetenz abstreiten, darüber ein Urteil abzugeben, was dem österreichischen Reichsinteresse Befriedigung gewähre und was nicht, und da könne ich denn die von den ungarischen Abgeordneten zugestandenen Modifikationen des Deákschen Elaborates nur als das Minimum dessen bezeichnen, was für das Reich erstrebt und gesichert werden muß. Ich sei wohl überzeugt, daß die Regierung, wenn sie die Verhandlungen mit Ungarn fortsetzen wollte, keine weiteren Zugeständnisse zu erwarten habe, dies berechtige aber dieselbe keineswegs, unmittelbar zum Abschluß des Ausgleichs zu schreiten. Die entscheidende Frage sei jetzt vielmehr die, ob das Votum des außerordentlichen Reichsrats dem Ausgleichswerke, vom österreichischen Standpunkt betrachtet, förderlich sein könne? Diese Frage könnte ich nimmermehr verneinend beantworten und schon deshalb müsse ich erklären, die Verantwortung eines Schrittes, wie ihn Baron Beust bezüglich des Ausgleichsdefinitivums beantragt, nicht übernehmen zu können. Nun sei aber noch zu erwägen, daß selbst dieses Minimum der ungarischerseits zugestandenen Modifikationen dem Reiche dauernd nicht gesichert ist, wenn von der Prüfung und freien Zustimmung der außerungarischen Länder zu dieser Abmachung abgesehen wird. Denn in diesen Ländern und nicht in Ungarn finde die Monarchie ihre kräftigste Stütze. Bei aller Verschiedenheit der nationalen und politischen Wünsche und Bestrebungen dieser Länder sei doch der ernste Wille, den Bestand eines mächtigen Ganzen zu erhalten, unzweifelhaft vorhanden. Wer dasselbe von Ungarn behaupten wolle, kennt Land und Leute nicht. Wohin soll also eine Politik führen, welche Ungarn und auch dieses nur in seiner momentan herrschenden Partei, befriedigt, die anderen wahrhaft österreichisch gesinnten Länder aber unbefriedigt läßt, ja, welche die Majorität der Bevölkerung dieser Länder, welche slavisch ist, geradezu vor den Kopf stößt?

Ich wisse wohl, daß die deutsche Partei um den Preis der Berufungen des sogenannten verfassungsmäßigen Reichsrates, weil ihr in demselben die Majorität gesichert wäre, bereit ist, die Politik des Baron Beust ohne Widerstand hinzunehmen, — ja, daß diese Partei selbst geneigt ist, das Deáksche Elaborat in seiner ursprünglichen Form zu akzeptieren, nur um in möglichst kurzer Zeit wieder zur Herrschaft in den nichtungarischen Ländern zu gelangen. Allein diese selbe Partei habe ja durch fünf Jahre die Herrschaft besessen und ihre Kraft zur Geltung bringen können, und was habe sie geleistet? Die traurigen Konsequenzen einer Politik, wie sie Baron Beust empfiehlt, würden sich noch viel früher geltend machen als jene der Politik des Herrn von Schmerling. Es sei mir ferner ganz unverständlich, wie Baron Beust angesichts der sich immer drohender gestaltenden orientalischen Frage eine Politik inaugurieren wolle, welche die Slaven im Reiche zu entschiedenen Gegnern haben wird. Baron Beust sage, daß der außerordentliche Reichsrat durch die Vereinbarung mit den ungarischen Abgeordneten gegenstandslos geworden sei. Dem müsse ich entschieden widersprechen. In dem Manifeste und Patente vom 20. September 1865 sei das Versprechen erteilt worden, in der Ausgleichsfrage keine Entscheidung zu treffen, ohne vorher das Votum der nichtungarischen Länder in derselben einzuholen. Dieses Versprechen soll eben durch die Berufung des außerordentlichen Reichsrates erfüllt werden; unerfüllt bliebe aber das Versprechen,

wenn die Entscheidung jetzt von der Regierung einseitig getroffen würde. Die Resultate der Verhandlungen zwischen der Regierung und einzelnen ungarischen Landtagsabgeordneten sollen den außerordentlichen Reichsrat gegenstandslos machen, während doch nach dem September-Patent selbst ein bezüglicher Beschluß des ungarischen Landtages jene außerordentliche Versammlung der Landtagsdelegierten nicht allein nicht gegenstandslos machen kann, sondern der Inhalt eines solchen Beschlusses eben den Gegenstand der Beratung dieser Versammlung zu bilden hat. Bei der Beratung der Frage eines außerordentlichen Reichsrates im Ministerrat (im Monat Dezember 1866) sei ja von mir ohne irgend welchen Widerspruch hervorgehoben worden, wie wünschenswert es sei, noch vor dem Zusammentreten dieser Versammlung die Verhandlungen mit den Ungarn zu einem Resultate zu führen, welches die sichere Aussicht habe, vom ungarischen Landtage angenommen zu werden, da sonst die Regierung dem außerordentlichen Reichsrat nur Propositionen machen könnte, für deren Annahme in Ungarn gar keine Garantie vorliege.

(NB. Bei der in Ungarn herrschenden Parteidisziplin war hiezu nur die zugesicherte Zustimmung Deáks nötig.)

Ich wies darauf hin, daß die Absicht, die Vertreter der nichtungarischen Länder schon jetzt und für einen so frühen Termin (25. Februar) zu berufen, eben darin ihren Grund hatte, daß Baron Beust mit Rücksicht auf die „Unsicherheit der äußeren Verhältnisse" darauf drang, den Zusammentritt des außerordentlichen Reichsrates nicht über den Monat Februar hinaus zu verschieben. (NB. Damals konnte Baron Beust die äußere Lage nicht drohend genug schildern. Wenige Wochen später aber, als er nach meinem Rücktritt die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, machte ihm die Verzögerung des Zusammentritts des Reichsrats bis Mai 1867 nicht das geringste Bedenken.)

Dieses sei der Grund der Berufung jener Versammlung mit Patent vom 2. Jänner 1867, also vor Erzielung eines halbwegs annehmbaren Verhandlungsresultates mit Ungarn gewesen und ohne diesen von Baron Beust als Minister des Äußern mit großem Nachdruck geltend gemachten Grund wäre es mir nicht eingefallen, die Berufung der Vertreter nichtungarischer Länder vor erzieltem Verhandlungsresultat mit Ungarn zu beantragen, wogegen aber von allen Teilnehmern an jenem Ministerrat die Notwendigkeit anerkannt wurde, die Verhandlungen mit Ungarn möglichst zu fördern und dem außerordentlichen Reichsrat in dieser Hinsicht nicht resultatlos gegenüber zu treten. (NB. Justizminister Komers, und zwar dieser allein, hat in jenem Ministerrat vom Dezember gegen die Berufung des außerordentlichen Reichsrates gestimmt und beantragt, denselben erst dann einberufen zu lassen, wenn ein Beschluß des ungarischen Landtags in der Ausgleichsfrage vorliege.)

Durch die seither erzielten Resultate in der ungarischen Angelegenheit sei daher wenigstens annähernd dasjenige erfüllt, was nach den Ministerberatungen über die Berufung eines außerordentlichen Reichsrats zu erstreben war.

Baron Beust wolle, daß der „verfassungsmäßige" Reichsrat berufen werde, während er gleichzeitig beantragt, die Verfassungsakte zu zerreißen. Denn ein definitiver, einseitiger Abschluß des Ausgleichs mit Ungarn ist der Form und der Sache nach eine Vernichtung des Patentes vom 26. Februar 1861.

Der Form nach deshalb, weil, die Gültigkeit der Februarakte überhaupt vorausgesetzt, die Ausgleichs- und beziehungsweise Verfassungsfrage nur mit dem und durch den Reichsrat als Vertretung des Gesamtreichs gelöst werden darf; der Sache nach aber aus dem Grunde, weil der Haupt- und Grundgedanke des Februargesetzes, nämlich die verfassungsmäßige Einheit und Gemeinsamkeit aller Länder, durch den Ausgleich getötet würde. Wie dann unter diesen Umständen im Ernst an die Berufung eines verfassungsmäßigen (das ist dem Verfassungsgesetze vom 26. Februar entsprechenden) Reichsrats gedacht werden könne, sei denn doch schwer zu begreifen.

Nicht genug könne ich mich endlich über die Behauptung des Baron Beust wundern, daß die ungarischen Abgeordneten, mit welchen im Monat Jänner in Wien verhandelt wurde, nur unter der Voraussetzung in die Verhandlungen eingegangen seien, daß einer Vereinbarung die Sanktion der Krone gewiß sei, wenn ein beistimmendes Votum des ungarischen Landtags vorliege, und daß es demnach das gewonnene Verhandlungsresultat vollständig in Frage stellen heiße, wenn man jetzt noch auf ein Votum der nichtungarischen Länder reflektieren wolle, bevor eine definitive und bindende Entscheidung von Seiten der Regierung getroffen sei.

In dem Manifeste und Patente vom 20. September 1865 sei ja der von Beust jetzt perhorreszierte Standpunkt ganz klar und deutlich ausgesprochen worden, und nachdem die Kundmachung dieses hochpolitischen Dokumentes auch in den ungarischen Ländern erfolgt und seither keine Kundgebung von Seiten der Regierung eingetreten sei, welche diesen Standpunkt verrückt hätte, so sei es doch wohl selbstverständlich, daß die Ungarn ebenso wie die Nicht-Ungarn keine dem Inhalt jenes Dokumentes widerstreitende Voraussetzung hegen konnten.

(NB. Ofen-Pest war infolge der Kundmachung des September-Patentes glänzend beleuchtet.)

Die vielen Besprechungen, die ich mit ungarischen Abgeordneten bis in die allerletzte Zeit gepflogen hatte und in welchen ich den Standpunkt vom September 1865 nie verleugnete, hätten auch auf ungarischer Seite nie einen Zweifel oder eine solche Voraussetzung erkennen lassen, wie sie Baron Beust jetzt anzunehmen beliebe.

Ich wies schließlich darauf hin, wie die von Beust empfohlene Politik nicht bloß die Regierung verpflichte, an der mit den Ungarn einseitig getroffenen Vereinbarung unter allen Umständen festzuhalten, sondern wie durch dieselbe auch für die Krone die Freiheit der Entschließung verloren gehe, indem dem vereinbarten Ausgleichsoperat schon jetzt die königliche Sanktion in Aussicht gestellt werden solle, was Beust wollte — wenn der ungarische Landtag dasselbe annimmt. Dies sei aber meines Erachtens ein ganz unzulässiger Schritt. Falls der außerordentliche Reichsrat sich gegen die vereinbarten Ausgleichsbestimmungen erklären und der ungarische Landtag sich auch dann zu keinen weiteren Modifikationen verstehen sollte, müßte vielmehr der Rücktritt der dermaligen Regierung als Eventualität ins Auge gefaßt werden, um Seiner Majestät in einer so hochwichtigen Angelegenheit die freie Entschließung zu wahren. Ich fügte noch hinzu, daß, wenn Baron Beust die äußeren Verhältnisse für sich anführe, seit dem 2. Jänner nichts

anderes geschehen sei, als daß Fürst Hohenlohe in der bayerischen Kammer eine preußenfreundliche Rede gehalten hätte. Nun, wenn diese Rede allein genüge, um die Richtung der österreichischen Politik zu bestimmen, so sei es um diese traurig bestellt. Das Ausland überhaupt und insbesondere Süddeutschland werde sich nur dann an Österreich anschließen, wenn es stark und mächtig sei. Momentane Sympathien oder Antipathien entscheiden gar nichts. Bayern z. B. habe die größte Antipathie gegen Preußen, es schließe sich aber demselben an, weil es eben siegreich und stark sei. Man habe daher bei der österreichischen Politik nur danach zu fragen, was Österreich stark und mächtig mache. Die Politik, die Baron Beust vertritt, tut es gewiß nicht, indem sie alle Slaven vor den Kopf stößt, was natürlich auch auf die ungarischen Slaven rückwirken müsse und bei der Lösung der orientalischen Frage für Österreich nur verderbliche Folgen äußern könne.

Beust nahm hierauf das Wort zu einer kurzen Entgegnung, die nichts weniger als entschieden gehalten war. Er leugnete, einen Einfluß auf die eventuellen Wahlen zum außerordentlichen Reichsrat genommen zu haben, behauptete, in seinen Vorschlägen nur dem klaren Ausdrucke der öffentlichen Meinung zu folgen, und erklärte endlich ganz bestimmt, in seinem politischen Vorgehen sich auf die Deutschen diesseits und auf die Magyaren jenseits stützen zu wollen. Dieser Stützen glaube er versichert und dann stark genug zu sein, allen Eventualitäten, namentlich auch im Orient (!), ruhig entgegenzusehen.

Nach seiner Ansicht sei es die dringendste Notwendigkeit, durch die Befriedigung der deutschen Partei in Österreich Süddeutschland von Preußen abzuziehen und für Österreich sympathisch zu stimmen.

(NB. Das ist Herrn von Beust vortrefflich gelungen, indem sich Süddeutschland alsbald an Preußen angeschlossen hat.)

Belangend die Slaven, so würde er es sehr bedauern, wenn sie sich seiner Politik nicht anschließen würden; allein von allen Slaven erwarte er keinesfalls eine oppositionelle Haltung, da die Polen, wobei er sich auf eine Unterredung mit Fürst Karl Jablonowski berief, wohl jedenfalls für seine Anschauungen zu gewinnen sein würden.

In dieser Beziehung hat Beust, wie die Zukunft lehrte, ganz richtig geurteilt. Mir gegenüber hat aber Fürst Jablonowski sowohl als auch alle anderen Polen, mit denen ich häufig verkehrte, ganz anders gesprochen und den „ordentlichen" Reichsrat entschieden perhorresziert. —

Ich hatte übrigens, wie bereits erwähnt wurde, bezüglich Deutschland meine Ansicht in dieser Konferenz dahin ausgesprochen, daß es sich auch in dieser wie in allen anderen äußeren Fragen einfach darum handle, Österreich im Inneren zu kräftigen, denn die Schwachen meidet jeder, nur an den Starken schließt man sich an. Süddeutschland hege gewiß keine Sympathien für Preußen und dennoch sei jetzt die Anschlußtendenz dort unverkennbar vorhanden, — weil Preußen eben stark und mächtig sei. Alle Sympathien, die Baron Beust zu erwecken suche, werden hieran nichts ändern, — bleibe Österreich schwach, wie dies bei Ausführung der Ideen des Baron Beust zu erwarten sei, so werde es nach außen isoliert sein.

Von den übrigen der Konferenz anwohnenden Ministern hatte sich außer Majláth niemand an der Diskussion beteiligt und auch Majláth beschränkte sich darauf zu bemerken, daß die Vorschläge des Herrn von Beust für Ungarn so überaus günstig seien, daß er als ungarischer Hofkanzler denselben nicht entgegentreten könne und bestätigen müsse, daß sie in Ungarn mit großer Befriedigung aufgenommen werden würden und dort Einwendungen gegen die Berufung des „engeren" Reichsrates wohl nicht zu erwarten seien. Übrigens halte er die Bedenken, die ich gegen die Beustsche Politik angeregt hätte, für sehr erwägenswert und er müsse bestätigen, daß die ungarischen Abgeordneten, mit welchen die Vereinbarung im Monate Jänner erzielt wurde, sehr wohl wußten, daß vor der königlichen Entscheidung auch die nichtungarischen Länder um ihr Votum in der Ausgleichssache befragt werden sollten. Die übrigen Minister stimmten dem Baron Beust bei, indem sie dieser Abstimmung nur den Wunsch beifügten, den Gedanken des definitiven Ausgleiches mit Ungarn (und dessen Oktroyierung für die diesseitigen Länder) nicht zu schroff hinzustellen, sondern wenigstens der Form nach das Recht der Zustimmung der nichtungarischen Länder zu wahren. Wie dies Kunststück nach erfolgter Sanktion der ungarischen Landtagsbeschlüsse ausgeführt werden sollte, darüber haben sich diese Herren Minister nicht ausgesprochen. Im übrigen billigten sie Beusts Absicht, die Sache rasch zum Abschlusse zu bringen, ebenso wie seine prononziert deutsche Politik und wünschten vor allem eine Befriedigung der Wiener Opposition.

Damit war die Diskussion über diesen Gegenstand geschlossen und der Justizminister Ritter von Komers begann den von ihm vorbereiteten Gegenstand betreffend die Suspendierung der Wirksamkeit des Gesetzes zum Schutze der Person und des Eigentums — des Hausrechtes — in den italienischen Bezirken Südtirols zum Vortrag zu bringen. Der Statthalter Toggenburg hatte nämlich dringend um diese Maßregel gebeten, um der fortgesetzten maßlosen Agitation der italienischen Annexionspartei Südtirols wirksam entgegentreten zu können.

— Dieses Gesetz blieb noch viele Monate nach dem Zusammentreten des Reichsrates suspendiert, ohne daß sich die Regierung bestimmt gefunden hätte, die Zustimmung des Reichsrates einzuholen oder auch nur die Gründe dieser Maßregel darzulegen, wozu sie schon nach § 13*) der Februar-Verfassung auch in seiner ursprünglichen Form verpflichtet gewesen wäre. Auch der Reichsrat machte nicht einmal den Versuch, die Regierung an diese Verpflichtung zu mahnen, trotz der „Hochwacht der Freiheit" des Herrn Schindler. Es handelte sich ja den Liberalen in erster Linie nie um Gesetz und Recht, sondern immer nur um Rücksichten der Opportunität, um den raschen Wiedergewinn ihrer früheren Machtstellung. Welcher Lärm erhob sich gegen den Minister Schmerling im Abgeordnetenhause aus Anlaß der gleichen Maßregel in Galizien während des polnischen Aufstandes! Und doch hatte dieses Ministerium die Gründe dieser Maßregel dem Abgeordnetenhause dargelegt, was Beust weit entfernt war zu tun.

*) Der hier erwähnte § 13 entspricht dem gegenwärtigen und in den letzten Jahren zu solcher Berühmtheit gelangten § 14 der Dezember-Verfassung.



Dem Antrag des Justizministers entsprechend wurde in der Konferenz die Suspendierung des Gesetzes zum Beschlusse erhoben. Und nun ist noch folgende Episode erwähnenswert. Von Beust war die eventuelle Berufung des provisorischen Leiters des Finanzministeriums Sektionschefs v. Becke eingeleitet worden, und obwohl die Konferenz schon mehrere Stunden gedauert hatte, wurde dennoch diesem Wunsche Beusts Folge geleistet. Ich war dadurch sehr überrascht und hatte auch keine Ahnung, zu welchem Zweck diese Berufung v. Beckes erfolgen sollte. Das war alles von Herrn v. Beust geheimnisvoll eingeleitet, der, ohne mir früher ein Wort darüber zu sagen, sich diese Berufung v. Beckes zu sichern gewußt hatte.

Es wurde mir bald klar, warum Herr v. Beust*) im Verein mit Herrn v. Becke sich so sehr bemühte, die Konferenz mit einer Sache noch weiter zu beschäftigen. Es handelte sich um ein Finanzgeschäft, dem die eben genannten beiden Herren Beust und Becke schon seit längerer Zeit ihr volles Interesse zuwendeten. Becke erstattete Vortrag über den von ihm längst und überaus eifrig befürworteten Abschluß des Domänen-Pfandbrief-Anlehens. Daß dieser Gegenstand noch in der erwähnten Konferenz, der ich noch als Minister beiwohnte, zum Vortrag kommen mußte, ist gleichfalls sehr bezeichnend für den Einfluß, den Beust bereits gewonnen hatte, und für die Art, wie er denselben gleich zu verwerten suchte.

Ich muß vorausschicken, daß bereits im Monat April 1866 die kaiserliche Bewilligung erteilt worden war, ein auf die Staatsgüter fundiertes Anlehen für den Fall aufzunehmen, daß der durch den (damals schon bevorstehenden) Krieg gesteigerte Bedarf dieses Deckungsmittel notwendig machen sollte. Nun ist aber bei der kurzen Dauer des Krieges dieser Bedarfsfall nicht eingetreten. Durch die Ausgabe der Staatsnoten ist der außerordentliche Aufwand für 1866 nicht allein vollständig gedeckt worden, sondern es wurde noch ein großer Teil zur Verwendung für 1867 erübrigt. Schon im Monat Dezember 1866 jedoch, als (Graf Hans) Larisch noch als Finanzminister im Amte war, wurde von Herren v. Beust und Sektionschef v. Becke der Finanzminister dafür zu stimmen gesucht, dieses Anlehen dennoch abzuschließen. Altgraf Franz Salm und Graf Otto Chotek, welche sich bei diesem Anlehensgeschäft, für welches Pariser Häuser Offerte machten, beteiligen wollten, haben sich alle Mühe gegeben, die Regierung für den Abschluß zu stimmen. Bei Baron Beust und v. Becke ist ihnen dies vollständig gelungen. Des ewigen Drängens müde, hatte Finanzminister Graf Larisch den Baron Beust, Majláth und mich zu einer Besprechung dieses Gegenstandes zu sich geladen und Becke hiezu beigezogen. Becke befürwortete den Abschluß sehr warm; er mußte zwar eingestehen, daß die Bedeckung des Erfordernisses pro 1867 diese Maßregel nicht notwendig mache, allein man könne nicht wissen, was die nächste Zukunft bringen werde und da sei es immer gut, eine Geldsumme disponibel zu haben. Besonders eifrig wurde diese Ansicht von Baron Beust unterstützt; er meinte, daß die äußeren Ver-

*) Anmerkung des Herausgebers: Beust, welcher im II. Bande seiner Erinnerungen „Aus Dreiviertel Jahrhunderten", S. 91, auch diesen Ministerrat bespricht und die Rede Belcredis „das brillanteste Plaidoyer" nennt, welches er je gehört habe, unterläßt es wohlweislich, von der Episode Becke auch nur ein Wort zu erwähnen.

hältnisse zwar allerdings nicht der Art seien, um von einer Kriegsgefahr für die nächste Zukunft zu sprechen, allein die europäichsen Zustände seien doch so wenig konsolidiert, daß „Überraschungen" in das Bereich der Möglichkeit gehörten und für solche Fälle sei es sehr wünschenswert, einen Schatz von mehreren Millionen zur Hand zu haben. Larisch, Majláth und ich traten dieser Ansicht entschieden entgegen, wir wiesen darauf hin, daß eine finanzielle Notwendigkeit zum Abschluß dieses Anlehens nicht dränge, daß das Angebot der Pariser Häuser ein nichts weniger als günstiges (zu einem Kurs von kaum 62% bei einem vollständig fundierten Anlehen!) und daß Österreich am allerwenigsten in der Lage sei, an die Errichtung einer Schatzkammer zu denken. Ich hob ferner noch hervor, daß demnächst auch die Vertreter der nichtungarischen Länder berufen und dadurch der Zeitpunkt der Erledigung der Verfassungsfrage näher gerückt werden würde. Es sei demnach umso mehr ganz unzulässig, gegenwärtig, und zwar einseitig durch die Regierung, dem Staate neue Lasten aufzubürden. Da Larisch, Majláth und ich der Meinung waren, Baron Beust, der die Verhältnisse und Persönlichkeiten noch nicht kenne, sei nur durch Salm, Chotek und namentlich Becke zu seiner etwas auffallenden Haltung bestimmt worden, so fanden wir uns veranlaßt, ihn noch in derselben Besprechung nach Beckes Entfernung privatim darauf aufmerksam zu machen, daß nicht allein Salm und Chotek in propria causa agitierten, sondern daß auch der übergroße Eifer Beckes, diesen Herren zu dienen, etwas bedenklich erscheine und daß Ruf und Charakter dieses Mannes überhaupt stets die größte Vorsicht nötig mache.

Ich glaubte die Sache hiemit abgetan und war daher nicht wenig erstaunt, als ich nach einigen Tagen erfuhr, daß Baron Beust nichts Eiligeres zu tun hatte als dahinzustreben, diese Angelegenheit zum Gegenstand einer Ministerkonferenz zu machen, was ihm auch gelang. In der Ministerkonferenz vom Dezember 1866 ergriff Baron Beust die Gelegenheit, um nochmals mit großer Wärme den Abschluß des Anlehens zu befürworten. Larisch, Majláth und ich haben den Antrag dagegen wiederholt ganz entschieden bekämpft.

Larisch erklärte in dieser Konferenz, sein Portefeuille keine Stunde weiter zu behalten, wenn dieser Anlehensabschluß von der Regierung akzeptiert würde. Es wurde demnach damals von einem solchen Abschluß abgesehen und die ganze Sache ruhte bis zu dem im Monat Jänner 1867 erfolgten Rücktritt des Finanzministers Larisch. Kaum hatte Herr von Becke provisorisch die Leitung des Finanzministeriums übernommen, so wurde jenes Anlehensprojekt von ihm wieder aufgenommen und von Baron Beust abermals mit Wärme unterstützt. Becke lud — es war im selben Monat Jänner — uns (nämlich Majláth, Beust und mich) zu einer Besprechung im Finanzministerium ein, die das erwähnte Anlehen zum Gegenstand hatte. Die Pariser Häuser, welche sich um den Abschluß interessierten, hatten durch Salm und Chotek bekannt gegeben, daß sie zu einer Erhöhung des Anbotes um beiläufig 1% bereit seien. Dies fand Herr von Becke schon ganz günstig und Beust stimmte ihm bei! Majláth und ich bekämpften abermals diesen Anlehensabschluß und so ließ man denn die Sache wieder

ruhen, bis Herr von Beust in den letzten Tagen des Jänner die Überzeugung gewonnen hatte, daß der Kaiser geneigt sei, ihn an meiner Stelle zur Leitung der inneren Politik zu berufen. Der Ministerrat vom 1. Februar sollte die schon so oft zur Sprache gebrachte Sache zur Entscheidung führen, und Herr von Beust hatte es so eilig mit diesem Anlehensabschluß, daß er — in der sicheren Überzeugung, diesmal aus dem Kampfe im Ministerrat als Sieger hervorzugehen, — nach beendeter staatsrechtlicher Diskussion in demselben Ministerrat auch noch die Anlehensfrage zur endlichen, für die beiden Herren günstigen Entscheidung zu bringen wußte. Becke plaidierte mit den gewöhnlichen Argumenten der Ungewißheit der Zukunft u. dgl. für den sofortigen Abschluß und wurde hierin selbstverständlich von Beust kräftig unterstützt. Majláth und ich sprachen und stimmten wieder dagegen. Die übrigen Minister schlossen sich der Ansicht Beusts und Beckes an und schließlich erhielt Herr von Becke die Weisung, den Abschluß dieses Anlehens zu vollziehen.

Ich hatte, wie früher erwähnt, meine Demission bereits vor diesem Ministerrat gegeben.*) Jedenfalls war dieser Eifer des Baron Beust und des Herrn von Becke in dieser Anlehensangelegenheit sehr auffallend und es verdient mindestens verzeichnet zu werden, daß wenige Wochen nach dem 1. Februar 1867 in Wiener Finanzkreisen (und zwar auch in solchen, welche die soliden Elemente einschließen, so z. B. bei den Leitern der Eskompteanstalt) das Gerücht allgemein verbreitet war und geglaubt wurde, Beust und Becke hätten für die Zustandebringung dieses Anlehens von den beteiligten Pariser Häusern jeder eine halbe Million Gulden erhalten.

Nach beendetem Ministerrat beauftragte mich der Kaiser, den Statthalter von Galizien, Grafen Goluchowski, sogleich telegraphisch nach Wien zu berufen. Die Absicht war leicht zu erraten, es handelte sich nämlich darum, den Eintritt der Polen in den sogenannten „ordentlichen" Reichsrat sicher zu stellen. Goluchowski erschien, tat zuerst sehr entrüstet über das ihm gemachte Ansinnen und erklärte mir gegenüber — bei einem Besuche —, daß er seine Stelle niederlegen werde und die Polen der Aufforderung, den Reichsrat zu beschicken, nicht nachkommen würden, aber — keine einzige dieser Erklärungen hat sich bewahrheitet. Goluchowski ließ sich in Verhandlungen mit Baron Beust ein, welch letzterer ihm Konzessionen für die Autonomie Galiziens in Aussicht stellte, und obwohl diese Verhandlungen resultatlos waren, blieb Goluchowski Statthalter und die Polen gingen ohne Vorbehalt in den Reichsrat, wo sie sich auch derzeit noch befinden. Die Hast, mit welcher Herr von Beust bemüht war, das heißersehnte Domänen-Pfandbrief-Anlehen in Sicherheit zu bringen, hatte übrigens auch zwei äußere Gründe. Erstens stand die Berufung einer zisleithanischen Vertretung in nächster Aussicht, und sobald diese versammelt war, erschien ein solcher Anlehensabschluß als unmöglich. Zweitens war es für Herrn von Beust von Gewicht, den Abschluß des Anlehens in einer Ministerkonferenz zu erwirken, die noch unter der Firma der vor-Beustschen Regierung berufen worden war. Sollte sich nun später ein tadelnder Einspruch gegen

*) Anmerkung des Herausgebers: Diese wurde von Seiner Majestät erst Sonntag den 3. Februar angenommen.

diesen ganz unverantwortlichen Anlehensabschluß erheben, — was dann auch geschah, — so konnte man sich darauf berufen, daß die Genehmigung des Abschlusses dieses Anlehens ja zur Zeit des Bestandes der früheren Regierung erfolgt sei. Auch diese Berufung ist nicht ausgeblieben. Ich hatte mein Demissionsgesuch zwar schon vor der erwähnten Konferenz überreicht, aber die Demission war vom Kaiser noch nicht angenommen und die Ministerratsprotokolle, welche meine Haltung bezeugen, werden ja nicht veröffentlicht.

*) Am Tage nach der erwähnten Ministerberatung, Samstag den 2. Februar, sah ich den Kaiser nicht.

Majláth erzählte mir aber, daß der Kaiser ihn habe rufen lassen, und bemerkte, er bedaure sehr den Konflikt zwischen Beust und mir, den er für unlösbar erkenne. Der Kaiser müsse anerkennen, daß meine Entgegnung auf die Argumente Beusts in der gestrigen Konferenz schlagend waren; aber er müsse jetzt den Weg gehen, den Beust bezeichnet habe. (Majláth meinte mir gegenüber, er könne sich die Sache nicht anders erklären, als daß Beust dem Kaiser die Aussicht auf eine mächtige Allianz vorgespiegelt habe, die eine militärische Revanche für die nächste Zukunft möglich mache. Dazu gehöre aber eine möglichst rasche Schließung des Verfassungsstreites im Innern.)

Am Sonntag den 3. Februar ließ mich der Kaiser um 10 Uhr vormittags rufen und erklärte mir mit Tränen in den Augen, daß er meine Demission annehme; er sei mir aber unendlich dankbar für alles, was ich für ihn getan, — ich hätte fortan sein unerschütterliches Vertrauen.

Das Gespräch wandte sich dann einigen Persönlichkeiten zu, die meine Nachfolger werden könnten, da Se. Majestät erklärte, in mein Urteil sein volles Vertrauen zu setzen.

Freiherr von Kellersperg wurde für die Verwaltung genannt. Ich konnte bestätigen, daß er für diese ganz tüchtig sei. Auch von der Absicht war die Rede, einen eigenen Unterrichtsminister zu ernennen, und von den Persönlichkeiten, welche für diesen Posten geeignet erscheinen könnten.

Schon Samstag den 2. Februar war eine Konferenz der Minister bei Beust — ohne Majláth, ein Beweis, daß Se. Majestät bereits Samstag über meine Demission entschieden hatte.

Sonntag den 3. war abermals eine Konferenz, der auch Majláth beiwohnte, und zwar zuerst bei Beust, dann beim Kaiser. Es wurde, wie mir Majláth mitteilte, ein Entwurf einer Botschaft an die Landtage über das Aufgeben des außerordentlichen Reichsrates vorgelesen. Komers scheint ihn verfaßt zu haben. In demselben wird der Ausgleich mit Ungarn als eine unabänderliche Tatsache hingestellt, welche von der nächsten „verfassungsmäßigen" Reichsratsversammlung einfach zu registrieren sei. Es erhoben sich jedoch Bedenken, diesen Standpunkt so schroff hinzustellen, und man kam überein, noch eine andere Form zu finden und dabei doch wenigstens

*) Anmerkung des Herausgebers: Die letzte Seite dieses Fragmentes ist in der zitternden Schrift niedergeschrieben, welche den allerletzten Lebenstagen Belcredis eigentümlich ist.



der Form nach **das Recht der Annahme** und nicht bloß die Kenntnisnahme in Aussicht zu stellen. Am selben Tag kam Andrássy von Pest hier an, Majláth teilte ihm die Wandlung mit, über welche er sich sehr betroffen zeigte.

Er plädierte dafür, jeden Schein einer Oktroyierung zu meiden, und wurde zu Beust geladen, um eine passende Form der Mitteilung an die Landtage zu vereinbaren.

Die Wiener Journale äußerten sich auch sogleich sehr ungehalten über die Absicht einer Oktroyierung des Ausgleichs für die diesseitigen Länder, und nach vier Tagen hatte Baron Beust schon wieder eine Schwenkung gemacht, seinen gegen mich behaupteten Standpunkt verlassen und den neuen angenommen, daß der diesseitigen Versammlung der Ausgleich zur Verhandlung und Annahme vorgelegt werde. Nur solle es der engere Reichsrat sein. Nachdem diesem aber die Verfassungsfrage und das Heeresergänzungsgesetz vorgelegt wird, so hört er auf, der engere Reichsrat zu sein und wird ein „außerordentlicher".

Bezeichnend für die Festigkeit des Standpunktes des Baron Beust ist sein Zirkularschreiben an die diplomatischen Agenten Österreichs, welches bald nach dem Erscheinen des Patentes vom 2. Jänner 1867 erlassen wurde und vom Memorial diplomatique veröffentlicht wird („Neue Freie Presse" Nr. 873, Wien, 4. Februar 1867). Das Rundschreiben erinnert, daß der Kaiser das Versprechen gegeben habe, die anderen Erbländer zu befragen, sobald die Verhandlungen mit Ungarn zu einem definitiven Ergebnis geführt haben, und prüft nun die drei verschiedenen Methoden, welche hierbei einzuschlagen wären. Es handelte sich darum, entweder die Provinziallandtage oder den engeren oder den weiteren Reichsrat einzuberufen. Der erste Weg hätte bei der Schwierigkeit, die Meinung von 17 Landtagen in Einklang zu bringen, nur zu einem bedauernswerten Zeitverlust geführt, der zweite und dritte die bedenkliche Seite gehabt, daß er direkt und indirekt ein Kontumazurteil gegen Ungarn dargestellt hätte, welches niemals die Kompetenz des auf Grund des Februar-Statutes in welcher Form immer einberufenen Reichsrates anerkennen wolle.

Das Ministerium sei aber entschieden gegen einen solchen Kontumazakt, es wolle eine vollkommene, loyale Versöhnung mit den Ländern jenseits der Leitha. Es blieb also der Regierung kein anderer Weg, als von der Anwendung des Februar-Statutes alles fern zu halten, was das Mißtrauen Ungarns erwecken und die Beschwerden der slavischen Bevölkerung rechtfertigen könnte.

So entschloß sie sich zur Einberufung eines **außerordentlichen** Reichsrates, dessen ausschließliche Aufgabe es wäre, die auf die Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten bezüglichen Fragen zu lösen, und der nur ein konsultatives Votum hätte, um den Ungarn keinen Grund zu der Befürchtung zu geben, daß diese Beratungen ihren konstitutionellen Rechten präjudizieren möchten. Sie ließ den Landtagen die Wahl, die Abgeordneten wie bisher nach Kurien oder mit einfacher Majorität zu wählen.

Diese letztere Konzession ist schon immer von der slavischen Bevölkerung begehrt worden, da die Wahl nach Kurien der numerischen Stärke jeder Nationalität nicht genügend Rechnung trage.

Welcher Art die Angriffe des niederösterreichischen Landtagsabgeordneten und Führers der Deutschliberalen, des Notars Julius Alexander Schindler (Julius von der Traun) gegen die Person des Staatsministers Grafen Belcredi gewesen sind, dem er sich dann, wie zu Beginn der eben veröffentlichten Blätter erzählt wird, in so auffallender Weise zu nähern suchte, das zeigt am besten eine Notiz, welche Belcredi im Oktober 1869 niederschrieb und welche deshalb zum Schlusse hier noch mitgeteilt wird zugleich mit einer anderen kurzen Aufzeichnung, welche einigermaßen die Konsequenz der Deutschliberalen in ihren Handlungen in helles Licht setzt. Belcredi schreibt:

Als im vergangenen Jahre die ungarische Regierung den Kaiser bestimmte, an den Kriegsminister Kuhn ein Handschreiben zu richten, in welchem der kaiserliche Wille ausgesprochen wurde, den Offizieren der revolutionären ungarischen Armee, welche bis 1848 in der österreichischen Armee gedient hatten, aus dem gemeinsamen Staatsschatz Pensionen auszuwerfen, erhob sich Herr Skene im Abgeordnetenhause des Reichsrates, um das zisleithanische Ministerium über seine Haltung in dieser Frage zu interpellieren, indem er gleichzeitig die geharnischte Erklärung abgab, daß die Vertretung der nichtungarischen Länder sich wohl nie herbeilassen würde, zu einem solchen Zwecke Gelder zu bewilligen. Der Kriegsminister hat aber keinen Anstand genommen, diese Pensionen einstweilen flüssig zu machen, und siehe da, im Jahre 1869 hat die zisleithanische Delegation — von der ungarischen war es selbstverständlich — diese Ausgabe, ohne auch nur ein Wort dagegen zu sprechen, bewilligt. Es muß erwähnt werden, daß Herr Skene der Delegation gleichfalls angehörte, jedoch von einem Widerstande seinerseits nichts zu bemerken war.

Das vor einigen Tagen veröffentlichte Budget der ungarischen Länder zeigt eine sehr reichliche Dotation der einzelnen Funktionäre.

Der Ministerpräsident bezieht 20.000 Gulden und auch in Zisleithanien hatte sich das Ministerium beeilt, die gleiche Dotation für den Ministerpräsidenten zu bestimmen, — 8000 Gulden Gehalt, 6000 Gulden Funktions- und 6000 Gulden Repräsentationsgelder, — welche auch vom Reichsrat anstandslos genehmigt wurden.

Das Landesverteidigungsministerium ist in Ungarn wie in Zisleithanien — in diesem auch das Polizeiministerium — mit dem Ministerpräsidium durch die gleiche Person des Funktionärs vereinigt; aus den Budgets konnte man bisher nicht ersehen, ob für diese speziellen Funktionen Andrássy und Taaffe besondere Gebühren beziehen, was aber umso wahrscheinlicher ist, als Taaffe selbst zur Zeit der Ministerpräsidentschaft C. Auerspergs für seine eventuelle Stellvertretung im Präsidium eine eigene Funktionsgebühr von 2000 Gulden, nach anderen Blättern sogar von 4000 Gulden neben seiner ganzen Dotation als Polizei- und Landesverteidigungsminister bezog. Man hat also für eine bloße eventuelle und zeitweilige Funktion eine fixe Funktionsgebühr eigens begründet — denn früher bestand eine solche für die Stellvertretung nicht — und damit die Anerkennung des Prinzips, daß für jede einzelne Funktion dem Minister

eine besondere Gebühr zukomme, bis zur äußersten Grenze ausgesprochen. Mir hat man es aber — und zwar dieselbe Partei, die jetzt diese Anerkennung aussprach — zum Verbrechen angerechnet, daß mir der Kaiser für die nicht bloß vorübergehenden, sondern bleibenden Funktionen des Ministerpräsidiums, des Polizei- und des Verwaltungsministeriums — mit dem Staatsministerium waren die Funktionen für Unterrichts- und Kultusangelegenheiten verbunden — eine Funktionsgebühr zuwies, die ohnehin systemmäßig begründet war und von der ich übrigens nur einen Teil, nämlich statt der früher im Budget vom Reichsrat selbst votierten Funktionsgebühr per 20.000 Gulden (für Ministerpräsidium 8000 Gulden, Verwaltungsministerium 4000 Gulden und Polizeiministerium 8000 Gulden) nur 12.000 bezog, sodaß 8000 Gulden in Ersparung kamen, sowie auch die systemisierten Gehalte dieser drei eben genannten Funktionäre, zusammen per 24.000 Gulden, selbstverständlich während meiner Amtsführung nicht zur Auszahlung gelangten.

Wenn man dagegen bemerkt, daß ich nicht als Ministerpräsident und Verwaltungsminister ernannt wurde, so ist dem die einfache Erwägung entgegenzustellen, daß ich mit allerhöchstem Handschreiben ausdrücklich mit den Funktionen des Polizei- und Verwaltungsministers betraut wurde, daß schon mit diesen Funktionen systemmäßig die Funktionsgebühr per 12.000 Gulden — 8000 Gulden Polizei- und 4000 Gulden Verwaltungsminister — verbunden war und daß es Sr. Majestät doch frei stand und in der Billigkeit gelegen war, umsomehr wenn man eine bloße Stellvertretung mit einer eigenen Gebühr bedenkt, auch für die Besorgung der Ministerpräsidiums-Geschäfte eine Funktionsgebühr zu bewilligen.

Die Anklage, die namentlich Herr Schindler im niederösterreichischen Landtage erhob, lautete, auch des Effektes wegen, nicht auf den Bezug von Funktionsgebühren, sondern darauf, daß ich die Gehaltsbezüge der betreffenden Ministerposten mir angemaßt hätte, was natürlich eine Lüge war, die eben absichtlich in die Welt geschickt wurde, da die Wahrheit nicht die gewünschte Wirkung getan hätte.

In der Sitzung des ungarischen Unterhauses vom 18. Jänner 1870 erklärte Ministerpräsident Graf Andrássy auf die Angriffe des Abgeordneten Németh gegen die hohen Ministergehalte, das Ministerium habe „bei Normierung der Gehalte die Bestimmungen von 1848 berücksichtigt". Graf Ludwig Batthiány habe übrigens als Ministerpräsident im Jahre 1848 48.000 fl. in Silber gehabt. Graf Andrássy habe dies unter den jetzigen Verhältnissen für zu hoch gehalten und nur darein gewilligt, daß Gehalt- und Funktionszulage des Ministerpräsidenten auf 32.000 Gulden festgestellt würden. Außerdem habe er aber den Gehalt als Landesverteidigungsminister nie akzeptiert. Das Budget des Ministerpräsidiums, wie es pro 1870 vom Unterhause bewilligt wurde, beträgt nicht weniger als 125.000 Gulden.





Wladimir Solowiew.

Ein Blick in das russische Geistesleben der Gegenwart von Professor

Dr. Marian Zdziechowski.

In seiner vorzüglichen Abhandlung über die orientalische Kirchenfrage betont Prof. Dr. Albert Ehrhard besonders stark, wie sehr Österreich zur Lösung dieser Frage unter Mitwirkung der ganzen katholischen Christenheit an dem großen Werk der Union berufen sei. Das geht aus den geographischen und historischen Bedingungen der Monarchie hervor und aus ihrer stetigen Berührung mit dem christlichen Orient, die eben eine Folge davon ist. Doch versteht der Verfasser sehr wohl, daß die Union nicht das Werk der Politik der Staaten sein könne. „Unsere Hoffnungen" — sagt Dr. Ehrhard — „gründen sich auf die allüberwindende Kraft der christlichen Wahrheit und auf die allerlösende Macht der göttlichen Gnade."

Aber die Erfüllung dieser Hoffnungen erfordert auch die Mitwirkung des Menschen; beiderseitiger guter Wille ist notwendig, „eine gegenseitige Annäherung und Verständigung, gestützt auf vorurteilslose, gründliche und ehrliche Erforschung und Würdigung des geschichtlichen Werdens und Lebens beider Kulturen". Hier aber liegt leider der wunde Punkt: wir finden in diesem christlichen Osten, mit dem Österreich es zu tun hat, keine Elemente, die befähigt wären, den vorgeschriebenen Weg einzuschlagen.

Vor allem wäre hier eine gewisse Gleichartigkeit der Kultur erwünscht; diese aber fehlt. Denn nicht genug, daß der Einfluß von Byzanz die Griechisch-Orientalen der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Balkanhalbinsel vom Westen ausgeschlossen hat, die türkische Herrschaft und die jahrhundertelangen Leiden und Kämpfe, um das drückende Joch abzuschütteln, haben überdies alle Kräfte dieser Völker ausgesogen und einen kulturellen Fortschritt, der mit Westeuropa gleichen Schritt hielte, unmöglich gemacht. Gegenwärtig jedoch, da sich die Lage geändert hat, da diese Völker zu einem neuen Leben erwacht sind, da wiederholte sich in ihrem neuen Sein eine Tatsache, die auch ein charakteristisches Kennzeichen Rußlands in der ersten Epoche seiner Europäisierung, d. h. im 18. Jahrhundert, bildete: sie unterlagen dem ausschließlichen Einfluß negativer Strömungen. Diese erschienen ihnen, da sie am grellsten und auffallendsten waren, als das letzte Wort der Kultur, ganz besonders aber entsprach ihrer Stimmung die Negation der Religion als letzte Krönung des Fortschrittes, der den Menschen von allen ihn fesselnden Banden befreit. Im Rußland des 18. Jahrhunderts griff der Voltairianismus um sich, heute breiten in dem mit Österreich benachbarten Osten materialistische Doktrinen ihre absolute Herrschaft aus.

Während aber der russische Voltairianismus in dem mystischen Pietismus eines Nowikow ein gewisses Gegengewicht fand, suchen wir heute sowohl bei den Serben als auch bei den Bulgaren nach einer ähnlichen Erscheinung vergebens. Der Atheismus erfaßt dort die Schichten der Intelligenz, die Religion ist nur noch zu einer Tradition der Vergangenheit herabgesunken; zuweilen dient sie als Werkzeug der Politik — und damit erklärt sich der traurigste Vorgang, der im Geistesleben stattfinden kann, daß unter geeigneten Umständen der Atheismus daselbst im Kleide des religiösen Fanatismus auftritt.

„Und doch ist die morgenländische Kirche" — ruft Ehrhard aus — „unsere geistige Mutter und wir sind die Kinder ihrer herrlichsten Jugendtage!" In diesen Jugendtagen — um den schönen Ausdruck Ehrhards beizubehalten — begann die christliche Kirche ihren Triumphzug durch die Welt und die Jahrhunderte, ihre erhabene und erhebende Arbeit im Dienste der erlösten Menschheit — ex Oriente lux: dieses Wort wurde dann zur Wirklichkeit!

Sollte heute plötzlich ein Licht vom Osten her aufleuchten, so strömte sein Glanz jedenfalls nicht vom griechischen Osten, sondern von Rußland aus. Das Verlangen nach Religion ist unter dem russischen Volke sehr lebendig und die Unzufriedenheit mit der offiziellen Orthodoxie drängt es zum selbständigen Aufsuchen der Wahrheit; Ausdruck dafür sind die zahlreichen Sekten. Ähnlich ist auch bei der Intelligenz das Interesse für religiöse Fragen nicht erloschen; ganz richtig hat man bemerkt, daß der Atheismus derselben eine dunkle, unbewußte Form von Mystizismus sei, hervorgerufen durch die Abneigung gegen die herrschenden Religionen, die sich zu schwach erwiesen, Gottes Ordnung in der Welt zu verwirklichen.

Schließlich übt die russische Kultur einen starken Einfluß auf die orthodoxen Slaven und überhaupt auf die Völker der Balkanhalbinsel aus, und wollte Europa auf deren religiöse Erhebung einwirken, so würde es, unmittelbar auf sich selbst angewiesen, hier nichts erreichen; zu groß ist die Kluft zwischen seiner Kultur und dem Geiste jener; handelnd eingreifen kann es nur im Bunde mit Rußland, mit dessen Hilfe.

„Alle theologischen Betrachtungsweisen" — sagt bei Betrachtung des christlichen Orients Dr. Ehrhard, dessen schöne Worte ich hier noch einmal anführen will, — „haben ihren berechtigten Platz. Nur eine möchte ich davon ausgeschlossen wissen, die polemische. In jeder Polemik liegt ein verwundender Stachel; jede Polemik ist zur Einseitigkeit verurteilt und muß das Trennende mehr hervorheben als das, was den Getrennten gemeinsam ist." . . . Darum „ist es hohe Zeit, daß die Polemik durch die Theologie der Verständigung und Versöhnung ersetzt werde; Verständigung, nicht einseitiges Rechthaben ist ja das Ziel jeder s i t t l i c h geführten Polemik."

Ähnliche Worte verkündete noch im Jahre 1884 ein großer russischer Denker, Wladimir Solowiew. Er bekämpfte die in Rußland zu jener Zeit verbreitete Ansicht, daß Europa im Zersetzungsstadium begriffen sei und daß Rußland an seine Stelle treten würde. „Im Zersetzungsprozeß" — antwortete er — „befindet sich nur das antichristliche Europa und es ist Rußlands christliche Pflicht, zu trachten, daß jenes christliche Urelement, das sich im

Westen noch in der katholischen Kirche erhalten hat, gekräftigt werde". . . . „Was die Katholiken in dieser Richtung tun werden, wissen wir nicht und mischen uns auch nicht hinein; unsererseits aber sollten wir alle Vorurteile, allen Aberglauben, die der alte Haß geboren hat, fallen lassen."

Solowiew ist ein Mann der Vorsehung; er ist der geniale Repräsentant der russischen Philosophie von ihrer schönsten Seite und seine ganze Wirksamkeit bildet zugleich eine Brücke zwischen dem Osten und dem Westen. Seine philosophischen und theologischen Ansichten hat er in einer Reihe russischer Werke dargelegt, einen Auszug derselben ließ er unter dem Titel „La Russie et l'Eglise Universelle" 1889 in Paris erscheinen. Sie würden ein längeres und tieferes Studium erfordern. Ich beschränke mich daher hier auf ein in Europa wenig bekanntes Werk Solowiews, das den Titel führt: „Drei Gespräche über Krieg, Fortschritt und das Ende der Weltgeschichte, samt Beifügung einer kurzen Erzählung vom Antichrist." Die Bedeutung dieses Werkes beruht darauf, daß es nicht nur in chronologischer, sondern auch in philosophischer Hinsicht Solowiews letztes Wort ist, denn der Verfasser legt darin in gedrängter, künstlerischer Form seine ganze Weltanschauung nieder.

Wladimir Solowiew wurde als Sohn des ausgezeichneten Geschichtsforschers Sergius Solowiew im Jahre 1853 geboren und starb frühzeitig im Juli des Jahres 1900. Ein kurzes Dasein war ihm beschieden, wohl deswegen, weil er sich geistig zu schnell entwickelt hatte; im 20. Lebensjahre, da andere erst selbständig zu denken beginnen, hatte er bereits eine vorzügliche Abhandlung „Die Krisis der Philosophie des Westens" veröffentlicht. Besonders fesselte an ihm die glückliche Vereinigung vielseitiger, doch selten miteinander Hand in Hand gehender Talente. Vor allem war er ein philosophischer Geist, der die Lehre von der Welt in eine Synthese zusammenzufassen strebte. Als Philosoph war er Mystiker; das Suchen nach dem Absoluten verband sich in ihm mit der innersten Überzeugung von der Möglichkeit einer unmittelbaren Erkenntnis Gottes. Dieser Mystizismus besaß eine tiefe religiös-moralische Grundlage, die sich auf das lebendige Bewußtsein stützte, daß nur ein göttliches Leben, d. h. ein Leben nach dem Willen Gottes, der Weg zur Erkenntnis Gottes sei. Dementsprechend vereinigte Solowiew in schönster Harmonie die wissenschaftliche Arbeit mit der moralischen Arbeit an seiner eigenen Vervollkommnung; er lebte in der Welt und weilte doch gewissermaßen fern von ihr, indem er das Leben eines Mönches führte, der die Fesseln der Sinnlichkeit abgestreift hat, und aus der stattlichen Reihe seiner philosophischen Schriften leuchtet als herrlicher Ausdruck geistiger Erhabenheit das Werk „Die religiösen Grundlagen des Lebens hervor."

Ich werde nie den Eindruck vergessen, den ich empfing, als ich Solowiew zum ersten Male auf dem Katheder erblickte. In dem Christusantlitz dieses Forschers, in der vom Fasten entkräfteten Gestalt, in den Augen, die nicht das Gesicht des Zuhörers suchten, sondern in die geheimnisvolle Ferne des Ideals gerichtet waren, war etwas Metaphysisches; er schien ein Gast aus einer anderen Welt zu sein, der sich unter die ihn so wenig verstehenden Menschen verirrt hatte. Aus der Mystik, der Vertiefung in eine

überirdische Welt, scheint logisch das Unvermögen zu fließen, die eigenen Wünsche und Bestrebungen dem Niveau der Menschen anzupassen; der Mystiker, der aus der Klause seiner Betrachtungen zur Erde niedersteigt, wird wohl kaum in einer verständlichen Sprache zu den Massen reden können, und sollte es ihm doch gelingen, jemanden mit sich fortzureißen, so doch nur wenige, die so wie er mystisch gestimmt sind. Mit Solowiew indessen verhält sich die Sache ganz anders und darin besteht hauptsächlich seine Originalität: dieser Meister der Askese war zugleich ein ungewöhnlich scharfer Beobachter im Bereich des sozialen Lebens. Und weil er seine Beobachtungsgabe mit einem starken Haß gegen das Böse und mit einem schneidenden Witze verband und weil er mit seinem Gegner kein Mitleid fühlte, sondern ihn entweder mit edler Entrüstung in den Schmutz seiner eigenen Gemeinheit niedertrat oder mit feiner Ironie die Schwächen, die jener verheimlichen wollte oder die die Gesellschaft nicht wahrgenommen hatte, an den Pranger stellte, — so lauschte das ganze lesende Rußland mit Andacht seinen Worten; er war einer der glänzendsten Polemiker, ein unerbittlicher Bekämpfer der dunklen Mächte Rußlands und dabei ein häufig glücklicher Bekämpfer, da seine Gegner, zumeist machtlos den Ausfällen seiner angreifenden Ironie gegenüber, der Lächerlichkeit preisgegeben das Kampffeld verließen.

Noch mehr! Diesem erdenentrückten Denker, diesem Theologen und Mystiker, diesem im inneren Leben makellosen Asketen, in Berührung mit dem Gegner aber nicht nur witzigen, sondern auch boshaften Fechter war der stille Zauber poetischer Schwärmerei nicht fremd und in müßigen Stunden schuf er Gedichte, die ihn den besten Lyrikern Rußlands zur Seite stellen. Und diese Gedichte sind keine mystischen Hymnen an Gott, auch keine beißenden Satiren, wie man vermuten könnte, wollte man nach den Prosaschriften urteilen. Die Gestalt Solowiews tritt uns hier von einer ganz neuen Seite entgegen, mit der sich auf den ersten Blick seine Askese schwer in Einklang bringen läßt; am anmutigsten sind unter diesen poetischen Gebilden die — Liebesgedichte. Aber es ist auch eine ganz andere Liebe, als sie von Dichtern gewöhnlich besungen wird. Den Denker, dessen Blick in der Ideenwelt schweift, läßt die veränderliche und vergängliche Wirklichkeit kalt. Wohl hat ihn eine irdische Gestalt bezaubert, aber nur, weil er in ihr den Abglanz ihres ewigen Urbildes erblickt hat. Nicht rauschende, flüchtige Sinnenfreuden bilden sein Sehnen. Von den reinen Sternen senken sich in seine Seele göttliche Träume herab, mit ihrem Zauber wird er die Geliebte umweben, bis sie das Irdische von sich wirft und frei und rein wie seine Liebe dastehen wird. Gewappnet mit der Macht des Gefühls, das mit dem Glanz seiner Reinheit die Schranken niederreißt, welche die Materie zwischen sich und dem Geiste errichtet hat, werden sie dann eine neue Welt schaffen und in dieser Welt ein neues Leben; getrennt durch den Raum und die unerschütterliche Gewalt der Verhältnisse, werden sie sich dort verbinden — in dem glückseligen Gefühl ewiger Einheit angesichts Gottes. „Wozu also Worte?“ — so beginnt Solowiew das schönste seiner Gedichte, in dem er die in der Telepathie bekannte Erscheinung auf das Gebiet der Poesie und Mystik überträgt. Die Wellen des Äthers, gejagt von der uner-

meßlichen Sehnsucht des Dichters, werden ihr die geflügelten Träume seiner Liebe zutragen, bis sie, durch diese Liebe umgewandelt, in der mystischen Ekstase ihrer Vereinigung zu einem neuen, höheren Dasein erwachen und in diesem Dasein erkennen wird, daß das irdische Leben und das Bewußtsein dieses Lebens ein schwer drückender Alp ist und daß in der Abschüttelung dieses Alps und in dem Erwachen die Liebe besteht; denn in der Entfaltung aller Kräfte des Menschen zur höchsten Macht überschreitet sie die Schranken der Sinnlichkeit und verleiht die unmittelbare Erkenntnis der göttlichen Bestimmungen der Seele. . . . Und sicherlich war wohl der Dichter gar oft stolz auf ähnliche Gefühle. Wir kennen sein Herzensleben nicht näher, aber aus seinen Werken lesen wir heraus, wie lebhaft er es empfand, daß die Erhabenheit seiner Liebe veredelnd auf diejenige wirkte, der er sein Herz geschenkt hatte. „Meine Liebe war der Schild," — ruft er in einem seiner Gedichte aus, — „der sie vor den Stürmen und der Bosheit der Welt geschirmt hat". . . . „Wenn also der Tod" — so endet das Gedicht — „alles Licht der Erde vor uns auslöschen wird, dann wird die Flamme meiner Leidenschaft, wie der Stern im Osten, uns jenem Lichte zuführen, das nie erlischt, — und dort vor Gott, dem Gotte der Liebe, wirst du — meine Antwort sein!" Ein Beweis, daß Solowiew das Gefühl, das ihm Gott herniedergesendet hatte, nicht verschwendet hat, denn er traute weder ihr noch sich selbst, da er die trübe Quelle vergänglicher Liebesbegierden kannte; aber er vertraute den Sternen, die am Himmel leuchten, und indem er an das Ewig-Schöne, dessen Abbild sie sind, glaubte, wandte er diesem Schönen ihre und seine Gedanken zu.

Um den Entwicklungsgang der Ideen Solowiews zu verstehen, müssen wir bis auf die Philosophie Hegels zurückgreifen. Von Rußland kann man mit gleichem, ja vielleicht noch größerem Rechte als vom übrigen Europa behaupten, daß alle bis heute in ihm herrschenden Richtungen mit der Lehre Hegels im engsten Zusammenhang stehen. Sie begeisterte die talentvollsten Repräsentanten der Intelligenz Moskaus um das Jahr 1840. Man vertiefte sich in alle Einzelheiten dieser Lehre, man verbrachte ganze Nächte mit leidenschaftlichen Diskussionen. Da fiel mitten unter diese Kontroversen plötzlich der Artikel eines Mannes, der um ein ganzes Menschenalter älter war als die jungen Hegelianer, — der Artikel Tschaadaïews; mit Talent und kraftvoller Überzeugung geschrieben, ruft er gleich bei seinem Erscheinen einen erschütternden Eindruck hervor. Rußland, schreibt Tschaadaïew, ist nicht imstande, sich selbständig zu entwickeln; will es nicht für ewig im tiefsten Barbarismus untergehen, so muß es in die Fußstapfen des Westens treten und auf den durch die Geschichte desselben geebneten Pfaden fortschreiten; und da den Inhalt der westeuropäischen Zivilisation der Katholizismus bildet, so müßte Rußland katholisch werden. Tschaadaïew wurde auf Befehl des Zaren Nikolaus I. öffentlich für wahnsinnig erklärt und unter ärztlich-polizeiliche Aufsicht gestellt. Die Worte dieses Pseudo-Wahnsinnigen gaben jedoch dem Streit um die Philosophie Hegels eine neue Richtung, indem sie in denselben als Grundprinzip die historiosophische Frage über den Beruf einer jeden Nation einführten. Bald ließen sich auch unter der russischen Jugend zwei Strömungen unterscheiden, durch welche das denkende

Rußland in zwei Lager zerfiel: in das Lager der Anhänger des Westens und in das der Slavophilen. Jene — Herzen, Bakunin, Bielinskij — machten die Zukunft Rußlands von seiner Verbindung mit der westeuropäischen Kultur abhängig, doch nicht mit dem Katholizismus, sondern mit den radikal-fortschrittlichen Strömungen; diese, die Slavophilen, — Chomjakow, die Brüder Kirejewski, Konstantin Aksakow, Samarin — suchten die Philosophie Hegels zu ergänzen und leiteten aus ihr die Aufgabe der Slaven her, eine neue, höhere geschichtliche Epoche zu verwirklichen. An der Spitze der Slaven aber sollte Rußland schreiten, weil den Inhalt seiner geistigen Entwicklung eine durchaus vollkommene, absolute Religion wie die Orthodoxie und eine vollkommene Staatsordnung wie die auf das väterliche Verhältnis des Zaren zum Volke gestützte Autokratie bildeten, — und eine ebenso vollkommene soziale Ordnung, d. i. die gemeinschaftliche Verwaltung des Bodens, wie sie noch bis jetzt in der russischen Bauerngemeinde sich erhalten hat.

Ein Grundfehler der Doktrin der Slavophilen war der Umstand, daß sie allzu rücksichtslos die geschichtlichen Grundlagen, auf denen sich Rußland entwickelt hatte, idealisierten und allzu schwach und zurückhaltend auf die Unzulänglichkeit derselben in der Wirklichkeit hinwiesen. Infolgedessen begann im Laufe der Jahre die romantische Schwärmerei der ersten Slavophilen in eine Art von exklusivem und fanatischem Nationalismus auszuarten, den Iwan Aksakow endlich mit der wütenden russifizierenden Raserei der offiziellen Politik verschmolz, die im Verhältnis zu allen dem Imperium unterliegenden Nationalitäten sich das Losungswort „Ausrotten“ zur Richtschnur nahm. Vor allem aber geschah dies im Verhältnis zu den Polen, denn Polen war nach der Ansicht Samarins „die giftige, durch den Latinismus mitten in das Herz des Slaventums getriebene Schneide“! Die Idee dieser Politik fand ihre Personifikation in Pobiedonoszew, ihre Triumphe aber feierte sie unter Alexander III.

Wladimir Solowiew, der in den Grundsätzen der Lehre der Slavophilen auferzogen war, war ganz von dieser durchdrungen. Seine ersten Arbeiten kennzeichnet die tiefe Überzeugung, daß Rußland das auserwählte Volk sei, und er verkündet dies mit noch größerer Begeisterung als seine Lehrer. Aber er verstand es, nüchternen Blickes in die Wirklichkeit zu schauen und die russifizierende und reaktionäre Politik Alexanders III. entfachte in ihm das Gefühl der Entrüstung und des Protestes. Das Land des Ideals, wo er bis dahin geweilt, verlassend und den Boden der Wirklichkeit betretend, gelangte dieser treue Sohn der Orthodoxie, der auf sie seinen Glauben an Rußland und seine Slavenschwärmerei gestützt hatte, zu der Überzeugung, daß die offizielle Kirche in seinem Vaterlande nur ein Werkzeug des Staates sei. Indessen war er von einem tiefen Glauben an die Sendung der Kirche beseelt, er verstand, daß die Bedingung dieser Sendung die Freiheit sei. Und frei muß die Kirche sein nicht nur von den Angriffen des Staates auf ihr Leben, sondern auch frei von der zärtlichen Fürsorge dieses Staates für ihre inneren Angelegenheiten und für ihr Verhältnis zu anderen Glaubensbekenntnissen. Der offizielle Glaube, den die Polizei den dem russischen Reiche untergebenen Völkern aufdrängte, raubte der Orthodoxie jegliches moralische Ansehen; ja, was noch schlimmer war, er zersetzte sie innerlich,

indem er in ihren Dienern den Geist des Christentums oder, anders gesagt, das, was die Grundlage des Lebens und der Entwickelung bildet, ertötete.

Auf dem Wege solcher Betrachtungen gelangte Solowiew zu Nachforschungen über die katholische Kirche und erkannte, daß die Macht derselben im Kampfe sowohl mit dem Staate als auch mit allen feindlichen Kräften auf ihrer Allgemeinheit beruhe. Sollte diese Macht nicht auch auf die von Staaten abhängigen und dadurch ihrer Selbständigkeit beraubten und seelenlosen Kirchen des Ostens übergehen, wenn sie sich mit der katholischen Kirche vereinigen würden? Nach gründlicher Überlegung gelangte Solowiew nach und nach zu dem Schluß, daß der Verwirklichung dieses Gedankens keine besonderen Schwierigkeiten im Wege stünden; ein tiefer dogmatischer Gegensatz war zwischen der Orthodoxie und dem Katholizismus nicht vorhanden, es hatte sich nur der Osten von dem gemeinsamen Stamme losgerissen. Um also die dadurch entstandene und noch nicht verharschte Wunde zu heilen, war nichts anderes notwendig, als klein beizugeben, zur ursprünglichen Einheit zurückzukehren und den römischen Bischof als Haupt der Kirche anzuerkennen. Diesem Gedanken ergab er sich mit der ganzen Begeisterung, deren er fähig war. Deswegen aber zerriß er noch nicht das Band, das ihn an die Vergangenheit knüpfte, auch wollte er nicht seinem Glauben an das göttliche Ziel der Geschichte und die Sendung Rußlands entsagen, sondern er machte diese Sendung abhängig von der Erfüllung einer heiligen Pflicht, eines Aktes großer Opferfreudigkeit, auf den die Geschichte hinwies: dem Nationalstolz zu entsagen und sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen.

Diese Idee von der Notwendigkeit der Union verband sich mit der Idee der Verchristlichung der Politik nach allen Richtungen hin. Die Lösung der Polenfrage im Geiste der christlichen Gerechtigkeit hielt er für eine der dringendsten Aufgaben. Seine politischen Ansichten legte er in dem zweibändigen Werke „Nationalitätenfrage in Rußland“ nieder. Die Grundidee erhellt aus den nachstehenden Worten, mit denen er seine Arbeit begann: „Die vollständige Scheidung der Moral und Politik ist eine große Sünde unserer Zeit; vom christlichen Standpunkt aus und in den Grenzen der christlichen Welt sollten diese beiden Sphären — die moralische und politische — im engsten Zusammenhang miteinander stehen. Die christliche Moral verfolgt das Ziel, das Reich Gottes in der Seele eines jeden einzelnen Menschen zu verwirklichen, und in ähnlicher Weise sollte die christliche Politik das Reich Gottes für das ganze Menschengeschlecht vorbereiten, als für jene Gesamtheit, welche Völker, Stämme und Staaten umfaßt.“

Ungehört aber verhallten diese Worte und das versenkte ihn in Pessimismus. Allmählich machte sein Glaube an die providentielle Mission Rußlands immermehr der Überzeugung von der Strafe Gottes Platz, die über Rußland hereinbrechen mußte, weil es seine christliche Pflicht nicht erfüllte. Im Jahre 1894 hatte er, von dem Eindruck der Vorgänge während des chinesisch-japanischen Krieges überwältigt, eine Vision der zukünftigen Macht und der zukünftigen Siege Japans, das zum ausübenden Werkzeug der über Rußland verhängten Strafe Gottes ausersehen wäre. Dieser Vision

gab er in einem herrlichen prophetischen Gedichte, dessen Inhalt ich hier anführe, Ausdruck:

„Des Panmongolismus wilder Name klingt doch dem Ohre mild und traut, er ist des Sehers Zauberwort, den Gottes Geist hat angeweht.

Als in Byzantiums morschem Bau die Opferfeuer schon erloschen und als der Cäsar wutentbrannt den Heiland und das Volk verriet,

Da hob im Osten hoch das Haupt ein Volk, ihm unbekannt und fremd, und sprengt der ehernen Tore Schloß: im Staube lag das zweite Rom.

Der alten Hauptstadt Schicksal schreckt uns heute nicht mit seinem Fall, denn prahlend künden Rußlands Söhne: „Du bist das dritte, dritte Rom!"

Und nun? Noch hat sich Gottes Strafe in ihrem Zorne nicht erschöpft und maßlos wird uns strafend schänden ein Völkerstrom, der kaum erwacht.

Aus Morgenland, von weiten Inseln, von den malaiischen Gewässern bis zum Altai, rüsten Führer an Chinas Mauern zahllos Volk.

Heuschrecken gleich, zahllose Scharen, gesättigt nie, Heuschrecken gleich, geschützet von geheimer Kraft, zieh'n diese Völker gegen Norden.

Rußland, vergiß den alten Ruhm! Der Zaren Adler liegt im Staub und gelben Kindern wirft zum Spiele man deiner Fahnen Fetzen hin!

Demütig zittert in dem Sturme der, der der Liebe Hort verlor, im Staube liegt das dritte Rom, ein viertes Rom ersteht nicht mehr!"

Zu dem Schmerze, welchen dem Dichter die mit dem christlichen Ideal im Widerspruch stehende Staatspolitik und ferner die Verblendung verursachte, die unter dem Einflusse scheinbarer Erfolge dieser Politik die russische Gesellschaft ergriff und Rußland dem Falle zuführte, gesellte sich noch ein anderes Weh: es erhob damals seine Stimme in Rußland ein großer Schriftsteller, Leo Tolstoj. Auch dieser war von der Sache der Religion und der Verwirklichung der Idee Christi durchdrungen, aber er war ein erbitterter Gegner nicht nur der staatlichen Ordnung, sondern auch der Kirche. Vermessen suchte er diesen ewigen Grundpfeiler des sozialen Daseins zu stürzen, um einen neuen Bau aufzuführen, eine Art freier evangelischer Gemeinde, die der Erde das Paradies bringen sollte. Solowiew kannte die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und die Unmöglichkeit einer unbedingten Vollkommenheit auf Erden genau, er dachte also nicht an Vernichtung und neues Bauen, sondern an Besserung; er wollte, so weit seine Kräfte reichten, an dem Werke, das die großen Väter, die Lehrer und Organisatoren der Kirche geleitet hatten, weiterarbeiten. Tolstoj nahm sich dagegen jene Sektenbildner zum Muster, die, im edlen Eifer, eine vollkommene Gesellschaft zu schaffen, keinen Anstand nahmen, gegen die Kirche aufzutreten, da sie langsamen Schrittes ihrem Ziele zustrebte. Berauscht von ihrer eigenen Macht wollten sie durch die Kraft ihres Wortes das Paradies auf Erden wiederauferstehen lassen, wollten das schaffen, was die vereinigten Bemühungen der höchsten Geister der Kirche nicht hatten erreichen können.

Solowiew verstand, daß der Erfolg dieser prahlerischen Unternehmungen nur vereinzelte Gemeinden waren und in Zukunft sein würden, die, kaum bekannt, auf den Lauf der Dinge in der Welt keinen Einfluß ausüben konnten. Es schmerzte ihn also der wachsende Einfluß Tolstojs, dessen riesenhafter Schatten seine eigene Arbeit verdunkelte, es litt darunter sein Ehrgeiz, ein edler Ehrgeiz natürlich, der von dem Willen getragen wurde, das

geistige Leben Rußlands durch die Versöhnung desselben mit der Kirche zu heben. Solowiew sah, daß die ihm teuerste und heiligste Sache durch Tolstojs Lehre getrübt wurde, zum Schmerz gesellte sich Entrüstung und sein Widerwille schlug in Haß um, als er auf die stets wachsenden Scharen der Anhänger Tolstojs hinschaute.

In dem von der Macht des Genies eines großen Schriftstellers gesalbten Tolstojismus ersah er eine ungleich größere Gefahr für die Sache der allgemeinen Kirche in Rußland als in der offiziellen, erstarrten Orthodoxie, der Konfessionslosigkeit der gebildeten Klassen, den unter dem Volke sich verbreitenden Sekten. In einem so gestimmten Gemüt fanden die Worte St. Johannis des Apostels von den Propheten, die das Kommen des Antichrists verkündeten, einen günstigen Boden. Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugnet. Eine solche Lüge war diesen Worten gegenüber die Lehre Tolstojs, und jene ganze Energie des Hasses, den Solowiew vordem gegen den entfesselten Nationalismus der Nachfolger eines Katkow und Aksakow gerichtet hatte, wandte er nun gegen Tolstoj. Der unerbittlich mit diesem geführte Kampf bildet den Inhalt seiner letzten Arbeit „Drei Gespräche". Alle Gaben Solowiews — die Schärfe des Denkers, der Flug des Dichters, die Tiefe des Mystikers, der beißende Witz des Polemikers — haben sich hier zusammengesellt, um am Vorabend seines Todes in mächtigem Lichte zu erglänzen und mit demselben sein Andenken zu umstrahlen. Die kleine Schrift erschien im Jahre 1900 und unterscheidet sich von allen früheren Werken des Verfassers; denn nicht die frühere Schwärmerei von einer Sendung Rußlands bildet ihren Gegenstand, sondern die finstere Gestalt des Antichrist, der alle Träume von einem zukünftigen goldenen Zeitalter vernichtet hat, jene Träume, die dem religiösen und zugleich patriotischen und optimistischen Mystizismus entsprungen und jahrelang die Nahrung des Denkers gewesen waren.

Den letzten Abschnitt des Buches — über den Antichrist — machte Solowiew einige Wochen vor seinem Tode in einer öffentlichen Vorlesung in Petersburg bekannt. Er war ein gewaltiger Redner, und gewaltig war auch damals der Eindruck, als er im Gemüt und in der Phantasie seiner von nervöser Angst erschauernden Zuhörer das furchtbare Bild des schrecklichen und nahen Endes der Dinge vergegenwärtigte. Von der Wahrheit seiner Vision war Solowiew fest überzeugt; wir wissen, daß er sich durch die humoristische Auffassung seiner Wahrsagung seitens einiger russischer Zeitungen tief verletzt fühlte. Und unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, es liege fast etwas Symbolisches darin, daß der Dichter und hervorragende Denker, der an seine Sendung fest glaubende Prophet, an der Wende zweier Jahrhunderte, unmittelbar vor seinem Tode, als sein letztes Wort und als Testament ein drohendes und erschütterndes Bild der zukünftigen, aber nahen und mit schnellem Schritt ihrem Ende entgegeneilenden Geschichte des Menschengeschlechtes entworfen hat. Von der Jugend bis zum Tode betonte Solowiew in allen seinen Werken beständig, wie sehr er von der ungeheuren Bedeutung des prophetischen Elementes in der Gesellschaft, von dem Berufe der Propheten durchdrungen sei, deren Wirksamkeit als höherer und reinerer Menschen

der Ausdruck der Kontrolle verständiger sozialer Kräfte über Kirche und Staat, oder besser über die Repräsentanten dieser beiden Gewalten, sein sollte. Fügen wir noch hinzu, daß der russische Denker ein Recht hatte, sich für einen Propheten in der Bedeutung, die er diesem Ausdrucke beilegte, zu halten, denn er war „ein durchaus unabhängiger, keine äußere Gewalt fürchtender, noch ihr unterliegender sozialer Kämpfer", er war der Repräsentant der zukünftigen idealen Ordnung, er wies auf das Ziel hin, dem man entgegenstreben sollte, und auf den Weg, der zu dem Ziele führte, und beurteilte von diesem Standpunkte aus Menschen und Dinge. Das Ziel Rußlands war seiner Überzeugung nach die Verwirklichung des christlichen Rechtes, der Weg war die Versöhnung mit der katholischen Kirche, und sowohl das eine als auch das andere verkündete er sein ganzes Leben hindurch mit unermüdlichem Eifer und tiefem Glauben. Von der Versöhnung mit Rom machte er besonders die ganze Zukunft Rußlands abhängig, und da er ganz allein diesen großen und fruchtbaren Gedanken verkündete, so dürfen wir uns nicht wundern, daß seine Sendung ihn immer tiefer und tiefer erfüllte. Er besaß hinreichend moralischen und gesellschaftlichen Takt, um sich vor Lächerlichkeit zu bewahren, daher drängte er sich auch den Menschen nicht als von Gott gesandter Prophet auf; trat er aber als solcher, wie in seiner letzten Schrift, hervor, so tat er dies in origineller, nur ihm eigentümlicher Form, die halb mystisch, halb humoristisch war.

„Es handelt sich nicht darum," schreibt Solowiew in der Vorrede zu dieser Schrift, wobei er an Tolstoj denkt, „eine falsche Religion zu widerlegen, sondern eine selbstbewußte Lüge nachzuweisen".

Daß Tolstoj ein erbitterter Feind der Kirche ist und daß ein Mensch, der die Verteidigung der Kirche für seine erste Pflicht hält, nicht Hand in Hand mit ihm gehen kann, unterliegt keinem Zweifel. Nichtsdestoweniger darf man, denke ich, seine Lehre nicht für Lüge und Schwindel halten, denn es ertönt in ihr die mächtige Stimme des Gewissens, das bis in die innersten Tiefen durch den Anblick der grenzenlosen Schlechtigkeit der Menschen erschüttert ist, — und diese Stimme des Gewissens muß man ehren. So auch Solowiew: „Anstatt uns in das zu vertiefen, was uns von Tolstoj entfernt, wollen wir lieber das betrachten, was uns ihm näher bringt; ehren wollen wir die Macht seines Gedankens, die Wärme seines Gefühls, die Aufrichtigkeit seines Willens, — ehren die Feuertaufe, durch deren Flammen schreitend er die Wahrheit sucht, anerkennen in ihm den Mann, dem Gott die Gnade verliehen, die Ekelhaftigkeit der Sünde mit einer Kraft zu enthüllen, wie sie niemand vor ihm besessen hat; erst an zweiter Stelle tritt uns dann Tolstoj als Feind der Kirche entgegen, es erglänzt aber in der Majestät des Genies einer der Auserwählten des Geistes, ein mächtiger Bundesgenosse im Kampfe mit jeglichem Bösen." Das fühlte auch der verstorbene Jesuit Martynow, der in einem Privatgespräch ihn kräftig und treffend charakterisiert hat: „Das ist eine der erhabensten Seelen; leider ist er kein Christ, aber er hat uns das Schönste, was wir haben, entwendet: die Nächstenliebe."

Da die Grundlage der Lehre Tolstojs das Dogma bildet, man dürfe dem Bösen nicht auf dem Wege der Gewalt gegenübertreten, so wandte Solowiew eben gegen dasselbe seine Hauptangriffe. Sowohl der Verstand als auch

das Gewissen verbieten nach Ansicht des in den „Drei Gesprächen“ die Ansichten Tolstojs vertretenden Fürsten jeglichen aktiven Widerstand, jeglichen Waffenkampf mit dem Bösen. „Aber ich denke,“ ruft daraufhin einer der Tischgenossen, „daß sowohl der Verstand als auch das Gewissen wenigstens bis drei zu zählen wüßten, daß somit der Verstand und das Gewissen, wenn sie im Rechte sein wollten, mir nicht zwei dann sagen werden, wenn sie an drei denken. — Was soll das bedeuten? — Nach eurer Lehre sollen mir Verstand und Gewissen nur von mir und dem Verbrecher sprechen, den ich nicht einmal anzurühren das Recht habe; aber da gibt es noch eine dritte Person, und zwar die wichtigste, das Opfer der Gewalt, das Unrecht erlitten hat und Schutz verlangt; und diese Person eben vergesset ihr immer, mein Gewissen aber spricht mir vor allem von ihr und dem Willen Gottes, daß ich sie rette.“ . . . „Was das anbelangt, ob es besser ist, nicht zu töten als zu töten, — darüber kann es zwei Meinungen nicht geben; die ganze Frage ist auf besondere Fälle zurückzuführen; es handelt sich also darum, ob das allgemein anerkannte Gebot, Du sollst nicht töten, absolut ist und ob es infolgedessen keine Ausnahme zuläßt, in keinem besonderen Falle; läßt es aber auch nur eine Ausnahme zu, so hört es damit auf, absolut zu sein.“ . . . Und eine solche Ausnahme ist eben die klar zutage liegende, in jedes unverdorbene Gewissen eingeprägte Pflicht, sich der Person anzunehmen, die Unrecht leidet, selbst mit der Waffe in der Hand, wenn es kein anderes Mittel gibt; somit ist „der Krieg kein absolut Böses und der Friede kein absolut Gutes“ und unter Umständen ist ein guter Krieg ebenso wie ein böser Friede möglich.

Im letzten Kapitel überträgt Solowiew den Streit auf das Gebiet der Theorie und hier zeigt sich seine Originalität am stärksten. Die Lehre Tolstojs führt er bis zum Absurdum. Indem Tolstoj den Widerstand gegen das Böse verdammt, ist er der Ansicht, daß das Böse aufhören wird zu existieren, wenn wir aufhören werden, es mit gewaltsamen Mitteln zu bekämpfen. Daraus folgt, daß das Böse keine eigene wirkliche Kraft hat; es entsteht, weil wir glauben, daß es existiert, und verschiedene Mittel der Gewalt dagegen ersinnen. „So ist es doch?“ — wendet sich an den Fürsten der Tischgenosse, in dessen Mund Solowiew seine eigenen Gedanken legt. „Ja“ — antwortet, in die Enge getrieben, der Fürst, Tolstojs Anhänger. — „Wie also wäre der auffallende Mißerfolg der Sache Christi auf Erden zu erklären?“ Christus hat doch das wahre Gute gezeigt. Seine Schüler strebten mit allen Kräften ihres Geistes dem Ziele zu, das Christus gewiesen; sie griffen nicht zu den Waffen, um das Böse zu besiegen; zu Tausenden gingen sie in den Tod und bezeugten die Wahrheit der göttlichen Lehre mit ihrem Blut, — und nun? Nun müssen wir zugeben, vom Standpunkte Tolstojs aus, dem sich in diesem Falle Solowiew selbst nähert, daß „bis jetzt aus der Lehre Christi für die Menschen mehr Böses denn Gutes geflossen“ und daß somit „das nicht existierende Böse immer triumphiert und das Gute immer in nichts versinkt“. Wie wäre das zu erklären?

Und nachdem so die Lehre Tolstojs dem Absurdum zugeführt, ergreift Solowiew, um sie zu widerlegen, keineswegs die bereits von allen Apologeten des Christentums und der Kirche abgenützten Waffen, ja, es kommt ihm

nicht einmal in den Sinn zu behaupten, daß trotz der scheinbaren Triumphe des Bösen am Ende doch das Gute die Oberhand gewinnt und daß das Böse ein Zufall ist (malum est accidens). Im Gegenteil! So sehr Solowiew in seinen früheren Arbeiten ein Optimist in seinen Zukunftsträumen war, ebensosehr neigte er in seiner Anschauung über die Gegenwart zum Pessimismus.

Und die ganze Welt liegt im Argen, — diese Worte des Evangelisten Johannes gruben sich tief ein in seine Seele und dienten ihm als Thema seiner asketischen Betrachtungen in dem Werke „Über die religiösen Grundlagen des Lebens“. Jetzt versenkte er sich noch tiefer in seinen Pessimismus, und anstatt das Absurdum, das Tolstoj nie ausgesprochen, das sich aber logisch aus seiner Lehre deduzieren läßt, zu bekämpfen, führte er es womöglich noch weiter fort. Er konstatiert, daß „das Böse sichtbar (d. h. auf Grund unserer Wahrnehmungen) stärker ist als das Gute“. Unter dreierlei Gestalten tritt dieses Böse auf: als individuelles Böses oder als Übergewicht des sinnlichen Elementes im Menschen, — bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Menschen; als soziales Böses oder als Übergewicht des sozialen Elementes in der Gesellschaft, die invidnell aus Individuen zusammengesetzt ist, welche, dem Bösen ergeben, den Bestrebungen höherer Menschen, die die Gesellschaft zum Guten emporzuheben trachten, entgegentreten, — in ungeheuerer Mehrzahl; schließlich als physisches Böses oder als Übergewicht der niederen materiellen Elemente des Körpers über die lebende organische Kraft, welche dieselben in eine schöne Form zusammenfügt. Dieses letztgenannte Übergewicht führt den Tod herbei und ist das größte Übel. Wunderschön begann einst Solowiew seine „Religiösen Grundlagen des Lebens“ mit dem Gedanken, daß zwei unzertrennlich miteinander verbundene Wünsche gleich zwei unsichtbaren Flügeln den Menschen über die Gesamtheit der Schöpfung erheben: das Verlangen nach Wahrheit und das Verlangen nach Unsterblichkeit. Aber zwei furchtbare Tatsachen treten ihnen entgegen: die Sünde und der Tod. Der Tod macht uns den übrigen Geschöpfen gleich, die Sünde stellt uns niedriger denn das niedrigste Geschöpf.

Über die Sünde jedoch oder das individuelle und soziale Böse können Auserwählte ihre Herrschaft ausüben. Nur der Tod ist unzugänglich und unbesiegbar. Somit ist der Tod der Herr über Leben und Welt. Die Welt ist sein Reich und nicht das Reich Gottes, — und da der Tod das größte Übel ist, so ist die Welt als das Werk des bösen Prinzips, der bösen Gewalt, des bösen Willens anzusehen.

Gott also ist das Böse! Bei einem solchen Gedanken erschaudert die menschliche Natur, Solowiew aber zögert nicht, noch tiefer in diese Kluft des Pessimismus und der Negation einzudringen, — und gerade von hier aus wendet er sich gegen die schönste Überzeugung Tolstojs: gegen das lebendige Empfinden Gottes als Vaters, gegen das Empfinden der Abhängigkeit des Menschen von diesem Vater, gegen den von ihm bei jeder Gelegenheit mit solchem Nachdruck wiederholten Gedanken, daß Gott uns deswegen auf die Welt geschickt, damit wir hier seinen Willen erfüllen. „Wenn Gott“ — so spricht Solowiew zum Fürsten — „uns nur Pflichten

auferlegt und die Erfüllung seines Willens fordert, so sehe ich nicht ein, wie Sie mir beweisen wollen, daß Gott der wahre Gott und kein Pseudogott ist?" — Somit haben wir das Recht, von Gott eine Beglaubigung seiner Gottheit zu verlangen, den Beweis, daß er stärker ist denn das Böse; da aber das schlimmste Böse der Tod ist, so möge Gott zeigen, daß er Macht über ihn hat. — Und siehe, da erhalten wir jenen geforderten Beweis, jenes Dokument, durch den auferstehenden, d. h. den über den Tod siegenden Christus: „Das ist der wahre Sieg über das Böse in der wirklichen Auferstehung; diese allein macht den Glauben an Gottes Reich möglich, denn ohne sie hätten wir nur ein Reich des Todes, der Sünde und ihres Schöpfers, des Satans; die Auferstehung, aber nicht in übertragener, sondern in der wirklichen, eigentlichen Bedeutung, — das ist das Dokument des wahrhaftigen Gottes!" — „Aber das ist ja Mythologie", erwidert der Fürst. — „Nein! das ist keine Mythologie, das ist Logik: denn sobald wir einmal den gemeinschaftlichen Boden des Glaubens an Gott und des Glaubens an das Gute betreten haben, so müssen wir zugleich im Namen der Logik anerkennen, daß die Kraft Gottes und des Guten grenzenlos ist, — und somit haben wir kein Recht, an die Wahrheit der Auferstehung nicht zu glauben, und dies umsomehr, da dieses Faktum historisch beglaubigt ist." . . .

Einem Menschen, welcher der Religion fernsteht, wird diese ganze Beweisführung nur wunderlich erscheinen, auch wird sie ihn selbstverständlich nicht überzeugen. Aber sie wirft ein helles Licht auf einen der originellsten Geister unserer Zeit. In seiner pessimistischen Lebensauffassung stand Solowiew auf gleicher Stufe mit Leopardi und Schopenhauer, doch unterschied er sich prinzipiell von ihnen durch seine Begierde nach Leben, Taten, Mühen, Kämpfen im Namen jener idealen Ordnung, die wir das Reich Gottes nennen. Während also das Wesen des Schmerzes fast aller Pessimisten, von Buddha angefangen, in dem Bewußtsein besteht, daß das Leben unzertrennlich mit dem Leiden verbunden ist, und während diese infolgedessen den Tod als mitleidigen Erlöser darstellten, wurde Solowiew eben durch das Faktum des Todes und nicht des Leidens Pessimist. Während die Pessimisten an den Quellen des Daseins als Ursache der Dinge einen blinden Willen zum Leben aufstellen, da sie natürlich nicht annehmen konnten, daß der lebendige Gott der Schöpfer des Bösen wäre, so loderte in Solowiews Brust mit allzustarker Flamme die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, als daß er imstande gewesen wäre, an einen lebendigen, persönlichen Gott, den selbstbewußten Schöpfer und Herrn aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, nicht zu glauben. Dieser Gott mußte das höchste Gute sein, anders konnte ihn sein Geist nicht auffassen, — wie also war nun die Allgewalt des Bösen zu erklären, die alles Leben in sich aufsaugt und die im Tode ihren höchsten Ausdruck findet? Das Böse mit Gott zu identifizieren, wäre ein Gewaltakt gewesen, angetan dem ganzen moralischen Wesen des Menschen! Deswegen auch stellte Solowiew so keck die Forderung auf, daß Gott uns ein Dokument für seine Göttlichkeit gebe. Und nachdem er alle Religionen und alle Philosophien geprüft, fand er endlich dieses Dokument in dem Faktum der Auferstehung Christi und klammerte sich an diesen

Rettungsanker mit der ganzen Kraft seines Wesens. „Ist aber Christus nicht auferstanden,“ — so konnte er mit dem hl. Paulus ausrufen, — „so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich!“ (Kor. 1, 15). Christus wurde ihm zum Leitstern auf dem dunkeln Pfade des Lebens, zur Stütze im Kampf mit dem Leben, — und es ist mit Nachdruck zu betonen, daß dies nicht der mißhandelte und gekreuzigte Christus war, sondern der auferstehende Christus, der Sieger über den Tod, „Christus der Rächer und Vergelter“, „jener Christus des letzten Gerichtes und Michelangelos“, von dem einst Mickiewicz vom Katheder aus im Collège de France mit solchem Feuer gelehrt hatte.

Und in seinem Geiste verbanden sich zwei Tatsachen: der vollständige Mißerfolg, wenn nicht das Fiasko der christlichen Wahrheit im Leben, besonders auf dem Gebiete der sozialen und politischen Verhältnisse, — und daneben das Anwachsen scheinbar christlicher, in ihrem Wesen aber antidogmatischer und antichristlicher Strömungen wie des Tolstojismus, die nicht zum Ziele führen und das Gewissen der Menschen verwirren.

Und die Zivilisation eilt indessen mit Riesenschritten vorwärts; im Laufe eines Jahres wird jetzt das erreicht, wozu früher ein ganzes Jahrhundert erforderlich war. Versenkt in religiöse Betrachtungen, tief durchdrungen von der Begierde, das göttliche Recht auf Erden zu verwirklichen, fragte sich nun Solowiew, ob dieses beschleunigte Tempo der Zivilisation nicht den Anfang des Endes bedeute, — des Endes der Welt, jener geschichtlichen Krisis, da der apokalyptische Antichrist die Herrschaft ergreifen und nach dessen Sturze die Posaune des Erzengels ertönen und abermals Christus kommen wird, nun aber nicht mehr als Lamm Gottes, gemartert um der Sünden der Welt willen, sondern als schrecklicher und gerechter Richter. Und seine idealen Bestrebungen, seine Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, das er auf Erden verwirklichen wollte, übertrug er damals in eine andere Welt, die außerhalb der Grenzen der Geschichte lag, in eine Epoche, da die, welche in Christus gestorben, nach den Worten der hl. Schrift aus ihren Gräbern auferstehen und eine verwandelte Gestalt annehmen werden; „denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche und das Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit“ (Kor. I, 15).

Nach der hl. Schrift wird der letzte Akt der geschichtlichen Tragödie die Zeit des Antichrists sein. Aber dieser Antichristianismus wird nach der Ansicht Solowiews weder die Folge religiöser Gleichgültigkeit noch des Materialismus oder irgend welcher Verneinung des Christentums sein, sondern eine religiöse Usurpation, da den Namen Christi sich solche Kräfte in der Menschheit aneignen werden, die sowohl dem Inhalt als auch der Form nach Christo und dem Wesen seiner Lehre fremd sind. Von diesem Gedanken wurde Solowiew bei seinen leidenschaftlichen Ausfällen gegen Tolstoj beherrscht: in ihm erblickte er einen solchen Usurpator fremden Eigentums, einen falschen Propheten mit den Worten Christi auf den Lippen, der dessen Gottheit mit Füßen trat und dadurch dem Antichrist den Weg bahnte. Unter dem Einflusse dieses Gedankens schrieb er die kurze Erzählung vom Antichrist am Schlusse der „Drei Gespräche“ gleichsam als Bruchstück aus einer unvollendeten Handschrift eines alten Mönches, die nach den

eigenen Worten Solowiews alles enthält, was Wahrscheinliches über das Ende der Welt gesagt werden kann, und zwar auf Grund der hl. Schrift, der kirchlichen Tradition und des gesunden Menschenverstandes, der sich von allem, was rings um ihn vorgeht, Rechenschaft ablegt.

Einen ausführlichen Inhalt will ich hier nicht angeben, denn selbst die beste Wiedergabe würde das, was die Kraft des Werkes ausmacht, aber ungreifbar ist, das heißt die Stimmung, nicht ausdrücken können. Ein prophetischer, apokalyptischer Ton fehlt; im Gegenteil, der Ton ist zuweilen scherzhaft, die Form einfach und schlicht ohne Effekthascherei, — und doch fühlen wir, daß das Ganze aus der Feder eines Mannes geflossen ist, der von dem Gefühle des schnell sich nähernden Endes aller Dinge tief durchdrungen ist. Dieses Gefühl geht auch langsam auf den Leser über und macht ihn vor Schrecken erschauern, als ob schon auf ihm, gleich schweren Wolken, den Vorboten des rasenden Sturmes, alle Bedrängnisse der letzten Tage, der Tage der Rache lasten würden, wo da alle himmlischen Mächte in Bewegung geraten werden und wo „an der Sonne und dem Monde und den Sternen Zeichen erscheinen werden, auf der Erde aber Bedrückung der Völker herrschen wird, wo da die Menschen vergehen werden vor Angst und vor Erwartung jener Dinge, die da kommen sollen über die ganze Welt" . . . .

Die Vorgänge, deren Schauplatz die Welt werden soll, stellen sich von heute an bis zum Ende der Dinge wie folgt vor. Um die Mitte des XX. Jahrhunderts, vielleicht auch früher, werden die Chinesen, von Japan organisiert und unter der Leitung eines genialen, kriegerischen Kaisers das durch die Kämpfe mit dem wiedererstandenen Panislamismus erschöpfte Europa unterwerfen. Die mongolische Hegemonie dauert ungefähr durch zwei Menschenalter. Es ist dies die Epoche der gegenseitigen Einflüsse und Einwirkungen des Ostens und Westens. Dann werfen die Europäer, angesichts des gemeinschaftlichen Feindes miteinander versöhnt, das mongolische Joch ab und bilden die Vereinigten Staaten Europas. Es folgt die Zeit eines allgemeinen Friedens und in dieser Zeit, zu Anfang des XXI. Jahrhunderts, tritt das größte Genie, das die Menschheit bis dahin hervorgebracht hat, — der Antichrist auf.

Und es wird dies keineswegs irgend ein moralisches Ungeheuer sein, wie ihn verschiedene Prophezeihungen beschreiben. Im Gegenteil. Das ist der von Nietzsche erträumte Übermensch in seiner besten Bedeutung: mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers begabt, schön, verständig, beredt, ein Idealist, makellos, streng gegen sich, mitleidig gegen seine Nächsten, mitleidig sogar gegen die Tiere, Vegetarianer, von Beruf aber ein Artillerist (ein Detail, das zur Charakteristik des Übermenschen nichts beiträgt, das jedoch als boshafte Allusion auf Tolstoj, der zur Zeit des Krimkrieges im Militär gedient hat, interessant ist). Die Seele dieses Übermenschen erfüllt eine einzige Sehnsucht: er will Wohltäter des Menschengeschlechtes werden, er will das Elend und das Verbrechen von der Erde vertreiben; er hat nur *einen* Fehler: er liebt vor allen Dingen sich selbst und nicht Gott.

Seine Werke liest und bewundert die ganze Welt, aber das befriedigt ihn nicht, er will auch Macht besitzen, um seine großen Pläne, deren Inhalt und Ziel die Beglückung der Menschheit ist, zu verwirklichen. Und so hat er sein 33. Lebensjahr vollendet, sein Einfluß aber reicht über die Grenzen der Literatur nicht hinaus; Verzweiflung erfaßt ihn — und da tritt der für sein Leben entscheidende Augenblick der Krisis ein: irgend eine Vision oder ein mystisches Zusammentreffen mit dem Geiste der Finsternis, das an die Versuchung Christi in der Wüste erinnert. Der Übermensch bringt dem Satan seine Huldigung dar und plötzlich durchdringt ihn neue Kraft, er kehrt zu dem Leben und den Menschen zurück, mächtiger denn je, seines Sieges gewiß: jetzt weiß er, daß Christus nur sein Vorgänger war, erst in ihm offenbart sich endgiltig die Göttlichkeit des Menschen, die die riesenhafte Idee menschlicher Glückseligkeit mit der Fähigkeit der Durchführung verbindet.

Hoch begeistert schreibt er ein Werk unter dem Titel „Der Weg zum allgemeinen Frieden und zum allgemeinen Glück." Edle Achtung für die Tradition der Vergangenheit verbindet sich dort mit dem kühnen Radikalismus politischer und sozialer Forderungen und Ratschläge, eine grenzenlose Gedankenfreiheit mit tiefem Verständnis für den mystischen Flug der Seele, ein üppiger Individualismus mit heißer Hingabe für das allgemeine Wohl, der erhabenste Idealismus der Grundsätze mit vollkommener Konsequenz und Durchführbarkeit der Ideen, insofern sie dem Leben angepaßt werden können. Mit überaus feinem Verständnisse für den sich heute immer mehr verbreitenden Dilettantismus, der nach Ansicht Solowiews sicherlich immer zunehmen, wird, fügt der Verfasser hinzu, daß in diesem Buche bei Berührung und Lösung aller Fragen sich eine gewisse geniale Künstlerschaft zeigt; dank dieser wird jeder auf alles eingehen können, was dort gesagt ist, ohne dabei seinen Neigungen und Überzeugungen zu entsagen. Der Erfolg dieses wunderbaren Buches ist so unerhört, daß der Name des Verfassers mit einem Schlage zum populärsten in der Welt wird, und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung wählen die Repräsentanten der Vereinigten Staaten in Europa ihn in Berlin zum Präsidenten. Von nun an ist jeder seiner Schritte ein neuer Triumph für ihn und eine neue Wohltat für die Menschheit und unter allgemeinem Beifall proklamiert er sich zum Imperator der ganzen Welt. Ein gewisses Mißtrauen im Verhältnisse zu ihm legen die Christen an den Tag, und zwar unter dem Einflusse der Werke einiger Theologen, die in ihm bereits die Kennzeichen des Antichrists entdeckt zu haben glauben. Der Christen gibt es auf der Welt bedeutend weniger als heute, nur noch 45 Millionen, aber dafür sind es Christen aus Überzeugung und nicht nur dem Namen nach.

Um sich mit ihnen ins Einverständnis zu setzen und sie zu gewinnen, ruft der Imperator ein allgemeines Konzil nach Jerusalem zusammen, wo er einen prächtigen Tempel für die vereinigten Religionen der ganzen Welt erbaut hat. Es erscheinen die Repräsentanten aller drei Bekenntnisse: die Katholiken mit dem Papst Peter II. an der Spitze, die Orthodoxen vertritt der geheimnisvolle Greis Johannes, den Protestantismus Professor Pauli, —

drei symbolische Namen, welche die drei Richtungen im Christentum darstellen, und alle drei: Peter II., Johannes und Pauli, hat der Verfasser mit künstlerischer Deutlichkeit dargestellt, wir sehen sie, als wenn sie lebendig wären. Auf dem Konzil tritt der Imperator zum erstenmale als „der geliebte Sohn Gottes", als „Seine göttliche Majestät" auf, die gläubigen Christen verlieren den Rest ihrer Illusionen und Peter II. schleudert feierlich den Bannfluch gegen den Imperator-Antichrist. Aber die Mehrzahl der Bischöfe und Kardinäle steht auf Seite des Antichrists; mit dem Papst Peter verbinden sich indessen der alte Johannes und Professor Pauli und hier, an der Neige der Geschichte, erfolgt die Versöhnung jener wenigen Katholiken, Orthodoxen und Protestanten, die, der Fahne Christi, des Sohnes des lebendigen Gottes, treu geblieben, sich im Bewußtsein ihrer prinzipiellen Gemeinschaft vereinigen.

Dann erfolgen die Bedrückung der Christen, schreckliche Naturerscheinungen, der Fall des Antichrists, das Kommen des Heilands, das Gericht, — und das alles in Kürze erzählt, da diese Dinge aus der Apokalypse des hl. Johannes bekannt sind.

Vergleicht man diese Überzeugungen Solowiews mit den Anschauungen und der Philosophie in allen seinen übrigen Werken, so ist hier das vollständige Verschwinden der früheren Träume von einer zukünftigen vollkommenen Weltordnung auf dieser Erde auffallend. Zwar erfolgt die Versöhnung der Kirchen, aber ohne den Anteil Rußlands und unmittelbar vor dem letzten Gericht. Mit einem Wort, Solowiew ist Pessimist, was die Möglichkeit der Verwirklichung des christlichen Ideals bei einer solchen Menschheit, wie sie jetzt ist, anbetrifft. Die Zahl der Christen sinkt trotz aller Bestrebungen der Missionäre zu Anfang des XXI. Jahrhunderts fast bis zum zehnten Teil ihrer heutigen Anzahl herab, der aus Rom verbannte Papst wird in Petersburg unter dem gnädigen Schutze der dortigen Behörden verweilen. Aber ein noch größeres Zeichen des Pessimismus ist die Darstellung des Antichrists selbst in einer Gestalt, die äußerlich so anziehend wirkt; denn wie schwer muß es doch sein, dem Zauber eines Menschen, oder besser eines Übermenschen, zu widerstehen, der alle Kräfte seines Geistes darauf gerichtet hat, die Leidenden zu beglücken! Wäre es möglich, die diesem so gewaltigen Wohltäter folgenden Scharen der Großen und Kleinen zu verdammen? Zwar ist die Tugend eine Tugend erst dann, wenn sie sich zum Ziele die Ehre Gottes setzt, aber dieser Tugend gibt es so ungemein wenig auf der Welt, daß wir den Menschen gern ihre egoistischen Beweggründe verzeihen, wenn sie nur den Nächsten Gutes erweisen; ja, wir achten sie dann hoch und wünschten sie unter den Auserwählten zu sehen. Aber diese ganze unvollkommene Tugend wird in der Gestalt des Antichrists und derer, die ihm gefolgt sind, auf ewige Zeiten verdammt, erlöst werden nur die verhältnismäßig wenigen, die sich zu Christus, dem Sohne Gottes bekannt, der durch seine Auferstehung den Tod besiegt hat. Sollte da aber nur der Glaube alleinerlösen, die Taten ohne diesen Glauben keine Bedeutung haben? Jawohl. Das Dogma der Auferstehung hat Solowiews ganzes Wesen erfüllt, in ihm erkannte er die einzige Grundlage jeglichen verständigen und mit dem Willen Gottes übereinstimmenden Daseins an, und alles, was außerhalb dessen steht, sollte es auch

von den edelsten Bestrebungen durchdrungen sein, ist außer Gott, ist aber mit ihm, dem Geiste der Finsternis und mit dem Antichrist. Das Dogma der Auferstehung vereinigt alle Christen zu einem Ganzen. „Wer da bekennt,“ sagt der hl. Johannes, „daß Jesus der Sohn Gottes ist, in dem wohnt Gott und er in Gott.“ — Diese Worte erkennt Solowiew in ihrer ganzen Kraft an und angesichts dessen verlieren alle konfessionellen Unterschiede und Streitigkeiten ihre eigentliche Bedeutung; in den letzten Tagen der Welt, da der Papst im Kampfe mit dem Antichrist zu Grunde geht, da ergreift das Steuer der Christenheit Professor Pauli, — und sobald einmal Solowiew, dieser Sohn der Kirche, der den Papst als Oberhaupt derselben anerkennt, diese Stelle eingenommen hat, zögert er nicht, an mancher Stelle den römischen Katholizismus im komischen Lichte darzustellen. Rom verletzt den Sohn des Ostens, er kann nicht und will auch nicht von seinen Vorurteilen gegen dasselbe ablassen. „In Rußland“ — so schreibt er über das nach Petersburg verbannte Papsttum — „hat dasselbe seine Formen bedeutend vereinfacht; ohne sichtbare Veränderungen in der Zusammensetzung seiner Offizien und Kollegien einzuführen, mußte es den Charakter seiner Wirksamkeit vergeistigen und sein glänzendes Ritual und Zeremoniell bis zu einer minimalen Ausdehnung verringern; verschiedene wunderliche und Ärgernis gebende Sitten hörten von selber auf, wenn sie auch offiziell nicht zurückgenommen wurden.“ Dem gegenüber, was in der moralischen Welt Anstoß erregt, in der physischen aber bedrückt, der Sünde und dem Tod gegenüber, ist das Dogma der Auferstehung die einzige Zuflucht, die einzige Rettung. Ich kenne keinen Schriftsteller, in dem das Bild des Todes einen solchen Abscheu und einen solchen Schrecken erwecken würde: der Inhalt jeglichen Daseins, sagt er, ist der Kampf mit dem Tode; kraftlos jedoch steht dem Tode jegliche physische Gewalt gegenüber, allen unzulänglich ist die Kraft des Geistes, nur „die Unendlichkeit der moralischen Kraft füllt das Leben absolut aus“ und macht dadurch die Überwindung des Todes möglich: „Der Gekreuzigte, Menschen- und Gottessohn, von den Menschen und von Gott verlassen und doch betend für seine Feinde, kannte für seine geistige Kraft keine Grenzen und so konnte auch kein Teilchen seines Wesens dem Tode zur Beute fallen.“ Dieser Glaube Solowiews muß an dieser Stelle ganz besonders hervorgehoben werden, weil das Dogma der Auferstehung die Grundlage der religiösen Weltanschauung der Nachfolger Solowiews bildet und zugleich die Grundlage des ganzen religiösen Aufschwunges in Rußland, der heutzutage mit immer größerer Stärke hervortritt; in diesem Aufschwung ruht der gesunde Kern der gegenwärtigen revolutionären Gärung, — und das allein kann uns hoffen lassen, daß Rußland der sozialen und politischen Anarchie Herr werden kann.

Nur der Glaube an den auferstehenden Christus, den Sieger des Todes, ermöglicht nach Ansicht der Anhänger Solowiews die Synthese des Christentums mit dem politisch-sozialen Radikalismus ihrer Träume von einem zukünftigen Paradies auf Erden. Zwischen den ungeheuren Leiden und Opfern, welche die heutigen Geschlechter im Namen des Ideals der sozialen Gerechtigkeit tragen müssen, und andererseits der einstigen dumm-egoistischen Befriedigung der Bürger eines sozialistischen Zukunftsstaates, die die Früchte unserer marter-vollen Arbeit genießen werden, klafft eine Schlucht, welche nur der auf-

erstehende Christus überbrücken kann. Nur er allein, der ewige Sieger des Todes, verbürgt uns, daß der Tod die kulturelle Arbeit der Menschheit nicht vernichtet und daß es jedem gegeben sein wird, die Saat seiner Mühen zu erblicken .... „Die Wahrheit der Auferstehung Christi“ sagt Solowiew, „ist eine Wahrheit im vollsten Sinne, das heißt nicht nur eine Wahrheit des Glaubens, sondern auch eine Wahrheit der Vernunft“, sie ist ein Postulat der Vernunft. „Wäre Christus nicht auferstanden, so erschiene die Welt als Absurdum, als Reich des Bösen, des Falschen und des Todes.“ .... „Wäre Christus nicht auferstanden, wer könnte da auferstehen?“

Aber Christus ist auferstanden. Also wird diese Welt, die jetzt ein Reich der Sünde und des Todes ist, diese Welt, von der Solowiew zweifelt, daß sie mit menschlicher Kraft in das Reich Gottes umgewandelt werden könnte, diese Welt wird doch zum Reiche der Wahrheit und des Lebens werden, zum Reiche Gottes. — Aber das wird geschehen erst nach Vollendung der Zeiten, in einer nachhistorischen Epoche, nach dem abermaligen Kommen Christi, da der Sohn Gottes diejenigen unter den Lebenden, die in den letzten Tagen der Welt zu ihm und nicht zum Feinde gestanden, zu sich rufen wird, da diejenigen aus den Gräbern auferstehen werden, die vordem in Christo gestorben waren, — „und Christus herrschen muß, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege, und der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod“. (Kor. I. 15.) Und die Vision des großen Apostels des Christentums, die Vision des vernichteten Todes ergreift die Seele des russischen Theologen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“

„Die ganze Welt liegt im Argen“ .... Über die unendliche Trauer dieser Überzeugung, über die Trauerstätte begrabener Träume von einer idealen Weltordnung erhob sich Solowiews triumphierender Glaube an die Auferstehung Christi und derer, die mit ihm waren und sein werden. Und in der Ekstase seiner Vision konnte er mit dem heil. Paulus ausrufen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“

Zu spät.

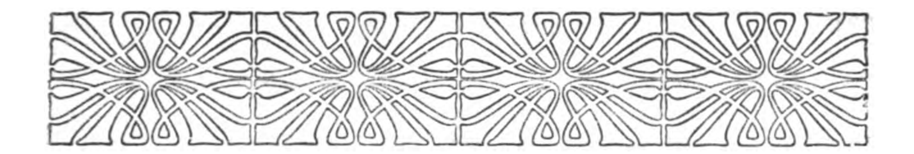
Von B.

Mein Sehnen ging nach Lenz und Licht
Empor aus rauher Winternacht,
Nach Osterlicht und Aufersteh'n
Und nach des Frühlings erster Pracht.

Und als ich endlich dann erwacht
Aus langem, wirrem Fiebertraum,
Da war der erste Lenz verglüht,
In Blüten stand der Fliederbaum.

Nur einer Lerche heller Sang
Erzählte mir von ferner Zeit,
Von welker Frühlingsblumen Blüh'n,
Vom Aufersteh'n aus langem Leid.





Literarische Umschau.

Von **Richard von Kralik.**

(Fortsetzung.)

14.

Wir haben in dieser Zeit Josef Seebers fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Der Dichter ist vor allem bekannt durch sein in vielen Auflagen erschienenes episches Gedicht „Der ewige Jude". Ich ziehe es vor, bei dieser Gelegenheit Seebers weniger bekannte Lyrik hervorzuziehen. Das Lyrische ist es ja, was überall den echten Dichter ausmacht, auch den epischen und dramatischen. Seebers Gedichte sind unter dem Titel „Ein fliegend Blatt" 1885 in Brixen erschienen. Sie bieten durch ihren vielseitigen Inhalt bei geringem Umfang ein scharfes Bild einer abgeschlossenen Dichterpersönlichkeit. Als den Zentralgedanken seiner poetischen Weltanschauung möchte ich das schöne, gleichnishafte Bild des von Rosen umwundenen Kreuzes betrachten, dasselbe Bild, das auch Goethe in seinen „Geheimnissen", nur etwas humanistischer, zu seinem Symbol gemacht hat. In mystischerem Sinne sieht Seeber den „Kreuzesfrühling" im Kranze der Rosenwunden an dem Kreuze hangen, den Weltenfrühling, der uns am Baum des Lebens leuchtend aufgegangen, den „Rosenfrühling seines Blutes" (7). Denselben Gedanken führt ein „Geistliches Frühlingslied" nach einem älteren Gedichte aus. Süße Frühlingsdüfte strömen vom Kreuze her, aus seinen Ästen tropft rotes Rebenblut (24). Und „das Kreuz im Walde" wird üppig wild von einem Rosenstrauch überwachsen, der sich vom Fuße an um des Heilands armes Bildnis wölbt (29):

Bis hinauf zu seinem Herzen,
Bis hinauf zu Haupt und Haar
Reicht er seine Purpurrosen
Dem Erlöser liebend dar.
In die wirre Dornenkrone
Flicht sich manches Rosenblatt,
Eine Rose rot zur Wunde
Seine off'ne Seite hat.

Damit hängt der Spruch vom „Jammertal" zusammen (31):

Wollt ihr Rosen, die nicht vergehen,
Müßt ihr auf die Dornen sehen.

Solche Sprüche weiß der Dichter trefflich zu prägen (55):

Nistet dir im Herzen eine Schlange,
Sei um deine Ruhe bange:
Willst du Herr im Hause bleiben,
Mußt du sie mit Kreuz und Dorn vertreiben.

Oder (59):

Wer des Lebens Lust und Leid an sich erfahren,
Wird mit seinem Danke gegen Gott nicht sparen:
Für die Freuden, die er hier genossen,
Für das Leid, aus dem die Himmelsblumen sprossen.

Wie man sieht, überall liegt dasselbe Bild zugrunde, auch im „Waldfrieden“, da die Kapelle geschildert wird, mitten in Buchen, von Immergrün umrankt, Blütenzweige in den Fensterbogen. Diese Einheit von Natur und Glaube ist das Ideal des Dichters (12):

Schlägt mein Herz nicht mehr hiernieden,
Legt mich hier ins Grab hinein:
In der Kirche Waldesfrieden
Muß ein traulich Ruhen sein.

Diese Einheit sieht er in nächtlicher Betrachtung (38):

Es ist so ruhig wunderbar,
In Andacht liegt rings Wald und Feld,
Der Himmel ist der Hochaltar,
Das Kirchenschiff die ganze Welt.

Auch in den Reiseblättern erscheint ein ähnlicher Gedanke, so vor dem Kölner Dom (64):

Was fromm und rein
Im harten Stein
Gedacht und gewollt die Alten:
Das Wachsen und Streben zum Himmelsraum,
Das möge sich als lebendiger Baum
Im Herzen der Enkel entfalten.

Auch der Zyklus „Tirol“ führt gleiche Bilder aus. Hier versucht Seeber, neben der Natur seines Vaterlandes auch die Heldentaten der Männer von 1797 (Sensenschmied von Volders) und 1809 in epischen Bildern zu gestalten. Ich sehe all das als Vorarbeiten an für eine endgiltige Bewältigung dieses hochpoetischen Stoffes, die einmal abschließend gelingen muß, die aber den balladengemäßen, volkstümlichen, chronikalen Ton trifft, den dieser Vorwurf verlangt.

„Vergilbte Blätter“ benennt sich eine Reihe echt lyrischer Stimmungen, eine Jugendneigung spiegelnd (143):

Sich ganz vergessen, einander schenken,
Sich nichts verargen, sich nichts verhehlen,
In treuer Liebe des Freunds gedenken,
Zusammen beten, zusammen sorgen,
In Gottes Lieb' die eig'ne geborgen:

Das ist der schönste Bund der Seelen,
Und Gottes Segen wird nicht fehlen.

Fromme Ergebung ist der Schluß (150):

„Nun hat dich Gott hinweggenommen —
Du warst ein Engel, dem er aufgetragen,
Zum Himmel leuchtend mir vorauszuwandeln
Und mich zu stärken, wenn ich fiele;
Ich folge dir: du bist am Ziele."

Und weiter (152) betrachtet er diese Schickung als Folge inniger Fürbitte:

Ist es ja Mariens Segen,
Der da ruht auf meinen Tagen:
Doch dafür hat Gottes Engel
Dich zum Himmel heimgetragen.

Ich halte mich nicht weiter bei den historischen „Gestalten" auf, mit denen der Dichter die Sammlung beschließt. Was ich von ihm erwünsche, erwarte und erbitte, das ist vor allem die Fortsetzung seines lyrischen Schaffens, von dem er uns vor zwanzig Jahren so schöne Proben gegeben. Jetzt, in seiner kräftigen Vollreife, möge er uns in reinen Strophen, die sich von selber zu gestalten scheinen, die reifsten Früchte seiner Erfahrungen, Betrachtungen, Anschauungen, Gesichte geben. Niemand ist dazu besser vorbereitet durch abgeklärte Gesinnung und meisterhafte Technik. Es fehlt nicht an Gelegenheit und Nötigung (6):

Das Gute üben dort und hier,
Das Gute tun zu jeder Zeit:
Das ist die beste Gelegenheit.

15.

„Hilligenlei", der letzte Roman Gustav Frenssens, steht wohl künstlerisch nicht höher als die früheren. Die Mischung von bäuerlichem Realismus, lüsterner Sinnlichkeit, pseudoromantischem Idealismus bildet wieder das Grundrezept und kommt offenbar dem breitesten Lesepublikum sehr entgegen, besonders den Kreisen jener Bildungsphilister, die heute die Mehrheit haben.

Aber durch ein Merkmal erhöht sich das Interesse dieses Romanes für uns. Er ist durchaus ein religiöses Tendenzwerk eines freisinnigen protestantischen Pastors. Er beweist, daß heute das Interesse für die religiösen Fragen doch alles andere überwiegt. Er beweist, daß die religiöse Tendenz an sich das Interesse für den Roman nicht nur nicht abgeschwächt, sondern erhöht hat, wenn sie auch notwendig auf starken Widerstand von entgegengesetzten Seiten stoßen mußte.

Der Autor schiebt alles soziale Elend, die ganze Reichsverdrossenheit, die verzweiflungsvolle Lage unserer Zeit mit Recht auf einen Umstand: „Ich habe gar keinen Glauben . . . und das ist traurig." (274). Er konstatiert, „daß unser Volk immer mehr von dem alten Kirchenglauben abfällt. Die wissenschaftliche Forschung ist dabei, sowohl den katholischen wie den protestantischen Kirchenglauben auseinanderzubrechen." (306). „Sieh', der Geheimrat hat keine Religion oder eine, die nichts wert ist; der Bäckerjunge in ledernen Pantoffeln hat auch keine; und die Arbeiterfrau erst recht

keine." (307). Aber dabei bleibt die alte Frage: „Woher und wohin, Menschenkinder?" (307). Die Arbeiter haben wohl ein „hohes, ideales Ziel, aber sie halten sich nicht dazu. Sie neiden und hetzen einander. In keinem Stand ist mehr Neid als unter ihnen." (355). „Und nun sind die Menschen ohne Religion und darum mißmutig und verbittert, irr und wirr, ohne Friede und Freude, ohne Weg und Ziel." „Es geht wieder ein Sehnen durch unser Volk, die drei gewaltigen Mächte, die es aus sich selbst erzeugt, die Obrigkeit, die Religion und die Sitte, zu verjüngen. Es geht ein Wille und Wunsch durchs Volk, zur Natur zu kommen: zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum." (387). Aber „wir haben nichts, keine Einigkeit, kein Vertrauen, keine Heimat, keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung. Was ist es mit der Welt? Ich weiß nicht ein noch aus" (428). Und von der Kirchenlehre denkt der Held: „Es ist ein Wust von veralteten Menschenmeinungen. Wer sich ihnen unterwirft, mag wohl glücklich werden, aber glücklich wie ein König, der seine Krone verschenkt und sich in der Nachtmütze glücklich fühlt. Ich für meine Person will dies Glück nicht. Ich will den ewigen Mächten und all ihrem Grauen ins Gesicht sehen und wenn es mir die Sinne verwirrt" (429 f.). Nun will aber der Held doch einen Versuch machen, ein Lied von deutscher Wiedergeburt singen. Er erkennt: „All unser bißchen Ändern und Bessern und Vorwärtswollen ist wirr, ist kleinlich, ist nichts und wieder nichts, darum, weil der Untergrund unseres Lebens falsch ist, darum, weil wir kein rechtes Weltgefühl, keine rechte Religion haben. Uns fehlt ein guter, reiner Glaube, ein Glaube, der vor uns herzieht wie lichte wonnige Heroldserscheinung, ein Glaube, dem alle klugen und tapferen Menschen zustimmen. Sieh', wenn wir einen solchen Gauben hätten, dann würde uns all das andere von selbst zufallen." (456). Nun ist es jedenfalls sehr bedeutsam, daß der Held trotz seiner naturalistischen und wodanistischen Neigungen zur festen Einsicht kommt, ein solcher neuer deutscher Glaube könne doch auch wieder nur von der Person des Heilands ausgehen. Sein wirkliches Bild muß aus allen Übermalungen wieder hergestellt werden. „Es ist nichts Notwendigeres in der ganzen Welt, als daß über das Wesen des Heilands Klarheit ist." (459).

Er findet freilich: „Die Urkunden sind zu dürftig . . . und also werden die Kirchen immer, immer herrschen und damit der Irrtum." (460). Auch warnen ihn „die beiden Größten seines Volkes". Vater Luther sagt: „Gehst du in deinem Glauben über mich hinweg wie über eine Treppenstufe?" Goethe: „Ach, gib dir keine Mühe! Du schmilzt nicht zusammen, was nicht zusammenpaßt, Christentum und deutsches Wesen." (467). Aber er tut es doch. Der Autor teilt diese Handschrift seines Helden mit, sie ist betitelt: „Das Leben des Heilands nach deutschen Forschungen dargestellt: die Grundlagen deutscher Wiedergeburt." (S. 484 bis 592).

Dieses so pompös eingeleitete Dokument muß allerdings gewaltig enttäuschen. Selbst auf dem rationalistischen Standpunkte des Autors, der alles Wunderbare ausschließt, wäre vielleicht etwas Hinreißenderes möglich gewesen als diese wirkliche Nachtmützenreligion. Freilich, die höhere Aufgabe wäre gewesen, das Wunderbare überzeugend darzustellen. Wer sollte mehr

dazu berufen sein, sich auf den Standpunkt des Wunders zu stellen, als der Poet! Aber so hat er mit dem Wunder alle Poesie ausgetrieben. Durch Negation aber kann man nicht dauernd wirken. Das Positive wird so zusammengefaßt: „Dein Glaube, schönster der Menschenkinder, ist unser Glaube. Wir fühlen, empfinden und glauben die verborgene ewige Macht als gütig, treu und heilig. Und stehen vor ihr in banger Kindesliebe, trauen ihr, freuen uns ihrer, drängen uns an sie. Und gewinnen aus diesem Verhältnisse eine Freude wie Sonntagsfreude, hohe Wertung der eigenen und jeder anderen Seele, wache Augen, Kraft zu allem tapferen Fortschritt, Helfersinn und frohe Hoffnung für die Zukunft der Menschheit. Dieser Glaube ist der unserige, weil er dem Besten in meiner Seele gemäß ist.“ (589).

Daß dies Resultat den Helden und seine Umgebung selber nicht ganz befriedigt hat, verbirgt sich nicht. Aber getrost! Das Problem ist gestellt. Die nächsten Jahre werden es weiter führen.

16.

In diesem Jahr ist in unseren Blättern viel die Rede gewesen von dem „Sprung auf die Bühne“, den wir katholischen Dramatiker doch endlich wagen sollten. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mich an der interessanten Diskussion über dies Thema zu beteiligen, da mir die Unkenntnis der dramatischen Literatur auf unserer Seite zu peinlich war. Was sollen wir entgegnen, wenn uns unsere kritischen Freunde immer wieder sagen: Euere Stücke sind nicht auf der Bühne zu sehen, folglich existieren sie nicht für uns, ebensowenig wie für andere! Dieselben kritischen Freunde jammern über die schlechte dramatische Literatur, die jetzt die Bühne beherrscht. Sie nehmen sich aber nicht die Mühe, einmal unsere eigenen Sachen zu prüfen, ob sie denn wirklich als gar nicht daseiend, als unaufführbar zu betrachten seien und ob die Tatsache der Nichtaufführung nicht gerade darin ihren Grund habe, daß sich die herrschende Clique ihnen widersetzt und daß sich unsere Faktoren nur in bequemem Absprechen, Ignorieren, in ebenso bequemen Ratschlägen genug tun und erschöpfen.

Man sagt uns: Macht doch so brauchbare Stücke, wie sie unsere Bühnentechniker machen! Ja, wozu? Um den allgemeinen Schund durch katholischen Schund zu vermehren? Nein, die Forderung, daß wir die Bühne erobern sollen, kann nur den Sinn haben, daß wir eben eine höhere Kunstform, eine reinere an Stelle einer niedrigen und gemeinen setzen sollen. Aber können wir das so leicht, so allein, so ohne Unterstützung? Kaum. Überall, wo das künstlerische Leben nur sich selber, der Konkurrenz, dem Getriebe und Geschäft überlassen ist, wird es notwendig der Dekadenz zuschreiten. Eine Erhebung ist nur dann möglich, wenn der Dichter an seiner Seite einen staatlichen oder fürstlichen Gönner, eine Partei, einen Kreis von Freunden, Jüngern, Verstehern, Förderern hat. Nur so war die Gluckſche und dann die Wagnersche Opernreform möglich, nur so das Theater von Weimar, um von älteren Beispielen ganz zu schweigen. Wäre das attische Drama nicht Staats- und Religionssache gewesen, so wäre es über den Thespiskarren nicht hinausgewachsen. Gluck wurde von Maria Antoinette,

von ihrer Partei, Wagner von Liszt und König Ludwig, von den Wagnervereinen, die Weimarer wurden von einem stramm zusammenhaltenden Kulturkreis gehalten. Die Kunst Shakespeares ist getragen von dem Kreis wahrer Aristokraten (Southampton, Essex, Pembroke usw.), die ihn gegenüber den „Gründlingen des Parterres" hielten.

Selbst die allerjüngste Entwicklung der Bühne, der Naturalismus eines Hauptmann mit allem, was sich daraus ergab, ist nur eine Folge der zielbewußten Arbeit der Berliner „Freien Bühne". Damit soll das Talent der Dramatiker nicht als nebensächlich dargestellt werden. Nein, aber sie alle, von Aeschylus an bis auf unsere Zeitgenossen, hätten sich in unfruchtbaren Versuchen verblutet, wenn sie nicht im rechten Augenblicke den rechten Wirkungskreis, die rechten Würdiger, Kenner und Gönner gefunden hätten.

Immer wieder sei es wiederholt, daß zur Kunst zwei Faktoren gehören: der Künstler und das Publikum, der gebende und der empfangende Teil. Und immer wieder muß es wiederholt werden, daß wir Katholiken wohl die Künstler haben, aber nicht das Publikum, nicht die Faktoren, die zwischen beiden vermitteln.

Wie können wir das Mangelnde vorbereiten? Durch bewußte Organisierung des Publikums, der Bühne. Auch wir müssen zuerst eine „freie Bühne" haben, um dann die stehende Bühne zu erobern. Und diese freie Bühne haben wir bereits, wenn wir nur wollen: es sind unsere Vereinsbühnen. Sie müssen gehoben werden, von dem elenden Repertoire gereinigt werden, das ihnen durch die Mängel unseres Buchhandels kritiklos aufgedrängt wird. Sie müssen höheren Aufgaben zugeführt werden, höheren, als selbst unsere Hofbühnen erreichen können, so hohen, wie sie die attischen Demen und die mittelalterlichen Zünfte in ihren Mysterienspielen erreichten.

Und nicht nur wie bisher die Vereinsbühnen der Arbeiter, Gesellen, Jünglinge, die Bühnen der Erziehungsanstalten und Klöster müssen sich daran beteiligen, sondern endlich auch unsere katholischen Studenten. Und sie haben eben damit begonnen. Sie haben als ersten wohlgelungenen Versuch Domanigs Schauspiel „Der Idealist" in Wien vorgeführt in ähnlicher Weise, wie auch die Modernen ihre Experimente machten. Wir beglückwünschen sie zu dieser neuen Bahn. Zielbewußt und unentwegt fortgesetzt, muß sie uns auch endlich zum vollen Siege führen. Nur so kann es gehen und anders nicht. Wir müssen uns selber helfen, wir, die organisierten Künstler und Kunstfreunde, im Bewußtsein der unendlichen Bedeutung wahrer Kunst.

17.

Eben erscheint im „Wiener Verlag" eine Gesamtausgabe der Werke des modernsten englischen Dichters Oskar Wilde in deutscher Übersetzung. Uns interessiert hier nicht nur der Verfasser der so berühmt gewordenen „Salome", sondern noch mehr der „Gottsucher". Es ist merkwürdig, wie gerade aus dem unheimlichen Sünderleben dieses verlorenen Sohnes in glutvollster Weise nicht nur die Sehnsucht nach Gott, nach Religion, nach Christentum auftaucht, sondern sich geradezu in die positivsten katholischen Symbole flüchtet.

Er ruft in einem Sonett auf das Christenmassakre in Bulgarien geradezu das Kreuz Christi gegen den Halbmond zu Hilfe in einer Prägnanz, die an Walther von der Vogelweide erinnert.

Bemerkenswert ist ein Sonett »Libertatis sacra fames« (übersetzt von Otto Hauser, wie alle folgenden Proben):

Obgleich erzogen in Demokratie —
. . . doch mir verhehlt ich nie,
Daß besser einer Herr und Herrscher ist,
Als daß der Freiheit Demagogenlist
Uns mit dem Kuß verrät der Anarchie. —
Drum lieb' ich nimmer, die auf Straßenschanzen
Profaner Hand die rote Fahne pflanzen;
Ihr Reich, erbaut auf tönenden Parolen,
Kennt keine Kunst, Kultur und Größe, nein,
Angeberei mit ihrem Dolch allein
Und Mord mit seinen leisen blut'gen Sohlen.

Oder gar der Schluß des Sonetts auf der Fahrt nach Italien, nach begeisterter Begrüßung:

Doch dann', gedenk', wie fern in Rom zur Frist
Ein zweiter Petrus arg gefangen ist,
Weint' ich, dies Land so wahrhaft schön zu schauen.

Oder der Sehnsuchtsruf auf „San Miniato". Er klimmt den Berghang zu diesem heiligen Hause des Herrn empor, wo der Engelmaler (Angelico) gerne schritt und das Himmelstor offen sah mit der thronenden Gnadenkönigin:

Maria, raffe Tod mich hin,
Dürft' ich nur schau'n Dein Angesicht! —
Müd ist des Lebens und verzagt,
Des Singens übermüd mein Herz.
Hör' mich, eh' noch die Sonne naht
Und klar der Welt zeigt jeden Pfad,
Und mich in Schmach und Sünde ganz!

Dann ein liebliches »Ave Maria«:

Der Liebe höchst Mysterium —:
Ein kniend Mägdlein, blaß und unberührt,
Ein Engel mit der Lilie in der Hand,
Die Taube, die darob die Flügel spannt.

Aber nun an die neue „Italia":

Italia, wie bist du doch gefallen! —
O schön und stark! O stark und schön zum Hohn!
Blick' südwärts hin, wo Rom, entweiht, verzagt,
Um seinen gottgesalbten König klagt!
Blick' himmelwärts und hoffe: niederfährt
Flammend ein Raphael von Gottes Thron
Und trifft den Räuber mit dem Racheschwert!

Noch stärker wendet er sich an die »Urbs sacra aeterna«:

O Rom, was für Annalen wurden dir! —
Nun, Stadt, von Gott gekrönt, von Menschenhand
Des Reifs beraubt, weht dir vom Zinnenrand
Des Hasses Ziel, ein rot-weiß-grün Panier.
Wann war dein Ruhm? . . . Er blieb erst dieser Zeit
Da Pilger vor dem heil'gen Einen knien,
Der Kirche Gottes nun gefang'nen Hirten.

Wie ein ganz Bekehrter hält er sich fest „An Rom“:

O Benedeite, die ich thronen
Auf jenen Sieben Hügeln weiß,
O Mutter, aller Völker Preis,
Gekrönt mit dreien gold'nen Kronen,
O Roma, Roma, nur dies Lied,
Lass', daß ich's dir zu Füßen leg'!
Denn o! steil ist und lang der Weg,
Der zu der heil'gen Straße zieht.

Ein Pilger von der Nordsee fern —
O welche Sehnsucht weckt mir schon
Der Wundertempel und der Thron
Des, der die Schlüssel hält des Herrn,
Wenn purpurn und von Gold umflirrt
Priester erscheint und Kardinal,
Und hoch ob all der Gläub'gen Zahl
Der ganzen Herde guter Hirt!

O selig, wer vorm Tod noch sieht
Den einz'gen gottgesalbten König,
Wie von Fanfaren silbertönig
Umjubelt er vorüberzieht,
Und wie er vor dem Altarschrein
Hoch hält das heil'ge Opfergut,
Das eines Gottes Leib und Blut
Den Menschen zeigt in Brot und Wein!

Ergriffen hört er das Dies irae in der Sixtinischen Kapelle, sieht zu Ostern auf dem Throne hoch hergetragen überm Menschenstrom in Rot und Weiß den heil'gen Herrn von Rom. Und er ruft: »E tenebris!«

Komm, Christus, hilf mir! Reich mir Deine Hand,
In wildern Fluten ring' ich im Gebet
Als Simon auf dem See Genezareth. —
Mein Herz ist wie ein hungerwüstes Land,
Wo alles Gute hinstarb, und gewiß:
Sollt' ich vor Gott aus dieser Finsternis,
Ich müßte liegen in der Hölle Brand.
Nein, stille, vor der Nacht noch werd' ich schau'n
Die erz'nen Füße, das brandweiße Kleid,
Die wunde Hand, das Antlitz voller Leid!

Warum predigen uns denn noch immer Kritiker, von der Moderne Naturalismus, Pleinair, Virtuosenmätzchen zu lernen und uns jeder religiösen oder gar politischen Tendenz als unkünstlerisch zu entschlagen? Oder wäre nur die negative Tendenz, die beschränkte Krittelei erlaubt? Ist nicht im Gegenteil die Hingabe an die positivsten Ideale überall das Höchste, das Beste und auch das Künstlerischeste?

18.

Ich setze die Auszüge aus Oskar Wildes Schriften fort, weil es mir sehr lehrreich scheint, zu verfolgen, wie ein dem religiösen Leben am meisten entfremdeter moderner Dichter nicht umhin kann, sich immer wieder am positivsten Christentum zu orientieren. In einem farbenprächtigen Gedicht feiert Wilde „die neue Helena“, die seit Trojas Fall in Kalypsos Zauberland oder im hohlen Venusberg entrückt schien; aber zu einer neuen Königin kommen jetzt nach Rom ganze Völker knien, einer Königin nicht der Liebeswonnen, sondern der Liebesschmerzen, der ein Schwert durchs Herz fuhr. Die geistige Liebe erscheint in ihrem süßen wonnigen Leibe im Fleisch. Nicht wie ein anderes Weib ist sie geboren, sie wird nicht sterben, ihrer Ferse drohen nicht ägyptische Nattern. „O Liebeslilie, makellos erblüht! Elfenbeinturm und rote Feuerrose! Du kamst zu brechen unsres Dunkels Macht: denn wir, im Netz verschlungen unserer Lose, harrend des Weltheils, von dem Harren müd, wanderten ziellos in dem Haus der Nacht, suchten gewährlos Schlummerpanazeen für Lebensüberdruß und Sehnsuchtswahn, bis wir den Altar wieder herrlich steh'n und Deiner Schönheit weiße Glorie sah'n.“

In seinem Sündenbewußtsein ruft er die Nachtigall an („Die Klage um Itys“):

> Sing' lauter noch, damit ich das erblaßte
> Antlitz des Heilands nicht mehr schauen muß,
> Des wunde Hand einst meine Hände faßte,
> Des Mund mich oft geküßt mit blut'gem Kuß;
> Stumm nun und marmorn sitzt er trauriglich
> Verlassen im entehrten Haus und weint, vielleicht um mich.

Und im Anklange an Dante singt er („Apologia“):

> Ja, zehrt die Schlange Wollust voller Gier
> Am jungen Herzen auch, doch vom Averne
> Stieg ich empor zur Schönheit und zu ihr,
> Der Liebe, die beweget Sonn' und Sterne.

Auch das große Gedicht „Humanitad“ gipfelt nach pantheistischen Ergüssen in dieser Strophe:

> O blut'ger Mund! O dorngekröntes Haupt!
> Gefäß Du unsrer Leiden allzumal!
> Für uns trugst Du, die nicht an Dich geglaubt,
> Der endlosen Jahrhunderte Todesqual,
> Und wir Betörte haben nicht gewußt,
> Daß wir in Deiner nur durchbohrten unsre eig'ne Brust.

Auch der verlockenden „Sphinx“ ruft er endlich zu:

O falsche, falsche Sphinx, beim Styx,
Der alte Charon harrt schon mein
Im Boot und will den Zoll. Allein,
Laß' mich mit meinem Kruzifix!
So schmerzhaft bleich der Gott erscheint,
Sein müder Blick bewacht die Welt
Und jeder armen Seele fällt
Ein Tränenstrom, umsonst geweint.

Der Romanheld „Dorian Grey“, schwankend zwischen edlen und niedrigsten Impulsen, fühlt sich auf einmal vom katholischen Ritual angezogen. „Das tägliche Opfer, auf eine viel stärkere Art, wirksamer als alle Opfer der alten Welt, regte ihn ebensosehr durch seine hohe Verachtung der Sinnenfälligkeit auf wie durch die schlichte Einfachheit seiner Elemente und das ewige Pathos der menschlichen Tragödie, die es symbolisierte. Er liebte es, auf dem kalten Marmorboden niederzuknien und den Priester zu beobachten. . . . Wenn er die Kirche verließ, pflegte er staunend die dunklen Beichtstühle anzublicken und dann sehnte er sich, im düstern Schatten eines solchen zu sitzen.“ „Er hatte dann eine besondere Leidenschaft für kirchliche Gewänder, wie überhaupt für alles, was mit dem religiösen Ritual zusammenhing. . . . In den mystischen Diensten, zu denen diese Dinge verwandt wurden, lag etwas, das seine Einbildungkraft anfeuerte.“

Bemerkenswert ist auch das, was Wilde in seinen Aufzeichnungen aus dem Zuchthause (»De profundis«) über Christus sagt. Er sieht eine innige Verbindung zwischen dem wahren Leben Christi und dem wahren Leben des Künstlers. Wer ein Christus ähnliches Leben führen will, der muß ganz und gar er selbst sein. Die enge Verbindung von Persönlichkeit und Vollkommenheit, die wir in Christus entdecken können, ist es nicht allein, die den wirklichen Unterschied zwischen klassischer und romantischer Kunst bildet und Christus als den wahren Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben erscheinen läßt, sondern die Grundlage seines Wesens war dieselbe, die das Wesen des Künstlers ausmacht. Mehr als irgend jemand in der Geschichte erweckt er in uns jene Stimmung für das Wunder, an die sich die Romantik allemal wendet. „Die Idee hat für mich noch immer fast etwas Unglaubliches an sich, daß er sich vorstellt, die Last der ganzen Welt auf seinen Schultern zu tragen — und sich nicht bloß vorstellt, sondern es auch tatsächlich durchsetzt, so daß noch im gegenwärtigen Augenblicke alle, die mit seiner Person in Berührung kommen, selbst wenn sie weder vor seinem Altar sich neigen noch vor seinem Priester knien, doch irgendwie die Empfindung haben, daß die Häßlichkeit ihrer Sünden von ihnen genommen und die Schönheit ihrer Leiden ihnen offenbart werde. Seine makellose Reinheit zeigt, wie falsch der Ausspruch des Aristoteles in seiner Abhandlung über das Drama ist, der Anblick eines schuldlos Leidenden sei unausstehlich . . . Wenn man all das einzig und allein von der Warte der Kunst überschaut, muß man dafür dankbar sein, daß der feierlichste Gottesdienst der Kirche die Darstellung der Tragödie ohne das Blutvergießen ist: die mystische Vorführung

der Leidensgeschichte des Herrn mit Hilfe von Dialog, Kostümen und Gesten; und der Gedanke ist für mich stets eine Quelle ehrfürchtiger Erhebung, daß sich der letzte Überrest des griechischen Chors, der der Kunst sonst verloren gegangen ist, in dem Ministranten findet, der dem messelesenden Priester antwortet." Hätte der Dichter nur noch einen Schritt zum Genialeren, fort vom Pedantischen, Philiströsen und Rationalistischen gemacht, so hätte er das positive und praktische Christentum auf diesem Weg erreicht.

19.

Die neuerliche Bewegung auf dem Gebiete der sogenannten Ehereform in Österreich ist wieder ein klassisches Beispiel von dem großen Einflusse der Literatur auf das Leben, auf die Anschauungen und Bestrebungen der Gesellschaft. Gewiß liegen all diesen Bewegungen auch soziale, wirtschaftliche, juristische, theologische Entwicklungen und Verwicklungen zugrunde; aber das eigentliche Vermittlungsamt hat dabei immer die Literatur.

Im Mittelalter war die Literatur Trägerin der unbedingten Verherrlichung der Treue, der „Stäte", gegenüber dem Schwanken, der Untreue, dem Zweifel, der Zwiespältigkeit des Herzens. Das ist die Tendenz des Wolframschen Parzifal, des Hauptwerkes jener Zeit. Daneben machte sich schon in den französischen und italienischen Schwänken, Novellen, Mären eine Verherrlichung der aller Bande spottenden Sinnenlust, des Triebes geltend. Diese literarische Richtung hat die erstere überwältigt und zum Libertinismus der Renaissance, zur ehelichen Laxheit der Reformation geführt. Wir wissen ja, daß sowohl in Deutschland wie in England die sensualistischere Auffassung der Ehe und der Treue zur „Reformierung" wesentlichen Anlaß gab.

Dreihundert Jahre später, beim Beginn eines neuen „Aeons", wurde dieselbe Frage wieder von Grund auf angeregt. Die Romantiker in ihrer ersten alles umdrehenden und auf den Kopf stellenden Weise waren es, die vor allem in der Literatur die Summe einer langen literarischen Entwicklung zogen und die Lehre vom unbedingten Vorzug der Leidenschaft über die Treue aufstellten. Friedrich Schlegels Luzinde (1799) und Schleiermachers apologetische Briefe darüber bezeichnen die keckste Fassung dieser Einseitigkeit. Schlegel selbst nahm sie alsbald gründlich zurück, aber wir wissen, wie zersetzend diese literarischen Anschauungen auf die damalige Gesellschaft gewirkt haben.

Es ist bekannt, wie nun gerade die Romantiker wieder dies gutzumachen suchten. Friedrich Schlegel wurde 1803 katholisch, Brentano geißelt im „Philister vor und nach der Geschichte" (1811) die außereheliche Liebe als die der Philister, und Goethe schreibt in den Wahlverwandschaften 1809 jene berühmte Lobrede auf die unauflösliche Ehe, der der ganze Roman nur als Folie dienen soll.

Aber wieder kam nach dem literarischen Verflachen der neueren Romantik das Prinzip der „Emanzipation des Fleisches" von der Ehe durch das „junge Deutschland" zur Geltung und übte auf die Gesellschaft der Dreißiger- und Vierzigerjahre eine tief zersetzende Wirkung aus. Richard Wagner, der im Anfang seiner Laufbahn und ihrer Mitte auch dem Ideenkreis des „jungen Deutschland" nahe stand, vertrat dies Prinzip in dem Jugendwerk „Das Liebesverbot" und in den Werken der Übergangszeit, die zwischen der Romantik

des „Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" und der des „Parsifal" liegen. Während diese der Verherrlichung der Treue, der Entsagung, der Aszese sogar bis zum Übermaß gewidmet sind, wird in der Nibelungentetralogie und im „Tristan" der Triumph der unbedingten, schrankenlosen Erotik über die Schranken gefeiert. Ich war wiederholt in meiner Jugend Zeuge, wie diese literarischen, künstlerisch ausgesprochenen Grundsätze auf anscheinend glücklich angelegte Ehen zerstörend und auflösend einwirkten. Man bildete sich ein, eine nicht mehr von der vollen Leidenschaft getragene Ehe habe aufgehört, berechtigt, sittlich zu sein, ihre Lösung sei sogar eine sittliche Forderung. Den gleichen Einfluß haben die ähnlich ausgesprochenen Grundsätze von Ibsens Hauptwerken noch weiterhin ausgeübt.

Es ist zweifellos, daß solche literarische Einflüsse die Gesellschaft mächtig bestimmen. Sie lenken die öffentliche Meinung. Von einigen Impulsen aus verbreitet sich diese Anschauung durch Lektüre und Beispiel der Wenigen auf immer weitere Kreise. Eine „Eheirrung", durch solche Einflüsse erleichtert, vernichtet die gute Treue ganzer Volkskreise, die rechte Überzeugung, daß ein gegebenes Wort unbedingt gehalten werden muß, soll und kann.

Darum, meine Herren Soziologen, Juristen, Theologen, Staatsmänner, etwas mehr Interesse für die Literatur und das, was sie der Gesellschaft Positives, abgesehen vom Virtuosen und Ergötzlichen, bietet! Nicht unnütze Zensur, Verhinderung, Polemik, sondern ebenso zweckbewußte Förderung positiver literarischer Gehalte, wie es von anderer Seite längst geschieht!

20.

Mit Recht sucht die moderne Kunst nach neuen Stoffen, neuen Stimmungen, neuen Richtungen. Mit Recht wird das allzu Abgebrauchte, Abgedroschene ängstlich vermieden. Wir haben genug lyrischen Liebesjammer, genug Weltschmerzelei, genug Naturbeschreibung und dergleichen. Man hat mit Recht nach neuen Noten in der Fülle der Wirklichkeiten geforscht, das Fahrrad, die Eisenbahn, das Telephon lyrisch erobert, man hat aus den abgelegensten Kehrichthaufen noch manchen brauchbaren Fetzen aufgestöbert, man hat wieder romantische, symbolistische, idealistische, klassizistische Farben aufgefrischt. Man hat dem altgriechischen Archaismus, den orientalischen Kulturkreisen um Buddha, Zarathustra und Laotse neue Impressionen abgepreßt. Man hat nur fast übersehen, daß all diese Fülle von immer neuen, abwechslungsreichen Gegenständen in stilvollster Weise durch die Gedankenwelt des mit unserer Kultur und unserem Volke verwachsenen positiven und konkreten Kirchentums geboten wird. Das übersehen gerade jene unserer Kritiker, die uns raten, lieber das Nachgeahmte nachzuahmen, als aus der Fülle des Eigenen selbstherrlich zu schöpfen.

Ihnen ist eine Dichtergestalt wie die des Paters **Gaudentius Koch** unverständlich. Und doch hat er schon durch sein „Liebfrauenlob" sich ein so eigentümliches, selbständiges, lebensvoll blühendes Gebiet gesichert, wie es trotz aller Mühe kaum einem der Modernsten gelungen ist. Er hat einen fruchtbaren Standpunkt eingenommen, indem er einfach der ist, der er ist, nämlich der Kapuziner, im schweizerischen St. Gallen geboren, in Bruneck tätig, eine vollsaftige Persönlichkeit, die in echt künstlerischem Realismus

ihrem Seelenleben farbigste Gestalt gibt, ein starkes Kind seines Volkes, ein liebevolles und begeistertes Kind Gottes und der Gottesmutter, kein Nachempfinder veralteter Floskeln, nein, ganz aufgehend im Selbsterlebten, Selbstgeschauten, Selbstgefühlten.

All diese Vorzüge wirken fast noch stärker in seiner eben erschienenen kleinen Gedichtsammlung „Have pia anima. Lieder auf meiner Mutter Tod" (Münster, Ostendorff). Hier ist wieder in trefflicher Weise das höchst zarte, durchaus eigentümliche und auserlesene Verhältnis des Ordensmannes, des Priesters zu seiner Mutter rein geschildert und ausgeschöpft. Es ist rührend, wie die Mutter bei aller demütigen Verehrung für den Priester ihn doch als den Sohn noch im letzten Brief an seine Priesterpflicht mahnt. Und er sagt rührend: „Ich fürchte meines Herrn Gebot, es floß von Deinem Mund." Sie ist nun im Himmel seine Fürbitterin, er sieht sie während des Opfers am Frauenaltare an der Hand der Muttergottes im geöffneten Himmel. Sie ist, nachdem sie noch am Morgen vorher zum Engelsmahl gegangen, zum irdischen Paradies, nun beim guten Hirten und schläft an dessen Herzen. Der Sänger erinnert sich, wie sie ihm beim letzten Abschied vor einem Jahr so feierlich den großen Segen sprach, wie er da in Kindesdemut still vor der in Andacht Versunkenen kniete und von ihr den Weihbronn empfing. Er sieht sie im Gartenhaus vom Mondenlicht umflossen in ihres Alters Silberflocken. Er meint wohl, der Vater habe sich nach ihr gesehnt und sie durch zwei Engel abholen lassen. Er erinnert sich alter Weihnachtsfreuden im Mutterhause; nun baut sie wohl die Krippe für ihre Kinder im Paradies. Ihm aber weint nun der Fluß wie Totenchor, wenn der Mond am Steine wacht und Nachttrauer hienieden wohnt. Er erinnert sich einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, wo er sich Marien fürs Leben weihte, während das Mütterlein den Rosenkranz betete und weinte, denn schwer ward ihr das Opfer. Aber ihr opfervolles Gebet hat ihn wie das der heiligen Monika glücklich gemacht; denn allmächtig ist Dein Fleh'n, o Mutterherz! Wirksam war ihr Kummer, ihr Weinen, ihre Bangigkeit, ihr Sehnen, ihr Rufen zu Gott.

So errang sie sich den Ruhm des „starken Weibes" der Bibel. Wie Blütenhauch, wie Lenz, wie Sonne, wie ein Garten ist ihm ihr Gedenken. Das Mutterangesicht, wie es im Stuhle schlummerte, scheint ihm das lieblichste. Ihr wollte er „der Sterne Gold zum Kranze weben in Poesie voll Melodie, wie nur die Dichter sangen: Vergangen, vergangen!"

21.

Das Jahr 1906 bringt den hundertsten Geburtstag und den dreißigsten Todestag des Dichters Anastasius Grün. Man hat sich daher wieder etwas mehr der fast vergessenen Persönlichkeit erinnert. Auch Adalbert Stifter war eine Zeitlang weniger beachtet, bis er 30 Jahre nach seinem Tode eine ganz überraschende Auferstehung feierte und von manchen, wie mich dünkt, mit Recht, noch über Grillparzer gestellt wird. Die Echtheit und Originalität seines Wesens hat sich erst jetzt vollkommen einleuchtend geoffenbart. Dagegen ist zu vermuten, daß die Auferstehung des sich selbst so nennenden „Anastasius" weniger glänzend erfolgen wird. Es ist charakteristisch, daß

der „Literarische Verein in Wien“ soeben Auersperg-Grüns „Politische Reden und Schriften“ herausgibt, um, wie die Einleitung andeutet, die „welkenden Lorbeeren des Dichters mit frischem Eichenlaub“ zu umgrünen. (S. 9.) Ob diese Wiederabdrücke aus den Protokollen des krainischen Landtages und des Herrenhauses diesen grünenden Eindruck hervorzubringen imstande sind? Ob wir dem Verein nicht dankbarer wären für eine mehr literarische Gabe?

Selbst die engeren Parteigenossen des dichtenden Politikers werden nicht mit allem erfreut sein, so wenn er in Bismarck nur den Schüler Napoleons des Dritten sieht, der den Meister übertreffe „in der zynischen Schamlosigkeit und Effronterie des Ausdruckes“. (S. 17 der Einleitung.)

Auersperg-Grün wurde 1864 Ehrenbürger von Wien infolge seiner damals berühmten Definition des Liberalismus (S. 150): „Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht und, wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt. In dieser Anschauung liegt auch der Gebrauch bezeichnet, den ein solcher Mann von der Freiheit macht, einer Freiheit, die vom Rechtsbegriffe unzertrennbar ist, die durch Reformen, welche gleichen Schritt mit dem Rechtsleben halten, die Gefahren von Umwälzungen hintanzuhalten sucht, — der redlich einer Freiheit anhängt, die, um mit den Worten Sr. Eminenz zu reden, ‚eine lebenskräftige ist, weil mit Gott und der Vernunft im Bunde‘. Ein solcher Mann kann den hier ausgesprochenen Grundsätzen anhängen, ohne mit seinem Adel und seinem Christentum in Widerspruch zu geraten. Er muß und wird das Recht und die Freiheit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete achten und ehren und doch anerkennen müssen, daß gewisse Grenzen sind, welche im Staatsleben nicht überschritten werden sollen, aber in der Vergangenheit überschritten worden sind.“ Der Redner bezieht sich mit diesen verwickelten Sätzen auf das Wort des Kardinals Rauscher, der gesagt hatte: „Wenn man das Bestreben, einen Staat ohne Gott zu gründen, Liberalismus nennen will, so mag es geschehen .... Aber dann ist der Liberalismus der Feind einer wahren, einer möglichen, einer der Zukunft fähigen Freiheit.“ Eine lebenskräftige Freiheit müsse mit Gott und der Vernunft im Bunde leben. Auf die Erwiderung Auerspergs repliziert mit Recht der Kardinal: „Wollen wir aber jene, welche das Recht ehren, inwiefern es ein solches ist, ... Liberale nennen, dann macht das ganze hohe Herrenhaus Anspruch, liberal zu sein, und ich selber rechne es mir zur Ehre, liberal zu heißen.“ (Seite 500.)

Vier Jahre später eignet sich der liberale Graf (Seite 307) einen Gedanken Ancillons an, „daß es eine erhabene Idee, ein weltbeherrschender Gedanke sei, im Papsttum ein oberstes Sittenrichteramt zu sehen, an welches Völker und Fürsten sich zu wenden hätten, welches nach dem ewigen Sittengesetze über Fürsten und Völker Recht zu sprechen habe und an welches von der physischen Gewalt an die geistige appelliert werden könne.“

1874 spricht er für die neuen Gesetze in der ausgesprochenen Voraussetzung, daß „Religion und Glaube durch diese Gesetze nicht beeinträchtigt werden; denn welcher Staatsmann hätte die Vermessenheit, der Menschheit Gutes rauben zu wollen, welches keine Weisheit der Welt ihr zu ersetzen

vermag?" (Seite 420). Und er schließt (Seite 421): „Wenn man nun den Liberalismus in seinem gesunden Kerne, in seiner reinen Tendenz und seinen menschenfreundlichen Ideen definieren will, so wird man keine sehr entfernte Verwandtschaft mit dem Christentum entdecken. Ja, ja, man wird nicht zu weit gehen, wenn man sagt: Das Christentum, abgesehen von seiner göttlichen Sendung, war in seinem weltlichen Verlaufe und Auftreten eben der Liberalismus seiner Entstehungszeit."

In dieser eigentümlichen Gesinnung hat denn auch der Sterbende die Sakramente nicht zurückgewiesen. (Allgemeine deutsche Biographie 10, 31.)

Aber leider hat die merkwürdige Halbheit dieser Auffassung auch den dauernden poetischen Wert der Dichtungen Grüns geschädigt. Seine Methode ist die Heines und des jungen Deutschlands: Verquickung romantischer Formen und romantischer Stoffe mit nüchterner, doktrinärer Politik. Die schönsten Gestalten und Eingebungen durch den Zopf pedantischer Aufklärung verunstaltet. Überall das gutgemeinte „unentwegte Entfalten des Freiheitsbanners", mag es passen oder nicht. So gibt er in einem Widmungsgedicht vor, er habe den letzten Ritter nicht deshalb gepriesen, weil er Ritter, sondern weil er der letzte war. Da er aber doch keinen Don Quijote schreiben, sondern seinen Helden und sein Vaterland ehrlich feiern wollte, hebt er die Wirkung des Stoffes auf und wird leider trotz aller rhetorischen Mittel doch ein wenig welk und grau.

Dort aber, wo Anastasius Grün sich mit rückhaltloser Wärme seinen trefflich gewählten romantischen, österreichischen Stoffen hingibt, erweist er sich als glänzender Darsteller, als echter Heimatkünstler, an dem wir alle unsere Freude haben können, welcher Partei wir auch angehören.

22.

Der vor kurzem erschienene IV. Band von Emil Michaels „Geschichte des deutschen Volkes" enthält die deutsche Dichtung und Musik während des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem der vorhergehende Band die deutsche Wissenschaft und Mystik desselben Zeitraumes geschildert hatte. Wir haben damit die erste Darstellung der deutschen Kultur in ihrer eigentlichen Blütezeit, die ganz von dem hohen Bewußtsein dieser Stellung getragen ist. Das ist das Bedeutsame dieses Werkes. All die hier behandelten Gegenstände sind von anderen Fachleuten mehr oder weniger zutreffend behandelt worden. Es ist aber wichtig, daß der Historiker als solcher diese einzelnen Zweige der Kultur in Zusammenhang mit einander und mit der ganzen Geschichte setzt, daß er nicht nur die Beziehungen der Literatur und Kunst zu Religion und Philosophie aufweist, sondern auch abwägt, wie sich die Gesamtheit der Kultur jenes Zeitalters in ihrem Wert zu allem anderen verhält. Das hat Michael hier geleistet. Er läßt uns ein großartiges Bild einer Zeit schauen, die eine wirkliche, einheitliche, vollendete klassische Literatur hatte, ganz eins mit Leben und Wirken, eine Kultur, die etwa der hellenischen zur Zeit ihrer höchsten Blüte in nichts nachstand, eine Kultur, die sich weit über jene unzusammenhängende Epigonenliteratur erhebt, wie sie nach der Zerstörung des Mittelalters auf künstlichem, gelehrtem Wege versucht wurde.

Ich habe oft genug meiner Schätzung für unsere neueren Klassiker Ausdruck gegeben. Unsere Bildung und Erziehung beruht, so wie die Sachen jetzt stehen, auf ihnen. Es wäre zu radikal, zu wenig im Interesse konservativer Entwicklung, wenn wir diese neueren Klassiker ebenso hochmütig ignorieren wollten, wie es die Humanisten mit den Klassikern des Mittelalters taten. Wir müssen uns vor jedem gewaltsamen Kulturbruch hüten. Aber dies vorausgesetzt, dürfen und sollen wir offen erkennen und erklären, daß unserem Goethe und Schiller, Lessing und Herder gegenüber die deutschen Denker und Dichter ,des dreizehnten Jahrhunderts wie Meister zu Dilettanten, wie Könnende und Wissende zu Suchenden und Strebenden, wie reiche Besitzer und Verwalter von geistigen Schätzen zu armen Enterbten sich verhalten.

Gegenüber der Universalität eines Albert des Großen als Scholastiker wie als Mystiker, gegenüber seiner aufbauenden, fortwirkenden Gewalt schrumpft sogar ein Kant zusammen und erscheint nicht mehr als König, sondern als Kärrner. Die Geschichtsschreibung jener Zeit kommt dem Ideal der Antike näher als selbst Johannes v. Müller. Die Fortschritte der Naturwissenschaften, der Mathematik, der Medizin in jener Zeit erscheinen nur dem verschwindend, der sie nicht kennt. Aber einem Epiker wie Wolfram von Eschenbach kann kaum etwas Neueres an Bedeutung an die Seite gestellt werden, einem Volksepos, wie es das Nibelungenlied und die Gudrun ist, gewiß nichts. Die Literatur der Novellen und Schwänke übertrifft weit etwa einen Wieland, das Lehrgedicht eines Freidank, die Sprüche der Lyriker lassen sich nur mit dem Besten aus der besten griechischen Zeit vergleichen. Vollends aber die Meister des Liedes, ein Walther von der Vogelweide, ein Ulrich von Liechtenstein, ein Neidhart übertreffen an Meisterschaft, Reichtum, Männlichkeit, Sicherheit alles und haben meines Erachtens nur die Nebenbuhlerschaft der Provenzalen und Perser, aber auch nur in einzelnen Richtungen, zu scheuen. Die neuere Lyrik erscheint dagegen süßlich, geziert, affektiert oder roh, unkünstlerisch, unklassisch nach der einen oder anderen Richtung. Das liturgische Drama beginnt zwar erst in jenem Zeitraum seinen Siegeszug, es entwickelt sich aber auf den hier gelegten Grundlagen zu einer Größe und Gewalt, der erst der Kulturbruch der Reformation eine Schranke setzt. Selbst die Virtuosität eines Shakespeare mußte sich durch die Ungunst der Zeiten mit bescheideneren Idealen abfinden. Dies Festspielideal der Antike und des Mittelalters ist seitdem auch nicht im entferntesten erreicht worden.

Aber all diese Schätze der Kultur, wozu noch die köstlichen Denkmäler der Musik gehören, sind trotz mannigfacher gelehrter Arbeit für unsere Zeit noch lange nicht in vollem Maße fruchtbar gemacht. Der Grund liegt weniger in der alten Sprache; man kann sich mit leichter Mühe in sie hineinlesen, so gut wie in einen lebendigen deutschen Dialekt. Man fürchtet sich vielmehr vor einer Wiedererstehung des Mittelalters, aber auch das nur, weil man es nicht kennt. Man bedenke nur, welche Freiheit des Wortes sich ein Walther von der Vogelweide erlauben durfte, ohne damit die Grundlagen des Glaubens zu verletzen.

Aber wir modernen Literaten, wir haben nur an das Höchste, das Schönste, das Erhabenste, das Meisterhafteste, das Klassischeste anzuknüpfen, wenn wir den größtmöglichen Fortschritt in unserer Kunst anstreben.

23.

Die echteste Natur unter den „modernen“ Dichtern im engeren Sinne ist zweifellos Detlev von Liliencron. Was bei manchen anderen nur gemacht erscheint, ist bei ihm ursprünglich. Dennoch wird gerade bei ihm die ungebändigte Voraussetzungslosigkeit der Subjektivität, die seine Freunde vollkommen besessen hat, balanziert durch das Festhalten eines unbedingten objektiven Gehaltes, durch einen Patriotismus, der weit über verschwommene Heimatsempfindsamkeit hinausgeht, der einfach mit der kategorischen Loyalität des begeisterten Offiziers zusammenfällt. Seine Kriegsnovellen, Adjutantenritte und Kriegsgedichte haben den Dichter denn auch mit Recht besonders in seinem engeren Heimatland populär gemacht. Man hat seine Poesie für die einzig würdige patriotische Frucht des deutsch-französischen Krieges erklärt.

Mit derselben Begeisterung versenkt sich Liliencron auch in die historische Vergangenheit seiner schleswig-holsteinischen Heimat und er hat besonders die männlich-herbe Heldenkraft kampflustiger Ahnen in Balladen, Erzählungen und Dramen zum unvergänglichen Bewußtsein seiner Landsleute gebracht. In all dem gibt er eine Fülle von Poesie in vollendetster Form.

Dies unbedingte Festhalten an der vollendeten Form poetischer Meisterschaft bildet den zweiten Ruhmestitel des Dichters. Er verzeiht keinen unreinen Reim, kein Flickwort, keine Mattheit des Ausdruckes, alles muß solid, echt, völlig, poliert und geschliffen sein. So erreicht er eine gedrungene, vollsaftige Prosa, einen körnigen, bilderreichen Vers. Darum freut er sich außer an der Oktave und Terzine an schweren Strophen und hat besonders die Siziliane zu knappen Bildern meistern gelernt wie keiner vor ihm.

Diesen objektiven Vorzügen steht eine rassige Subjektivität zur Seite, die das spezifisch „Moderne“ an ihm ist. Als ihr Ausdruck erscheint das originelle „Kunterbunte Epos“ Poggfred. Der Dichter fingiert, ein Landschloß zu haben, von dem aus er seine Jagdfahrten und Ausflüge unternimmt. Was ihm dabei durch den Sinn fährt, Stimmungen, Erlebnisse, Erinnerungen, Einbildungen, das erzählt er in Byronscher Willkür, in künstlerischer Unordnung. Es kommen da ganz grandiose Erscheinungen vor, so, wie der Dichter auf realistischestem Pirschgang dem Dante mit Byron begegnet, sich von ersterem etwas hochmütig behandeln, von letzterem eine tolle Geschichte erzählen läßt. Beides eine symbolische Erscheinung des Genies. Nun erscheint gar unter Himmelsklängen Beatrice und erinnert den Dichter an

Der ersten Liebe scheues, blödes Schweigen,
Der ersten Liebe knospenhafte Blüte,
Wie sie unschuldig lacht aus Lilienzweigen,
Bis die Natur sie rücksichtslos versprühte;
Dann ist's vorbei, das Rätsel ist gelöst,
Kein Engel wacht mehr, daß er sie behüte.
Doch was uns aus dem Paradiese stößt,
Wir wissen's nicht, nur grausam wird uns klar,
Daß wir entheiligt wandern und entblößt. —
Der Zug verliert sich schon im dichten Duft,
Noch seh' ich Danten im Gespräch mit Byron,

Dann nimmt sie wieder auf die Geistergruft. —
Genug! Der trübe Tag hat ausgewacht,
Sanft decken Rabenflügel Näh' und Ferne
Und sargen mich in uferlose Nacht.
Hoch oben aber funkeln frech die Sterne.

Was ist aber der Grund, daß bei all diesen prächtigen Qualitäten der Dichter nicht ganz das Herz der Nation und den vollen Lorbeer erringen kann? Und doch hat die „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg" eine Auswahl seiner Gedichte für die Jugend um 75 Pfennige in großer Auflage in bester Ausstattung unters Volk gebracht. Ein sehr nachahmenswertes Beispiel! Mit den Kriegsnovellen ist Ähnliches geschehen. Eine würdige Gesamtausgabe wurde zum 60. Geburtstag des Dichters veranstaltet. Sein sonst begeisterter Biograph Hans Benzmann in Max Hesses Volksbücherei (20 Pfennige) deutet es an: „In allen Poesien Liliencrons offenbart sich unbewußt eine optimistische Lebensanschauung, die im Lebensgenuß wurzelt und gipfelt. Aber von einer Weltanschauung kann man bei Liliencron nicht reden. Hier zeigen sich deutlich die Grenzen, die dieser durch und durch naiven Persönlichkeit gesetzt sind." (15). „Er vermag nicht im großen Stil zu komponieren" (25). Es fehlt „das große Pathos, das der Welt klagend ihr eigenes Spiegelbild und jubelnd das Idealbild vorhält. Er besitzt nicht die Kraft, dem Hörer seinen ethischen Willen aufzuzwingen; denn er hat den großen ethischen Willen nicht" (26). Die Worte Franz Oppenheimers werden hier wiederholt.

Der Mangel liegt in einem Irrtum der ganzen modernen Kunst dieser Richtung. Sie sucht wohl wie die frühere, noch unvollendete Romantik das Geniale, sie fürchtet sich vor nichts so sehr wie vor dem Philiströsen. Sie macht aber dieselbe Erfahrung wie einst Friedrich Schlegel in der Luzinde, daß nämlich dies Streben ohne Halt zur absoluten Plattheit des philisterhaftesten Lebemannes führt, dessen Ideal in einer Weinstube und einem Vergnügungsetablissement abgeschlossen erscheint, während das wirkliche Genie nach manfredischem Ringen sich zu Beatricens Himmelsrose aufschwingt.





Die Faustsage und deren Behandlung.

Von Prof. Dr. N. Neßler.

Der Grundgedanke der Faustsage ist der: ein Geistestitane hat sich durch einen Bund mit dem Teufel freiwillig versündigt, hat in der Sünde geschwelgt und verfällt am Schlusse, innerlich gebrochen, seiner Schuld.

Dieser Gedanke, ebenso dramatisch als tragisch, erhält greifbare Gestalt in der Person des Dr. Faustus, der um die Wende des 15. Jahrhunderts gelebt haben soll.

Bevor wir aber an diese sagenhafte Gestalt näher herantreten, müssen wir den Boden betrachten, aus dem sie herausgewachsen, ja weiter ausgreifend die Gründe erforschen, welche den Aberglauben jener Kulturperiode zeitigten.

Die kirchliche Lehre von den Dämonen ist bekannt. Sie hassen den Menschen, das Ebenbild Gottes, der die Seligkeit des Himmels erringen soll. Tentatio, infestatio, obsessio und magia sind die Mittel, womit der Dämon uns bekämpft. Die Magie hat mehrere Stufen als Wahrsagekunst, Zauberei, Schädigung des Nebenmenschen mit Hilfe des Teufels und endlich die Dämonolatrie. Die Macht der Dämonen erlangt leider ausgiebige Bundeshilfe durch die menschliche Natur. „Wie die physische Kraft der Titanen sich an die Stelle der Götter zu setzen strebte, so ist ein Doppeldrang im Menschen, die ihm gesetzten Schranken stürmend zu zerstören: der Drang nach Erkenntnis und der Drang nach Genuß. Gleich Lucifer will der Mensch Gott gleich werden, will die Schranken des Endlichen überspringen, will hochmütig Gott den Gehorsam und die Treue aufkündigen. Dadurch gerät er unter die Herrschaft des Teufels, und zwar umsomehr, je ärger er sich mit der Sünde verbündet."

Diese Lehre erfuhr in Deutschland eine Trübung durch die Katharer. Während die Monarchianer noch lehrten, daß Gott die Engel und die formlose Materie geschaffen habe, die an und für sich gut sei, daß aber Luzifer aus der Materie die Welt geschaffen habe, die Menschen zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes verführe, daß endlich jedem Menschen ein Dämon an die Seite gegeben sei, lehrten die Dualisten, es gebe zwei ungeschaffene Urwesen, ein gutes und ein böses. Das erste ist Schöpfer der Geisterwelt, das andere der sichtbaren Dinge. Diese zweite Sekte fand auch in Deutschland Verbreitung und übte, wenn sie auch nicht groß war, einen mächtigen Einfluß aus auf die Anschauungen über Dämonen und Naturkräfte.

Zu diesem Elemente trat noch ein anderes: das Hereinspielen der germanischen Mythologie, welche durch Elfen und Nixen, Riesen und Zwerge Wasser und Land, Baum und Stein bevölkert hatte. War auch die christliche

Religion in Deutschland verbreitet und stark geworden, so vermochte sie doch nicht die Reste dieses Geisterglaubens in der Volksseele auszurotten, umsoweniger, weil der Humanismus, dessen Einfluß wir in Deutschland schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts bemerken können, in den Nymphen, Satyrn, Faunen ꝛc. ganz ähnliche Gestalten in die Phantasie des Volkes brachte. Der Einfluß der gleichzeitig mit der Renaissance eindringenden jüdischen Kabbalistik trat hinzu, so daß Teufelsglaube und Hexenwahn mächtig Wurzel faßten und, gedüngt von der Reformation, auch üppig aufschossen. Luther selbst hatte bekanntlich mit dem Teufel viel zu schaffen; nimmt ihm der Wind den Hut, so ist es der Teufel, spürt er nach einer reichichen Mahlzeit Magenbeschwerden, so hat ihm der Teufel Gift beigemischt, er sieht ihn leibhaftig und wirft ihm das Tintenfaß nach, ja er prägte die Lehre, daß jeder Christ mitten unter den Teufeln sitze und daß der Teufel ihm näher sei als das Hemd. So drang die lutherische Teufelslehre denn auch in den katechetischen Unterricht und mit ihm in das Volk. Eine ganze Teufelsliteratur kursierte bei Hoch und Nieder, es folgten Berichte über Besessenheit und Teufelsaustreibungen, Schwarzkünstler, Teufelsbeschwörer, Geisterklopfer und Tischrücker — fürwahr eine passende Zeit, um eine Gestalt wie Faust ins Leben zu rufen.

Dazu kommt noch ein Zweites: es ist bekannt, daß Faust auch schon seine Vorgänger hatte. Albertus Magnus, der heilige Vergilius, Papst Silvester II., Roger Baco, Johannes Teutonicus, Michael Scotus, Trithemius, Theophrastus Paracelsus, Merlinus und andere, also größtenteils historische Personen wurden für Zauberer und Verbündete des Teufels gehalten. Wie kam das? Die Kenntnis der Natur war zu jener Zeit wohl nur sehr gering und armselig. Nun kamen aber Gelehrte, welche auch diesem Wissenszweige sich widmeten und ungeahnte Naturkräfte in den Dienst der Menschheit stellten. Besonders war es die Pharmakologie und Chemie, welche rasch sich bis zu einem gewissen Grade entwickelte. Leute nun, welche einerseits den heilenden oder chemischen Prozeß nicht verstanden, denselben wohl gar für natürlich unmöglich fanden, — die andererseits aber alles von Geistern und Dämonen belebt dachten, mußten notwendig zu der Annahme gelangen, daß dieser oder jener Gelehrte mit dem bösen Feinde im Bunde sei und durch dessen Hilfe solche Macht über die Natur habe. In diesem Glauben wurden sie durch den Zeitgenossen Luthers, den Reformator der Medizin Theophrastus Paracelsus noch bestärkt, welcher erklärte, vermöge der Einbildungs- und Willenskraft und seiner Verbindung mit den Naturgeistern könne der Mensch hindurchsehen durch die Natur wie durch Glas, die inneren Eigenschaften der Körper und alle Heimlichkeiten der Menschen durchschauen. Es gab dann Wunderdoktoren, Medizinbücher, Goldmacherkünste, Astrologie, Prophezie, Traumbücher sowie Kräuter- und Tierbücher zur Erforschung der Zukunft. Gab es nun einen Mann, der wie Paracelsus seinen wunderlichen Theorien ein eigentliches Wissen in Dienst stellen konnte, so drang sein Ruf weit umher und um den kleinen Kern biographischer Daten schloß sich sofort der phantastische Dunstkreis der Sage. So auch bei Faust.

Aus dem Jahre 1587 stammt ein Buch mit folgendem Titel: Historia von Dr. Johañ Fausten, dem weit beschreyten Zauberer vnnd Schwartzkünstler, Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben, Was er hier-

zwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet vnnd getrieben, biß er endtlich seinen wolverdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften, allen hochtragenden, fürwitzigen vnnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abscheuwlichen Exempel vnnd trewhertziger Warnung zusammen gezogen, vnnd in den Druck verfertiget, Jakobi IV. Seid Gott untertänig, widerstehet dem Teufel, so fleuhet er von euch. Cum gratia et privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johan Spies. MDLXXXVII.

Der Inhalt des Buches ist folgender: Faust ist der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar und wird von seinem Oheim in Wittenberg an Kindesstatt angenommen. Er studiert, erlangt den Magistergrad, überflügelt beim Examen sechzehn andere Kandidaten und erlangt den Doktorhut. Er war aber hochfahrend und ein Grübler. Er schob die Bibel hinter die Tür, verkehrte mit schlechten Leuten und lebte arg und gottlos. Seine Gesellschaft bestand zumeist aus Zauberern und Wahrsagern und er studierte nun Tag und Nacht derlei Wissenschaften. Endlich wandte er der Theologie gänzlich den Rücken, „wollte sich nicht mehr einen Theologus nennen lassen und wurde Weltmensch“. Er studierte Medizin, Mathematik und Astrologie. Er wurde Arzt und half vielen Leuten mit „Arznei, Kräutern, Wurzeln, Wässern, Tränken, Rezepten und Klistieren“. Auch mit dieser Weisheit und diesem Berufe war er nicht zufrieden, er wollte alles erforschen, „denn sein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit stache und reizte ihn also, daß er auf eine Zeit etliche zauberische vocabula, figuras, characteres und coniurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zu setzen und zu probieren ihm fürnahme“.

Die Beschwörung gelingt und beim dritten Beisammensein, nicht mit Luzifer, sondern dem ränkevollen, vielvermögenden Mephistopheles verpfändet Faust seine Seele mit dem eigenen Blute. „Er wird ein Glied des leidigen Teufels und ist dieser Abfall nichts anderes, dann sein stolzer Hochmut, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er wegen seiner Hoffahrt und Übermuth von Gott verstossen wurde“.

Der Pakt selbst lautet auf 24 Jahre; was die Hölle bieten kann, verspricht ihm Mephisto. Faust verlangt zuerst nur Nahrung und Kleidung und richtet sich in dem Hause seines Oheims als Stubengelehrter mit seinem Famulus Wagner ein. Später will er sich verehelichen; die Hölle kann ihm jedoch zu einem Sakramente nicht verhelfen, wohl aber sonst zu Weibern, durch deren Umgang er in tiefe Unzucht versinkt. — Seine Wissensgier verlangt Aufschluß über das Jenseits, über Ursprung, Natur, Fall, Los, Tätigkeit und Qual der gefallenen Engel. Er erhält Aufschluß, der ihn tief erschüttert; ja auch Mephisto sagt, daß er an seiner statt sich reuig an Gott wenden würde. Doch der Titanentrotz des Mannes weist die Reue von sich und Faust erhärtet im Bösen.

Acht Jahre vergehen mit Fragen, Lesen, Studieren. Doch über Gott und himmlische Dinge erhält er keinen Aufschluß; nur Fragen aus Physik und Astrologie werden gelöst und diese Antworten führen ihn in das Gebiet des Materialismus und Pantheismus. „Die Welt, mein Fauste, ist unerboren und unsterblich. So ist das menschliche Geschlecht von Ewigkeit hero gewest

und hat anfangs kein Ursprung gehabt, so hat sich die Erden selben mehren müssen und das Meer hat sich von der Erden zertheilet."

Jetzt zieht Faust zu seiner Weltfahrt aus; auf dem Zaubermantel fährt er hinab in die Hölle, hinauf in die Gestirne, hinaus in alle Hauptstädte der Erde und aller Länder: zum Sultan nach Konstantinopel, zum Papst nach Rom, zu Kaiser Karl V. nach Innsbruck, wo er Alexander den Großen hervorzaubert, zu den Studenten nach Leipzig, zu Fürsten, Bürgern und Bauern im ganzen Reich herum. Die griechische Helena, welche er den Leipziger Studenten aus dem Grabe hervorzaubert, wird im vorletzten Vertragsjahre seine Konkubine. Dann naht die unheimliche Zeit, da die Frist zu Ende geht. Vergeblich sucht Faust noch einmal zu beten — er kann es nicht mehr. Mit kaltem Hohn holt Mephisto seine Beute.

Dies in wenigen Worten der Inhalt des Faustbuches. Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, daß wir hier den ausgeprägtesten Wunder-, Hexen- und Teufelsglauben vor uns haben, wie er sich gerade durch die Reformation ausbildete. Protestantischer Geist zeigt sich auch darin, daß Mephisto in der Gestalt eines Mönches auftritt, daß Faust in Rom das „gottlose Wesen des Papstes und seines Geschmeißes" kennen lernt und in Konstantinopel selbst im Ornate des Papstes, gleich dem Simon Magus, in die Höhe fährt. Auch der tragische Schluß ist in dieser Form dem Mittelalter meist fremd; früher wurde der Verirrte in der Regel durch die Fürbitte Mariens gerettet. Ich erinnere nur an die Theophiluslegende, wo Theophilus die, welche dem Satan den Kopf zertreten hat, bittet, daß sie ihm den Vertragsschein wieder verschaffe. Da heißt es:

Unser frowe dô gebôt
Mit gewaltes volleiste
dem vil ubeln geiste
daz er den brief solde holn.
des wart der tûfel so erkoln
daz er mit lûter stimme schrê
„wâten hûte und immer mê
waz uns die frowe schaden tut!"
doch muste er varen in die glut,
swaz er klagte unde rief.
er brochte wider dizen brief.
Der wart gegeben Thêophilô.
Dô erwachte er und wart frô.

Das Luthertum kennt nicht mehr diese frohe Zuversicht, das kindliche Vertrauen auf die Zuflucht der Sünder; der Glaube an die Macht der Gnade, an Mariens Fürbitte ist im Sinken, der Glaube an die finstere Macht des Dämons hat das Übergewicht erlangt. Die zwei Gestalten des Altertums, Alexander und Helena, deuten auf das Wiedererwachen des klassischen Altertums, die Renaissance, das Fahren auf dem Mantel vielleicht auf die Gestalt Wuotans hin.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir die oben gegebene Biographie historisch prüfen. Das älteste Zeugnis bietet ein Schreiben des Abtes Joh. von Trittenheim in Würzburg vom 20. August 1507, worin er erzählt, daß

er im Jahre zuvor in Gelnhausen einen großsprecherischen Menschen getroffen habe, der sich nannte: **Magister Georgius Sabellicus Faustus iunior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, agromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus etc.** Die Angabe: **Faustus secundus, magus secundus, in hydra arte secundus** deutet auf einen **primus** hin, auf eine Zauberergestalt dieses Namens, dessen Züge unser Faust wohl geerbt haben mochte. In Würzburg habe Faust erklärt, daß Christi Wunder nichts besonderes gewesen seien und er das Gleiche auch zu tun vermöge. Am Sonntag Quadragesimae des laufenden Jahres sei er von Fr. v. Sickingen als Schullehrer angestellt, wegen Päderastie aber bald wieder entlassen worden. Ein anderer, Conradus Mutianus Rufus, schreibt im Jahre 1513 am 3. Oktober, daß er den Georgius Faustus Helmitheus Heidelbergensis in Erfurt getroffen habe. **Ego audivi garrientem in hospitio.** Er teilt auch mit: „**rudes admirantur**". Tatsächlich hat auch ein Faustus Joh. an der Universität Heidelberg 1509 am 15. Jänner als 1. von 16 das Baccalaureat erhalten. Nach einem Abtverzeichnisse des Klosters Maulbronn soll sich Dr. Faustus etwa um 1516 bei seinem Freunde Joh. Entenfuß, der von 1512—1525 Abt war, eine Zeit lang aufgehalten haben und heute zeigt man noch einen Faustturm und eine Faustküche. Nach einer Bemerkung einer erhaltenen Rechnung ließ sich 1520 der Bischof von Bamberg von ihm die Nativität stellen. 1528 wurde der „Wahrsager Dr. Jörg Faustus" aus Ingolstadt ausgewiesen. 1539 nennt ihn der Arzt Begardi von Worms. Hier werden das erstemal die vielen Reisen Fausts erwähnt „fast durch alle Landschaft, Fürstentümer und Königreich". Anderseits seine Künste. Er betrieb nicht allein Arznei, sondern auch Chiromanzie, Negromanzie, Physiognomie, Visiones in Krystallen und dergl. m. Bei Begardi sollen sich viele beklagt haben, sie seien von Faustus betrogen worden. Vom Jahre 1548 haben wir das Zeugnis des Pfarrers J. Gast aus Basel. Er teilt mit, daß er im Jahre 1525 mit ihm in Basel gegessen habe. Man hatte Vögel aufgetischt, die dortzulande fremd seien, Faust habe sie herbeigeschafft. Dann weiter: **Canem secum ducebat et equum, Satanas fuisse reor, qui ad omnia erant parati exsequenda.** Geßner und Zimmern bezeichnen ihn als **mortuus.** Nach dem Bericht des letzteren wurde er 1541 zu Staufen vom Teufel geholt; nach dem Berichte des Arztes Wierus (1568) ist Faust in Knedling geboren, hat in Krakau Magie studiert und lehrte und übte dieselbe **cum multorum admiratione.** Er starb in einem Dorfe Würtenbergs. „**Inventus fuit iuxta lectum mortuus inversa facie, et domo praecedenti nocte media quassata, ut fertur.**" Näheres erfahren wir aus Melanchthons Munde von dessem Schüler Joh. Manlius, welcher 1560 starb; Melanchthon sagt: „Ich kannte einen Mann mit Namen Faustus aus Knedling, einem kleinen, meinem Geburtsorte (Bretten) benachbarten Städtlein. Als er Scholastikus in Krakau war, lernte er die Magie. Er schweifte überall herum und sagte Geheimes. Als er in Venedig ein Schauspiel geben wollte, sagte er, er könne in den Himmel fliegen. Doch der Teufel warf ihn herab und schlug ihn so zu Boden, daß er auf dem Boden klebend beinah gestorben wäre. Vor wenigen Jahren saß derselbe Joh. Faustus an seinem letzten Tage ganz traurig in einem Dorfe Würtenbergs. Der Gastwirt redet ihn an, warum er denn gegen seine Gewohnheit so betrübt sei. (Es war nämlich ein ganz wüster Windbeutel, von sehr liederlichem Lebenswandel, so daß schon wiederholt

seine Lüste ihn dem Tode nahe gebracht.) Damals sagte er dem Gastwirt: „Erschrecke nicht in dieser Nacht!“ Um Mitternacht erbebte das Haus. Als Faust in der Früh nicht aufstand und es schon fast Mittag war, betritt der Gastwirt dessen Zimmer und findet ihn in der Nähe des Bettes liegend, mit dem Gesichte auf dem Boden, so vom Teufel getötet. Zu Lebzeiten hatte er nämlich einen Hund bei sich, welcher ein Teufel war. Derselbe Faustus, turpissima bestia et cloaca multorum diabolorum, rühmte sich ohne Grund, er hätte mit Magie die Siege veranstaltet, welche die kaiserlichen Truppen in Oberitalien erfochten hatten.“ Weitere Zeugnisse des Delrio, Camerarius und besonders des Augustin Lerchheimer vom Jahre 1585 erzählen einige Abenteuer des Faust, wie er Geld machte, Weintrauben oder Wein hervorzauberte, in der Luft nach Salzburg fuhr und dem Erzbischof Wein abzapfte u. s. w.

Alle diese geschichtlichen Zeugnisse deuten darauf hin, daß Faustus um das Jahr 1480 in Knittlingen bei Bretten geboren sei. Melanchthon, der 1497 eben in Bretten das Licht der Welt erblickte, kannte ihn ja. Wahrscheinlich ist es auch unser Faust, welcher 1509 als erster von den 16 Kandidaten das Baccalaureat erhielt, weil das Volksbuch gerade das auch erwähnt. Daß er Arzt war und als Charlatan viele Zauberkünste ausführte, einen Hund und ein Pferd als Begleiter hatte, berichten Augenzeugen. Er starb in Württemberg um das Jahr 1540 eines geheimnisvollen Todes.

Diese Zeugnisse zeigen uns auch noch die Umgestaltung der Sage im protestantischen Sinne.

Faustus studiert zuerst Theologie und zwar in Wittenberg, der Stadt des Gottesmannes, und nicht in Heidelberg, die Magie jedoch auf den katholischen Universitäten Heidelberg, Krakau und Ingolstadt, weil ja eben Katholizismus und Papsttum vom Teufel gestiftet sind. Im Übrigen sehen wir, daß das Buch von Spies vielfach nur eine Sammlung von Begebenheiten ist, die teils historisch, teils sagenhaft sich bis 1587 um die Person des Dr. Faustus gereiht hatten. An dieses Buch von Spies schlossen sich dann in der Folge eine Menge anderer Faustbücher an, welche in vielen Auflagen in die breitesten Schichten des Volkes eindrangen. Auch in Österreich kursierten solche Volksbücher und lassen Faust bei der ersten Belagerung Wiens 1529 mit Mephisto und Wagner tätig sein. Es entstanden Übersetzungen ins Niederdeutsche, Holländische und ins Englische. Dadurch wurde auch Marlowe, der große Vorgänger Shakespeares, mit dem Stoffe bekannt und schuf aus ihm ein gewaltiges und erschütterndes Drama. Der Dichter (geboren 1563), starb 30jährig eines unseligen Todes. Sein Drama „The tragical history of Doctor Faustus“ entstand 1588 und erschien 1604 im Druck. Faustus — das in Kürze der Inhalt des Dramas — ist ein Geistestitane, welcher nach Macht und Wissen strebt. Keines von beiden kann ihm seine Gelehrsamkeit verschaffen, Er ist unzufrieden, besonders auch deshalb, weil ihm die kalvinistische Rechtfertigungstheorie keinen religiösen Trost gewähren kann, doch er erhebt sich bald zu dem Entschluß, im Bunde mit der Hölle Macht und Wissen zu erringen. Aber wiederum schwankt er zwischen braver Entbehrung und böser Begehrung, bis er sich schließlich in der Sünde festigt. Er schließt den Pakt mit dem Teufel. Mephistophiles sagt zu Faustus:

„Denn hören wir, daß einer Gott verlästert,
Der Schrift abschwört und Christo, seinem Heiland,
Da fliegen wir, das stolze Herz zu fangen.
Nur solche Mittel können uns bewegen,
Wobei das Heil der Seele wird gewagt;
Drum ist der beste Weg uns zu beschwören,
Abschwören rundweg aller Göttlichkeit
Und fromm zum Herrn des Höllenreiches beten."

Und Faust in seinem Titanentrotze antwortet:

„Der Lehre bin ich treu schon längst gefolgt.
Ich kenne keinen Herrn als Belzebub,
Dem ich mich selbst von ganzer Seele weihe.
Das Wort Verdammung schreckt mich nicht zurück,
Eins ist mir Hölle und Elysium."

Im 2. Teile finden wir Faust mitten im Weltgetriebe im Besitze seiner Macht und seines Wissens. Doch das Augustinische Inquietum est cor nostrum — das Menschenherz kann volles Genüge und ganze Ruhe nur in Gott finden — erweist sich auch an Faust. Sein inneres Leben erwacht von neuem und Reue pocht an sein Herz. Doch wieder erwacht in ihm der Titanentrotz und die Reue vergißt er im Sinnenrausche mit Helena. Es folgt der unausbleibliche Katzenjammer der Verzweiflung, und innerlich gebrochen verfällt er seiner Schuld.

Wenn wir absehen von den lose aneinander gefügten Szenen des 2. Teiles, die vielleicht z. T. nicht einmal von Marlowe herrühren, haben wir eine echt dramatisch durchgeführte Tragödie vor uns. Dieser Titane, obwohl gedrängt von seinem angeborenen Durste nach Macht und Wissen, hat sich doch freiwillig versündigt, hat in der Sünde geschwelgt und büßt endlich die wenn auch furchtbare, so doch gerechte Schuld.

Von nun an bemächtigten sich der Stoffe auch die englischen Komödianten, welche seit 1585 und während des 17. Jahrhunderts ganz Deutschland durchzogen und Volksstücke sowie Stücke von Kunstdichtern aufführten. Marlowes Drama wurde zuerst in Graz aufgeführt 1608, also sehr schnell, nachdem es in Druck gekommen, dann 1626 in Dresden, 1651 in Prag, 1661 in Hannover, 1665 in Wien, 1666 in Lüneburg, 1668 in München und Danzig, 1679 in Weimar 2c. Die Aufführung von Lüneburg (1666) geschah mit Marionetten und führt uns deshalb naturgemäß zum Puppenspiel Faust über. Dies ist um so interessanter, als Goethe dadurch zur Dichtung seines Faust angeregt wurde.

Nebst diesen Aufführungen haben wir auch noch volkstümliche Behandlungen der Faustsage. J. v. Zingerle hat in seinen „Schildereien aus Tirol" eines Faustspieles eingehend Erwähnung getan. 1783 wurde noch in Wien ein solches aufgeführt, nachdem schon 1775 Weidmann im Anschluß daran ein Kunstdrama geschaffen hatte.

Wir lassen nun den Inhalt des Puppenspieles folgen: Faust spricht in seinem Studierzimmer die Unzulänglichkeit aller Wissenschaften, die er sämtlich versucht habe, mit bitterer Verzweiflung aus; er ist jetzt entschlossen, ganz der

Magie zu leben, in welcher das wahre Heil zu finden sei. Eine Baßstimme zur Linken bestärkt ihn darin, eine Sopranstimme zur Rechten rät ihm, bei der Theologie zu bleiben. Faust folgt der ersteren. Drauf Wehklagen über seine Seele auf der rechten, lautes Lachen auf der linken Seite. Sein Diener Wagner verkündet, daß drei Schüler mit dem Zauberbuch **Clavis Astarti de Magia** gekommen seien. Damit beschwört er die Geister, von denen zuerst acht in Affengestalt erscheinen, die aber dem Faust zu langsam sind. Erst bei Mephisto findet er sich befriedigt; er ist so geschwind wie des Menschen Gedanken. Dessen Herr Pluto erlaube es ihm auch, daß er 24 Jahre (Faust hatte 48 verlangt) Fausto diene, ihm den Genuß aller Herrlichkeiten der Welt, Schönheit, Ruhm und wahrhafte Beantwortung aller Fragen während dieser Zeit zu gewähren. Der Teufel erscheint nun auch in Menschengestalt, im roten Unterkleid, mit langem, schwarzem Mantel, aber mit einem Horn an der Stirn. Faust soll den Vertrag mit dem eigenen Blut unterzeichnen; die rinnenden Tropfen bilden ein H. F. — **homo fuge**, der arme Faust erklärt es sich aber als **Herrlichkeit Faust** und unterschreibt. Mephistos Rabe trägt krächzend den Vertrag zur Hölle. Im Traume kommt zu Faust sein guter Engel und jammert um das Seelenheil des Verirrten. Als dieser erwacht, zaudert er nicht mehr länger und fährt mit dem Luftmantel Mephistos in die Welt an den Hof des Herzogs von Parma und nach Konstantinopel. Dazwischen spielen komische Szenen, wobei Kasperle, der Hofnarr und später Nachtwächter, die Hauptrolle spielt. — Fast 12 Jahre sind verflossen, die Faust in leerem Genusse durchschwelgt, ohne darin Befriedigung zu finden. Und er hat doch dieses Scheingenusses wegen sein Seelenheil verscherzt! Er will beten — aber Gebet ist eine Gnade und auch die hat er verscherzt. Doch er hat Reue und fragt den herbeikommenden Mephisto, ob der Mensch nicht durch wahre Reue zu Gott kommen könne. Der Teufel bebt und flieht, Faust wirft sich vor einem Marienbilde nieder und glaubt durch deren Fürbitte sich gerettet. Da kommt Mephisto mit Helena, der Truggestalt. Sofort erwacht die alte Sinnlichkeit, er will die Gestalt umarmen und erfaßt eine greuliche Schlange.

„Betrügen ist mein Beruf," höhnt Mephisto, „du bist noch mehr betrogen, denn deine Zeit ist bald abgelaufen. Ich hab' dir 24 Jahre zu dienen versprochen, diente dir aber auch 12 Jahresnächte und heute ist deine letzte."

Neun Uhr schlägt es, als Mephisto Faust verlassen. Kasperle, der Nachtwächter, ruft die 9. Stunde aus. In Todesangst läuft Faust auf und nieder. Kasperle ruft die 10. Stunde aus und eine Stimme von oben sagt Faust, daß er angeklagt sei. Voll Verzweiflung wirft er sich vor einem Marienbilde nieder, doch die alte Sünde malt ihm statt der Unbefleckten eine Helena vor seine Seele. Es kommt die 11. Stunde. Faust vernimmt, er sei gerichtet. Er ruft Mephisto und frägt ihn um die Qualen der Verdammten. Auf einer Leiter von Messern würden die armen Seelen zum Himmel steigen, wenn sie nur der Qual des Fegefeuers entgingen. Schlag 12 Uhr verkündet Faust die ewige Verdammnis. Vernichtet sinkt er zusammen, Teufel ergreifen ihn und schleppen ihn mit sich fort. —

Wenn wir dieses Puppenspiel mit Marlowes Stücke vergleichen, sehen wir, daß auch hier die Faustsage im allgemeinen gleich bleibt und nur das

was der britische Dichter mit wenigen kräftigen Zügen als ersten und dritten Teil geschaffen hat, nicht weniger kräftig, aber um so reicher und auch psychologisch tiefer ausgemalt ist. Faust als Zauberer tritt im ersten und dritten Teile völlig ganz zurück, wir sehen nur Faust, den Geistestitanen, der die ewigen Pfeiler des Sittengesetzes zertrümmern will und unter den Splittern, die er in seiner Verblendung wegschlägt, zugrunde geht.

Nur eine Veränderung in stofflicher Beziehung finden wir vor. Während im Faustbuch und bei Marlowe Faust nach dem Bunde mit dem Teufel sich noch eine Zeit lang im Reiche des Wissens aufhält und sich daran erfreut, stürzt er hier sofort in das Reich des Genusses.

Im Tiroler Volksstücke von Faust zeigt schon das Personenverzeichnis, daß der Dichter teilweise sehr selbständig arbeitete. Es treten auf: Schutzgeist, Irrgeist, Raphael, Faustus, Mephistofalus, zwei Teufel, Vater, Mutter, Meretrix, zwei Soldaten, Miliziasch genannt, dann der Herzog von Parma und dessen Diener. Gerade das Auftreten der Eltern, welche einerseits an dem sorgenfreien Leben, welches der kindlich gesinnte Faust ihnen bietet, Freude haben, doch aber wiederum für das Seelenheil ihres Sohnes fürchten, gibt Anlaß zu packenden Szenen. Das Stück beginnt sofort mit dem Vertrag auf 24 Jahre. Wir finden aber hier nicht den nach Erkenntnis ringenden Faust, sondern nur den, der nach Abenteuern und sinnlichem Genusse jagt. Oft rührt sich in seinem Herzen die Reue, immer ist es aber die Meretrix, welche ihn auf der Bahn des Verderbens zurückhält, so daß er nun endgiltig beschließt, mit ihr die Höllenpein zu teilen, wie er früher die Lust der Liebe mit ihr teilte. Faust verflucht in einem letzten Monolog, nachdem er sich vergiftet, sich und die ganze Welt und ruft aus: „O Höll, eröffne dich, schick' die drei Geister mir! Wo sein sie, Mephisto, kommst du denn nicht herfür?" Mephisto kommt und mit ihm zwei Teufel, die mit satanischer Freude auf den Tod Fausts warten, während seine Meretrix das Los des Geliebten beklagt. Jetzt fällt der Vorhang. Im Epilog spricht der Schutzgeist:

„O hätte Faustus sich der Lieb nie zugetraut,
Gewichen von der Lehr und nur auf Höll gebaut,
Ja, hätt der arme Faust nur eine Folg gegeben,
So würd derselbige beglückt und ewig leben."

Mit dem Appell, daß besonders die Jugend sich das merken solle, schließt der Epilog. Hier sehen wir also besonders einen Punkt in den Vordergrund gerückt: den Drang nach Sinnlichkeit und dessen Bestrafung.

* * *

Wieder ist eine neue Zeit gekommen, die frommgläubige des Mittelalters ist längst vorbei; aber auch die streng protestantische Zeit ist vorüber, in welcher ein Mann, der wiederum gegen das Hergebrachte protestiert, vom Teufel geholt wird.

Bekannt sind Lessings Worte: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke

und sagte: Vater gib, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" — Es war gerade um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein wahres Titanidengeschlecht entsprossen, welches der göttlichen Ordnung zum Trotz in Staat und Kirche, im öffentlichen wie privaten Gebiete, in Wissenschaft und Kunst Nigromantik treiben wollte und trieb.

Kein Wunder, wenn auch die Poeten sich wieder mit diesem Stoff befaßten. Da ist es besonders Lessing, der uns ein wertvolles Fragment eines „Faust" hinterließ. Er arbeitete 1767, wie aus einem Berichte an seinen Bruder zu entnehmen ist, sehr eifrig an einem Stücke ähnlichen Inhalts, das jedoch, wie noch manches, was er dem Buchhändler Gebler während seiner 1775 erfolgten Romreise anvertraut hatte, spurlos verschwunden ist. Nur dieses Fragment ist erhalten, welches sich inbezug auf die Wahl unter den bösen Geistern an das Puppenspiel anschließt. Ihm zunächst reiht sich Maler Müller mit seinen Fragmenten, Klinger mit seinem Roman, später Grabbe und Lenau, vor allem aber Goethe.

Es war ja auch in der Dichtung eine Revolution ausgebrochen mit der Devise: „Das Talent hat sich an keine Regeln zu binden, in keinen Schranken zu halten. Das Genie ist sich selbst Gesetz und setzt sich seine Gesetze." Nicht nur in der Kunst galt das, man übertrug es auch auf das Leben. Infolgedessen mußte auch sofort Faust, der bis jetzt als abschreckendes Beispiel eines die göttlichen und menschlichen Gesetze durchbrechenden Menschen galt, als Träger einer neuen Kultur erstehen. Wenn also jetzt eine Faustdichtung zur Reife kommen sollte, so durfte Faust nicht mehr verloren gehen, sondern mußte gerettet werden, nicht in Folge seiner Reue, sondern seines Strebens; und so stehen wir vor Goethes Werk.

Wie nun schon Marlowe in seinem Dr. Faustus die eigene Person und besonders seine sinnliche Leidenschaftlichkeit hineindichtete, so finden wir in dem Idealmenschen Faust, dem Träger einer neuen Kultur, oft Goethe selbst, den Stürmer und Dränger. Hat nicht auch Goethe Jus, Medizin, Poesie Malerei, Farbenlehre, Chemie und Alchemie, Gartenanlagen und Bergbau, Theater, Gesang und Finanzwirtschaft, wenn auch nicht Tag und Nacht studiert, so doch betrieben? Hat nicht auch er dem Verlangen nach sinnlichem Genusse mit feinberechnender Weltklugheit die Zügel schießen lassen? Hat nicht auch Goethe, mitten hineingebettet in die Weltfreuden, auch selbst dann und wann, wenn nicht Reue, so doch das Unbefriedigtsein über sich und sein Leben gefühlt und ausgesprochen? Sulpiz Boisserée, der große Kunsthistoriker, welcher mit Goethe im intimen Verkehr stand, sagt von ihm: „Goethe gemahnt mich in manchen Stücken an Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung gleichsam zum Grübeln und Tiefsinn umschlägt . . . es käme nur darauf an, daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffe, sowie es beim Faust darauf ankam, daß er das rechte und nicht das falsche, schlechte Leben ergriff, um in sich selbst zu Einigkeit und Frieden zu gelangen." Eines hat Goethe, der alte Heide erforscht, wie er am Schluß seines Lebens selbst erklärte, daß er die glücklichen Tage seines Daseins auf 4 Wochen beziffere, und der an keine Fortdauer im Jenseits glaubte, sprach das faustische Wort: „Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt."

Diese Tatsachen nun und dann Goethes Art, in Versen zu beichten, nach dem Spruche:

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter und die Jugend
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus —

weisen uns den Weg, daß wir Goethes Faust vielfach subjektiv erklären, gleichsam als poetische Selbstbiographie hinnehmen müssen.

Wenn wir aus Goethes „Faust" den ideellen Kern herausschälen, so finden wir hier das Lebensideal moderner Welt. Früher gab es zwar auch Rettung eines Menschen, der mit dem Teufel paktierte, durch reuige Rückkehr auf Mariens Fürbitte, oder aber Untergang des Faustus, weil er zu einer wahren Reue nicht kommen konnte. Und jetzt: Gott ein gemütlicher Alter, welcher auch mit Mephisto nicht ungern plaudert und endlich eine Wette mit ihm eingeht. Mephisto selbst ein gemütlicher Lebeteufel, der gern seine Späße macht. Gott gibt Faust schon nicht verloren, wenn er „in seinem dunklen Drange des rechten Weges sich bewußt" ist, und Faust verschreibt sich nur unter der Bedingung: wenn er mit dem sinnlichen Genusse sich begnügt und nichts mehr weiter verlangt. Nun ist es psychologisch begründet, daß dem Menschen nicht nur nicht das Laster, sondern nicht einmal das irdische Gut endgiltig befriedigen und beruhigen kann, sondern eben nur Gott; es muß also Faust die Wette gewinnen. Die Worte der Engel am Schluß des 2. Teiles, die eben auch hieher bezüglich sind:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen —

sind freilich ein modernes Dogma, aber auch ein Freibrief jedes Lasters geworden. Modern drückt man sich so aus: Faust habe in seinem dunklen Drange sich durch den Pakt mit dem Teufel den rechten Weg ausgesucht, um ein voller und ganzer Mensch zu werden.

Im Greisenalter will er noch der Menschheit nützen. Er trotzt dem Meere Land ab und will darauf, selbst schon blind, das Glück zufriedener Leute begleiten. Und solches fremdes und eigenes Glück für die Zukunft und in derselben schauend ruft er aus:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den schönsten Augenblick."

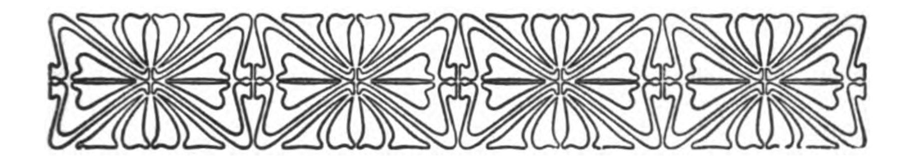
Der Zeitpunkt ist so gekommen, in welchem sein Kontrakt verwirkt ist, tot sinkt er nieder. Mephisto triumphiert, den Pakt mit Faust hat er gewonnen, aber den mit Gott? Nein! Weil es ihm nicht gelang, Faust dauernd auf dem Wege der Sünde und Sinnlichkeit zu erhalten.

Das Mißverhältnis, welches sich durch Goethes Faust zog, empfand auch Lenau, der, selbst eine faustische Natur, sofort nach dem Erscheinen von Goethes Buch 1833 daran ging, selbst einen Faust zu schreiben; es entstand sein Gedicht

„Faust“, das man am ehesten einen dramatischen Balladenzyklus nennen möchte. Er faßte den Stoff noch subjektiver auf als Goethe. Ich will den Inhalt nicht näher skizzieren, sondern nur zur Begründung meiner obigen Behauptung den Schluß des Werkes anführen. Nachdem Faust sich erstochen, um seinen Lebenstraum gewaltsam zu beendigen, spricht Mephistopheles:

„Nicht du und ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Des wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.
Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimnis übergossen,
Kannst du hinunterschauen auf den Grund,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
Du töricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil ’s nun mit einmal sein geängstigt Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoß,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den’s frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das tote Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab’ ich dich und halte dich umschlungen!“





Alt-Wiener Studienfreunde.

(Windhag-Zoller.)

Von **Dr. Albert Starzer.**

In unmittelbarer Nähe des jetzigen Heims der Leo-Gesellschaft ist die Windhag-Gasse, so seit 1895 genannt nach einem aus wohl wappenberechtigtem, doch bürgerlichem Geschlechte entsprossenen Manne, der durch Talent und Arbeitskraft, durch Geschicklichkeit und durch Glück zu Ansehen, Einfluß, hohen Ämtern, Würden und Reichtum gekommen ist und der durch hochherzigen Gebrauch des letzteren sich einen unsterblichen Namen erworben hat. Er hieß Joachim Graf zu Windhag. Geboren am 21. Februar 1600 als drittes Kind des „lateinischen Schulmeisters" Jodok Enzmüller zu Babenhausen in Schwaben, bezog er im 15. Lebensjahre die hohe Schule zu Ingolstadt, studierte daselbst unter vielfachen Entbehrungen, wie er selbst sagt, zwei Jahre Humoniara, drei Jahre Philosophie, weitere zwei Jahre Mathesis und Ethik, schrieb eine lateinische Abhandlung, betitelt modus bene vivendi, erwarb das Magisterium artium et philosophiae, wandte sich hierauf, wie so viele seiner Landsleute, nach Österreich und promovierte an unserer Alma mater zum Doctor philosophiae et juris. Kaum 25 Jahre alt, bewarb er sich um die Stelle eines Landschafts-Syndikus im Lande ob der Enns, welche er trotz seiner Jugend auch erhielt. Was er in seinem Gesuche den Ständen versprochen, nämlich durch Fleiß und Wissen zu ersetzen, was ihm an Jahren fehle, das hat er getreulich gehalten. In den damaligen obderennsischen Bauernunruhen leistete er manch „nutz- und erspriesslichen Dienst", verfaßte über die Unruhen 1626 eine apologetische Interims-Relation, die im selben Jahre bei Matthäus Formica in Wien im Drucke erschien. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er 1627 mit dem Titel eines kaiserlichen Rats ausgezeichnet. Sein „Salair" betrug damals an 600 fl., und da er nebenbei die Advokatur ausübte, konnte er daran denken, einen eigenen Herd zu gründen. Noch 1627 führte er Maria Kirchstetter von Kirchstetten, eine geborene Wienerin, heim, deren Mutter Besitzerin des Hauses Nr. 9 in der Bäckerstraße war. Die Wirren im Lande rissen ihn bald von der Seite der jungen Gemahlin, und wir finden ihn als Mitglied der Kommission, welche die dem Glauben ihrer Väter abtrünnig gewordenen Bauern um Wels in den Schoß der katholischen Kirche zurückführen sollte. Wegen seiner Kenntnisse von Land und Leuten wollte ihn der Pfandinhaber des heutigen Oberösterreich, Bayerns Kurfürst, als Rat in das Direktorium des Landes berufen, doch Enzmüller lehnte ab und bat die Verordneten, für ihn einzutreten. Sie lohnten

seine Anhänglichkeit durch die Erwirkung der kaiserlichen Anerkennung seines alten Familienwappens, eine Auszeichnung, zu der noch im nämlichen Jahre (1630) eine zweite kam, nämlich die Verleihung der Pfalzgrafenwürde; sie trug manch schöne Summe ein, konnte er ja Legitimierungen vornehmen und Wappen und Adelsbriefe verleihen. Innige Dankbarkeit gegen die Stände, deren Mitglieder ihn, den gewandten Juristen und überzeugungstreuen Katholiken, nicht missen wollten, dann aber auch seine angenehmen, erträgnisreichen Stellen knüpften ihn immer fester an das Land, in dessen Hauptstadt er 1630 ein Haus (auf dem heutigen Franz Josefs-Platz gelegen) erworben hatte. Er fühlte sich bereits so sehr Oberösterreicher, daß er 1633 die ihm angebotene Stelle eines Reichshofrates ablehnte und in „Landesdiensten" blieb, ein Entschluß, den die Stände mit der Aufnahme Enzmüllers in die Zahl der Landesmitglieder beantworteten. Nun schien es, daß er für immer dem Lande erhalten bleiben werde. Doch es kam anders. Wie 1630 zu der einen Auszeichnung eine zweite gekommen war, so folgte auch jetzt der landschaftlichen Ehrung eine kaiserliche Anerkennung seines Wissens und Wirkens, nämlich die Berufung in das Regiment der niederösterreichischen Lande (heute Statthalterei) als Rat, u. zw. auf der Ritterbank, eine Stelle, die er durch 42 Jahre bis zu seinem Tode bekleidete.

Ungern sahen ihn die Stände scheiden, da aber an des Kaisers Wort der Untertan nicht rütteln soll, fügten sie sich in das Unvermeidliche, konnte Enzmüller doch in der den beiden Erzherzogtümern an der Enns damals gemeinsamen Behörde noch mehr zum Frommen des durch die religiösen Wirren aufgewühlten Landes wirken als bisher. Oft und viel weilte er in Wien, aber immer wieder zog es ihn hinauf ins „Landl", das ihm eine zweite Heimat geworden war und auch bleiben sollte. Infolge Auswanderung der lutherischen Herrschaftsbesitzer war daselbst eine Reihe von Gütern um billigen Preis zu erwerben und Enzmüller, der sich manche Summe erspart hatte, kaufte die nördlich von Mauthausen gelegene Herrschaft Windhag, zu der die in der Nähe gelegenen Güter Pragthal, Münzbach und Saxenegg gehörten; sie alle waren im 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts im Besitze der Herren von Prag zu Windhag, deren einer gleich dem neuen Besitzer unter den Mitgliedern des Regiments der niederösterreichischen Lande gelesen wird. Aber nicht nur im Besitz und in amtlicher Stellung sollte der Schulmeisterssohn aus Schwaben ihr Nachfolger sein, auch deren Wappen ging durch kaiserliches Diplom vom 25. Juni 1640 auf ihn über. Die neuerliche kaiserliche Huld eiferte ihn an, auch fernerhin in all seinem Tun und Lassen den wohlgemeinten Intentionen des Landesfürsten vor allem in bezug auf die Einheit der Religion der Bewohner der Länder gerecht zu werden. Er suchte der Rekatholisierung im niederösterreichischen Waldviertel die Wege zu ebnen, indem er die Herrschaft Kirchberg am Walde erwarb. Durch diesen Besitzerwerb war dem katholischen Teil der niederösterreichischen Stände die Möglichkeit geboten, den „Herrn von Kirberg", wie sich Enzmüller nun nannte, auch in ihren Interessenkreis zu ziehen; er wurde 1641 als Landmann in die neuen niederösterreichischen Geschlechter aufgenommen. In dieser Zeit fiel ihm und seiner Gemahlin das Haus Nr. 9 in der Bäckerstraße im Erbschaftswege zu. Der Wohnsitz wurde von Linz nach Wien verlegt, wo sich Enzmüller eifrig den

ihm als Regimentsrat obliegenden Pflichten widmete. Nach 15jähriger „treugehorsambest gelaisten und zur irer kayserl. Maj. allergnädigsten satisfaktion annoch continuirenden dienste“ verlieh ihm Kaiser Ferdinand III. zu Anfang des Jahres 1651 motu proprio den Freiherrnstand mit dem Prädikat „Freiherr von Windhag und Herr auf Pragthal und Saxenegg“, zugleich rückte der neue Freiherr, der nun den Namen Enzmüller ablegte, im Regimente der niederösterreichischen Lande von der Ritterbank auf die Herrenbank vor. Seine guten „qualitäten“, seine „geschicklichkeit und trefliche erfahrenheit“ in der obderennsischen Bauernrebellion eigneten ihn ganz besonders zur Rekatholisierung des niederösterreichischen Waldviertels, die 1652 in Angriff genommen wurde und infolge des außerordentlichen Eifers Windhags und seines Mitkommissärs, des Abtes Benedikt von Altenburg, auch mit Erfolg durchgeführt wurde. Im Vereine mit Abt Mathias von Lilienfeld wirkte er dann im V. O. W. W. und wurde 1657 zum General-Kommissär der Reformations-Kommission für ganz Niederösterreich ernannt.*) Bis in die ersten Sechziger Jahre fanden sich im Lande noch allenthalben Spuren des Protestantismus, dann aber verschwand er vollständig unter den Bewohnern des flachen Landes. Eine seltsame Fügung des Schicksals ist es, daß gerade damals die Hochburg des niederösterreichischen protestantischen Adels, die weitausgedehnte Herrschaft Rosenburg am Kamp, zum Verkaufe kam und in den Besitz des Freiherrn von Windhag gelangte, der von sich mit Recht sagen konnte, er habe die Häresie in Niederösterreich ausgemerzt.

Während dieses Wirkens im Lande hatte ihm der Tod 1655 seine Gemahlin entrissen. Sie fand ihre letzte Ruhestätte in Münzbach. Nach sechs Jahren ging er einen neuen Bund ein; seine Wahl fiel auf Maria Ämilia Gräfin von Sprinzenstein. Damals faßte er den Entschluß, seinen Lebensabend sich so angenehm als möglich zu gestalten, sich dessen, was ihm Gott so reichlich zugemessen hatte, zu freuen: er begann die Rosenburg auszubauen und in seinem geliebten Lande ob der Enns, dem ja auch seine zweite Gemahlin angehörte, zu Windhag ein neues Schloß aufzuführen. Nach den vorhandenen Zeugnissen war es das erste im ganzen Land, nicht nur wegen seiner Architektur, sondern wegen der reichhaltigen Sammlungen, besonders seiner Bibliothek. So sehr ihn der Bau des Schlosses beschäftigte, versäumte er doch seine Pflichten als Regimentsrat nicht; er vertritt wiederholt den Statthalter und wir finden ihn eifrig tätig bei der unter Kaiser Lepold I. durchgeführten Handwerksordnung, bei Abfassung der Landesordnung, bei Vergleichen von Streitigkeiten zwischen Herrschaften und Untertanen, bei Ordnung finanzieller Fragen von Kirchen und Klöstern u. s. w. In Würdigung aller seiner Verdienste, besonders aber als kaiserl. General-Kommissär, erhob ihn Kaiser Leopold I. durch Diplom vom 19. September 1669 in den Grafenstand, die Herrschaft Windhag zur Grafschaft und verlieh ihm als Wappen einen in 4 Felder geteilten Schild mit einem Herzschild und einem Zwickel zwischen dem dritten und vierten Feld, wie es noch auf dem Hause Nr. 9 der Bäckerstraße zu sehen ist; im ersten und

*) Windhags Wirken als Reformationskommissär schildert Enrica v. Handel-Mazzetti in ihrem Roman „Jesse und Maria“.



vierten Feld erinnert ein aufsteigender Greif mit der Hälfte eines Kamprades an den ursprünglichen Namen Enzmüller; im zweiten und dritten Feld ist ein gehörnt aufsteigender Steinbock mit einem Margaranten-Apfel im Maul; in dem Zwickel ist eine auf Lorbeer sitzende Taube, einen Lorbeerkranz im Schnabel haltend. Das Herzschild zeigt das Wappen der Prager zu Windhag, eine Meerkatze (Cercopithecus) mit einem Halsband, von dem Ketten herabhängen.

Im folgenden Jahre, 1670, ordnete er seine irdischen Angelegenheiten. Da ihm nur eine Tochter geboren war (sie stammte aus erster Ehe), die in dem Dominikanerinnenkloster zu Tulln den Schleier genommen hatte, setzte er zum Universalerben seiner „Tochter auserwählten Bräutigam Jesum Christum" ein, sicherte die Zukunft des von ihm in Windhag nach dem Muster des Tullner Dominikanerinnenklosters gegründeten Klosters, wo seine Tochter als Priorin fungierte, sowie des ebenfalls von ihm zu Münzbach gegründeten Dominikanerklosters, in welchem eine Schule zu erhalten war, in der die Zöglinge bis zur Rhetorik unterrichtet wurden. Diese Schule war von einem evangelischen Wiener Bürger namens Georg Kirchhammer 1591 gegründet und 1629, entsprechend einer kaiserlichen Verordnung, in eine katholische Schule umgewandelt worden, deren Patronat 1641 der Herr auf Windhag an sich gebracht hatte. Aufnahme in diese Schule oder Alumnat sollten in erster Linie Verwandte oder Verschwägerte erhalten, dann Söhne von Untertanen der Herrschaft Windhag. Wer die Rhetorik absolviert hatte und zum Studieren tauglich war, sollte die Hochschule in Wien beziehen und sich daselbst nach freiem Ermessen einer der Fakultäten widmen, Wohnung und Verpflegung aber in dem Windhagschen Alumnat erhalten. Er widmete nämlich sein ganzes Vermögen, das nach Ausscheidung der seiner Witwe gehörigen Güter, der frommen Stiftungen und Legate übrig blieb, zur Errichtung eines Alumnats oder Seminars für Studierende in Wien, das in seinem Hause in der Bäckerstraße untergebracht werden sollte. Das Präsentationsrecht behielt er sich, beziehungsweise seiner Tochter und deren Nachfolgerinnen in der Würde einer Vorsteherin zu Windhag vor, welche letztere jedoch an die Zustimmung des jeweiligen Priors des Dominikanerklosters in Münzbach gebunden sein sollten. Die Aufsicht über das Konvikt hatten die Jesuiten unter Kontrolle des niederösterreichischen Landrechtes zu führen. Aufnahme in dasselbe sollten so viele Zöglinge finden, als aus dem Erträgnis des Stiftungsvermögens erhalten werden könnten; in erster Linie waren Verwandte, Verschwägerte, dann die Münzbacher Alumnen und die Bürger- und Untertanskinder seiner Herrschaften anspruchsberechtigt.*) Doch sollte es dem niederösterreichischen Landesrechte freistehen, „nach beschaffenheit der zeit und anderen umständ" Änderungen vorzunehmen.

Obwohl Graf Windhag noch 8 Jahre nach Abfassung des Testamentes lebte, — er starb am 21. Mai 1678, — so kam er nicht dazu, das Alumnat in Wien ins Leben zu rufen. Erst 1682, also vier Jahre nach seinem Tode,

*) Vgl. Hitzinger, Leben, Wirken und Stipendienstiftung des Joachim Grafen von und zu Windhag (Wien 1882); Wöß und Pröll, Die Stipendienstiftung des Joachim Grafen von und zu Windhag (Wien 1895).



wurde es mit 6 Zöglingen eröffnet. Trotzdem die Verhältnisse des Stiftungsfondes nicht ganz klar waren, — die Abhandlung des Nachlasses wurde nämlich nie ganz durchgeführt, — gedieh die Stiftung dank guter Administration derart, daß die Stiftungsplätze stets vermehrt werden konnten. Kaiserin Maria Theresia, die dem Stiftungswesen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendete, ließ den Stiftungsfond sicherstellen: er bestand aus dem Hause Nr. 9 in der Bäckerstraße, einem Hause mit großem Garten in der Roßau (Serviten- und Hahngasse), in den von Graf Windhag 1656—1658 erworbenen Herrschaften Großpoppen und Neunzehn im n.-ö. Waldviertel*) und in einem Barvermögen von mehr als 285.000 fl.

Zeit und Umstände erforderten bald manche Änderung. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens mußte anderweitig für die Beaufsichtigung der Zöglinge gesorgt werden. Die von Windhag zur öffentlichen Benützung den Dominikanern übergebene reichhaltige Bibliothek — noch erinnert ein Inschriftstein an dem Klostergebäude der Dominikaner in der Postgasse daran — mußte von dem Stiftungsfond gesondert und für ihre Erhaltung im Sinne des Stifters gesorgt werden. Bekanntlich bildet sie den Grundstock der heutigen Wiener Universitätsbibliothek, deren Geschichte zu schildern auf ein andermal verschoben sein mag.

Kaum war die Frage des Stiftungsfondes geregelt, gab es andere zu lösen. Die Klöster Münzbach und Windhag waren aufgehoben, das Verleihungsrecht der Windhagschen Stiftung kam an den Landesfürsten, die Verwaltung der Stiftung ging auf die Administrativbehörde über. Gegen die Studentenkonvikte wurden zu Ende des 18. Jahrhunderts pädagogische und auch finanzielle Gründe ins Feld geführt, so daß die Alumnate 1786 aufgelöst wurden. Die Windhagschen Stiftlinge erhielten nun ihre Stipendien, damals 200 fl., auf die Hand. Die Pädagogen änderten aber in kaum zwei Jahrzehnten ihre Ansicht über Konvikte gründlich und so entstand 1802 das Stadtkonvikt, in unmittelbarer Nähe des Windhagschen Stiftungshauses gelegen (Konskr. Nr. 750), in welches auch die Windhagschen Stipendisten einzutreten hatten, außer sie studierten Medizin. Im Jahre 1848 sank auch dieses Institut wie so manches andere der vormärzlichen Zeit dahin. Die Stipendien werden seither wieder auf die Hand erteilt. Es sind ihrer jetzt 130 à 630 K. Die Windhagschen Stipendisten sind unter den niederösterreichischen die am besten ausgestatteten nicht nur wegen der Höhe des jährlichen Stipendiums, das Gymnasiasten, Universitätshörern, Realschülern und Technikern verliehen werden kann, sondern auch deshalb, da ihnen der Stiftungsfond die Rigorosentaxe vorstreckt, bis sie imstande sind, dieselbe zurückzuerstatten.

Trotz aller Sorge der Verwaltungsorgane, den Stiftungsfond im Sinne des Stifters zu mehren, erlitt derselbe doch durch die Finanzkrisen, die über Österreich hereinbrachen, manche Einbuße. Stand man diesen Ereignissen hilflos gegenüber, so gibt es aber „Zeit und Umstände", die ein voraussehender Verwalter zum besten der ihm anvertrauten Stiftungsgüter verwerten kann.

*) Vgl. Plesser in „Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich" 1896, 129.



Solche Verhältnisse traten vor kurzem ein. Das Windhagsche Stiftungshaus in der Bäckerstraße gehört, wie seine Aufschrift zeigt, nicht zu den jüngsten Wiens. Seine Einrichtung genügt nicht mehr den von uns an Wohnungen gestellten Anforderungen und so zeigten die Einnahmen des Hauses zum Schaden des Stiftungsfondes eine sinkende Tendenz, dem eine noch größere Schmälerung bevorstand, wenn das Stiftungshaus im Interesse der Straßenregulierung umgebaut werden mußte: ein beträchtlicher Teil der Bodenfläche hätte zur Straßenerweiterung abgetreten werden müssen. Niederösterreichs Statthalter, Graf Kielmansegg, kam daher einem Wunsche der Gemeinde Wien nach und überließ ihr das Haus um den amtlich erhobenen Schätzungswert, bestimmte aber, daß die größte Stipendienstiftung Niederösterreichs und die Erinnerung an einen der interessantesten Männer unseres Heimatslandes durch ein dessen Namen tragendes schönes und großes Stiftungshaus wieder repräsentiert werde, daß also bei günstiger Gelegenheit ein Windhagsches Stiftungshaus erbaut oder gekauft werden solle. Eine solche ließ nicht lange auf sich warten. Das Gebäude des k. k. Blindenerziehungs-Instituts in der Josefstädterstraße, ein 1816 schlecht und recht für die Blinden adaptiertes Landhaus, entsprach in keiner Richtung mehr den Anforderungen. An Stelle des alten Hauses ein neues zu erbauen, ging nicht an, denn die für letzteres übrig bleibende Baufläche wäre viel zu klein gewesen. Die Sorge, wo das neue Haus des Blindeninstituts erstehen solle, behob der weit über Österreich hinaus bekannte Großindustrielle Anton Dreher, der den Platz, auf welchem sich seit 1904 das k. k. Blindeninstitut erhebt, widmete. Die Realität in der Josefstadt erwarb die Windhagsche Stiftung, welche nach Abtretung eines bedeutenden Areales zur Regulierung dieses Stadtteiles auf der gebliebenen Baufläche ein drei Stockwerke hohes, vier Gassenfronten zeigendes, 66 größere und kleinere Wohnungen und 32 Verkaufsgewölbe enthaltendes Gebäude aufführte.*) Der Bau des neuen Windhagschen Stiftungshauses fiel zusammen mit einer vom Statthalter Grafen Kielmansegg im Interesse der Stiftungen eingeleiteten Aktion, die darin bestand, daß Stiftungshäuser, die ob ihres Alters von Wohnparteien geradezu gemieden wurden, daher den Stiftungsfond eher belasteten als vermehrten, oder die die bauliche Entwicklung der Stadt hemmten, umgebaut oder veräußert und dafür neue erworben wurden. Gefördert wurde diese 1889 begonnene Aktion durch das Gesetz vom 5. April 1893, welches eine achtzehnjährige Befreiung von der Hauszinssteuer namentlich aufgeführten Häusern für den Fall ihres Umbaues in bestimmter Frist zusicherte.

Unter den genannten Häusern befanden sich mehrere Stiftungshäuser, darunter auch das Zollersche. Es liegt gleich dem ehemaligen Windhagschen „in der Stadt“, und zwar unter den Tuchlauben, ist vielen wohl bekannt, denn daneben war das Haus „zum Winter“, und trug und trägt noch die Orientierungs-Nummer 24. Sein Besitzer, nach dem es bis heute noch den Namen trägt, war gleich Graf Windhag von bürgerlicher Abkunft, hatte im Laufe der Zeit den Adel, freilich nicht jenen hohen

*) Vgl. „Die Bautätigkeit der k. k. niederösterreichischen Statthalterei als Verwalterin von Stiftungen“ (Wien 1904).



wie Enzmüller-Windhag, erworben und sich durch hochherzige Stiftungen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Er hieß Michael Zoller, später Michael von Zoller. Er war von Geburt Tiroler, wo sich sein Geschlecht bis in das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts nachweisen läßt.*) Stammvater nach dem heutigen Stand der Forschung ist Georg Zoller, ein Haller der Herrschaft Rodeneck in Tirol. Er hatte drei Söhne, deren ältester, Adam, „insgemein genannt Tauferer", in das Landgericht Sterzing zog; seine uns unbekannte Gemahlin schenkte ihm nur einen Sohn, Anton, der „am Lärchhof zu Schreggenhausen zu Obstaig auf dem Mimbingerberg im Gerichte Petersberg hauste". Anton hatte von seinen beiden Gemahlinnen zahlreiche weibliche und männliche Nachkommenschaft, darunter Oswald, der nach Bozen zog, sich daselbst 1615 einen Hausstand gründete und 1629 bis 1630, als die Engadiner und Graubündner in Tirol eingefallen waren, unter der Bozener Bürgerfahne ersprießliche Dienste leistete. Er hatte zwei Söhne, Johann und Michael; der letztere versah durch mehr als 30 Jahre das Kornmeßamt in Bozen „aufs beste". Ihm schenkte seine aus Bozen stammende Gemahlin vier Söhne und zwei Töchter; der älteste Sohn Johann Georg verließ die Heimat und zog nach Wien, wo er Tormautner wurde, der zweitgeborene, Johann, diente im Lothringschen Regiment seinem Herrn und Kaiser gegen Franzosen und Türken, die beiden anderen, Franz und Michael, bestimmte der Vater „für die Handlung", die sie in Bozen erlernten, worauf sie sich durch Reisen in Italien, Holland und Deutschland weiter ausbildeten. Franz kam gleich dem älteren Bruder nach Wien und eröffnete hier unter den Lauben ein Tuchwarengeschäft, das sich bald so vergrößerte, daß er allein es nicht überblicken konnte. Er berief seinen jüngsten Bruder Michael nach Wien. Jählings wurde das fleißige Streben der Brüder unterbrochen: der Türke näherte sich 1683 „der Vormauer der ganzen Christenheit" und umschloß sie nun mit einem eisernen Ring. Unter denen, welche die Stadt verteidigten, finden wir auch die drei Brüder Zoller: sie taten sich rühmlich hervor. Nach der Befreiung der Stadt kehrte der ältere zu seiner Tormaut beim Rotenturm, die beiden jüngeren zu ihrem Geschäfte zurück, das nicht nur seinen alten Umfang bald wieder erreichte, sondern an Größe und Ansehen noch gewann, zumal als den Gebrüdern Zoller die Tuchlieferung für die kaiserlichen Heere übertragen wurde, die ja bald in Ungarn gegen die Türken zu kämpfen hatten, bald an den Rhein zogen, um den Franzosen zu wehren, bald auf den blutgetränkten Gefilden Oberitaliens die alten Rechte des Deutschen Reiches wahrten. Große Anforderungen wurden, da die Reichsstände allenthalben den Kampf dem Kaiser allein überließen, an die finanziellen Kräfte der Erblande gestellt, und trotzdem diese Opfer um Opfer brachten, waren die kaiserlichen Kassen nicht immer in der Lage, alle Rechnungen prompt zu begleichen. Wiederholt mußte an den Langmut der Beamten und Lieferanten appelliert werden: „bis in die etlich 30 Jahre" kreditierten die Gebrüder Zoller der Heeresverwaltung.

*) Die nachfolgenden genealogischen Angaben über die Zoller beruhen auf Auszügen aus den Protokollen der Herrschaft Rodeneck und aus den Matriken verschiedener Pfarren Tirols und Niederösterreichs, welche alle Herr Apotheker Doktor Adolf Friedrich in Wien in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat.



In Anerkennung ihrer Verdienste erhielten sie durch den Pfalzgrafen Wilhelm Okelly, Reichsritter von Aghrun, im Jahre 1712 das Adelsprädikat „von“ sowie ein Wappen, dessen Schild der Quere nach in zwei Felder geteilt ist; im oberen steht ein bis auf die Knie geharnischter Mann mit einer Pickelhaube, in der Rechten einen gespitzten Schild, in der Linken drei goldene Kornähren haltend. Im unteren Feld ist „ein ausgewelbter Spitz“, darin ein sechseckiger Stern, von je einer Rose flankiert.

Franz von Zoller erfreute sich der Erhebung in den Adelsstand nur zwei Jahre; er starb 1714, und da er unvermählt geblieben war, ging das Haus unter den Tuchlauben, sowie das Geschäft auf seinen Bruder Michael über. Dieser wußte dasselbe nicht nur auf der Höhe zu erhalten, sondern noch weiter auszugestalten und dem Staate dabei so viele Dienste zu erweisen, daß er 1721 mit dem Titel eines kaiserlichen Rats ausgezeichnet wurde und Kaiser Karl VI. ihm gestattete, den Adel auf seinen Neffen Jakob Zoller, der gleich seinem Vater Johann Soldat war, zu übertragen. Michael von Zoller war wohl schon mehrere Jahre mit Maria Theresia, der Tochter des Stadthauptmannes und Ratseniors von Wiener-Neustadt, Ferdinand Dangl, vermählt, doch blieb die Ehe kinderlos. Deswegen gedachte er, als er an die Schwelle des Greisenalters schritt, daran, die irdischen Güter, welche ihm durch Gottes Huld und Güte so reichlich zugeflossen waren, humanitären Zwecken zu widmen. Er schloß sich den Wohltätern des von Wiens Erzbischof Sigmund Grafen von Kollonitsch 1723 gestifteten, 1727 auf die Landstraße versetzten Johannes-Spitales an und errichtete eine Stiftung zum Unterhalt einer armen kranken Person.

Um diese Zeit war auf dem in der Nähe Wiens gelegenen „Grund“ St. Ulrich, der in St. Ulrich oberen Gutes und St. Ulrich unteren Gutes zerfiel (heute gehört alles zum 7. Gemeindebezirk), eine Reihe von Häusern entstanden, deren Bewohner in harter Tagesarbeit ihr Brot verdienen mußten, ihre Kinder aber dem lieben Schicksal überließen. Michael von Zoller und seine Gemahlin, die der Lokaltradition nach daselbst ein Landhaus besaßen, erbarmte die „wie das liebe Vieh aufwachsende Jugend“ und sie errichteten dort in einem eigens dafür gebauten Hause eine Schule für Kinder beiderlei Geschlechts, die das 8. Lebensjahr zurückgelegt hatten und von armen Eltern stammten; die Kinder sollten in Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, die fähigeren Knaben auch im Zeichnen, die Mädchen aber im Nähen, Stricken und anderen Handarbeiten unentgeltlich unterrichtet werden. Nicht nur während der Unterrichtsstunden sollten die Kinder im Schulgebäude sich aufhalten, sondern auch nach denselben darin beschäftigt werden, damit sie nicht dem „schädlichen Müßigang“ sich ergäben. Anfangs war die Schule nicht gut besucht, aber allmählich brach sich bei den Eltern eine bessere Erkenntnis Bahn und die Schülerzahl, von Zoller auf höchstens 80 veranschlagt, stieg auf weit über 100, die Lehrzimmer waren überfüllt, trotzdem die Direktion der „Zoller-Schule“ viele Kinder wegen Platzmangel zurückwies. Weithin war die Schule bekannt und galt neben den Schulen der Piaristen auf der Wieden und in der Josefstadt sowie der des k. k. Waisenhauses als eine der besten. An der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wurde „auf dem Grund“ der Wunsch laut, die Schule auf 4 Klassen zu erweitern, ein Wunsch, dessen Erfüllung, da

der vom Stifter gewidmete Fond nicht reichte, an dem Kostenpunkt zu scheitern schien. Da fand sich in dem Seidenfabrikanten Franz Alois Bernard ein Wohltäter, der auf das Gebäude ein Stockwerk aufsetzen ließ, so daß 1839 der Unterricht in 4 Klassen aufgenommen werden konnte. Die Schule hieß nun die Zoller-Bernardsche Schule, die Straße, in der sie sich befand, erhielt den Namen Zollergasse, eine benachbarte Bernardgasse. Infolge der Neuordnung der Schulverhältnisse in Stadt und Land zu Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts übernahm 1878 die Stadt Wien die Verwaltung dieser Schule und das der Zollerschen Schulstiftung eigentümliche Vermögen, bestehend in dem Stiftungsschulhause (Neubaugasse 42) und Werteffekten von 27.300 fl. ö. W., jedoch unter Aufrechterhaltung des Eigentums der Michael von Zollerschen Gesamtstiftung. Ähnlich wie Graf Windhag wollte nämlich auch Zoller, daß die zum Studium tauglichen Knaben seiner Trivialschule weiter ausgebildet werden und die Hochschule absolvieren sollen. Er bestimmte, daß sechs solcher geeigneten Knaben im Schulhause zu allen Zeiten Kost, Kleidung und Wohnung erhalten sollten, bis sie das 16. Lebensjahr erreicht haben. Wer zu einem Handwerk geschickter ist, der solle ein Handwerker werden, wer aber für das Studium geeigneter ist, der solle der „großen Studenten-Stiftung“ teilhaftig werden und dieselbe genießen, bis er die Hochschule absolviert, bezw. die Grade erreicht habe. Die „große Studentenstiftung“, d. i. die Stiftung für große Studenten, sollte 12 Stiftplätze haben und war in erster Linie für seine Verwandten oder für solche Tiroler, die den Namen Zoller tragen, bestimmt; in deren Ermanglung haben dann auch andere Tiroler Anspruch. Der scheinbare Widerspruch in den beiden Stiftungen für große und kleine Studenten wurde in der Praxis dadurch behoben, daß anspruchsberechtigte Knaben als Nutznießer der „kleinen Studenten-Stiftung“ in die Zollersche Schule kamen und dann in die „große Studenten-Stiftung“ übertraten. Einer der ersten kleinen Studenten der Zollerschen Stiftung war Johann Bapt. Zoller, der aber nicht dem von Adam Zoller gegründeten Zweig angehörte, sondern dem von dessen jüngstem Bruder Martin abstammenden. Martin Zoller hatte sich zu Gufidaun niedergelassen, woselbst dann seine Nachkommen eine Gastwirtschaft betrieben. Johann Baptist Zoller, 1722 geboren, erlangte in Wien den Doktorhut der juridischen Fakultät und wurde Konsistorialkanzler und 1752 wegen seiner Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit in den Adelstand erhoben. Michael von Zoller bestellte ihn zu seinem Testamentsexekutor und legte ihm kurz vor seinem Tode (3. Mai 1756) seine Stiftungen warm ans Herz. Als Stiftungskapital für die große Studentenstiftung bestimmte Michael von Zoller sein sämtliches Vermögen, 45.000 fl. K.-M. und 200 Speziestaler, sowie das Haus unter den Tuchlauben. Die großen Studenten sollten im Seminar S. Ignatii et Pancratii untergebracht werden, jedoch in der Wahl ihrer Studien völlig frei sein. In der Folge hatte die Zollersche Stiftung dieselben Schicksale wie die Windhagsche. Austeilung des jährlichen Stipendiums auf die Hand, Vereinigung der Stipendien mit dem Stadtkonvikt, dann wieder Beteilung auf die Hand, und zwar schon vor 1848. Als nämlich in den 40er Jahren nicht alle Stipendisten im Stadtkonvikte mehr Platz fanden, entließ man die Zollerschen, die ja Fremde waren, und wies sie an, in der Stadt sich Unterkunft zu

suchen. Waren die Finanzkrisen an der Windhagschen Stiftung wenn auch nicht spurlos, so doch ohne große Einbuße am Stiftungsvermögen vorübergegangen, so war die Zollersche Stiftung nicht so glücklich. Ihr Bestand, der außer dem Hause i. J. 1768 über 67.000 fl. K.-M. betrug, sank in der Folge derart, daß die „kleine Studentenstiftung“ vorläufig nicht mehr persolviert werden konnte und die 12 Plätze der großen Studentenstiftung auf 10 herabgesetzt werden mußten. Soviel sind auch heute noch; jeder Stiftling erhält 630 Kronen. Die ursprüngliche Zahl der Stiftplätze wieder herzustellen, die kleine Studentenstiftung wieder aufleben zu lassen, ist das Streben der mit der Verwaltung der Stiftung betrauten niederösterreichischen Statthalterei. Dazu soll in erster Linie das reichlichere Erträgnis der umgebauten und vergrößerten Stiftungshäuser dienen. Wird der stifterische Wille wieder genau erfüllt werden können, so soll es dann nach den Intentionen des Grafen Kielmansegg in der Folge auch bleiben. Fast niemals denken Stifter daran, — dies gilt auch von Graf Windhag wie von Michael von Zoller, — daß die der Stiftung gewidmeten Gebäude einst werden umgebaut werden müssen; sie treffen keine Bestimmungen für diesen Fall und auch die Behörden haben nicht immer für einen Reädifikationsfond gesorgt. Das wird in Zukunft anders sein und es dürfte sich nicht mehr ereignen, daß eine Stiftung ihr baufälliges Haus hintangeben muß, da sie keine Mittel zum Umbau besitzt.



An ein Bächlein.

Von Martin Greif.

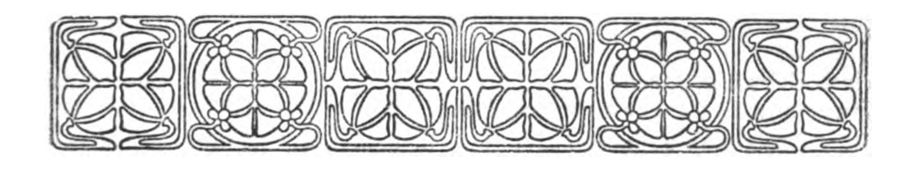
O Bach, o Kind,
Wozu enteilst
Du so geschwind,
Statt daß du weilst,
Wo Blumen sind?

Hervorgestürmt
Kommt deine Flut,
Wo dich umtürmt
Der Berge Hut,
Die treu dich schirmt.

Wie bald umgibt
Dich rauh Gestein,
Und was dich trübt,
Das schließt dich ein,
Nicht, was dich liebt!

O Bach, o Kind,
Wozu enteilst
Du so geschwind,
Statt daß du weilst,
Wo Blumen sind?





Plaudereien

aus meiner sogenannten Festungszeit.

Kleine Kulturbilder, gezeichnet von A. Trabert.

1. Einleitung.

Ich heiße aber nicht Fritz Reuter, der uns ja auch einmal aus seiner Festungshaft heraus allerhand nette Geschichtchen erzählt hat, ich bin nur der alte A. Trabert und verbitte mir darum dem Herrn Fritz Reuter gegenüber in aller Höflichkeit sowohl seinet- wie auch meinetwegen jede Verwechselung.

„Mein Grab aus Quadern und aus Eisen“, so habe ich den Kerker genannt, in den man mich einst geworfen hat. Es geschah das nach ungefähr halbjähriger Untersuchungshaft, die man bei der ungeheuer einfachen Lage der Sache, um die es sich handelte, in längstens drei Stunden hätte abtun können. Es drehte sich dabei immer nur um die Frage: Hast du den und den in deinem Wochenblatte „Wacht auf!“ erschienenen Artikel geschrieben? Und meine Antwort lautete jedesmal, wenn ich ihn wirklich geschrieben hatte, ohne allen Vorbehalt: Ja! Und ich sagte dies mein Ja selbst dann, wenn ich nicht mehr bestimmt wußte, ob der Artikel von mir oder einem meiner Freunde herrühre. Die letzte Nummer meines „Wacht auf!“ war nämlich schon vor mehr, sogar weit mehr als 6 Monaten erschienen und in dieser ganzen Zeit keine gerichtliche Verfolgung gegen mich eingeleitet worden. Da nun das sogenannte permanente Standgericht mit der ausdrücklichen Bestimmung eingesetzt worden war, daß es nicht nach Kriegsrecht, sondern nach den Bestimmungen des für Kurhessen allgemein giltigen bürgerlichen Rechtes zu judizieren habe, hiernach aber jeder Artikel, gegen den nicht schon vor Ablauf von 6 Monaten nach seinem Erscheinen die gerichtliche Verfolgung eingeleitet sei, überhaupt nicht mehr zu verfolgen und gegen jede Verfolgung als durch Verjährung für straflos geworden zu erachten sei, so konnte es mir sehr gleichgiltig sein, ob ich die Verantwortung für ein Dutzend Artikel mehr oder weniger auf mich nahm. Auch diese — von wem immer sie herrühren mochten — waren nach dem in Hessen allein giltigen Rechte auf Grund der Verjährung absolut straflos.

Der gelehrte Auditeur aber, der die ihm von noch gelehrterer Seite anbefohlene Untersuchung gegen mich zu leiten hatte, wußte sich in höchst genialer Weise zu helfen. Er ließ mich, wenn ich mich recht erinnere, zu sechs- oder gar noch mehrjähriger peinlicher Gefängnisstrafe in Anwendung

eines Gesetzes verknurren, das als höchstes Strafmaß nur eine Haft von sechs Monaten anordnete.

Diese Dummheit war für das sorgsam purgierte Generalauditorat denn doch allzu dumm und mußte deshalb mit einer noch dümmeren repariert werden. Man kassierte die besagte Verurteilung, ordnete eine sofort aufzunehmende neue Untersuchung an und dekretierte: das wieder aufzunehmende Verfahren sei nach den Bestimmungen des kurhessischen sogenannten Marzialgesetzes durchzuführen, d. h. nach einem Gesetze, das in schönster Reihenfolge mit 10-, 20-, ja 30jähriger Eisenstrafe und daneben den Unglücklichen, dem das galt, auch noch für Zeit und Ewigkeit mit vollständigster Rechts- und Ehrlosigkeit beglückte.

„Bedaure sehr," antwortete ich darauf. „Alles, was ich verbrochen haben soll, hat sich in Fulda ereignet, und in meiner Vaterstadt Fulda, die erst später zu Kurhessen geschlagen wurde, ist das kurhessische so niedliche Marzialgesetz, das dem Herüberwuchern der französischen Revolution von 1789 ins heilige römische Reich deutscher Nation einen Riegel vorschieben sollte, niemals publiziert worden, hat also dort, und insbesondere für mich, keinerlei Geltung."

Das in Abrede zu stellen, war sogar dem Generalauditorat unmöglich. Man ernannte darum einen anderen Auditeur, der das nun gegen mich wieder aufzunehmende Verfahren geschickter als sein Vorgänger durchzuführen habe, und dies ganz besondere Genie, der neubestellte Auditeur, brachte es fertig, daß ich nun unter Anrechnung meiner halbjährigen Untersuchungshaft zu noch dreieinhalbjähriger „peinlicher" Festungsstrafe als ein für Zeit und Ewigkeit rechtlos und ehrlos erklärtes Subjekt gestandrichtert wurde. Der Rechtskünstler, der das fertig brachte, konstruierte nämlich ganz einfach aus dem königlich preußischen Landesrecht und sonstwo entdeckten Scharteken ein sogenanntes Majestätsverbrechen, von dem vor ihm wohl kein Mensch eine Ahnung hatte. Nach diesem neu entdeckten Rechte wurde ich nun wirklich neuerdings verurteilt und zwar anfänglich zu einer Inhafthaltung, — ich erinnere mich nicht mehr, auf wie lange, — schließlich aber zu noch dreieinhalbjähriger Einsperrung, die aber doch auch wieder als Strafe peinlichen Charakters in dem Sinne zu erachten sei, daß ich hiernach auf Zeit und Ewigkeit für recht- und ehrlos erklärt werden sollte.

Wie sich dies später gründlich änderte, erzähle ich ein andermal.

2. Mein Festungskommandant als Zensor.

Als mir in meiner Vaterstadt Fulda das Unglück widerfuhr, an einem noch sehr frühen, recht schön und friedlich aussehenden Vormittage verhaftet und sofort nach Kassel abgeführt zu werden, wurde mir in geradezu unbegreiflicher — ich möchte fast sagen: in barbarischer — Strenge sogar verweigert, an meine Schwester Therese die drei Worte zu schreiben: „Schicke mir Strümpfe!"

Ich hatte mir diese Bitte erlaubt, weil meine genannte Schwester, als sie daheim von meiner Verhaftung und Abführung Kenntnis erhielt, sofort ein Bündel Leibwäsche zusammengepackt und mir nach Kassel nach-

gesandt hatte, dabei aber in ihrem Schrecken so sehr verwirrt gewesen war, daß sie es vergessen hatte, in das Bündel auch noch Strümpfe zu packen.

Nach meiner endgiltigen standrichterlich-peinlichen Verurteilung und Abführung in die Gefangenenzelle Nr. 5 der kurhessischen Bergfeste Spangenberg hatte aber diese barbarische Strenge nicht nur so weit aufgehört, daß ich jetzt Bücher religiösen Inhaltes, ebenso streng wissenschaftliche Bücher, welche die Zensur des Festungskommandanten zu passieren hatten, sollte lesen dürfen, es war mir sogar noch erlaubt worden, Schreibmaterialien zu besitzen und auch kurze, auf nur wenige Worte beschränkte Bestellbriefe an unverfängliche Personen zu schreiben. All das aber nur unter Kontrolle des Festungskommandanten, dem jedes Schreiben dieser Art vor dem Abgange zu strenger persönlicher Prüfung vorgelegt werden mußte.

Aber schon vor Gewährung dieser löblichen Konzessionen hatte ich es möglich gemacht, einen sehr umfassenden direkten Verkehr mit meiner Braut herzustellen, von dem weder der Festungskommandant noch irgendwer vom Aufsichtspersonal auch nur die leiseste Ahnung hatte. Trotz dieser meiner geheimen Verbindung akzeptierte ich doch dankbarst die Konzessionen, die mir von der alles Treiben auf der Festung strengstens überwachenden Oberaufsichtsbehörde ohne mein Betreiben zuteil geworden waren, und machte auch reichlichsten Gebrauch davon.

So schrieb ich eines Tages ein durch die Hände des Festungskommandanten Oberstleutnant Weber gehendes Bestellbriefchen nachstehenden Inhaltes an meine Braut:

„Ich bitte Dich, mir, wenn möglich antiquarisch, und wenn das nicht geht, neu bei dem Buchhändler Meßner in Kassel die nachbenannten Bücher zu bestellen und mir baldmöglichst zuzusenden.“

Den Juden Meßner aber hatte ich meiner Braut namhaft gemacht, weil derselbe auch streng verbotene Bücher seinen Kunden prompt zu verschaffen wußte.

Acht Tage später traf meine ganze Bestellung beim Herrn Oberstleutnant auch schon für mich ein. (Die Titel der Bücher nenne ich weiter unten.)

Der gute alte Herr, dem ich heute noch mein dankbar-freundlichstes Andenken bewahre, begab sich sogleich in höchsteigener Person auf meine Zelle Nr. 5, um mir da gleich selbst die Bücher nach erfolgter Einsichtnahme zu übergeben. Ihm auf dem Fuße folgte der Arrestaufseher Kunau, das Bücherpaket unter dem Arme tragend.

Nun vor der Schilderung der Szene, die sich bei Überreichung der Bücher ergab, noch ein kurzes, zu ihrem vollen Verständnis notwendiges Wort. Dies insbesondere auch noch zu rechter Würdigung des Mannes, der dabei als Zensor zu amtieren hatte.

Ich berichte dabei aber nur aus meinem Gedächtnisse. Es ist darum leicht möglich, daß ich die Titel der Bücher, um die es sich dabei handelt, nicht durchwegs streng wortgetreu hier wiedergebe. Mein Bericht aber soll strengstens sachgetreu und in dieser Beziehung unbedingt richtig sein. Auch auf die Wiedergabe dialektischer Wort- und Redewendungen, die in den Dialog mit einflossen, verzichte ich hier und berichte in meinem ganz gewöhnlichen sogenannten Hochdeutsch.



Mein Herr Festungskommandant, Titular-Oberstleutnant Weber, öffnet das erste Buch, beschaut das Titelblatt und liest: „Deutschland und die abendländische Zivilisation von Gustav Diezel.“ „Welch schöner Titel,“ sagt er dann. „Gewiß ein sehr interessantes Buch. Na, das lesen Sie nur, Herr Trabert. Wünsche Ihnen recht viel Vergnügen dabei.“

„Sehen wir nun,“ so nahm dann mein guter Alter wieder das Wort, „was das zweite sein wird. ‚Arthur Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn.‘ Na, das muß ja noch viel interessanter sein. Lesen Sie nur auch das, Herr Trabert!“ „Was wird nun das dritte sein?“ Er öffnet das Buch und besieht sich auch da das Titelblatt. Mir scheint aber, er werde dabei bleich vor Schrecken. Ein paar Sekunden lang banges Schweigen. Endlich seufzt mein guter Alter, indem er das Titelblatt des Buches betrachtet, das er in seiner Hand hält: „Heinrich von Sybel, Geschichte der französischen Revolu.... Revolution, nä, das geht denn doch nicht! Kunau, dies Buch da sperren Sie nur ja recht sorgfältig ein!“ Und das geschah denn auch. Ich aber, der ich meinen Pappenheimer sehr gut kannte, sagte für jetzt kein Wort, keine Silbe dazu.

Als ich aber mit der Lektüre der beiden zugelassenen Bücher fertig geworden war, ließ ich den Herrn Oberstleutnant durch den Arrestaufseher Kunau allerhöflichst bitten, mir nun auch das eingesperrte Buch gütigst einhändigen zu lassen; ich erhielt aber nur den kurzen Bescheid: „Revolution, das geht nicht!“

Da verlangte ich, zu dem Herrn Kommandanten geführt zu werden, um gegen diese Entscheidung Beschwerde zu führen. Zu diesem Verlangen war ich nach der für die Festung bestehenden Hausordnung berechtigt. Ich wurde also vorgeführt.

Mein alter, herzensguter Herr Oberstleutnant stand, als ich über den inneren Festungshof schritt, gerade an einem offenen Fenster seines Arbeitszimmers. Von diesem Fenster aus konnte er den inneren Festungshof in dessen ganzer Länge und Breite überschauen, ohne daß ihm auch nur das Geringste, was da geschah, entgehen konnte. Mich, der ihm schon angemeldet war, erwartete er, dem, was da kommen sollte, in sichtbarer Spannung entgegenharrend.

Ich trat vor die Türe, zu der zwei Stiegen hinaufführten, und klopfte in schuldiger Höflichkeit an. Seinem „Herein!“ folgte der im nachstehenden berichtete Dialog:

Der Herr Kommandant: „Aber, Herr Trabert, was haben Sie für einen schönen Anklopf!“

Ich darauf, der ich bei dieser captatio benevolentiae am liebsten laut gelacht hätte: „Anklopf hin, Anklopf her; ich komme nur, damit Sie mir vom Kunau das eingesperrte Buch gefälligst geben lassen.“

Er darauf: „Aber Herr Trabert, Revolution, das geht nicht!“

Ich nun wieder: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu zeigen, daß es gehen muß!“

Er wieder: „Nä, nä! Revolution, das geht nicht!“

Ich: „Dann bitte ich, recht genau auf das zu achten, was ich Ihnen jetzt sage. Herr Heinrich von Sybel — kennen Sie den? . . . . .

Das ist ja doch derjenige Professor, welcher an unserer Landesuniversität Marburg unsere Studenten zu lehren hat, was für ein Urteil sich diese angehenden Gelehrten in Betreff des Begriffes Revolution in ihrem inneren Bewußtsein zu bilden haben. Er lehrt sie das im Namen und im Auftrage des Ministers; im Namen und im Auftrage der Landesregierung; ja, im Namen und im Auftrage Sr. königlichen Hoheit des Kurfürsten. Im Namen des Kurfürsten sagte er zu ihnen: Die Revolution ist etwas Verwerfliches, etwas Grundschlechtes; ist ein schändliches Verbrechen, das mitunter sogar als Hochverrat mit dem Tode bestraft wird. Und wenn wir, die wir über unsere Studentenzeit längst hinaus sind, alles das vielleicht vergessen haben, so müssen wir Herrn Heinrich von Sybels Buch lesen, um uns wieder auf den richtigen Weg zu bringen."

Der alte Herr hörte mir dabei nur mit fortwährend steigender Ungeduld zu, und wenn ich in meinem Vortrage auch nur eine Pause von wenigen Sekunden machte, hörte ich wieder nur: „Revolution, das geht nicht!"

Da mußte ich denn sogleich meinen letzten Trumpf ausspielen. „Und wissen Sie denn, Herr rc.", sagte ich noch, „wie es mit dem Buche von Diezel steht, das Sie mir übergeben haben? Mit dem Buche, das den schönen Titel hat: ‚Deutschland und die abendländische Zivilisation'? Gerade dies Buch hat Minister Hassenpflug für ganz Kurhessen ausdrücklich auf das allerstrengste verboten!!"

Da rief mein guter alter Herr, vor Schrecken erbleichend: „Kunau, geben Sie sogleich dem Herrn Trabert das eingesperrte Buch und sperren Sie dafür die beiden anderen, die wir ihm übergeben haben, desto sorgfältiger ein!!"

So erhielt ich also, was ich wollte. Nun noch ein kurzes, aber ernstes Wort.

Mein lieber, herzensguter Oberstleutnant war selbstverständlich nicht gleich als Festungskommandant und oberster Befehlshaber der Spangenberger Invalidenkompagnie auf die Welt gekommen. Als er die Kinderjahre hinter sich hatte und zu einem kräftigen und schönen Dorfjungen herangewachsen war, wurde er Müllerbursche. Das Wissen und Können aber, das er in die kleine Dorfmühle mitgebracht hatte, bestand nur in dem, was der hessische Dorfschulmeister allen zum Besuche seiner Schule verpflichteten Kindern beizubringen hatte. Eine „höhere" Bildungsschule zu besuchen, hatte mein lieber Festungskommandant weder als Müllerbursche noch auch in seinen späteren Lebensstellungen jemals einen Anlaß und auch nie eine Gelegenheit.

In sein militärpflichtiges Alter aber trat er, als gerade Napoleons I. Bruder Jérome als König von Westfalen seine lustige Residenz in Kassel aufgeschlagen hatte. Nach dem Sturze dieses Usurpators, nach Wiedereinsetzung der legitimen Landesherren von Gottes Gnaden in ihren rechtmäßigen Besitz war auch unser Müllerbursche wieder heimgekehrt. Er war in Moskau mit den vielen anderen, welche dort als Eroberer eingezogen waren, weder verbrannt noch auch von den russischen Schwertern massakriert worden; er war auch nicht in der Beresina elend ertrunken, sondern hatte zuvor auch noch das Glück gehabt, dank dem Lesen, Schreiben und Rechnen,

das er, wie die anderen Dorfkinder, bei dem hessischen Schulmeister gelernt hatte, in der großen Armee Napelons I., in die er gepreßt worden war, sozusagen im Handumdrehen erst Korporal, dann Leutnant, dann Oberleutnant und als solcher vom heimgekehrten Kurfürsten von Hessen in dessen Dienste übernommen zu werden. Im Dienste des Kurfürsten brachte er es dann langsam weiter bis zum Titular-Oberstleutnant.

Daß er als solcher aber nur Kommandant der Spangenberger Invalidenkompagnie wurde, die den Dienst auf der Spangenberger Festung besorgte, auf der Spangenberger Festung, sage ich, die auch jetzt noch „Festung" hieß, aber nur noch Aufbewahrungsort oder gar „Zuchthaus" für „Sträflinge" war, wer möchte daraus ihm, dem Zöglinge des Dorfschulmeisters, oder seinem heimgekehrten legitimen Landesherrn einen Vorwurf machen? Man hatte eben und konnte meinem guten Alten nur diejenige Verwendung zuteil werden lassen, für die man ihn just geeignet fand und in welcher er selbst sich wohl fühlte, und gerade damit hatte man meines Erachtens vernünftig gehandelt. Nach gerecht bemessener Billigkeit auf beiden Seiten.

3. Der unerbetene Tischnachbar als tragisches Vorgeschichtchen.

Wir waren, genau gezählt, neun junge Männer, die sich miteinander in treuer Freundschaft auf Tod und Leben verbunden wußten. Jeder von uns war ein eingefleischter Parteigänger der heiligen Themis, die, wie die böse Welt sagt, gar nicht selten blind ist. Der Zufall, der ja wohl auch nicht viel bessere Augen besitzt als die genannte sehr profane Heilige, hatte uns eines Abends im sogenannten „Ballhause", einer renommierten Gastwirtschaft meiner Vaterstadt Fulda, zusammengeführt und dort hatten wir uns für den Nachmittag des folgenden Tages zu einem Spaziergange nach dem „Bachrain" verabredet, wo der Eigentümer des „Ballhauses" einen vielbesuchten Felsenkeller besaß. Das Wetter hatte uns versprochen, das denkbar schönste zu werden, hatte aber schlecht Wort gehalten. Die Nacht brachte einen argen Wettersturz und der folgende Tag Sturm und Regen. Was aber kümmerte das uns? Wir waren nicht treulos wie das Wetter und hielten Wort.

Als wir in das Gastzimmer des Bachrainer Felsenkellers eintraten, fanden wir es dort so entsetzlich öde und leer wie nie zuvor. Aber waren wir uns denn nicht einander selbst genug auch bei Sturm und Wetter?

Wir nahmen Platz an der langen Tafel gleich rechts vom Eingang in das Gastzimmer und setzten uns fröhlich an den dort aufgestellten Tisch, der groß genug für unserer Dreißig gewesen wäre. Wir sollten aber nicht lange so ganz allein bleiben. Es erschien sehr bald noch ein Gast, der sich, anstatt sich einen Platz an einer der mehr als zwanzig langen, noch unbesetzten Tafeln auszusuchen, — sehr wenig zu unserer Freude, — zu uns Neunen als ungebetener Zehnter niederließ.

Der Herr Nr. 10 war ein Freiherr v. B., Leutnant des in Fulda garnisonierenden hessischen Infanterie-Regiments.

Der Unglückliche, an welchen der Herr Leutnant heranrückte, war der Referendar Mähler, der denkbar freundlichste und liebenswürdigste Mensch

von der Welt, dem aber die ihm zugedachte neue Nachbarschaft ganz so wenig angenehm war, wie sie es einem von uns anderen gewesen wäre; denn der Herr Leutnant Freiherr v. B. war ein stadtbekannter Stänkerer und Streithahn.

Der gute Mähler schob deshalb auch — so wenigstens kam es mir vor — seinen Stuhl um einige Handbreiten mehr nach rechts vor, als es nötig gewesen wäre, um einem sich an seiner Seite Niederlassenden nur bequem Platz zu machen.

Wir Neun spannen darum sofort absichtlich das Thema, das den Gegenstand unserer bisherigen Unterhaltung abgegeben hatte, um so lebhafter fort, ein Fingerzeig für den Freiherrn-Leutnant, daß es uns angenehm sein würde, bei unserer Unterhaltung hübsch unter uns zu bleiben.

Der Herr Leutnant brummte ein paar uns unverständliche Worte, die nur unserem Freunde Mähler zu gelten schienen, in seinen blonden Bart hinein, wir aber — und so auch Mähler — ignorierten das.

Da sprang plötzlich der Junker-Leutnant auf, nahm aber nicht Platz an einem der leeren Tische, sondern verließ das Zimmer.

„Glück auf den Weg!" mochte dabei der eine oder andere von uns denken; Herr v. B. aber dachte nicht so. Kaum war er draußen, so schickte er auch sofort einen Kellner zu uns herein mit der Aufforderung, er habe ein Wort mit Herrn Mähler zu sprechen, der deshalb zum Herrn Leutnant herauskommen möge. Lächelnd erhob sich Mähler, um der nicht sehr freundlichen Einladung des Herrn v. B. sofort nachzukommen. Das aber gaben wir, die Nachbarn und Freunde Mählers, nicht zu. Wir hielten ihn mit der Erklärung zurück: „Der Herr Leutnant hat nicht weiter zu Dir als Du zu ihm, und wenn er Dich sprechen will, so soll er zu Dir herein kommen."

Der Kellner wurde mit dieser Botschaft wieder hinaus zum Herrn Leutnant geschickt. Der Herr Leutnant aber kam *nicht* herein.

Mit dem Draußenbleiben des Herrn v. B. schien für uns die Sache abgetan, sie war's aber nicht auch für ihn. Wir hatten sie schon so gut wie vergessen. Da fühlte sich unser guter Mähler veranlaßt, auf ein paar Augenblicke das Zimmer zu verlassen. Kaum aber ist Mähler draußen, so hören wir auch schon einen lauten Aufschrei, stürmen hinaus und sehen unsern Freund in seinem Blute liegen; Herr v. B. aber war schon unsichtbar geworden.

Wir hoben den Verwundeten auf. Aber an seine Rettung war nicht mehr zu denken. Es blieb uns nur noch übrig, den Toten heim zu bringen zu seiner Mutter. Auch machten wir sogleich Anzeige beim Staatsanwalte und beim Kommandanten der Fuldaer Garnison. Später erzählte man uns, der letztere habe sich sogleich selbst in Herrn v. B.'s Wohnung begeben, welcher, „den Schlaf eines Gerechten schlafend", ruhig in seinem Bette gelegen habe.

In dem sofort gegen Herrn v. B. eingeleiteten Strafverfahren erhielt er eine 18jährige Festungsstrafe zuerkannt, diese aber unter weit angenehmeren Modalitäten, als sie z. B. mir konzediert wurden, als mir ein paar Jahre später das Schicksal widerfuhr, als sogenannter politischer Verbrecher eines Meuchelmörders Zellennachbar zu werden. Der Herr Meuchelmörder durfte sich Zeitungen halten und wußte aus diesen schon früher als der Festungskommandant, daß und wann ich als *gestandrechteter* Sträfling des Meuchelmörders Zellennachbar sein würde. Als

Insasse der Zelle Nr. 5 durfte ich täglich unter strenger Bewachung auf einem schmalen Pfade des Festungswalles promenieren, um frische Luft zu schöpfen, und schon als ich zum erstenmal nach einem solchen Spaziergange in meine Klause zurückgeführt wurde, lauerte Herr v. B. mir im Innern seiner Zelle an der Türe derselben auf, um mich, so laut er konnte, mit dem freundlichen Gruße anzubrüllen: „Diese gemeine bürgerliche Kanaille hier unter einem Dache mit mir, dem Mitgliede einer hochehrenwerten adeligen Familie, und das soll ich ertragen können! Welch niederträchtige Infamie!" Und so brüllte er jedesmal fort mit Grazie, bis ihm die Stimme versagte.

Stillschweigend ertrug ich das ein paar Tage lang. Als es mir aber zu arg wurde, verlangte ich vom Herrn Festungskommandanten, daß er mir Ruhe verschaffe. Der aber seufzte: „Ja, wenn mit diesem Menschen etwas anzufangen wäre! Aber ich habe mir schon vorgenommen, uns in anderer Weise Ruhe zu verschaffen. Ich will seine Begnadigung beantragen, damit wir ihn los werden." „Seine Begnadigung?" rief ich entrüstet, „seine Begnadigung, damit er dem einen Meuchelmord, den er schon auf seinem Gewissen hat, sogleich noch einen zweiten folgen läßt?"

Der Herr Oberstleutnant: „Den haben dann nicht wir, sondern andere zu verhüten. Und mordet er doch noch einmal, — hieher nach Spangenberg bekommen wir ihn dann gewiß nicht mehr."

Diese Logik war schlagend; das mußte ich zugeben. Anstatt aber geduldig abzuwarten, bis wir den Meuchelmörder durch seine Begnadigung „los würden", beschloß ich, mir lieber gleich selbst zu helfen. Mein sehr einfacher Plan war rasch gefaßt und ich ging auch sogleich an die Ausführung.

Als mich Kunau und der kommandierende Unteroffizier der Festungswache nach kurzem Spaziergange auf einem Stückchen Festungswall nach meiner Zelle Nr. 5 zurückführten, sprach ich, noch ehe ich vor die verschlossene Türe Nr. 4 (v. B.'s Zelle) kam, ein paar laute Worte, sozusagen, um mich dem Herrn Meuchelmörder anzumelden. Der hatte mich auch sogleich gehört und stand, als ich just an seiner Türe vorbei mußte, im Innern seiner Zelle auf der Lauer. Aber in demselben Momente, in welchem er mit seiner liebenswürdigen Begrüßung begann, stemmte ich auch schon mit all meiner Kraft mein Knie so tief unten, als es mir möglich war, wider seine Türe, so daß da, wo diese die ein wenig ausgetretene Türschwelle berührte, ein geringes Klaffen der Türe entstand, das mir gerade genügte, durch den so entstandenen Spalt einen parat gehaltenen Silbergroschen in die Zelle zu schieben. Dabei rief ich dem Junker-Meuchelmörder nun auch m e i n e n Gruß zu, der ganz so wenig fein war wie der seinige. „Dieser Silbergroschen", rief ich, „ist für dich, du Hund! Kauf dir einen Strick dafür und erhänge dich; denn mehr bist du ja doch nicht wert."

Kein Trappist von Marianhill ist je so schweigsam gewesen, wie von diesem Augenblick an der Meuchelmörder Baron B. es gegen mich gewesen ist. Er war stumm wie das Grab.

Ob seine Grabesstummheit, wenn ich noch ein paar Monate oder Jährchen sein Nachbar geblieben wäre, nicht doch einmal wieder aufgehört hätte? Die Antwort auf diese Frage ist für mich ausgeblieben. Die in Kassel wohnenden sehr einflußreichen Verwandten meines Herrn Nachbars erwirkten nämlich für denselben sehr bald nach meinem Silbergroschen-

Geschenke die Transferierung in ein Kasseler Garnisonsspital. Dort mußte er schon nach ein paar Wochen in die Abteilung für Geisteskranke und zuletzt in ein damit verbundenes Beobachtungszimmer gebracht werden, das er nicht mehr verlassen hat; und ich, einst sein Zellennachbar, scheue mich nicht, hier das Geständnis abzulegen, daß ich, als ich dies sein Ende erfuhr, die Art und Weise, wie ich den Unglücklichen zum Schweigen gebracht, schmerzlichst bereut habe. War ich nicht noch weit ungezogener gegen ihn, als er gegen mich gewesen?

4. Bin ich ein Wasser-Esel?

Die gar so schlimme Zeit, in welcher es meine Herren Standrichter mir nicht erlaubten, meiner Schwester nur die drei Worte zu schreiben: „Schicke mir Strümpfe!“, war glücklicherweise vorüber. Die gestrengen Herren Richter, die mich nach ungefähr sechsmonatlicher Untersuchungshaft „peinlich“, wie die schöne Phrase lautet, nicht bloß zu noch 3½jähriger Festungshaft verurteilt, sondern mich, als bitterbösen politischen Verbrecher, auch für all meine Lebenszeit als ein rechts- und ehrloses Subjekt stigmatisiert hatten, konnten glücklicherweise nicht ahnen, daß ich mir längst, trotz aller Überzeugungs-Kunst und -Schärfe ihrer Schergen, die denkbar umfassendste Verbindung mit meiner Braut hergestellt hatte und auch den ausgiebigsten Gebrauch davon machte. Ich konnte meine Zelle Nr. 5 öffnen und wieder verschließen, obschon das an der Zellentüre befindliche riesige Schloß nach innen, d. i. im Innern meiner Zelle, nicht einmal ein ordentliches Schlüsselloch hatte, sondern nur ein kleines, rundes Löchelchen, in welchem sich die Spitze des Schlüssels, die über den Kamm desselben hinausragte, wenn von draußen auf- oder zugeschlossen wurde, umdrehte. Ich hatte das Kistchen, in welchem ich meiner Braut meine Leibwäsche zur etwa nötigen Ausbesserung oder zum Putzen zuschickte, mit einem nach meinen genauen Angaben herzustellenden doppelten Boden versehen lassen, der sich spielend leicht mit Hilfe eines zwei Zoll langen dünnen Drahtstiftes und in Ermanglung eines solchen mit einem ganz gewöhnlichen Zündhölzchen öffnen ließ. Das war aber nur für den möglich, der das mit besonderer Sorgfalt versteckte „Löchelchen“ zu finden wußte, durch welches mit dem Streichhölzchen oder Drahtstift ein nur leiser Druck auf eine unsichtbare Feder vorzunehmen war, um den doppelten Boden öffnen und ihm seine verborgenen Schätze entnehmen zu können. Was konnte mir bei dieser spielend leichten Möglichkeit an der mir dann auch noch gewährten standrichterlichen Gnade gelegen sein, nun auch noch mit Wissen und unter Kontrolle des Festungskommandanten unverfängliche kleine „Geschäftsbriefe“ an unverfängliche Personen schreiben zu dürfen? Ich wußte wohl auch von dieser mir unerbetenen Gnade Gebrauch zu machen, tat es aber doch eigentlich nur zum Schein. Nur zum Schein und obendrein auch nur ungern. Was ich erfahren oder zugeschickt erhalten wollte, erfuhr und bekam ich ja schon mittelst unserer geheimen Verbindung von meiner Braut. Und ich nicht allein. Solange sich in meinen Nachbarzellen mir befreundete oder auch nur bekannte Sträflinge befanden, die so wie ich nicht wirkliche, sondern nur sogenannte politische Verbrechen abzubüßen hatten, war meine Braut gern auch die Vermittlerin zwischen diesen und ihren Familien; und man wird es da begreiflich

24*

finden, daß, wenn einer von diesen, dessen Fenster in den inneren Festungshof hinausging, den Spangenberger Postboten mit einem Kistchen unter dem Arm — wir nannten es unsere „Arche" — über den Festungshof schreiten sah, um es im Arbeitszimmer des Festungskommandanten für mich abzugeben, — man wird es begreiflich finden, sage ich, daß dann immer ein lauter Jauchzer bis herein in meine Zelle Nr. 5 ertönte, ein Jauchzer, der mir jubelnd die Ankunft meines Kistchens, unseres allgemeinen Freudenbringers, verkündete.

Einmal wollte ich wieder unsere bei mir befindliche getreue Arche absegeln lassen zu meiner Braut und mußte darum leider auch ein sogenanntes Bestellbriefchen dazu schreiben, das durch die Hände des Festungskommandanten gehen mußte. Und da passierte es mir (— lieber Leser, Du darfst mich getrost auslachen, ohne fürchten zu müssen, daß ich Dir's übel nehme —), daß ich die folgende Dummheit niederschrieb:

„Herzliebster Schatz, heute laß ich wieder unsere liebe Arche zu Dir absegeln. Was sie Dir bringt und von Dir zurückhaben will, ist das immer sich Gleiche. Ich kann Dir nur zu Deiner Freude noch mitteilen, daß ich gesund und ganz so ausgelassen lustig bin wie die beiden treuesten Staatsdiener, die ich kenne, die beiden Wasseresel, — diese auf Staatskosten gefütterten, die tagtäglich den Wasserbedarf für alle Festungs-Insassen, also auch für mich, aus dem unsagbar tiefen Festungsbrunnen, immer vergnügt und unermüdlich fleißig, mitunter sogar ihr lustiges I-a singend, heraufschaffen; wer ist es denn, der mich von dem Verschmachten bewahrt, wenn nicht sie es sind? Gibt es da noch einen anderen Staatsbeamten, welchem ich so zu dankbarer Liebe und hochachtungsvoller Verehrung verpflichtet bin wie gerade diesen Staatsbeamten, den Wasseresеln?"

„Und darum", so fiel mir der Herr Oberstleutnant-Festungskommandant ins Wort, „soll ich mich von Ihnen einen Wasseresel schimpfen lassen?"

Ich darauf: „Wer soll das gesagt haben? Ich?"

Er, der Herr Festungskommandant: „Da in Ihrem Briefe steht's ja, geschrieben mit Ihrer eignen Hand!"

Ich: „Das ist nicht wahr! Nein, nein! Tausendmal nein!"

Er, der Herr Festungskommandant, in sprühendem Zorn mir in jedes Wort einfallend: „Eine Feder her, eine Feder!"

Ich: „Da haben Sie eine!"

Er, sich förmlich überschreiend: „Eine Feder mit Tinte!"

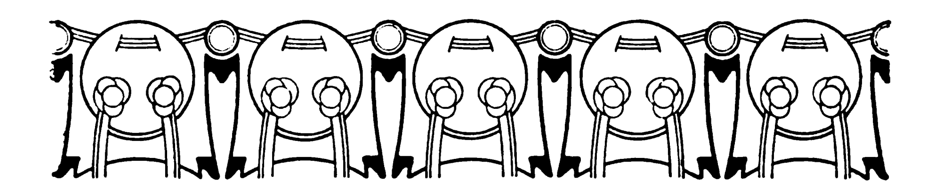
Ich: „Da haben Sie auch Tinte!"

Der immer grimmiger gewordene, sonst so liebe, so gute alte Herr stieß die Feder paarmal tiefer in mein Tintenfaß, als er hätte dürfen, und rief dann mit immer noch lauterer Stimme: „Ein Löschblatt her!"

Und das Löschblatt, das ich ihm reichte, war von besänftigender Wirkung. Er trocknete den allzu dick und voll gewordenen Strich, den er durch meinen unglücklichen Begleitbrief gemacht hatte, sehr behutsam und stapfte nun mit meinem Briefchen wieder fort und — man höre! — mein dick durchstrichenes Briefchen ließ er dann abgehen an meine Braut!

Könnte ich doch heute, mehr als 40 Jahre später, meinem lieben Alten, der lange schon in kühler Erde schlummert, die Hand dafür küssen!





Das Oratorium „Des Heilands Kindheit“ von Berlioz.

Eine musikalisch-ästhetische Betrachtung.

Von **A. M. Pirchan.**

In den gesammelten Schriften von Hector Berlioz befinden sich zwar keine näheren Aufzeichnungen über die Entstehung und den Werdegang des Oratoriums „Des Heilands Kindheit“, doch kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß dieses geistliche Werk aus derselben Kunstanschauung hervorgegangen ist, die ihn bei Betrachtung des Gemäldes „Das jüngste Gericht“ von Michelangelo leitete. Er sah darin das Schauspiel höllischer Qualen und keineswegs die letzte Versammlung der Menschheit, ein Kunstwerk von konventioneller Schönheit. Es lag wohl in den reformatorischen Kunstbestrebungen Berlioz', die Kindheitsgeschichte Christi mit neuem Glanz und Duft zu erfüllen und die Kunstform des Oratoriums zu einer Art Neuschöpfung zu gestalten. Gleich einem Erntefeste in der Kunst wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die goldenen Ähren, die der Mittsommer der Tonkunst, die Romantik, gereift hat, aufgelesen; zu ungeahnter Höhe blühte die neue Saat empor. In einem so bewegten Kunstzeitalter hat Berlioz das moderne Orchester geschaffen. An dem zweiten Teile des Oratoriums hat der Komponist seine jugendliche Schöpferkraft geübt. Zu dem Frühwerke „Die Flucht der heiligen Familie nach Egypten“ hat Berlioz, als sein phantastischer Genius stärker zur Programmusik hinneigte, die beiden anderen Teile des Oratoriums komponiert; im Jahre 1854 war das Oratorium vollendet. Die Form dieser Komposition ist ein Mittelding zwischen Märchendrama und symphonischer Dichtung. Auf das erste deutet die in märchenhafte Poesie getauchte Stimmung des Oratoriums, die Spur der symphonischen Dichtung weist die Komposition im technischen Aufbau und der Behandlung des Stoffes auf. Im wesentlichen gleichen die Orchesterstücke des oratorischen Werkes Bildern zu einem zyklischen Tongemälde. Die historischen Bestandteile des Oratoriums, Volkschor und Choral, sind ausgeschieden; dagegen ist die tönende Rede, das Rezitativ, um eine Nuance vertieft, indem ihr Berlioz eine romantische Färbung verliehen hat. Der Schwerpunkt des Oratoriums ist in die Orchestermusik verlegt, ihr ist die Schilderung seelischer Zustände und Tonmalerei übertragen. Diese originelle Instrumentation offenbart sich am schönsten in den idyllisch-ländlichen Szenen,

wo die poetische Intention in fast plastischer Deutlichkeit hervortritt. Größere Solopartien enthält das Oratorium nicht, die auftretenden Solosänger sind bloß Episodenfiguren. Das Oratorium „Des Heilands Kindheit“ ist eine geistliche Trilogie, umfaßt also in den äußeren Umrissen drei Hauptabschnitte: der erste stellt den Traum des Herodes dar, der zweite die Flucht nach Egypten und der dritte die Ankunft der heiligen Familie in Saïs. Das Orchester besteht aus dem üblichen Streichquartett und Blasinstrumenten, zu denen stellenweise das englische Horn und die Trompete hinzukommen. Mit einem Prolog führt der Erzähler in die Handlung ein. Das Orchester intoniert einen volltönenden Akkord im mf. Die Welt lag im Frieden, da dämmerte wie ein himmlisches Licht ein versöhnendes Element auf. Die Prophezeiungen des Alten Testaments sind eingetroffen, das Heil der Welt wurde gesandt, die Menschheit zu erlösen. Es geschahen Wunder und Zeichen bei der Ankunft des Menschensohnes, die auf seine Göttlichkeit hindeuteten. In banger Furcht erbebten die irdischen Herrscher, aber die Mühseligen und Knechte auf Erden erfüllte die frohe Botschaft von der wundersamen Mär mit starkem Hoffen, sie ahnten die göttliche Mission des Christuskindes. Die Stimme der Menschlichkeit erhebt eine Klage über das Verbrechen, das Judas König, von wilden Träumen geängstet, ersonnen hat. Wieder nimmt die Erzählung einen beschaulichen Charakter an, indem auf die Engelserscheinung und die Flucht nach Egypten hingewiesen wird. Das Einleitungsrezitativ wird von den Harmonien der Holzinstrumente und dürftig begleitenden Bässen umspielt. Die erste Szene malt die nächtliche Einsamkeit der Straßen von Jerusalem. Ein grotesker Marsch (C Dur) bereitet auf die Begegnung der sich auf der Runde ablösenden Wache der römischen Soldaten vor. Von wirkungsvoller Realistik ist der Mittelsatz dieses Musikstückes, als der Gedanke an den gespensterfürchtenden König auftaucht, da die Stimme unbegleitet deklamiert. Das verklingende Marschthema bildet den Übergang zu der Szene im Palast des Herodes. In dem kurzen Vorspiel malt eine unruhigbewegte Sechzehntelmelodie das finstere Bild des Vierfürsten. Der Gesang des Herodes für eine Baßstimme im herben B Dur weist typisch-deutschen Charakter auf und bietet dramatisches Interesse. Aus dem Rezitativ geht ein breites Arioso hervor. Die Melodie wird von Pausen unterbrochen, womit der ohnmächtige Zorn des Herodes trefflich illustriert ist. Judas König sieht seinen Thron wanken, seit ihm im Traume das Bild des Messias vorschwebt. Im Orchester fällt vor allem ein Motiv auf, das, von Trompeten markiert und von Streichinstrumenten aufgenommen, gleichsam ein Symbol des Affekts ist und jedesmal wie das Dunkel der Nacht jäh aufschauert, wenn Herodes in der Traumphantasie den künftigen Heiland erschaut. Die Verzweiflung des Vierfürsten steigert sich in der nun folgenden Beschwörungsszenen zu elementarer Gewalt. Die Wahrsager verkünden den Götterausspruch: „Jugendschöne nicht noch Alterszähre soll das Mörderrecht dem König wehren“. Der Dämon Vernichtung umschwebt das Christuskind; die Bluttaufe wird beschlossen. Die magischen Klänge der Zauberformel in Quintintervallen vermengen sich charakteristisch mit dem pathetischen Gesange des Herodes. Fast wird die Gesangsmelodie von den pompösen Orchesterstimmen verdunkelt. Diese Episode ist in ihrer Anlage von theatralischer Weltlichkeit.

Durch das tendenziöse Bestreben des Komponisten nach Dramatik büßt das Oratorium in diesem Abschnitte sowie auch im letzten Teile die kirchenmusikalische Bedeutung ein. Die Dramatik dieses Abschnittes hat ein überlegenes Gegengewicht in der Lyrik der nächsten Szenen. Um einen idealen Zusammenhang der Handlung herbeizuführen, hätte dem kontemplativen Stimmungsgehalt der Szene an der Krippe zu Bethlehem ein Vokalsatz vorangehen müssen. Wie ergreifend wäre an dieser Stelle ein Choral oder Chor als Träger der anmutigen Gedanken, die beim Anblick des himmlischen Kindes erwachen. Berlioz leitet nach einer Generalpause von sieben Takten vor die Urstätte, wo der Heiland zur Welt kam. In diesem Abschnitte entfaltet sich ein Reichtum von musikalischen Schönheiten. Eine Welt von Liebe und paradiesischer Wonne strömt dieses Tonbild in A-Dur aus. Das holde Wunder der Menschwerdung Jesu ist hier in Tönen geschildert, in denen Berlioz gleichsam eine „himmlische Note" geprägt hat. Die pastoralen Töne schweben von den Holzblasinstrumenten und dem englischen Horn in die hellsten Regionen der Geigen und verweben sich mit der Singstimme zu jubelnden Harmonien. In den süßen Frieden, der sich auf die heilige Familie senkt, ertönt, von imposanten Orgelharmonien gestützt, ein Chor der Engel aus seligen Höhen. Ein Ereignis, das allegorische Züge aufweist und von harmonischer Ruhe beherrscht wird, bildet die Ermahnung dieser Himmelsboten zur Flucht nach Egypten. Maria ist von dem Machtgebot des ewigen Gottes zu sehr befangen, das Entsetzen vor dem nahen Todesstreich schauert nur in den rührenden Klagelauten „O Gott, mein Sohn!" nach. Hierauf stimmen die Engel, Maria und Josef einen Lobgesang auf die Allmacht Gottes im Chorsatze an. Glaubensfreudige Inbrunst und inniges Dankgefühl ist in diesem achtstimmigen Vokalsatz ausgesprochen. Mit dem pianissimo gehauchten Hosianna erlischt diese visionäre Tonphantasie und findet der erste Teil der Trilogie einen verklärten Abschluß. Die idyllische Stimmung ist auch im zweiten Hauptteile mit verfeinerten Kunstmitteln festgehalten. Ein Orchestervorspiel von charakteristisch-lyrischer Natur eröffnet die Szene. Das Tonstück ist von präziser Klarheit der Diktion; ein Klangreiz von intensiver Empfindung ist in die gesangvolle Melodik gezaubert. Der Komponist streift in der Anordnung der Instrumentaleinleitung und der folgenden Musikstücke des zweiten Teiles das Formgebiet der Suite. Der Orchestersatz, der die Versammlung der Hirten vor der Krippe zeichnet, ist beendet. In dem folgenden Pastorale schillern die naiv-spielerischen Klänge der Oboe und Klarinette, die in den Streichinstrumenten nachwirken, in den sanftesten Farbentönen des Orchesters und ranken gleich Ornamenten und Arabesken um das lose Gefüge des Gesangsquartettsatzes der Hirten beim Abschied der heiligen Familie. Die Segenssprüche der Hirten sind in anmutigen Linien der Melodie gefaßt. Mit bildnerischer Phantasie hat Berlioz den Abschnitt „Die Ruhe der heiligen Familie" geschaffen. Zu dem warmen Gemütstone kommt hier noch die liebliche Landschaftsstimmung, eine wahre Naturbeseelung. In dem langsamen Satze ergeht sich Berlioz in zarter Genremalerei. Der Wechselgesang Marias und Josefs wird von den Instrumenten in konzertierender Weise abgelöst. Großen Reiz hat der Komponist dem dichterischen Vorwurf in der nächsten Szene, dem Irren und Suchen in der Wüste, abgewonnen. Der Vorgang

wird in den Zwischenspielen anschaulich geschildert bis zur Poesie des Blumenwunders. Da ist alles glühend und fein abgetönt in süßestem Tonschmelz. Die Wüste verwandelt sich unter der göttlichen Berührung in einen grünen Plan. Die sinnigen Klänge machen den lebensvollsten Eindruck, als ob das Erblühen der Blumen auf die himmlische Zartheit und Schöne des Christuskindes hinweisen möchte. Zum Schlusse wird die Begebenheit durch den erzählenden Tenor in umschreibender Art berichtet. Wie aus der Ferne ertönt eine Verzückungsmelodie, milde Klänge verdichten sich zu einem Schlummerliede, welches das Jesukind in Schlaf wiegt. Die beiden Stimmen Marias und Josefs, die wehmütig über die Trübsal, das endlose Hinschreiten durch die Wüste, klagten, verstummen. Die Gruppierung der Orchesterstimmen und des Gesanges ist hier von künstlerischer Einfachheit, die Flöte oder Geige singt mit der Stimme im unisono. Alles ist auf einen mattgoldigen Grundakkord abgestimmt; so findet dieses musikalische Bild eine friedliche Abklärung. — Der Anfang des dritten Teiles der Trilogie ist ein musikalisches Problem. Daß Berlioz' Kunst in dieser Szene nicht auf vollkommener Höhe steht, haben bedeutende Kritiker erkannt. Es mag sein, daß in diesem Teile besonders empfindbar wird, daß sich Berlioz nicht an das reine Bibelwort, von dem eine eherne Kraft ausgeht, gehalten hat. Der Text zu dem Oratorium ist eine Ideendichtung. Die Individualisierungskunst hat sich hier nicht über das Maß der Mittelmäßigkeit erhoben. Scheinbar haben Berlioz die mystisch-ekstatischen Momente des Stoffes zur musikalischen Einkleidung am meisten angeregt und ist die Darstellungsweise der rein menschlichen Gefühle, die hier zur Erscheinung kommen, verfehlt. Die Wanderung der heiligen Familie wird durch den Erzähler in Art eines Monologs geschildert. Der Rezitant setzt ruhig ein, verfällt bald in den Ton des Mitleids, bald in den Ton der Bewunderung. Die Musik führt über einfache Modulationen zu breiteren Rhythmen und gelangt so im engen Rahmen zu bescheidener Tonwirkung. Nach dieser objektiven Betrachtung folgt die bildliche Vorstellung der Ankunft der heiligen Familie in Saïs. Diese Nummer wollte Berlioz offenbar zu einem dramatisch-psychologischen Musikstück gestalten. Die Motive und Themen werden breit ausgesponnen, bei den kleinsten musikalischen Einzelheiten verweilt der Komponist liebevoll. Es ist ein Keimen, das nicht zu voller Blüte anwächst. Der zweistimmige figurale Wechselgesang Marias und Josefs ist dem Orchesterbild mosaikartig eingefügt. Berlioz hat alles Augenmerk und alle Sorgfalt auf diese Episode verwendet, um das Flehen und Klagen zu versinnbildlichen. Die melancholisch gestimmte Musik wird aber durch die vorkommenden Zwischen- und Nachspiele aufgehalten und kommt nur in minutiösen Akzenten und dem ohnmächtigen Gestikulieren der Orchesterstimmen zum Ausdruck. Für diese Szene ist zu viel Äußerlichkeit, Formalismus verwendet. Zweimal wird der heiligen Familie eine Abweisung durch die Römer zuteil. Endlich beleben sich die dumpfen Klänge, die totmüden Pilger sind bei den Ismaëliten freundlich willkommen. Wie ein Trostgesang ertönt der vierstimmige Chor der Egypter. Der umfangreiche Schlußchor hat einen hoffnungsfrohen Charakter. Er malt gleichsam die anmutige Szene im Hause der Ismaëliten. Die Heiden erflehen alle Gunst des

Himmels und ein gütiges Geschick für Jesus, dessen holder Name ihr höchstes Entzücken hervorruft. In diesem Teile ist heidnisches und christliches, kosmisches und religiöses Wesen vereint. Das schwärmerische Künstlernaturell Berlioz' hat noch einmal poetischen Schwung in die Handlung gebracht und mit innerstem Schönheitsgefühl geformt. Diese Komposition trägt das Merkmal eines fast ängstlichen Fernhaltens vom Epigonentum und der strengen Form. Mit einfachen Harmonien, beschränkt polyphonem Gesange hat der Komponist das Chorbild lieblich erweitet und es gleichsam überglänzt mit leuchtendem Inkarnat des Orchesters. In die freudige Erregung der Aufnahme der heiligen Familie klingt mit aller Einfalt und heiterer Grazie das Flötenspiel der jungen Ismaeliten, ein Trio für zwei Flöten und eine Harfe. Die Musik ist hier als Himmelsgeschenk empfunden, das selbst den heidnischen Sinn ergötzt. Der Bericht des Erzählers bildet das versöhnende Ende der Trilogie. — Es geht ein beseligender Idealismus durch dieses Oratorium, eine ungestillte Sehnsucht nach dem Religiösen und die seraphische Unversehrtheit des göttlichen Geheimnisses, wie es Berlioz gefühlt hat. Die Dichtung atmet christliche Demut und ist gleichsam eine Vorausahnung des Sieges Christi, des Lichtes, die Heiden zu erleuchten, ein Fragment zu der welthistorischen Geschichte Jesu Christi, des leidenden und sterbenden Gottes. Berlioz ist in dieser Komposition dem Geiste Gottes mit der Seele nahegekommen. „Des Heilands Kindheit" ist eine wundersame Blüte der oratorischen Kunst, eine Traumschöpfung der Romantik, als welche es in allen Zeiten anmuten wird.





Es war einmal . . .

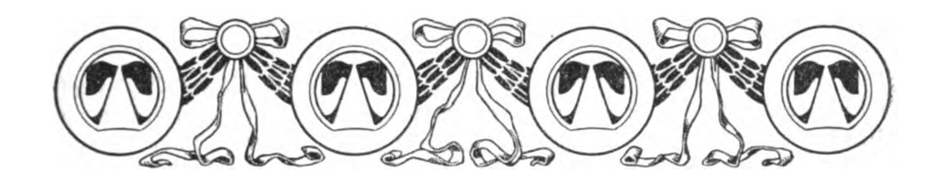
Von F. X. Schrönghamer.

Wenn abends der Regen so heimlich rinnt
Aufs schauernde Schindeldach,
Dann werde ich wieder ein träumerisch' Kind
Und versunkene Bilder werden mir wach.
Und meine Träume gehen weit
Zurück in die selige Märchenzeit:

Ich sitze wieder beim Kienspanlicht
Am behaglichen Herd und Mütterchen spricht,
Das Haar mir streifend,: „Es war einmal . . ."
Nun kommen die seligen Märchen all!
Die Stube düstert, der Span verglüht,
Durch meine lauschende Seele zieht
Das Nachtgejaid und St. Nikolaus. —

„Drei Fräulein schauen zum Fenster aus . . .",
„Und sind sie nicht tot, so leben sie noch — . . ."
— Ich lächle still in mich hinein;
Das müßten saubere Fräulein sein:
Es war einmal — und sie leben noch!
Nein, Mütterchen, nein, das weiß ich doch!
Das glaube ich nun und nimmermehr . . .
Indes hob an die traurige Mär
Vom armen, verlassenen Königskind,
Das klagt seine Not in Nacht und Wind.
Schon werden die Augen mir tränenfeucht.
Da kommt das Christkind mit Kerzengeleucht . . .
„Nun mußt Du brav und folgsam sein,
Dann darfst Du in seinen Himmel ein . . ."
Ich horche still und atme kaum.
Da wandeln die Märchen sich schon zum Traum . . .
Halb schlafend, halb wachend geh' ich zur Ruh'
In die dunkle Kammer, — fast fürcht' ich mich,
Denn draußen braust es so schauerlich,
Als stürmte vorüber die wilde Jagd.
Horch, — wie der Birnbaum stöhnt und klagt . . .
Ich falte die Hände zum Nachtgebet
Und hülle mich tief in die Decken ein.
Nun treten ans Lager, — seht, o seht! —
Vier lichte, liebliche Engel fein,
Zwei zu Häupten und zwei zu Füßen,
— Die Himmelsmutter läßt mich grüßen — —,
Noch einmal leuchtet zur Kammer herein
Lieb Mütterchen im Kienspanschein,
Und als sie die Englein sieht um mich,
Wie wundert sie sich! —

Wenn abends der Regen so heimlich rinnt,
Dann werde ich wieder ein seliges Kind
Und sende meine Träume hinaus
Ins Walddorf zum stillen Heimathaus.
Und kommen sie dann wieder her:
„Was bringt ihr mir für liebe Mär?"
Da heben sie auf den feuchten Blick,
Das ist der Schein vom toten Glück,
Und Tränen rollen über die Wangen —
Sind ja durch Regen und Sturm gegangen
Mit mir seit manchem Tag und Jahr,
Da die Sorge mir griff ins junge Haar.
Und einsam muß ich zu Bette geh'n,
Kein Engel mag mehr um mich steh'n;
Nur der Regen rauscht durchs Abendtal —
Du armes Herz, es war einmal! . . .



Umschau.

Ehrung Eduard Hlatkys. Die theologische Fakultät der Universität Würzburg, welcher satzungsgemäß die Verleihung eines Preises für die beste religiöse Dichtung zusteht, hat heuer mit Stimmeneinhelligkeit diesen Preis dem dramatischen Gedicht „Weltenmorgen" von Eduard Hlatky zuerkannt. Jedes fünfte Jahr erfolgt die Verleihung des Preises; das letztemal ward er dem Epos von Helle „Messias" zugesprochen. — Daß die Wahl der Fakultät diesmal auf Hlatky gefallen ist, hat wohl niemanden überraschen können, der seinen tiefgründigen herrlichen „Weltenmorgen" kennt. Mit dantesken Worten erzählt der Dichter die Entstehungsgeschichte seines Werkes: der Zuspruch eines ungarischen Priesters war die erste Veranlassung dazu. Hlatky, damals schon an der Schwelle des Greisenalters, von Beruf Techniker (Oberingenieur bei Eisenbahnbauten) und erst unlängst wieder zum praktischen Katholizismus zurückgekehrt, zögert, der Aufforderung Folge zu leisten:

> „Ich, ungeübt, alt, ohn' Gelehrsamkeit?"
> Drauf er: „In Schwachen stark ist Gottes Hand.
> Still emsig bau'n im Meere die Korallen
> Bis hoch, trotz Wogendrang, die Insel blaut:
> Ans Werk auch du, — doch wie ein Mensch: mit Beten!"
> So ward ich, ihm gehorsam, zum Poeten.

Das großartige Werk, das der Dichter ein „Dramatisches Gedicht in drei Handlungen" betitelt hat, erschien im Jahre 1896 bei Herder in erster, im Jahre 1903 in zweiter und dritter umgearbeiteter Auflage. In katholischen Kreisen noch wenig verbreitet, von der katholischen Kritik noch bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigt, hat es inzwischen mehrfach auf protestantischer Seite bewundernde Anerkennung gefunden. Die „Blätter f. liter. Unterhaltung" urteilen darüber: „Hlatky hat mit dieser Arbeit eine große dichterische Schöpfung vollendet; sie ist bedeutend durch die Idee, den Entwurf und die Durchführung. Nur eine starke Dichterkraft konnte sich an diesen Vorwurf wagen, an eine Darstellung der Schöpfungsgeschichte. Es ist bewundernswert, wie der Dichter seine Aufgabe gelöst hat" . . Und „Von Haus zu Haus" (Leipzig) schreibt, das sei „Poesie im großen Stile und eine wirklich phänomenale Erscheinung, die dem Leser hier in diesem Drama geboten wird." Der große, den Dichter und sein Werk bis ins Kleinste würdigende Essay, den der evangelische Pastor Dr. Johannes Jaeger in der altangesehenen protestantischen Monatsschrift „Der Beweis des Glaubens" (September- u. Oktoberheft 1900, 32 Seiten) veröffentlichte, ist in der „Kultur" (II. Jahrg., Heft 1, S. 75 ff.) auszugsweise wiedergegeben.

Wenn sonst nicht selten das Urteil von Preisrichterkollegien angezweifelt werden kann: in unserem Falle, wo die berühmte theologische Fakultät von Würz-

burg über eine religiöse Dichtung urteilt und sich einstimmig für das Werk eines Österreichers entscheidet und in dieser Entscheidung vollends zusammentrifft mit den Urteilen der privaten Kritik, darf der Ehrung Platys eine große Bedeutung zugemessen werden, die sich, wie wir hoffen, zunächst in einer größeren Verbreitung des preisgekrönten Werkes, dann aber auch darin offenbaren wird, daß man dem bislang kaum beachteten greisen Dichter endlich auch in Österreich die verdiente Beachtung schenken wird.

Klosterneuburg. Domanig.

* * *

Das neue Südafrika. Nachdem England unter dem Aufwande von ungeheueren Machtmitteln und Geldopfern den Widerstand des tapferen Burenvolkes gebrochen hatte, vernahm man nur noch rasch dahinschwindende Nachklänge jener Begeisterung, die zur Zeit des südafrikanischen Krieges die ganze außerenglische Welt durchbrausten. Bald verstummten auch diese und die Aufmerksamkeit und das Mitgefühl aller Kulturnationen wendete sich dem neuen blutigen Ringen um die Macht im fernen Osten zu. Die Neugestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des durch den Enderfolg des Feldzuges erweiterten Besitzes Englands in Südafrika ging, von den unmittelbar daran nicht beteiligten Kreisen wenig beachtet, vor sich. Da darf eine Arbeit, welche die Frucht eingehender Studien und einer viermonatlichen Informationsreise in den heute unter englischer kolonialer Herrschaft stehenden Städten und Territorien Südafrikas ist und welche die Verhältnisse schildert, wie sie sich seit der Niederwerfung der Buren bis in die jüngsten Tage herausgebildet haben, Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit erheben.*)

Sie bringt eine Fülle von interessanten Beobachtungen, die vielleicht den mit den tatsächlichen Verhältnissen im englischen Kaplande und in den ehemaligen Freistaaten wohl Vertrauten zu schärferer Kritik und allenfalls zur Opposition herausfordern mögen, die aber auch reichliche Anregung bieten. Wenn wir das in diesem Buche Gebotene hinsichtlich der Richtung, in der daraus Belehrung zu schöpfen ist, charakterisieren wollen, so müssen wir vorausschicken, daß in demselben ein Deutscher für Deutsche schreibt, der einen guten Teil der während des Krieges für die Buren laut gewordenen Sympathien sich gewahrt hat und in dem im Lande nun Geschauten die Begründung dafür sucht und findet.

Damit ist der Standpunkt gekennzeichnet, von dem er zumeist die Maßnahmen der englischen Verwaltung und deren Erfolge und Mißerfolge beurteilt. Es ist ferner ganz selbstverständlich, daß auch bei der im allgemeinen taktvollen Art der englischen Gesellschaft dem deutschen Schriftsteller, der gekommen ist, um die Verhältnisse in den politischen wie geschäftlichen Kreisen mit dem Stifte in der Hand zu studieren, doch eine gewisse Reserviertheit entgegengebracht wird, die auf den Berichterstatter nicht einnehmend wirken kann. So ist wohl am natürlichsten die antienglische Gesinnung zu erklären, die bei der sonst sichtlich angestrebten Objektivität ziemlich oft sichtbar wird.

Samassa zeigt zuerst die Stellung der Buren, die diese heute im Rahmen der Machtsphäre Englands sowie gegenüber den anderen Afrikanern einnehmen. Treffend

---

*) Paul Samassa, Das neue Südafrika. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1905. 416 Seiten, M. 5·50.

weiß er die starren Charaktereigenschaften derselben, wie sie bei der Beteiligung am politischen und wirtschaftlichen Leben des Landes sich zeigen, zu schildern. Er erzählt, wie selbst unter den jetzigen gedrückten Verhältnissen der Besiegten in dem im Kerne gesunden Volkstume alle Keime zur Kräftigung und Erstarkung zu finden sind, wie die Bemühungen der Engländer, die Buren im Wege der Schule zu entnationalisieren, fruchtlos bleiben werden. Dabei stellt er uns durchaus kein Idealbild derselben dar, wie es so gerne besonders in jenen Zeiten entworfen wurde, in denen die hochzivilisierte Mitwelt an dem Beispiele dieser Männer erkennen konnte, zu welchen Heldentaten starker Glaubensmut und treue Vaterlandsliebe befähigen. Ja, an mehr als einer Stelle wird auch an die Verräter erinnert, die gegen das Ende der kriegerischen Ereignisse gegen Geld für die Engländer als national scouts im Felde Dienste taten, und an die Uphanders, mit denen jene Wackeren, welche bis zuletzt mannhaften Widerstand leisteten, heut noch keine Gemeinschaft haben wollen.

Samassa rückt weiters auch die Eigenschaft der Klugheit, die sich oft zur Schlauheit auswächst, die Verschlossenheit, welche die Pläne im stillen heranreifen läßt und zu jener Tätigkeit führt, die man mit dem Starrsinn vergleichen kann, häufig in den Vordergrund. Daß die englische Verwaltung unter Lord Milner keinen leichten Stand hatte, nachdem die Roberts und Kitchener dem zähen Widerstande der Bauernhelden gegenüber zu jenen grausamen Mittel Zuflucht genommen hatten, deren Anwendung bei der kolonialen britischen Kriegführung bedauerlicherweise immer wieder zu tadeln bleibt, ist zu begreifen. Es ist die weitest verbreitete Ansicht, daß das Regiment Milners ein verhaßtes gewesen sei, und Samassa führt nun aus, auf welchen Gebieten die Mißerfolge des Zivilgouverneurs ihm am augenfälligsten entgegentraten. Besonders schlecht kommt hierbei der Premierminister Jameson, der ehemalige Raid Held weg, den der Autor zwar sehr bissig, aber nicht unbegründet den Sancho Pansa von Cecil Rhodes nennt. Dessen Ernennung zum leitenden Minister sei in den Freistaaten wie ein Schimpf empfunden worden. Lord Milner wird zum Vorwurfe gemacht, daß er, abgesehen von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Deutschen, zu viel von einem deutschen Bureaukraten an sich habe und alles selbst machen wolle. Den Charakter der Buren verstünde er wie mancher seiner Vorgänger nicht zu würdigen, schätze die Entwicklungsmöglichkeiten der südafrikanischen Kolonien nicht richtig ein und behindere vor allem die ruhige Entwicklung, die, wenn sie nicht immer, jetzt wie früher, durch widerrechtliche Handlungen gestört worden wäre, im Laufe der Jahrzehnte zur Verengländerung hätte führen müssen. Diesen Verhältnissen sei es auch zuzuschreiben, daß der Grundsatz der Selbstverwaltung, an dem sonst England bei seinen Kolonien festhält, in jenen Südafrikas nicht aufrecht erhalten werden konnte.

Von den Kriegskosten im Betrage von 250 Millionen Pfund Sterling blieben so erhebliche Beträge in der Kapkolonie selbst zurück, daß schon während des Krieges und kurz nach demselben ein Spekulationstaumel entstand, dem naturgemäß die Ernüchterung bald folgen mußte. Die hochgesteigerten Hoffnungen auf einen bedeutenden Aufschwung nach dem Frieden wurden sehr enttäuscht. Vor allem nämlich sind die Farmer, welche, im weiten Lande zerstreut, zu den besten Abnehmern zählen, durch den Krieg verarmt. Der Goldstrom, wie beständig und mächtig er auch fließen mag, sowie die ertragreiche Diamantenausbeute können allein schon darum nicht befruchtend genug wirken, weil der größte Nutzen aus diesen Produktionen

in das die Aktien zumeist besitzende Ausland geht. Cecil Rhodes selbst hat die kapitalistischen Interessen vereint mit den imperialistischen gefördert und die Mächtigkeit der von ihm geschaffenen Unternehmungen, vor allem der Debeers Company, begründet. Der Einfluß dieser großen Kapitalsmacht hat sich jedoch durchaus nicht, wie es wünschenswert gewesen wäre, zum allgemeinen Besten geltend gemacht. Sie blieb vielmehr ein wichtiger Faktor bei der Durchführung der Politik des englischen Kabinetts. Dabei ist die Entwicklung der kolonialen Industrie den Chamberlainschen Zollunionsplänen durchaus nicht sympathisch; die Entwicklung der Landwirtschaft stärkt die Buren, welche niedergehalten werden sollen. Es ist daher begreiflich, daß der Wunsch der Kolonialen immer lauter wird, nicht von Downingstreet aus regiert zu werden. Dazu kommt, daß die Ansiedlungsversuche der Engländer sowie deren Eisenbahnpolitik als verfehlt bezeichnet werden, ein Urteil, das der Verfasser auch hinsichtlich anderer Einzelgebiete der Verwaltung mehr oder weniger modifiziert auszusprechen sich veranlaßt sieht. So tadelt derselbe vornehmlich die hohen Bezüge der Gouverneure sowie das durch diese angeblich geförderte Protektionsunwesen bei Besetzung einflußreicher Stellen durch junge, unerfahrene englische Regierungsbeamten Der Volkswitz hat hierfür das Wort von „Lord Milners Kindergarten" erfunden. Ein weiterer, besonders scharfer Tadel richtet sich gegen die Tätigkeit der Repatriationskommissionen, die eine so unglückliche gewesen sein soll, daß der durch sie hervorgerufene laute Unwille zur späteren teilweisen Abhilfe der dadurch geschaffenen schreiendsten Übelstände gedrängt hat.

Langsam hob sich nach dem Kriege der Großbetrieb der Goldförderung in den Randminen von dem Tiefstande während desselben. Die Verringerung der Gestehungskosten durch Anwendung immer besserer maschineller Einrichtung und Verwendung der billigeren indischen und insonders chinesischer Arbeitskräfte sowie die Erhaltung möglichster Stetigkeit in der Produktion bilden die meistangestrebten Ziele der Randmagnaten. Daß diese, sowie jene Gruppe an der Londoner Börse, die den sogenannten „Kaffernzirkus" bildet, von ausschlaggebendem Einflusse auf die weitere Gestaltung dieser den Preis des Goldes auf dem Weltmarkte bestimmenden Produktion sind, erscheint naheliegend. Dabei ist die internationale Hochfinanz unvergleichlich mehr an den Goldminen als an den Diamantengruben interessiert und erscheint auch als Hauptgewinner, während das im großen und ganzen doch nur wenig unterrichtete übrige Publikum, das in diesen Aktien zu spekulieren wagt, zur Rolle der in Herden gescharten Opferlämmer verurteilt bleibt. Mit Recht nennt daher Samassa die Börsen von London und Paris die großen europäischen Goldminen der Randmagnaten, die sie gemeinsam — ohne jede sonst in der Konkurrenz des geschäftlichen Lebens vorkommende Differenz — abbauen. Daß bei der Finanzierung der Minenunternehmungen und der Veräußerung der »claims« die größeren Gewinste eingeheimst werden, sowie über die Art, wie diese Geschäfte zur Durchführung und zum Abschlusse gelangen, hiefür finden wir in dem Buche lehrreiche und mitunter auch warnende Beispiele. Nicht minder abfällig werden die unter Lord Milner erlassenen Gesetze über den Betrieb der Gold- und Diamantengruben sowie die damit im Zusammenhang stehende Eisenbahnpolitik beurteilt. Hierbei wird die Verbindung der an der Hebung der Minenbetriebe interessierten Regierung mit der Hochfinanz der Randmagnaten als eine solche auf Kündigung bezeichnet, bei welcher seitens der Unternehmer die national-imperialistischen Gesinnungen nicht stark ins Gewicht fallen dürften.

Für die Buren selbst hat der Kampf um die Freiheit, der so viel Blut der Besten kostete, das Ziel nicht nur ganz verfehlt, sondern es blieb ihnen auch die Bitternis nicht erspart, erkennen zu müssen, daß sich unter den eigenen Volksgenossen eine Anzahl von Verrätern fand, welche nicht unwesentlich zur Vereitlung des Erfolges beitrugen. Samassa führt an, daß zur Zeit des Friedensschlusses, als noch 14000 Buren gegen die Engländer fochten, 8000 mit englischem Gelde gekaufte weitere burische Männer diesen als »national scouts« dienten. Dazu kommt noch, daß die Zahl der »hands uppers«, das ist jener Kämpfer, die der Aufforderung des Oberkommandanten Lord Roberts, sich zu ergeben, Folge geleistet hatten, nicht klein war. Hatte somit der Krieg mit seinen schweren Opfern das nationale Bewußtsein beiden Besten erhöht und gleichzeitig die minder tüchtigen Elemente ausgeschieden, so kann die durch diese Scheidung hineingetragene Unruhe doch erst nach Jahrzehnten friedlicher Entwicklung verschwinden. Das Hauptelement für eine Renaissance, die nach dem Kriege im engeren Zusammenschlusse und im weiteren sozialen und wirtschaftlichen Leben der burischen Afrikaner vor sich geht, ist vornehmlich in der großen kolonisatorischen und staatenbildenden Fähigkeit dieses Volkes zu sehen. Allerdings bleibt es fraglich, ob es seine nationale Eigenart gegenüber dem kulturell doch so hoch überlegenen Volke der Engländer zu behaupten imstande sein wird. Die Hand des Schicksales lastete eben gar schwer auf den Besiegten. So wirkt die Erinnerung an die Härten und Grausamkeiten der englischen Kriegführung gleich einem Stachel, dessen Wirkung noch geschärft wird durch die Übervorteilungen, welche sich die Besiegten von gewissenlosen Regierungsorganen und Unternehmern aller Art gefallen lassen mußten. Wie hart aber der Druck auch ist, der heute auf den Buren lastet, die innere Organisationsarbeit und die Förderung der nationalen Bestrebungen schreitet dennoch vorwärts. Nach der Beendigung des Krieges und der Wiederaufnahme der ruhigen Arbeit mußten naturnotwendig die Rassenfragen, die unter den bunt zusammengesetzten ursprünglichen Einwohnern und den andersfarbigen Einwanderern nie zur Ruhe kommen können, umsomehr in den Vordergrund treten. Unter diesen Fragen vielgestaltiger und tiefeinschneidender Art ist die aktuellste die, welche durch die Verwendung von indischen Kulis und dann mit besserem Erfolge von Chinesen an Stelle der Kaffern bei den Arbeiten in den Goldminen in Fluß gebracht wurde. Die südafrikanischen Kolonisten glauben, fast ohne Unterschied der Nationalität, an eine große wirtschaftliche Zukunft des Landes. Das ungeheuere Wachstum der Bahnen in den letzten drei Jahrzehnten, die Verdoppelung der weißen Bevölkerung der Kapkolonie in dem gleichen Zeitraum, die wachsende Kreditfähigkeit des Landes sprechen allerdings für diese Anschauung. Das Passivum der Handelsbilanz, das nach dem Kriege ein sehr hohes war und im Jahre 1903 600 Millionen Mark betrug, ist im Jahre 1904 bereits auf 200 Millionen Mark heruntergegangen, ja in Transvaal ist in denselben Vergleichsjahren ein Passivum von 129 Millionen Mark zu einem Aktivum von 83 Millionen Mark geworden. Dabei darf aber nicht vergessen wderen, daß die Hauptproduktion des Landes nur durch den befruchtenden Zuschuß des ausländischen Geldes gedeiht sowie daß jeder Aufschwung desselben mit einem erhöhten Zuströmen des ausländischen Kapitals zusammenhängt. Die Beendigung des Krieges war aber für die europäischen Kapitalisten zu einem mächtigen Anreiz geworden, die südafrikanischen Unternehmungen und Werte zu favorisieren. Es ist daher sehr beachtenswert, daß der den wirtschaftlichen Fragen mit kundiger Aufmerksamkeit nachgehende Verfasser sagt, es sei heute noch

gar nicht abzusehen, wann das Land aus diesem Stadium der Aufnahme fremden Kapitals in das der wirtschaftlichen Produktivität treten, wann das viele, von Europa aus interessierte Kapital dazu übergehen werde, sich im vollen Umfange zu verzinsen. Dabei beziffert Samassa den Gründergewinn bei dem in den Transvaalminen angelegten Nominalkapital von ungefähr 1700 Millionen Mark, die heute einen Kurswert von 4500 Millionen repräsentieren, auf rund eine Milliarde. Hierin können wir eine ziemlich deutlich ausgesprochene Mahnung zur Vorsicht für die europäischen Kapitalisten, besonders jene übergroße Anzahl derselben sehen, die von der Art und den wechselnden Chancen des Minenbetriebes sowie dem Gebaren der südafrikanischen Unternehmer keine ausreichende Vorstellung haben. Es ist bekannt, daß unter den landwirtschaftlichen Betrieben die Viehzucht den ersten Rang einnimmt, während der Cerealienbau erst in zweiter Linie ins Gewicht fällt. Die gesamte Landwirtschaft hat jedoch vielfach unter den ungünstigen elementaren Verhältnissen zu leiden, daher es sicherlich zutreffend ist, wenn man von Südafrika als dem Lande der Plagen und von dessen agrikolen Zukunftsmöglichkeiten als von begrenzten spricht.

Die Summe aus seinen gesamten wirtschaftlichen Betrachtungen ziehend, kommt Samassa bezüglich der weiteren Zukunft Südafrikas zu der Folgerung, daß die Einwanderung und der Bevölkerungszuwachs in Hinkunft nicht im gleichen Ausmaße steigen werden wie in den letzten Jahrzehnten und daß trotz aller für sie augenblicklich ungünstigen Verhältnisse die Buren niemals zu einer bedeutungslosen Größe herabsinken werden. Ob dann, wenn nach vielen Jahrzehnten die mineralischen Schätze unter der immer steigenden Ausbeute schwinden, in Südafrika gleichwie in Kalifornien die Ackerbauer an die Stelle der Digger treten und das Land zu einer Kornkammer wandeln werden, kann bei den eigentümlichen klimatischen und territorialen Verhältnissen nicht als unbedingt möglich angesehen werden, umsomehr, als man heute nicht wissen kann, welche Wege der Welthandel zu diesem Zeitpunkte bevorzugen wird.

In einem umfassenden Rückblicke betrachtet der Autor die in der Vergangenheit und Gegenwart befolgte südafrikanische Politik Englands, in welchem auch die Stellung der nationalen Elemente zu- sowie der Parteigruppen untereinander gewürdigt wird. Groß sind die Interessengegensätze, die sich hier in dem weiten Lande geltend machen, das nach der Meinung Samassas sich auf dem Wege zu einer Ausgestaltung befindet, die dereinst zur Bezeichnung der „Vereinigten Staaten von Südafrika" führen könnte. Was uns Samassa über deutsches Wesen und deutsche Art in diesem Lande zu sagen hat, wendet sich seinem wesentlichen Inhalte nach ziemlich ausschließlich an das Interesse des reichsdeutschen Lesers. Dies deshalb, weil der Deutsch-Österreicher, von denen doch auch eine nicht unbeträchtliche Zahl in Südafrika lebt und arbeitet, in dem Buche überhaupt nicht Erwähnung getan wird. Im übrigen erscheinen uns die Ausführungen über deutsches Missions- und Schulwesen, das Deutsch-Afrikanertum sowie das Verhältnis der Deutschen in den englischen Kolonien Südafrikas zu den deutsch-südwestafrikanischen des Reiches besonders bemerkenswert.

Wien. Ludwig Gall.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Zur Geschichte des Katholizismus in Rußland.

Von Banny Brentano.

Soviel Unglück und Entsetzen die Wirren der letzten Jahre auch über Rußland brachten, eine segensreiche Frucht haben auch sie gezeitigt: haben sie doch das Toleranzedikt des Zaren veranlaßt, welches viele der seit Jahrhunderten alle Nicht-Russen bedrückenden Bestimmungen aufhebt und somit auch der römisch-katholischen Kirche, wenn auch noch nicht volle, so doch größere Bewegungsfreiheit gewährt. Die zugesicherten Erleichterungen sind im wesentlichen die folgenden:

Die Regierung mischt sich nicht mehr in dem Maße wie bisher in kirchliche Angelegenheiten und überläßt die Ernennung, Versetzung und Entlassung von Geistlichen wie auch von Rektoren und Professoren der Seminare der Exarchialobrigkeit, die der weltlichen Behörde von ihren diesbezüglichen Verfügungen Meldung zu machen hat; wenn im Laufe eines Monats keine Antwort einläuft, gilt dies als Zustimmung der Behörde zu den gemeldeten Maßnahmen.

Erscheint dagegen das Wirken eines Geistlichen den Behörden regierungsfeindlich oder schädlich für die Ruhe der Bevölkerung, so kann der Minister des Innern von der Exarchialobrigkeit verlangen, daß sie den betreffenden Geistlichen zur Einstellung seiner Tätigkeit veranlasse.

Geistliche russischer Untertanschaft, die ihre theologische Bildung und die Weihen im Auslande erhalten haben, können trotzdem in Rußland als Priester oder Seminarlehrer wirken; nur in Polen hängt die Erlaubnis zur Ernennung ausländischer Geistlicher, zu ihrem Eintritt in Klöster, ihrer Tätigkeit an geistlichen oder weltlichen Schulen, zur Verrichtung irgendwelcher Amtshandlungen vom Warschauer Generalgouverneur ab.

Die Bestimmung, daß katholische Priester für Reisen in andre Gouvernements als die, in denen sie ständig wohnen, beim Gouverneur um besondere Päſſe anzusuchen haben, ferner, daß Mönche, welche die Paßfrist verstreichen ließen, der Exarchialobrigkeit unter Aufsicht zurückgeschickt werden, wird aufgehoben. Dagegen erhält der katholische Klerus wie der anderer Konfessionen als Legitimation terminlose Paßbücher von der geistlichen Behörde.

Der Befehl zur allmählichen Aufhebung aller Klöster in Polen wird rückgängig gemacht und den Generalgouverneuren wird das Recht genommen, die bestehenden römisch-katholischen Klöster zu schließen.

Prozessionen und Pilgerzüge, die von der Exarchialobrigkeit angeordnet werden, dürfen ungehindert stattfinden, nur sind sie bei der nächsten Polizeibehörde anzumelden.

Schließlich wird den seinerzeit gezwungenermaßen zum Schisma übergetretenen Unierten die Rückkehr in die katholische Kirche gestattet, wodurch in der kurzen Zeit seit dem Erscheinen des Toleranzediktes bereits gegen 300.000 Personen dem Katholizismus wiedergewonnen wurden.

Wenn nun diese neuen Bestimmungen, bei denen Minister, Gouverneur und Polizeimeister immerhin noch eine nicht unbedeutende Rolle spielen, als „Erleichterungen“ empfunden werden, wie ist es da vor der Ausgabe des kaiserlichen Ukases den Katholiken in Rußland ergangen?

In der ersten Zeit, nachdem die Russen sich zum Christentum bekehrt hatten, gab es unter ihnen keine Anhänger der römisch-katholischen Lehre; bei den verschiedenerlei Beziehungen Rußlands zu Byzanz war es natürlich, daß griechische Priester als die ersten den Russen das Christentum brachten. Und zwar war es — wie Theiner im Gegensatz zu Karamsin, Strahl, Pichler und anderen behauptet — „nicht der stolze und gottlose Photius, jener eitle Laie, der sich durch ehrlose Ränke von einem Hauptmann der kaiserlichen Leibwache auf den glänzenden Posten eines allgewaltigen Staatsministers geschwungen und sich durch den gemeinen und abgesetzten Bischof Gregorius Asbesdas von Syrakus in fünf aufeinanderfolgenden Tagen zum Mönch, Lektor, Diakon, Priester und Bischof, allen Satzungen der Kirche zuwider, hatte weihen lassen, sondern der sanfte, heilige und mit dem Oberhaupte der römischen Kirche innigst verbundene Patriarch Ignatius, der die ersten christlichen Glaubensverkündiger ums Jahr 867 nach Rußland schickte.“ *)

Fast hundert Jahre später begab sich die Großfürstin Olga von Kiew nach Konstantinopel, um sich vom Patriarchen Theophylakt taufen zu lassen (957) und in Begleitung eines Priesters in ihre Heimat zurückzukehren; nach einigen Angaben soll sie bald darauf eine Gesandtschaft an Kaiser Otto I. geschickt und ihn um einen Bischof und um Priester gebeten haben, worauf einige katholische Missionäre nach Rußland gezogen, aber schon im nächsten Jahr unverrichteter Sache wieder heimgekehrt sein sollen, weil sie gegen die Abneigung der russischen Heiden und die Eifersucht der griechischen Geistlichen machtlos, außerdem mit Sprache und Sitten des Landes unbekannt waren. **)

Im Jahre 987 entschloß sich dann auch Olgas Enkel, der Großfürst Wladimir, dem Götzendienst zu entsagen und mit seinem ganzen Volk zum Christentum überzutreten.

Der griechische Patriarch setzte nun als ersten Erzbischof von Kiew den Syrer Michael ein, der sich um die Verbreitung der christlichen Lehre große Verdienste erwarb. Er sowohl wie eine ganze Reihe seiner Nachfolger bezeugten wiederholt ihre Sympathien für Rom, z. B. beschützte der Metropolit Hilarion (1051—1068) die aus Konstantinopel vor der Wut des Cärularius flüchtenden päpstlichen Gesandten und der Metropolit Ephraim (1090—1096) unterhielt brieflichen Verkehr mit dem Papste und nahm das von Urban II. eingeführte Fest der Translation des hl. Nikolaus nach Bari auch für die russische Kirche an. Andrerseits nahm sich Gregor VII. des Großfürsten Isjaslaw an,

*) Theiner, Die neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland. Augsburg, 1841. S. 2.

**) Vergleiche Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident. München, 1865. II., S. 4.

der von seinen Brüdern vertrieben wurde und seinen Sohn mit der Bitte um Schutz nach Rom sandte, und bewirkte seine Versöhnung mit den Brüdern. Erst unter dem Metropoliten Nicephorus I. (1104—1120) entstand in Kiew eine gegen Rom feindselige Stimmung und wurde die Trennung von der lateinischen Kirche eingeleitet. Dennoch hörten die Beziehungen zwischen Rom und Kiew nicht ganz auf, unter anderem sandte Papst Klemens III. einen Legaten an Nicephorus II. (1182—1198), um die Russen zur Teilname am dritten Kreuzzuge zu bewegen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gründeten Genueser Kaufleute in Taurien Handelskolonien, darunter als die bedeutendste Kaffa (Feodosia), wo Johann XXII. im J. 1322 einen katholischen Bischof einsetzte; die nahe Nachbarschaft dieser Diözese trug ebenso zur Verbreitung des lateinischen Ritus in Südrußland bei wie das eifrige Wirken der Regentin Elisabeth von Polen (1370—1376), der Papst Gregor XI. die Minoriten zur Verfügung stellte. Große Verdienste um die katholische Kirche erwarb sich ferner der Metropolit Cyprian (1389—1406), einer der gelehrtesten und verdienstvollsten russischen Erzbischöfe, von dem behauptet wird, er sei im geheimen Katholik gewesen und habe alle Bischöfe von Litauen zum Beitritt zur Union veranlaßt. Auch soll er mit dem König von Polen und dem Großfürsten von Litauen über die Mittel beratschlagt haben, wie die gesamte russische Kirche mit der römischen zu vereinigen wäre.*) Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er auf seinem Landgute bei Moskau, das seit 1328 an Stelle Kiews Metropolitansitz geworden, mit der Ausarbeitung slavonischer Übersetzungen von Werken verschiedener Kirchenväter; was die russische Kirche heute an slavonischen Handschriften besitzt, rührt zum größten Teile von Cyprian her.**)

In allem das Gegenteil Cyprians war sein Nachfolger Photius (1408 bis 1431), einer der ärgsten Gegner der römischen Kirche, der die Katholiken Feinde des Christentums nannte. Da er es überdies mit seinen Amtspflichten nicht genau nahm und sich durch Hochmut und Habsucht unbeliebt machte, wollten die Bischöfe von Litauen seine Oberhoheit nicht länger anerkennen; sie erklärten ihn in der Versammlung von Nowogrodek (1415) für abgesetzt und erwählten statt seiner den frommen und gelehrten Gregorius Zamblak zum Metropoliten von Litauen. Dadurch wurde die ruthenische Kirche gänzlich von Moskau und Konstantinopel getrennt und der Union entgegengeführt.

Eine Wiedervereinigung aller russischen Diözesen unter einer Metropole fand statt, als der griechische Patriarch den Abt des berühmten Demetriusklosters in Konstantinopel, Isidor, zum Metropoliten von ganz Rußland einsetzte (1437). Isidor, der einer der Abgesandten des griechischen Kaisers auf dem Konzil zu Basel gewesen war, hatte sich durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wie auch durch Rede- und Stilgewandtheit einen Namen gemacht. In Moskau empfing man ihn ehrenvoll, aber mit einer gewissen Zurückhaltung, da er als Anhänger der Union bekannt war. Das Mißtrauen wuchs, als Isidor beim Großfürsten Wassilij III. (1425—1462) um die Erlaubnis ansuchte, als Vertreter Rußlands am Konzil von Florenz teil-

*) Vergleiche Theiner, Die neuesten Zustände etc. S. 43.

**) Strahl, Das gelehrte Rußland. Leipzig, 1828. S. 70—77.

nehmen zu dürfen. Nach längerem Sträuben gab der Großfürst die erbetene Einwilligung mit den Worten: „Wenn Du schon zu diesem Konzil, das unsere heiligen Traditionen verwerfen wird, reisest, so versprich mir wenigstens, mit dem alten Glauben Wladimirs zurückkehren zu wollen. Hüte Dich, irgend etwas daran zu ändern, denn jede Neuerung wäre uns unangenehm."*) Wie groß mußte daher Wassilijs Zorn sein, als Isidor nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er vom Papst zum apostolischen Legaten a latere für Litauen, Livland und Rußland ernannt worden war, mit Eifer für die Union zu wirken begann! Der Großfürst ließ den Metropoliten verhaften und nach dem Kloster Tschudow bringen, von wo Isidor nach zweijähriger Haft entfloh, um sich nach Rom in den Schutz des Papstes zu begeben (1443). Er wurde vom Heiligen Stuhl wiederholt mit wichtigen Missionen betraut, zum Kardinal der römischen Kirche und schließlich auch zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt und nach seinem Tode (1463) wurde seine irdische Hülle feierlichst in der Peterskirche beigesetzt.

Nach längeren Streitigkeiten zwischen Moskau und Kiew zerfiel im Jahre 1461 das Kiewer Erzbistum endgültig in eine südliche und eine nördliche Metropole. Während im Süden je nach der Gesinnung des jeweiligen Erzbischofs bald die Union, bald das Schisma die Oberhand bekam, hielt Moskau von nun an streng am griechischen Ritus fest, woran die Moskauer Metropoliten mehr schuld trugen als die Großfürsten, die dem Papsttum nicht feindlich gesinnt waren. So ging bekanntlich Iwán III. (1462—1505) auf Anregung des Papstes bereitwillig darauf ein, sich mit Sophia Paläologus, der Nichte des letzten griechischen Kaisers, die sich nach dem Zusammenbruch des byzantinischen Reiches nach Rom geflüchtet und in den Schutz des Heiligen Stuhles gestellt hatte, zu vermählen. Seine Gesandten überbrachten dem Papst Sixtus IV. die Huldigung des Großfürsten und sein Versprechen, die Union in Rußland zu fördern. Der Papst bewies der griechischen Prinzessin seine Großmut durch reiche Geschenke für sie, ihren zukünftigen Gemahl und die russischen Gesandten und sorgte für ein glänzendes Gefolge, dem er den Bischof Antonius als apostolischen Legaten zugesellte, damit dieser dem Großfürsten die päpstlichen Glückwünsche überbringe und die Sache der Union in Moskau vertrete. Am 12. Juni 1472 verließ Sophia Rom, um sich in ihre neue Heimat zu begeben. Die Reise ging durch Italien und Deutschland, wo es hieß, die Prinzessin ziehe zu einem Fürsten „jenseits von Nowgorod" (das als Hansastadt bekannt war) und der sie begleitende Bischof werde dort in dem „Heidenlande" das Christentum predigen; von Lübeck aus ging's zu Schiff nach Reval, das damals zum Ordensstaat Livland gehörte, und über Dorpat nach Pskow, wo Sophia zum ersten Mal russischen Boden betrat und feierlich mit Salz und Brot**) empfangen wurde. Seltsam ist es, daß die Prinzessin, die bisher der Union ergeben gewesen und auf deren Vermählung mit dem Großfürsten der Papst große Hoffnungen gesetzt hatte, mit dem Augenblick ihres Einzuges in Rußland ihre Gesinnung geändert zu haben

*) Pierling, La Russie et le Saint-Siège. Paris, 1896. I., 22.

**) Noch heute besteht in Rußland die Sitte, Einziehenden, hohen Gästen oder Heimkehrenden auf kostbarem Tablett oder kunstvoll gesticktem Tuche Brod und Salz zu überreichen.

scheint. So veranlaßte sie den Bischof Antonius, ihrem Beispiel zu folgen und den Heiligenbildern, mit denen die Geistlichkeit von Pskow ihr entgegenzog, nach griechischem Ritus Ehrfurcht zu bezeugen. Dafür wollte Antonius in Moskau in vollem Ornat und unter Vorantragung des Kruzifixes Einzug halten und der Großfürst zeigte sich geneigt, diesem Wunsche zu willfahren, der Moskauer Metropolit aber verweigerte seine Einwilligung mit den Worten: „Wenn in dem rechtgläubigen Moskau der päpstliche Legat sich öffentlich das lateinische Kreuz vorantragen lassen darf, so werde ich, der Oberhirt der russischen Kirche, aus dem anderen Tor der Stadt hinausziehen, sobald jener durch das eine Tor hereinkommt." — Antonius mußte sich fügen und sich dem Brautzuge als einfache Privatperson anschließen. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Moskau verließ er die Stadt, vom großfürstlichen Paare huldvoll entlassen, jedoch ohne die Sache der Union vorwärts gebracht zu haben.

Ein Beweis für die Sinnesänderung Sophias ist auch der Umstand, daß sie ihre Kinder zu eifrigen Schismatikern erzog: ihre Tochter Helene, die mit dem polnischen Könige Alexander II. vermählt wurde, war eine fanatische Verfolgerin der Union und setzte es durch, daß die Nichtunierten in Polen den bisher bevorzugten Unierten staatsrechtlich gleichgestellt wurden. Um durch die mancherlei Bedrängnisse nicht dem Schisma wieder zugetrieben zu werden, retteten sich viele der Unierten in den Schoß der katholischen Kirche, — eine Wirkung, die die Königin von ihrem Vorgehen weder gewünscht noch erwartet hatte.

Auch während der Regierung der Nachfolger Iwáns III. wurden von Rom aus vergebliche Bemühungen zugunsten der Union gemacht; den Großfürsten wurde als Lohn für die Förderung des Katholizismus sogar die Erhebung Rußlands zum Königreiche in Aussicht gestellt; sie zeigten sich nicht abgeneigt, die Wünsche des Papstes zu erfüllen, hielten die gegebenen Versprechungen aber niemals ein. Zum Teil waren es auch die polnischen Könige, die eine Verständigung zwischen Papst und Großfürst immer wieder zu hintertreiben wußten, weil sie ein Erstarken des Nachbarreiches unter dem Schutze Roms fürchteten.

Neue Hoffnungen auf Einigung erwachten in Rom, als Iwán IV. der Schreckliche (1533—1584), der 1547 eigenmächtig für sich und seine Nachfolger den Zarentitel angenommen und vom griechischen Patriarchen bestätigt erhalten hatte, sich an Papst Gregor XIII. mit der Bitte wandte, den Frieden zwischen Rußland und Polen zu vermitteln. Die Erfolge des tapferen Polenkönigs Stephan Bathory, der schon zum zweiten Mal gegen Moskau rüstete, hatten Iwán in Bestürzung versetzt und ihn auf den Gedanken gebracht, sich unter Vorspiegelung einer tiefen Verehrung für den Papst dessen Freundschaft zu sichern. So fertigte er denn im Herbst 1580 eine glänzende Gesandtschaft, die unterwegs in Prag halt machte, um Kaiser Rudolf II. Briefe und Geschenke des Zaren zu überreichen, nach Rom ab. Am 24. Februar des nächsten Jahres hielt die Gesandtschaft unter großem Andrang des Volkes, dem die Moskowiter fremder und interessanter waren als selbst Chinesen und Japaner, ihren Einzug in Rom und zwölf Tage später fand die Audienz im Vatikan statt. Der russische Gesandte, der im Nationalkostüm — einem

scharlachroten, goldgestickten, weiten Tuchgewand mit gleichfarbigem seidenen Unterkleid, ledernen Halbstiefeln und hoher Mütze aus Zobelfell — erschien, begrüßte den heiligen Vater aufs ehrerbietigste und überreichte ihm knieend das Schreiben des Zaren und kostbares Pelzwerk als Geschenk, zugleich die Bitte vortragend, der Papst möge seinen Abgeordneten zur Führung der Unterhandlungen mit Polen nach Moskau senden. Gregor XIII. begrüßte das Anliegen des Zaren mit Genugtuung und beauftragte den Jesuiten Anton Possevin mit der Friedensvermittlung zwischen Stephan Bathory und Iwán IV. — Nach 30tägigem Aufenthalt in Rom begab sich die Gesandtschaft in Possevins Begleitung nach Rußland zurück.

Nach Pierling*) vereinigte Possevin in sich alle Fähigkeiten, die das Gelingen seiner schwierigen Mission in Aussicht stellen mußten: er besaß umfassende Kenntnisse auf allen Gebieten der Wissenschaft, Beobachtungsgabe, Erfahrung in der Führung ähnlicher Angelegenheiten, diplomatisches Talent, Charakterfestigkeit, einnehmendes Wesen und dazu eine scheinbar unerschütterliche Gesundheit, die ihn Strapazen und Arbeiten mit Leichtigkeit ertragen ließ. Trotz all dieser Vorzüge hatte seine Sendung nach Moskau nicht den erhofften Erfolg. Er brachte zwar einen Waffenstillstand auf zehn Jahre zwischen Polen und Rußland zustande (1582), erreichte aber in kirchlichen Angelegenheiten trotz mancher Religionsgespräche mit Iwán IV. nichts weiter, als daß der Zar allen katholischen Fremden, die Geschäfte halber nach Rußland kamen, und den sie begleitenden Priestern freie Religionsübung gestattete, falls sie auf öffentliche Zusammenkünfte verzichten wollten. — Auf der Rückreise aus Rußland gründete Possevin in Litauen mehrere Kollegien, die es bald zu hoher Blüte brachten und sogar von russischen Jünglingen besucht wurden.

Die zeitweiligen Verhandlungen zwischen Rom und Moskau, der Austausch von Briefen und Gesandten dauerten auch unter Iwáns IV. Sohn, dem guten, aber geistig und körperlich schwachen Feódor, und unter seinen Nachfolgern fort, ohne zu einem nennenswerten Resultat zu führen. Zar und Metropolit verhielten sich dem Katholizismus gegenüber ablehnend und ihrem Beispiele folgte das Volk, dem Wille und Meinung des Herrschers heilig waren. Possevin schrieb im Jahre 1579: „Die Russen pflegen von ihrer Jugend an gemäß der alten Anschauung ihrer Nation von ihrem Fürsten so zu denken und zu reden, daß sie auf gewisse Fragen häufig antworten: ‚Das weiß nur Gott und der Zar. Unser Zar weiß alles, versteht mit einem einzigen Wort alle Knoten und Schwierigkeiten zu lösen, er kennt die Gebräuche und Dogmen aller Religionen; alles, was wir haben, verdanken wir ihm'."**)

Inzwischen war in der Kiewer Metropolie durch eine Reihe ungebildeter und gewissenloser Erzbischöfe eine solche Verwahrlosung der kirchlichen Zustände herbeigeführt worden, daß sogar die Laienwelt sich nach Besserung sehnte. Dazu kam, daß 1589 in Moskau mit Zustimmung des Patriarchen von Konstantinopel ein eigenes Patriarchat begründet wurde und daß die Südrussen fürchteten, auch ihre Metropolie werde ihm unterstellt werden.

*) La Russie et le Saint-Siège. II. S. 21 f.

**) Pichler, Gesch. d. kirchl. Trennung. II. S. 83.

So faßte denn die polnische und litauische Geistlichkeit auf der bekannten Kirchenversammlung zu Brest (1595) den Entschluß, den Papst auf die Bedingungen des Florentiner Konzils hin um Aufnahme in den Schoß der katholischen Kirche zu bitten. Klemens VIII. gab huldvoll seine Einwilligung, machte durch die Bulle Magnus Dominus et laudabilis vom 23. Dezember 1595 die Annahme des Brester Beschlusses der Welt bekannt und ließ zur Erinnerung an dies Ereignis eine Festmünze prägen: das Bild des Papstes, dem sich ein Russe zu Füßen wirft, mit der Umschrift »Ruthenis receptis« und der Jahreszahl 1596. — Wohl blieb auch eine Partei der Nichtunierten bestehen und es gab in Kiew lange Zeit hindurch sogar zwei Metropoliten, einen unierten und einen schismatischen, — doch gelang es den Schismatikern trotz mancher Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten nicht mehr, die Union zu zerstören.

Während gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Moskau bereits zwei lutherische und eine kalvinische Kirche existierten, gab es in der Zarenstadt noch immer kein katholisches Gotteshaus. Die Bittgesuche der katholischen Mächte Westeuropas um die Erlaubnis zur Erbauung einer Kirche wurden mit der Begründung abgewiesen, daß es in Rom ja auch noch keine griechische Kirche gebe.*) Die Katholiken blieben in den Augen der Russen Heiden; deshalb wurde bei Konvertiten nicht nur die Taufe wiederholt, sondern auch eine etwa bestehende Ehe neu eingesegnet, ein Gebrauch, der erst durch Peter den Großen abgeschafft wurde.

Im Jahre 1684 kamen als Begleiter ausländischer Gesandter einige Mitglieder des Jesuitenordens nach Moskau und erwirkten sich die Erlaubnis, für die Katholiken Gottesdienst zu halten. Bald darauf wurde auf Kosten des deutschen Kaisers ein Haus für sie gekauft, das jedoch unter dem Namen eines Italieners Guasconi einregistriert wurde.**) Es gelang den Jesuiten, sich das Wohlwollen und den Schutz der Großfürstin Sophie, die für ihre minderjährigen Brüder Iwán und Peter die Regentschaft führte (1682—1689), zu sichern und sich des Unterrichtes der russischen Jugend durch Gründung von Schulen und Übersetzung lateinischer Bücher anzunehmen. Kaum war Peter I. zur Regierung gelangt, als er, den Zureden des Patriarchen von Moskau folgend, den Jesuiten den Aufenthalt in seinem Reiche verbot. Doch nach kurzer Zeit schon machte er, der begeisterte Verehrer alles Fremdartigen und eifrige Anhänger aller Neueinführungen, dies Verbot rückgängig und im Herbst 1691 wurde mit seiner Einwilligung die erste katholische Kirche in Moskau erbaut. Einige Jahre darauf kam ein lateinischer Bischof in die Zarenstadt und ein kaiserlicher Ukas vom 31. Oktober 1706 gewährte den in Rußland lebenden Katholiken endlich das Recht der freien Religionsübung.***) — Augusts II. von Polen strenges Vorgehen gegen die Dissidenten veranlaßte Peter den Großen, seine Toleranz gegen Andersgläubige zu beschränken; im Jahre 1719 erließ er den Befehl, Ehen zwischen Russen und anderen christlichen Religionsgenossen nur dann zuzulassen, wenn das

*) Tolstoj, Le catholicisme romain en Russie. Paris. I. S. 100.
**) Pichler, Gesch. der kirchl. Trennung. II. S. 143.
***) Theiner, Monuments historiques. Rom, 1859. S. 403.

Brautpaar sich schriftlich verpflichtete, die Kinder in der griechischen Religion zu erziehen, und wenn der nicht orthodoxe Teil verspräche, den anderen nicht zum Übertritt verleiten zu wollen. Dagegen sollten Andersgläubige, die zur griechischen Kirche übertraten, durch dreijährige Steuerfreiheit belohnt werden. Wohl weniger mit Verachtung des Katholizismus als mit der Roheit der damaligen russischen Sitten sind jene Spiele Peters des Großen zu erklären, bei denen er einen seiner Zechgenossen zum „Papst", andere zu „Kardinälen" ernannte, ein „Konklave" veranstaltete u. dgl. m. Wenn er auch nicht, wie Theiner*) etwas überschwänglich behauptet, „mit großer Überzeugung und Beharrlichkeit die Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen gewünscht und an ihr gearbeitet" hat, sondern sich im Gegenteil den römischen Unionsbestrebungen gegenüber ganz passiv verhielt, so bewies er doch durch die angeführten, den Katholiken gewährten Rechte, durch den gelegentlichen Besuch des katholischen Gottesdienstes und das Eintreten für die Ordensbrüder und Missionen gegen die russische Geistlichkeit zur Genüge, daß Katholizismus und Papsttum nichts Verächtliches für ihn waren.

Die nächsten Nachfolger Peters des Großen zeigten sich den Katholiken nicht feindlich gesinnt und gewährten ihnen wie allen Andersgläubigen Religionsfreiheit unter der Bedingung, daß sie unter den Russen nicht Propaganda für ihren Glauben machten. Die Zahl der einwandernden Katholiken nahm zu; Kapuziner, Dominikaner und Franziskaner wirkten segensreich unter ihnen und die Jesuiten durften selbst nach Auflösung ihres Ordens in Rußland bleiben, da Katharina II. (1762—1796) sich bei Klemens XIV. für sie verwendet hatte. „Seitdem der Unterricht und die Erziehung", so schrieb sie an den Papst, „den Jesuiten überlassen sind, habe ich zu meiner größten Zufriedenheit sehr oft Gelegenheit gehabt, den frommen Eifer zu bemerken, der diese Ordensgeistlichen beseelt, sowie auch den sichtbaren, glücklichen Erfolg, der hierin alle ihre Bemühungen krönte. Ich würde ungerecht gegen meine Untertanen in Weiß-Rußland handeln, wenn ich dieselben eines so gemeinnützigen Ordens berauben wollte, und dies würde ich tun, wenn ich nicht dafür sorgte, daß die Fortdauer des Ordens auch für die Zukunft gesichert wäre." Und als späterhin Spanien sich bei Pius VI. darüber beschwerte, daß der Jesuitenorden in Rußland noch bestehe, da schrieb die Zarin an den König von Spanien: „Ich ersuche Ew. Majestät, bei Seiner Heiligkeit über diesen Gegenstand nicht die geringste Beschwerde zu erheben und ihn auf keine Weise zu beunruhigen; ich müßte dies letztere als mir selbst angetan betrachten und würde mich verpflichtet halten, ihn zu verteidigen und müßte ich auch meine Krone dabei aufs Spiel setzen."**)

Wenn man aber aus dieser Stellungnahme für den Papst und die Jesuiten einen schließen wollte, daß Katharina II. eine Freundin und Beschützerin des Katholizismus gewesen, so befände man sich in einem gewaltigen Irrtum. Ihr, der Verehrerin Voltaires, galt die Religion herzlich wenig und diente ihr nur als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke. Und zu diesen Zwecken paßte

*) Die neuesten Zustände 2c. S. 114.

**) Vergl. „Die Jesuiten nach dem Zeugnisse berühmter Männer", 1891. S. 87—89. Ein Artikel der Petersb. Ztg. vom 20. April 1783 erklärt dieses Schreiben übrigens für unecht.

es, daß sie am Anfang ihrer Regierung sich der lateinischen Kirche wohlgeneigt zeigte, während sie zugleich den Vernichtungskampf gegen die Unierten begann.

Regierung und Geistlichkeit Polens hatten sich in den letzten Jahrzehnten den Dissidenten gegenüber unduldsam erwiesen; das gab Katharina Gelegenheit, gemeinsam mit Preußen das Protektorat über die akatholischen Polen, deren es im Königreich etwa vier Millionen gab, zu übernehmen. Um die Rechte der Menschheit zu schützen, wie sie behauptete, in Wahrheit aber nur, um die Dissidenten für sich zu gewinnen und gegen ihr Vaterland aufzuwiegeln, verlangte sie in religiöser wie staatsrechtlicher Hinsicht deren völlige Gleichstellung mit den Katholiken und setzte diese Forderungen nach jahrelangen Verhandlungen, während derer es an Androhung und zum Teil auch Anwendung von Gewaltmaßregeln nicht gefehlt hatte, wirklich durch. Als es bald darauf zur ersten Teilung Polens kam (1773), sicherte Katharina den Katholiken beider Riten zu, daß sie in betreff der Religion „gänzlich im statu quo belassen werden" sollten und daß „Ihre kaiserliche Majestät und ihre Nachfolger sich nie und nimmer ihrer Hoheitsrechte zum Nachteil der römisch-katholischen Religion bedienen wollten". Kaum aber war die Teilungsangelegenheit geordnet, als die Zarin vergaß, auch fernerhin für „die Rechte der Menschheit" einzutreten und die grausamste Verfolgung der Unierten begann. Mit Waffengewalt wurden die Besitzungen der unierten Kirchen und Klöster für den russischen Staat eingezogen; mehr als tausend Kirchen wurden den Schismatikern übergeben; körperliche Züchtigungen, Gefängnishaft und Bedrängnisse aller Art trafen die Gläubigen, die der Union nicht untreu werden wollten; auf diese Weise wurden über drei, nach anderen Angaben gar über acht Millionen Katholiken zur Annahme des orthodoxen Glaubens gezwungen. Es kann übrigens nicht verschwiegen werden, daß eine gewisse Verwahrlosung, die im Laufe der Zeit in der unierten Kirche durch unwürdige Bischöfe eingerissen war, den Plänen und Wünschen der Zarin sehr zustatten kam und die Einführung der Orthodoxie erleichterte. — Nach der zweiten und dritten Teilung Polens (1793 und 1795) besserte sich trotz wiederholter Zusicherung der Glaubensfreiheit für die Katholiken beider Riten die Lage der Unierten keineswegs; solange Katharina II. lebte, ließ sie von der Verfolgung der Unierten nicht ab, — nicht aus religiösen Gründen, sondern weil sie sich sagte, daß die neuerworbenen Provinzen erst dann dem russischen Reich ganz und gar einverleibt sein würden, wenn die Staatskirche in ihnen die herrschende geworden.

Die Klugheit der Zarin verbot es ihr, gegen die mächtige lateinische Kirche mit gleicher Strenge und Ungerechtigkeit vorzugehen wie gegen die in ihrer Zerrüttung hilflose unierte. Daher hatte sie von Anbeginn ihrer Regierung an sich bemüht, die in Rußland lebenden Katholiken durch Toleranz an sich zu fesseln und zur Dankbarkeit zu verpflichten. Sie regelte die katholischen Kirchenangelegenheiten durch mehrere Ukase, erlaubte den Franziskanern, die Pfarreien von Petersburg und Umgebung zu versehen und auch in den größeren Städten der benachbarten Ostseeprovinzen Gottesdienst zu halten; an den Kirchen sollten Schulen begründet werden, die aber nur von katholischen Kindern besucht werden durften; Kirche, Schule und Nebengebäude wurden von allen Abgaben befreit. Bereits 1762 hatte

sie ein Manifest erlassen, daß alle Ausländer, die sich in ihrem Reich ansiedeln wollten, bereitwillig aufgenommen werden sollten, und sie sah es nicht ungern, daß ein großer Teil der auf diesen Erlaß hin nach Rußland strömenden Einwanderer aus deutschen Katholiken bestand, die in den weiten Steppen am Kaspischen und Schwarzen Meer und an der Wolga Kolonien gründeten, — über das kirchliche Leben in diesen Ansiedlungen soll weiter unten ausführlicher gesprochen werden, — nur durften die mit den Einwanderern ins Land kommenden Priester sich nicht Missionäre nennen und bei den Einheimischen, außer bei den im Zarenreich lebenden Muhammedanern, keine Bekehrungsversuche machen. (Nach einigen Jahren wurde ausländischen Geistlichen jede Einmischung in kirchliche Angelegenheiten verboten.) Nie und unter keiner Bedingung — auch nicht auf ausdrücklichen Wunsch des Betreffenden — sollte ein Russe in eine katholische Gemeinde aufgenommen werden dürfen. In allen Angelegenheiten zwischen dem Klerus und den Parochianen sollte das Justizkollegium als entscheidende Oberbehörde, die sich jedoch in die Dogmen der römischen Kirche nicht einmischen durfte, anerkannt werden.

Vielleicht hätten die Katholiken keinen Grund gehabt, über die Regierung Katharinas II. zu klagen, wenn diese nicht in der Person des Stanislaus Siestrzencewicz ein Werkzeug gefunden hätte, den Einfluß Roms auf die Kirche zu unterbinden und die Katholiken ganz von der russischen Regierung abhängig werden zu lassen.

Siestrzencewicz stammte von kalvinischen Eltern, die dem verarmten litauischen Adelsgeschlecht derer von Bohucz angehörten, und war kalvinisch erzogen worden. Er trat als Jüngling in den Soldatenstand, dem er aber entsagen mußte, als er in einer Schlacht verwundet worden war und einen Finger der linken Hand verloren hatte. Bald darauf lernte er den ehrwürdigen Massalki, Bischof von Wilna, kennen nnd wurde von ihm bewogen, zum Katholizismus überzutreten und Geistlicher zu werden. Nicht religiöse Überzeugung war es, was den ehrgeizigen und habsüchtigen Siestrzencewicz zum Glaubenswechsel und zur Wahl des Priesterstandes veranlaßte, sondern die Hoffnung auf Ruhm, Ehre und Glanz, die ihm bei seiner Armut und niedrigen Stellung im Laienleben versagt geblieben wären. Doch wußte er sich so zu verstellen, daß Massalki seine Unwürdigkeit, ein Diener des Herrn zu werden, nicht erkannte, ihn bald zum Priester weihte, zum Domherrn der Wilnaer Kathedrale und endlich gar zu seinem Weihbischof machte. Siestrzencewicz hatte an der Gnade des Bischofs noch nicht genug, — er wollte sich auch die Gunst der Zarin sichern und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf sich, indem er gegen sein Vaterland Polen auftrat und durch allerhand Intrigen die russischen Interessen förderte. So einen Mann — ruhmsüchtig, habgierig, religions- und gewissenlos — konnte Katharina II. brauchen, und als durch die erste Teilung Polens die weißrussischen Provinzen mit fast 2 Millionen katholischer Bewohner an Rußland gekommen waren, ernannte sie ihn zum Bischof von Weißrußland,*) gleichzeitig dieses Bistum — das erste für die

*) „Weißrußland" ist auch heute noch die Benennung für einen geographisch nicht begrenzten Teil Westrußlands, hauptsächlich die Gouvernements Mohilew, Witebsk, Minsk.



Katholiken Rußlands — aus eigener Machtvollkommenheit begründend (1774). In dem diesbezüglichen Ukas heißt es: „Da seit vielen Jahren her von unsern Vorgängern, frommen Angedenkens, bewilligt worden, daß alle in unserem Reiche sich befindenden Einwohner und Insassen römisch-katholischer Religion die freie Ausübung ihrer Religion genössen, so haben auch wir dasselbe von neuem bestätigt. In Grund dieser Bestätigung sind nun in den beiden Hauptstädten unseres Reiches, in Petersburg und in Moskau, seit mehreren Jahren von den katholischen Pfarrkindern daselbst katholische Kirchen errichtet worden, in denen, gleichwie in einigen anderen unserer Städte, der Gottesdienst nach ihrer Religion ohne alles Hindernis verrichtet wird.

„Jetzt aber, da unter unserer glücklichsten Herrschaft einige Provinzen unter dem Namen Weißrußland von Polen an unser Reich gekommen, vermöge welcher einige Teile der römisch-katholischen Bistümer unserm Staate einverleibt worden sind, so haben wir, um die römisch-katholischen Geistlichen zu beruhigen und ihnen eine gute Verfassung zu sichern, für billig erachtet, nicht allein alle Teile, welche vormals diese römisch-katholischen Bistümer bildeten, in eine eigene Diözese zusammenzuschmelzen, sondern ihr auch noch überdies alle einzelnen sowohl in unseren beiden Hauptstädten als auch in den übrigen Städten unseres Kaiserstaates befindlichen Kirchen und die in den verschiedenen weit entfernten Ortschaften lebenden römisch-katholischen Priester hinzuzufügen. Dieser neuen Diözese geben wir den Namen der römisch-katholischen Diözese von Weißrußland. Wir setzen in ihr einen Bischof ein und geben ihm zugleich ein bischöfliches Konsistorium mit den nötigen Beisitzern oder Assessoren, die er sich nach seinem Gutdünken erwählen kann, zur Seite." *) Es werden ferner die Pflichten und Rechte des Bischofs, dem die Gouvernementsstadt Mohiléw am Dnjepr als Wohnsitz angewiesen wird, bestimmt und die Versicherungen bezüglich der Religionsfreiheit und der Unverletzbarkeit der Kirchengüter — „Klöster, Schulen, verschiedene Gymnasien und bewegliche und unbewegliche Besitzungen der Priester" — wiederholt. Wie wenig an die Erfüllung dieser Versprechen gedacht wurde, sollte sich bald genug zeigen.

Obgleich der Heilige Stuhl, der in Siestrzencewicz seinen Gegner erkannte, erst nach längerem Sträuben die Gründung des neuen Bistums bestätigte, arbeiteten Katharina und ihr ehrgeiziger Günstling unermüdlich an der Befestigung und Erweiterung der bischöflichen Macht und schon im Dezember 1780 wandte die Zarin sich an den Papst mit der Bitte, Siestrzencewicz die erzbischöfliche Würde und das Pallium zu erteilen. Als Pius VI., der das unwürdige und unkirchliche Verfahren des Bischofs schon oft gerügt hatte, auf Katharinas schmeichlerisches und heuchlerisches Schreiben einen abschlägigen Bescheid gab, erhob sie den bischöflichen Stuhl von Mohiléw eigenmächtig zum Erzbistum (1782) und machte somit Siestrzencewicz zum selbständigen Gebieter der gesamten römisch-katholischen Kirche in Rußland. „Der Erzbischof der römisch-katholischen Kirche von Mohiléw darf von niemand als von uns und unserm Senat Befehle annehmen", lautete ein Paragraph des Ernennungsukases.

*) Theiner, Neueste Zustände, 436 f.



Um sich den Einfluß auf die katholische Kirche in Rußland zu wahren, erkannte der Papst, nachdem er durch seinen Nuntius am polnischen Hof die Angelegenheit in aller Rechtsform hatte verhandeln lassen, die Errichtung des Erzbistums Mohilew durch die Bulle Onerosa pastoralis officii (15. April 1783) an und verfügte, daß Siestrzencewicz über die Katholiken des Erzbistums die ordentliche, über die im übrigen Rußland nur eine delegierte Jurisdiktion ausüben sollte. Siestrzencewicz aber, dessen Herrschsucht keine Grenzen kannte, spielte den unumschränkten geistlichen Diktator, intrigierte gegen Rom, führte eigenwillig Neuerungen ein und machte alle Bestrebungen des Heiligen Stuhles, ihn in den seiner Würde gebührenden Schranken zu halten, zunichte. Gestützt auf die Gunst der Zarin strebte er sogar nach dem Kardinalshut, stieß hierbei aber auf den unerschütterlichen Widerstand Pius' VI. und Pius' VII.

Durch die zweite und dritte Teilung Polens kamen fünf lateinische Bistümer an Rußland. Wieder enthielten die Teilungsverträge Katharinas Zusicherung völliger Religionsfreiheit für ihre neuen Untertanen, und wieder wurde diese Zusicherung nicht erfüllt. Die russische Regierung traf ganz nach Willkür Umgestaltungen in den ihr zugefallenen Gebieten, hob die wichtigsten Bistümer auf, gründete dafür andere in Gegenden, wo es gar keine Katholiken gab, und unterstellte sie alle dem Erzbistum Mohilew. Trotz des oben angeführten Ukases von 1774, der die Unverletzbarkeit des kirchlichen Besitzes bestätigte, wurden die Güter der aufgehobenen Bistümer teils für den Staat eingezogen, teils an Günstlinge der Zarin verschenkt.

Katharinas Sohn und Nachfolger, Paul I. (1796—1801), schien das ungerechte Vorgehen seiner Mutter einigermaßen gut machen zu wollen. Er teilte gleich nach seinem Regierungsantritt Pius VI., den er auf seiner Reise durch Italien im Jahre 1790 persönlich kennen gelernt hatte, mit, daß er die Kirchenzustände in seinem Reiche geordnet sehen möchte, und bat hierzu um Unterstützung durch den Heiligen Stuhl. Der Papst sandte den Nuntius in Polen, Laurentius Litta, nach Petersburg und nach einigen Unterhandlungen mit diesem wurden drei der durch Katharina aufgehobenen Bistümer wieder hergestellt, die geraubten Kirchengüter zum Teil ersetzt und das Versprechen gegeben, ohne Einwilligung des Papstes keine Neuerungen auf kirchlichem Gebiet einzuführen. — Kaiser Paul erwies sich den Jesuiten sehr wohlgeneigt und wies ihnen die Seelsorge an der unter der Regierung seiner Mutter erbauten Katharinenkirche zu; die Gebäude, in denen der Erzbischof mit seinen Geistlichen gewohnt hatte — Siestrzencewicz hatte seinen Wohnsitz inzwischen aus Mohilew nach Petersburg verlegt —, sollten geräumt und in ein Jesuitenkolleg verwandelt werden. Nach dem Fall der Insel Malta nahm Paul I. auch den Johanniterorden auf und wurde dafür zum Großmeister gewählt; dem Orden zu Ehren erbaute er in seiner Hauptstadt eine zweite katholische Kirche, die Kathedrale zum heiligen Johannes.

Siestrzencewicz war anfangs bei Paul I. in Ungnade gewesen, doch allmählich gelang es dem schlauen Intriganten, bei Hofe wieder Einfluß zu gewinnen. Um die Gewalt der ihm unterstellten Geistlichkeit möglichst einzuschränken, bestimmte er den Zaren zur Einsetzung des „Römisch-katholischen Kirchenkollegiums", das alle wichtigen Angelegenheiten der sechs lateinischen und später auch der drei griechisch-unierten Diözesen in letzter Instanz zu

entscheiden hatte, seine Beschlüsse jedoch dem Senat zur Kontrolle vorlegen mußte und dem Klerus unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Kaisers in kirchlichen und weltlichen Dingen zur Pflicht machte. Vorstand dieses Kollegiums war natürlich Siestrzencewicz, dessen Treiben nun noch gottloser und despotischer wurde: er ernannte zu Mitgliedern des Kollegiums ihm unterwürfige Männer, die für Religionssachen weder Interesse noch Verständnis hatten, verbot seinen Untergebenen jeden Verkehr mit Rom, ließ sich durch große Geldsummen zu rechtlosen Ehescheidungen bestechen und setzte es nach Pauls I. Tod bei Alexander I. (1801—1825) durch, daß der päpstliche Nuntius, der dem Papst über das gewissenlose Vorgehen des Erzbischofs Bericht erstattet hatte, vom Petersburger Hof entfernt wurde. Auch tat er nicht das Geringste, um die Ausweisung der Jesuiten aus Rußland zu verhindern, obgleich ihm das bei seiner Stellung und dem Einfluß, den er in Petersburg ausübte, vielleicht möglich gewesen wäre. Alexander I., der als edler und toleranter Herrscher bekannt ist, hatte im Anfange seiner Regierung das Erstarken des Jesuitenordens in seinem Reiche begünstigt und gleich ihm nahmen sich auch viele russische Staatsmänner mit Eifer der Jesuiten an, so daß sie im Jahre 1815 in ihren Kollegien bereits gegen 1500 Schüler zählten, darunter auch Söhne des russischen Adels. Von diesen wurden einige zur Annahme des katholischen Glaubens und zum Eintritt in den Orden gewonnen, was die orthodoxen Angehörigen dieser jungen Leute zu Feinden der Patres machte und in Verbindung mit dem russischen Klerus an ihrem Sturz arbeiten ließ. Den Zorn des Zaren zogen sie sich zu, als auch einige Damen der Hofgesellschaft durch sie bekehrt wurden, nach andern Angaben,*) als „die seelsorgerische Tätigkeit eines Paters das sträfliche Verhältnis störte, das der Zar zu einer katholischen Polin unterhielt". Am 20. Dezember 1815 unterzeichnete Alexander I. den Ukas, der die Jesuiten aus Petersburg verwies, und zwei Tage darauf wurden sie zu zwei und zwei in Schlitten gepackt und unter Kosakenbedeckung nach Polozk, wo sie noch geduldet werden sollten, gebracht. Fünf Jahre später wurden sie, weil neue Fälle von Konvertierung vorgekommen waren, aus ganz Rußland verbannt, mit dem Verbote, unter keiner Form und keiner Benennung dahin zurückzukehren. Die Reisekosten deckte die russische Regierung, wobei sie dafür Sorge tragen ließ, daß den Alten und Gebrechlichen die nötige Pflege und Bequemlichkeit verschafft werde.

Mit dem Zorn Alexanders I. über die Bekehrung einzelner seiner Untertanen läßt sich die von manchen Seiten aufgestellte Behauptung, daß er selbst in seinen letzten Lebensmonaten zur Annahme des katholischen Glaubens entschlossen gewesen sei, nicht recht in Einklang bringen. Immerhin scheint festzustehen, daß er im Jahre 1825, bevor er die Erholungsreise nach der Krim antrat, seinen Generaladjutanten Michaud de Beauretour mit einer geheimen Mission zu Leo XII. sandte. Alexander I. sollte von seiner Reise lebend nicht mehr zurückkehren, — er verschied in Taganrog am 1. Dezember 1825, — und nach seinem Tode soll Michaud einigen Freunden Folgendes erzählt haben: er, Michaud, habe den Auftrag gehabt, dem Heiligen Vater die Mit-

*) Baumgartner, Nordische Fahrten. Freiburg, 1901. II. S. 577.



teilung zu machen, daß der Zar zum Katholizismus überzutreten und späterhin auch sein Volk der römischen Kirche zuzuführen entschlossen sei; zugleich habe der Zar den Papst ersuchen lassen, ihm einen Geistlichen zu senden, der jedoch, um unnützes Aufsehen zu vermeiden, kein hoher Würdenträger sein sollte. Leo XII., der den russischen Generaladjutanten zweimal in Audienz empfing, habe hierzu den Abt Mauro Cappellari des Kamaldulenserklosters Monte Coelio, den nachmaligen Papst Gregor XVI., ausersehen; dieser aber, schüchtern und ruheliebend, habe die weite Reise gescheut und den Heiligen Vater gebeten, statt seiner einen andern zu senden, und Leos Wahl sei nun auf den spätern Kardinal P. Orioli gefallen. Dieser habe bereits seine Reisevorbereitungen getroffen gehabt, als die Kunde vom Tode des Zaren in Rom anlangte.*) Nach einigen Angaben soll auch der Geistliche, der an das Sterbelager Alexanders I. gerufen wurde, ein katholischer Priester gewesen sein.

Am 1. Dezember 1826 starb in Petersburg, 96jährig, Siestrzencewicz, der Jahrzehnte hindurch der böse Dämon der katholischen Kirche in Rußland gewesen war. Sein Tod brachte den kirchlichen Verhältnissen keine Besserung, denn inzwischen hatte ja Nikolaus I. (1825—1855) den Zarenthron bestiegen und sein Vorgehen ließ bald erkennen, daß er es auf die Ausrottung des Katholizismus in seinem Reiche abgesehen hatte, nicht aus Irreligiosität, sondern weil er ein fanatischer Anhänger des griechischen Glaubens war. Schlag auf Schlag erließ er die Verordnungen, die die Bewegungsfreiheit der katholischen Kirche lähmten und die Gläubigen zu Märtyrern machten.

Obgleich Katharina ihr Möglichstes getan hatte, um die unierte Kirche zu vernichten, gab es immer noch über eine Million Unierter im Westen Rußlands; gegen diese richtete sich die Grausamkeit des Zaren zuerst. Er begann damit, daß er den Verkauf von Gebetbüchern, die für die griechischen Katholiken bestimmt waren, verbot; ein Jahr darauf erschien bereits ein härterer Befehl: alle jene Unierten, welche, um sich vor dem Schisma zu retten, zu Katharinas Zeiten und später den lateinischen Ritus angenommen hatten, sollten zum griechischen Ritus zurückkehren. Wie Katharina in Siestrzencewicz, so fand Nikolaus in dem — später vom Zorne mit Orden und Gratifikationen reich bedachten — Verräter Josef Siemaszko einen eifrigen Gehilfen bei dem „Werk der Wiedervereinigung", wie die russische Regierung den Vernichtungskampf gegen die griechischen Katholiken nannte. Siemaszko, der einer gläubigen ruthenisch-unierten Pfarrersfamilie entstammte, war in dem von 1808 bis 1832 bestehenden, leider von josephinischem Geist erfüllten „Hauptseminar" in Wilna erzogen worden. Durch die Gunst des Bischofs von Luzk kam er rasch vorwärts, so daß er im Alter von 27 Jahren bereits Prälat war. Als Delegierter des Bischofs und als Mitglied des „Römisch-katholischen Kirchenkollegiums" erschien er im Herbst 1827 in Petersburg und übergab der Regierung ein Exposé über die Mittel und Wege, wie die unierte Kirche am schnellsten zu „bekehren" sei. Seine Vorschläge wurden vom Zaren genehmigt. Zunächst wurden die Klöster in Ruthenien

*) Pierling, L'Empereur Alexandre I. est-il mort catholique? Paris, 1901. — Moroni, Dizionario di Erudizione storico-ecclesiastica, 1852, t. LIX, p. 314—316. — Civiltà Cattolica, 1876, 4. Nov. — Gagarin, Tendances cath. dans la société russe. Paris, 1860, p. 37.



von 80 auf 20 reduziert und der Befehl erlassen, keine Polen in den Orden des hl. Basilius, dem diese Klöster gehörten, aufzunehmen. Der Eintritt ins Kloster wurde von der Erlaubnis des Kultusministers abhängig gemacht, — diese Erlaubnis wurde aber in den meisten Fällen verweigert. Ebenso erschwert wurde der Eintritt in die katholischen geistlichen Seminarien, deren Besuch nur Adeligen gestattet wurde; die Kandidaten mußten ihre Studien auf einer russischen Universität vollendet haben, Stellvertreter für den Militärdienst stellen, die Bewilligung vom Ministerium einholen und schließlich noch eine bestimmte Summe zum Besten der orthodoxen Geistlichkeit erlegen. — Dann begann die „Reinigung" der unierten Kirchen von allem, was an den lateinischen Ritus anklingt; „Orgel, Bänke, Beichtstühle und Kanzel wurden hinausgeworfen, ein Sängerchor und neue Zeremonien nach russischer Art wurden eingeübt; 1500 Meßbücher und ebensoviele Gesangbücher, welche in Moskau gedruckt waren, wurden beschafft; Ikonen und Kaiserpforten vor den Hochaltären, ganz nach russischer Manier, aufgestellt. Sechs Jahre hat es gedauert, bis dieses Werk der Reinigung des Ritus und der Kirchen überall durchgeführt ward, und Siemaszko gibt selbst zu, daß der Widerstand des Klerus, namentlich in Weißruthenien, so stark gewesen, daß wenig gefehlt hätte, und das ganze Werk wäre daran gescheitert." *)

Aber die russische Regierung besaß ja Mittel, diesen Widerstand zu brechen: sie wandte einfach Gewalt an. Die Priester, die sich nicht fügen wollten, wurden von Siemaszko abgesetzt, ihre Kirchen entweder geschlossen oder apostasierten Geistlichen anvertraut. Weigerte sich ein Pfarrer, die Übertrittserklärung zu unterschreiben, so wurde er in entlegene Gouvernements verbannt oder gar in ein schismatisches Kloster gesperrt, ja es kam vor, daß glaubenstreue Geistliche so lange körperlich mißhandelt wurden, bis sie sich zur Unterschrift bereit erklärten. — Als Siemaszko den Klerus auf diese Weise gefügig gemacht hatte, ging er daran, sein Verräterwerk durch einen letzten Schritt zu vollenden: er sammelte Unterschriften zu einem Gesuch, in dem die unierten Geistlichen in ihrem und ihrer ahnungslosen Pfarrkinder Namen den hl. Synod um Aufnahme in den Schoß der russischen Kirche, der „Kirche ihrer Väter", baten. Am 25. März 1839 wurde diese Bittschrift dem Zaren vorgelegt, der eigenhändig daraufschrieb: „Ich lobe Gott und nehme an." **) Die Union vom Jahre 1595 wurde für nicht mehr bestehend erklärt und zur Feier des Ereignisses eine Denkmünze geprägt, auf deren einer Seite das schismatische Kreuz in Sonnenstrahlen erglänzt und die Aufschrift „Triumph der Orthodoxie, 25. März 1839" zu lesen ist, während die andere Seite die Worte trägt: „Durch Gewalt getrennt (1596), durch Liebe vereint (1839)".***)

Das „durch Liebe wiedervereinigte" Volk wußte zum großen Teil so wenig von dieser ihm widerfahrenen Wohltat, daß Siemaszko selbst, aus Furcht, es könne zu offenen Widersetzlichkeiten kommen, dem Wunsche des

*) Hist.-polit. Blätter für das katholische Deutschland. Bd. 104, S. 579.

**) Ebd. S. 585.

***) Im Jahre 1889 wurde in Rußland das 50jährige Jubiläum dieser „Wiedervereinigung" festlich begangen, wobei katholische Schulkinder gezwungen wurden, dem russischen Dankgottesdienste beizuwohnen.



hl. Synod nach einer offiziellen Feier des „Triumphs der Orthodoxie“ nicht entsprach und bei dem schismatischen Gottesdienst in Wilna für alle Fälle 500 Kosaken rund um die Kirche aufstellen ließ. Als das Volk allmählich von der „Wiedervereinigung“ erfuhr, war es nur durch Gewalt zum Kirchenbesuch zu bewegen und einzelne Gemeindeglieder ließen sich lieber zu Tode peitschen, als daß sie ihrem Glauben untreu wurden.

Nicht viel besser als der griechisch-unierten erging es unter Nikolaus I. der römisch-katholischen Kirche. Das erste Anzeichen der Feindseligkeit gegen diese war die Nachlässigkeit in der Besetzung der Bistümer, die im Falle der Erledigung jahrelang vakant gelassen wurden. Gleich nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1830 wurde dann die eigentliche Verfolgung der Katholiken aufgenommen, dem Papst aber wurde amtlich mitgeteilt, die Religion des Polenvolkes könne auf den Schutz des Zaren rechnen. Auf alle späteren Klage- und Mahnschriften aus Rom wurde mit Täuschungen, Ausreden, leeren Versprechungen geantwortet. — In einem einzigen Jahre (1832) wurden von den noch bestehenden 300 Klöstern der Metropole Mohilew 202 unter dem Vorwande, daß sie den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprächen, teils verkauft, teils den Schismatikern ausgeliefert; bald darauf wurde die Veröffentlichung päpstlicher Bullen in Rußland verboten, den Katholiken aber weiszumachen gesucht, der Heilige Stuhl bekümmere sich nicht mehr um sie. Um der griechischen Kirche neue Mitglieder zuzuführen, wurden den Katholiken, die eine Ehe mit Russen eingingen, Belohnungen ausgesetzt, jedoch blieb es dabei, daß die Kinder solcher Ehen in der griechischen Religion getauft und erzogen werden mußten. Wurden katholische Männer exiliert, so durften ihre Frauen ohneweiters eine zweite Ehe eingehen, wenn sie einen Russen zum Gatten wählten. Ein Ukas vom 2. Dezember 1839 versprach katholischen Verbrechern Amnestie, wenn sie zur Orthodoxie übertreten wollten, und erlaubte ihnen, zur Erinnerung an diese Heldentat eigens hierfür geprägte Denkmünzen am blauen Bande des heiligen Annenordens letzter Klasse zu tragen. Den Geistlichen wurde strengstens untersagt, ihnen unbekannte Personen zur Beichte und Kommunion zuzulassen; nach wenigen Monaten wurde dieses Verbot dahin verschärft, daß die Priester überhaupt nur ihren eigenen Pfarrkindern die Sakramente spenden sollten. Nun versuchte man, die Priester teils durch List, teils durch Gewalt zum Übertritt zu verleiten; war das gelungen, so mußte die Gemeinde, die von keinem andern Pfarrer pastoriert werden durfte, wohl oder übel dem Beispiel ihres Seelsorgers folgen. Die katholischen Pfarrer durften nicht mehr frei predigen, sondern mußten die Predigten aus bestimmten Büchern ablesen oder die von ihnen selbst verfaßten Reden der Zensur vorlegen; auf Flugschriften, die von russischen Schriftstellern gegen die katholische Kirche geschrieben wurden, durfte nicht erwidert werden; ebenso war es verboten, in den Seminarien die Lehren, die das Wesen der Kirche bilden, zu erläutern. Neue Gotteshäuser durften nicht errichtet, baufällige nicht restauriert werden. Kurz, es blieb nichts unversucht, was der Haß gegen die polnische Nation und die römische Kirche ersinnen konnte.

Nachdem zwei Jahrzehnte lang Willkür und Ungerechtigkeit geherrscht hatten, schien eine Beschwerdeschrift, die der Papst dem Zaren bei dessen

Anwesenheit in Rom im Jahre 1845 überreichte, Erfolg zu haben: es kam ein Konkordat zustande, das außer einigen andern Bestimmungen die Garantie für die Metropole Mohilėw mit sechs und Warschau mit acht Suffraganaten enthielt. Erst im Jahre 1848 wurde diese Übereinkunft von der russischen Regierung ratifiziert und vom Papst der christlichen Welt verkündet; im selben Jahre wurde für die katholischen Kolonien im Süden Rußlands die Diözese Tiraspol mit der Residenz Sarátow errichtet. Im übrigen blieb das Konkordat, das erst neun Jahre später in verstümmelter Form veröffentlicht wurde, ein toter Buchstabe und das Verhalten Rußlands gegen den Katholizismus änderte sich nicht, ja, als der katholische Klerus sich einmal auf den Vertrag zu berufen wagte, wurde ihm vom Ministerium offen erklärt, daß durch denselben der Stand der Dinge durchaus kein anderer geworden sei. Die Beschwerden des Papstes wegen der Nichteinhaltung der Abmachungen blieben unberücksichtigt.

Nur eine unierte Diözese war vor Verfolgungen ziemlich verschont geblieben, das war die gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandene Diözese Chelm. Hier hatte Siemaszko nichts zu sagen, da dies Gebiet bei der Teilung Polens an Österreich gekommen war, nach dem Wiener Kongreß aber einen Teil des sogenannten Kongreßpolen bildete. Nikolaus I. hatte zwar den Versuch gemacht, auch die hier lebenden etwa 250.000 Unierten durch die „Wiedervereinigung" zu beglücken, war aber bei Bischof, Statthalter und Bevölkerung auf so hartnäckigen Widerstand gestoßen, daß er den Plan aufgab. Es sollte Alexander II. (1855—1881) vorbehalten bleiben, diese Überreste der Union zu vernichten. Furchtbar war die Enttäuschung, die dieser Herrscher, der sich in anderen Fällen so mild und edel erweisen konnte, den Katholiken bereitete. Polen knüpfte an seine Thronbesteigung die Hoffnung auf politische und religiöse Freiheit und wirklich schien es anfangs, als seien diese Hoffnungen nicht unberechtigt: bald nach seinem Regierungsantritt erlaubte Alexander II. den 300 bis 400 unierten Priestern, die in Haft und Verbannung lebten, die Rückkehr in die Heimat. Doch das Aufatmen, das hierauf durch Polen ging, verwandelte sich in Seufzen, als der Zar beim ersten Empfang des polnischen Adels in Warschau jene bekannten Worte sprach: „Keine Träumereien, meine Herren, alles, was mein Vater getan hat, ist wohlgetan!" Er bewies bald, daß er nicht nur die politischen Wünsche der Polen, sondern auch die Erwartungen auf Religionsfreiheit zu den „Träumereien" zählte.

Alle Maßregeln, die Nikolaus I. zur Unterdrückung des Katholizismus eingeführt hatte, blieben mit unbedeutenden Abänderungen bestehen und die Gewalttaten wurden in einer Weise fortgesetzt, daß man sich bei der Schilderung der Szenen, die sich in den Leidensjahren 1868—75 in einigen Teilen Polens abspielten, in das dunkelste Mittelalter versetzt wähnt. Nachdem Mittel wie: Schließung von Kirchen und katholischen Lehranstalten, das Gebot, beim Gottesdienst die russische Sprache einzuführen, obgleich die Landbevölkerung nur polnisch verstand, Konfiszierung aller mit lateinischen Buchstaben gedruckten Bücher, „Verbesserung" des Katechismus*) und der Gebet-

*) Bezeichnend ist, daß in dem neuen Katechismus bei Aufzählung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit das „die Gefangenen trösten oder erlösen" gestrichen war. (Vergl. Kirchenlexikon, Bd. 8, S. 1733).



bücher, Aufhebung der Wilnaer Rosenkranzfabrik, Verbot religiöser Vereine, Einschränkung des Religionsunterrichtes und Ähnliches nicht nützen wollten, ging man zu den Grausamkeiten über, die seinerzeit in Ruthenien angewendet worden waren, nur steigerte man sie diesmal bis zur Unmenschlichkeit. Bald waren die Gefängnisse überfüllt mit Priestern und Gläubigen, die der Deportation nach Sibirien harrten, nachdem man zuvor all ihr Hab und Gut eingezogen und sie halbtot gepeitscht hatte. — Am schwersten hatte die Diözese Chelm zu leiden. Es wurde ihr erklärt, daß seit der „Wiedervereinigung" von 1839 die Union nicht mehr existiere und daß sie sich daher als zur orthodoxen Kirche gehörig zu betrachten hätte, und als nun die Gemeindeglieder sich weigerten, den schismatischen Gottesdienst zu besuchen, trieben die Kosaken, die von der Regierung als Einquartierung in die Dörfer geschickt worden waren und die Bevölkerung in jeder erdenklichen Weise quälten, sie mit Peitschenhieben wie eine Herde Vieh in die Kirche hinein. Unmenschliche Mißhandlungen wurden an denen verübt, die allen Befehlen und Drohungen zum Trotz die heiligen Sakramente im geheimen von ausländischen Missionären empfingen oder lieber ohne jeden seelsorgerischen Trost lebten, als sich dem Schisma zuzuwenden. Zu Hunderten gingen die Unglücklichen durch die Peitschenhiebe und Bajonettstiche der Kosaken, die Hungerqualen im Gefängnis oder die Strapazen während des Transportes nach Sibirien zugrunde.*) — Auf die Bitten und Beschwerden des Papstes wurde ausweichend oder gar nicht geantwortet und schließlich in einem Ukas allen Abmachungen mit Rom die Verbindlichkeit abgesprochen; als dann gar der russische Geschäftsträger im Vatikan die katholische Kirche als mit den aufständischen Polen im Bunde stehend verdächtigte, brach Pius IX. alle Verbindungen mit Rußland ab (1877). Leo XIII. nahm sie wieder auf, in der Hoffnung, auf die russische Regierung günstig einwirken zu können; diese Hoffnung erfüllte sich zum Teil, denn Alexander III. (1881—1894) legte eine versöhnliche Stimmung an den Tag und es kam wiederholt zu einer Verständigung zwischen Rom und Rußland, die aber immer wieder durch neue Bedrängung der Katholiken in Polen gestört wurde. — Zu der am 27. Mai 1883 stattfindenden Krönung sandte der Papst auf Wunsch Alexanders III. den Nuntius in Wien, Vannutelli, nach Moskau; es war dies das erste Mal, daß ein päpstlicher Nuntius mit den Insignien seiner Würde offen in der Zarenstadt erscheinen durfte. Über die Reise Vannutellis, die ihn durch Polen führte, erzählt Prof. Chotkowski in den Historisch-politischen Blättern**) folgende rührende Episode:

„Seine Reise wurde auf das strengste geheimgehalten und der Lokomotivführer hatte die Weisung bekommen, sich mit dem Extrazuge nirgends aufzuhalten. Es geschah aber dennoch, daß das unierte Volk die Ankunft des Nuntius rechtzeitig erfahren hatte. Auf jeder Station sah nun der Nuntius große Menschenmassen, doch der Zug sauste vorbei. Aber in dem Städtchen

*) Näheres über das Martyrium dieser Glaubenszeugen bei Bojarski, „Neros Zeiten", Lemberg, 1878 (polnisch); Köln. Volksztg. 1890, N. 95—98; Germania, 6. April 1890; Hist. polit. Blätter Bd. 105 (S. 39 ff.) u. 106 (S. 730 ff., 801 ff., 889 ff.).

**) Bd. 106, S. 740.



Lukow ist eine Kreuzungsstation und der Zug mußte halten, weil er hier auf ein anderes Geleise kam. Augenblicklich war der Zug von Menschenmassen umringt. Das Volk warf sich vor die Lokomotive, so daß der Zugführer nicht fahren konnte; und nun erfuhr der Nuntius, daß dieses Volk, welches weinend die Hände zu ihm emporstreckte, die seit acht Jahren ‚bekehrten' Unierten seien. ‚Vater! rette uns, wir leben seit Jahren ohne Sakramente!' rief ihm das unglückliche Volk zu. — Der Anblick war so erschütternd, daß der Nuntius weinte. Ja, sogar die russischen Beamten konnten sich der Tränen nicht enthalten". — Und bei solcher Sachlage hatte die russische Regierung gewagt, Leo XIII. mitzuteilen, im Zarenreich gebe es keine Unierten mehr, da auch die letzten freiwillig zur griechischen Kirche übergetreten seien!

Als Nikolaus II., der jetzt regierende Zar, den Thron bestieg, machte sich eine tolerante Strömung bemerkbar; der Druck auf die fremden Nationalitäten ließ nach und Deutsche wie Polen, Katholiken wie Protestanten atmeten wieder auf. Und doch hat es der Revolutionsstürme der letzten Jahre bedurft, um die eingangs erwähnten Erleichterungen für den katholischen Klerus zu schaffen, und doch schmachten auch heute noch Glieder der einstigen unierten Diözese Chelm im Exil. Als Nikolaus II. anläßlich seiner Vermählung (26. Nov. 1794) ein Gnadenmanifest erließ, in dem u. a. den polnischen politischen Verbrechern die Freiheit geschenkt wurde, faßten sowohl einzelne Personen als ganze unierte Gemeinden, die im Schreckensjahr 1874 in entlegene Gouvernements exportiert worden waren und dort im Elend lebten, den Mut, Bittgesuche an den Zaren zu richten.*) Sie beriefen sich darauf, daß sie zu keiner Kategorie der Verbrecher gehörten, auf die das Manifest Bezug hatte, da sie allzeit treue Untertanen und gute Christen gewesen, und sie flehten um nichts als um die Erlaubnis zur Rückkehr in ihre Heimat und zum Glauben ihrer Väter. Diese in rührendstem Ton gehaltenen Bittschriften hatten keinen anderen Erfolg, als daß die Überbringer mit Gefängnishaft bestraft und die Deportierten unter noch strengere polizeiliche Aufsicht gestellt wurden.

Daß bei der Verfolgung des Katholizismus in Polen auch der Nationalitätenhaß eine große Rolle spielte, beweist der Umstand, daß es den deutschen Ansiedlern in den weiten Steppengebieten am Kaspischen und Schwarzen Meer und an der Wolga in vieler Hinsicht besser erging als ihren Glaubensbrüdern im westlichen Rußland. — Wie schon erwähnt, waren auf Aufforderung Katharinas II. im Jahre 1762 und später aus Deutschland — hauptsächlich aus Bayern, Sachsen, Württemberg, Elsaß-Lothringen, Tirol und der Schweiz — ganze Scharen von Kolonisten nach Rußland gekommen, um die weiten, fruchtbaren, aber von der spärlichen einheimischen Bevölkerung noch gar nicht angebauten Ländereien im Süden des Reiches zu besiedeln. Sie gründeten Niederlassungen, die bis heute ihre deutschen Be-

*) Eine Sammlung dieser Gesuche wurde 1896 in Krakau herausgegeben: „Aux pieds de Sa Majesté l' Empereur de Toutes les Russies. Les plus humbles pétitions des Catholiques du rite grec et latin de vouloir bien leur conserver la foi catholique-romaine".



nennungen behalten haben (Schönfeld, Lilienfeld, Katharinenstadt, Straßburg, Mannheim u. a.) und deren Bewohner zum größten Teil der Religion und Sprache des Mutterlandes treu geblieben sind, obgleich sie das Russische auch schon vor dessen Einführung in Amt und Schule (1870) soweit erlernten, daß sie sich mit den Eingeborenen verständigen konnten.

Unter der halben Million dieser Ansiedler befanden sich etwa 200.000 Katholiken, die durch den jährlichen Zuzug aus Deutschland — denn die russische Regierung erließ noch wiederholt Aufrufe zur Einwanderung und gewährte den Kolonisten verschiedene wichtige Privilegien, zu denen vor allem „Glaubensfreiheit in allen Stücken" gehörte, — an Zahl bald zunahmen. Sie siedelten sich in eigenen Dörfern, von den Angehörigen anderer Konfessionen getrennt an, zumeist im Gebiet der Wolga und des Kaspischen Meeres, und nahmen mutig den Kampf mit all den Schwierigkeiten auf, die sich dem Fremdling in einem unkultivierten Lande entgegentürmen. „Die Mehrzahl der Einwanderer bestand aus ärmeren Leuten, die zudem von Haus aus in der Regel keine Ackersleute, sondern kleine Handwerker waren, die sich auf der weiten Ursteppe und in den dichten Wäldern nur schwer eine gesicherte Existenz zu schaffen vermochten. Dazu kam namentlich für die Kolonisten auf dem Ost-Wolgaufer die sehr unangenehme Nachbarschaft der wilden Kirgisenstämme, welche mehr als einmal die neuen Ansiedlungen überfielen, ausraubten, viele Kolonisten ermordeten, andere als Sklaven mit sich fortschleppten und nach Asien hinein verkauften. Aus der Kolonie Marienthal wurden einst 330 Gefangene fortgeführt, Kinder und Greise getötet, Jünglinge und Männer gezwungen, den Götzen zu opfern. Ein unglücklicher Vater mußte in Mittelasien Zeuge sein, wie man seine beiden Töchter auf dem Markte verkaufte. Ein Priester, so erzählt die Überlieferung, hütete als Sklave am Ufer eines Flusses in Asien das Vieh seines Herrn. Zu seinem Troste sang er einst die lateinischen Psalmen, welche er aus dem Brevier auswendig wußte. Plötzlich antwortete ihm jemand mit einem lateinischen Psalmenvers vom andern Ufer her. Der arme Priester erkannte in ihm seinen ehemaligen Kirchendiener".*) — Nachteilig für die jungen Kolonien war es auch, daß die russische Regierung, die noch keine Erfahrung in Kolonisationsangelegenheiten hatte, anfangs jedermann ohne Ausnahme die Einwanderung gestattete, wodurch sehr viel untaugliche Elemente, die es daheim zu nichts gebracht hatten, ins Land kamen. Erst unter Alexander I. wurde ein Erlaß an die im Auslande befindlichen Kommissäre und Agenten gerichtet, demzufolge unter den Einwanderern eine Auswahl getroffen und diejenigen bevorzugt werden sollten, „welche in ländlichen Beschäftigungen und Handwerken als Beispiel dienen können".**)

Doch die Schwierigkeiten wurden mit Mut und Ausdauer überwunden und die Ansiedlungen mit der Zeit zu solcher Blüte gebracht, daß sie den russischen Bauern als Muster genannt werden konnten. Trotzdem dauerte es eine Reihe von Jahren, ehe die Einwanderer an den Bau hölzerner Bet- und Schulhäuser gehen konnten; einige miteingewanderte Geistliche versahen anfangs

*) Die kath. Missionen. 1906, S. 98.

**) P. Keller, Die deutschen Kolonien in Südrußland. Odessa, 1905. S. 29.

Gottesdienst und Unterricht, doch sie wurden alt und krank und erlagen bald den Entbehrungen und dem fremden Klima. Dann sandte die Regierung katholische Priester aus den Ostseeprovinzen hin, deren pekuniäre Lage bei der Armut der Kolonisten und dem sehr geringen Gehalt, den der Staat zahlte, nichts weniger als beneidenswert war, die sich aber trotzdem mit großem Eifer ihrem Beruf widmeten. Weniger ernst nahmen es damit die polnischen Geistlichen, die allmählich anstatt der aussterbenden Deutschen hinkamen. Ihr Wirkungskreis war außerdem durch ihre Unkenntnis der deutschen Sprache eingeschränkt; es dauerte stets geraume Zeit, bis der neue Pfarrer seinen Pfarrkindern die Beichte abnehmen, predigen oder sie unterrichten konnte. Auch die riesige Entfernung vom Metropolitansitz in Petersburg trug manches dazu bei, daß es um die Seelsorge in diesen vom Heimatslande abgetrennten, von andersgläubigen oder heidnischen Völkern umringten Gemeinden nicht zum besten bestellt war.

Alexander I. übertrug die Pastorierung der katholischen Kolonien den Vätern der Gesellschaft Jesu, die im Frühling 1803 zur Freude der Ansiedler bei ihnen eintrafen und sogleich ihre segensreiche Tätigkeit begannen. In den Aufzeichnungen eines alten Kolonisten aus dem Jahre 1863 fand A. Zottmann eine begeisterte Schilderung von dem Wirken der Väter: „Zur Zeit der Jesuiten wohnte brüderliche Liebe unter uns", heißt es da*), „Liebe, Friede und Eintracht, die Gott und den Menschen gefällt, und der Friedensengel schwang seine Palme. Aber nicht bloß in der Kirche waren sie tätig; sie verbesserten auch die Familienvereine, was das Sittliche betrifft, und hiemit begann auch zugleich rasch und mit starken Schritten der zeitliche Wohlstand besser vorwärts zu gehen . . . Der Segen Gottes stieg herab über Felder, Wiesen und Wälder, über Menschen und Tiere und sozusagen alles Heilbringende wurde unseren Wohnungen im reichsten Segen zuteil."

Wie schmerzlich mußten da die Einsiedler von der Ausweisung der Jesuiten, von deren Grund und Ursachen oben bereits gesprochen wurde, betroffen werden! Mit vielen Segenswünschen und heißen Tränen ließen die Gemeinden ihre treuen Hirten ziehen, sich bang fragend, wer jetzt für sie sorgen würde. — Die Regierung sandte nun Priester aus verschiedenen polnischen Klöstern in die Kolonien und somit trat der schon einmal empfundene Übelstand wieder ein, daß Pfarrer und Gemeinde verschiedene Sprachen redeten und sich erst nach längerer Zeit verständigen konnten. „Der deutsche und polnische Charakter sind außerdem so verschieden, daß die Seelsorge überhaupt dadurch erschwert war; ferner waren es nicht immer die besten Elemente, die aus den Heimatsdiözesen entlassen worden waren."**) So waren die kirchlichen Zustände ziemlich unhaltbar geworden, als infolge des Konkordates vom Jahre 1848 eine eigene Diözese für die Kolonisten im südlichen Rußland errichtet wurde. Zum Bischofssitz wurde Sarátow, die schöngelegene Gouvernementsstadt am rechten Wolgaufer, bestimmt, den Namen aber erhielt die Diözese auf Wunsch der russischen Geistlichkeit von der kleinen Kreisstadt Tiraspol im Gouvernement Chersón, obgleich es dort nur wenige

*) Al. Zottmann, Franz X. v. Zottmann. München, 1904. S. 103.
**) Ebd., S. 105.



Katholiken gab, die nicht einmal eine Kirche besaßen. — So entstand eine Diözese, die nicht nur die ausgedehnteste von Europa*), sondern in mancher Hinsicht auch eine der eigenartigsten und bemerkenswertesten auf der ganzen Erde ist; die Verschiedenheit der Diözesanen in Sprache, Nation, Tracht und Sitten bietet das größte Interesse: außer deutschen, italienischen und französischen Einwanderern gehören zu ihnen Russen, Polen, Grusinier, Kirgisen, Tscherkessen, Armenier und noch manche der eingeborenen Volksstämme, die sich vom Heidentum zum Katholizismus bekehrt haben. Daß ein Sprachengemengsel, wie es in dieser Diözese herrscht, die Obliegenheiten der dortigen Geistlichen ebenso wenig erleichtert wie die enormen Entfernungen der einzelnen Dörfer und Städte von einander, ist leicht einzusehen.

Erst im Jahre 1850 wurde der neu errichtete Bischofsstuhl mit dem ersten Bischof, dem Dominikaner Ferdinand Helanus Kahn, besetzt, der infolge von Altersschwäche und Kränklichkeit nicht fähig war, die im Laufe der Zeit eingewurzelten Mißstände zu beseitigen, und auch nicht die Energie besaß, bei der russischen Regierung das Einhalten der gegebenen Versprechungen — Bau einer Kathedrale, einer Bischofswohnung und eines Seminars u. a. — durchzusetzen. Ein Seminar wurde nach einigen Jahren zwar eröffnet (1857), aber in gemieteten, dem Zwecke kaum entsprechenden Räumen; auch fehlte es an deutschen Lehrern. Nach dem Tode Kahns blieb die Diözese gar acht Jahre lang ohne Bischof unter alleiniger Obhut des Kapitelvikars Lipski, dem es gleichfalls an Tatkraft und Gesundheit mangelte, um eine Besserung der kirchlichen Zustände herbeizuführen.

Da wurde im Jahre 1872 der bisherige Rektor des Seminars Franz Xaver Zottmann zum Bischof von Tiraspol ernannt und nun ging's mit der Diözese von Jahr zu Jahr vorwärts. Die Vielgestaltigkeit des Lebenslaufes, die seltenen Charaktereigenschaften und das arbeits- und erfolgreiche Wirken dieses Kirchenfürsten verdienen ein näheres Eingehen.

Zottmann wurde am 27. Juni 1826 als Sohn eines bescheidenen Kaufmannes in dem kleinen bayrischen Städtchen Ornbau geboren. Nach dem frühen Tode der Mutter, die sich infolge langjähriger Kränklichkeit nicht viel um die Erziehung ihrer sechs Kinder kümmern konnte, kam eine liebevolle und pflichttreue Stiefmutter ins Haus, der Franz Zottmann sein ganzes Leben hindurch Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewahrt hat und die den Keim zu allem Guten in das Herz des Knaben legte. Trotz eines Augenleidens, das sich schon in frühen Jahren einstellte und später oft wiederkehrte, hatte Franz das Gymnasium mit 20 Jahren beendet und beabsichtigte nun, sich zunächst durch eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung auf den Priesterstand vorzubereiten, zu dem es ihn von Kindheit an zog. Er hörte an der Universität Würzburg philosophische, philologische und theologische Vorlesungen, besuchte dann das bischöfliche Lyzeum in Eichstätt, ohne in das Seminar einzutreten, und machte schließlich noch ein sechssemestriges Studium an der Münchener Universität durch. Während seiner Studienjahre bestritt er seinen Unterhalt fast gänzlich aus dem Erlös von Privatstunden, denn

*) Sie erstreckt sich über die Gouvernements Sarátow, Samara, Chersón, Jekaterinoslaw, Taurien und Bessarabien und umfaßt etwa 1,000.000 km².



der Zuschuß von zu Hause war — besonders seit dem 1850 erfolgten Tode des Vaters — recht unbedeutend. Doch seine Liebe zu Kindern und seine Gutmütigkeit verleiteten ihn oft auch, unentgeltlichen Unterricht zu erteilen oder das sauer verdiente Geld zum Besten anderer zu verwenden.

Eben hatte Zottmann das Examen als Lehramtskandidat abgelegt, als die Aufforderung an ihn erging, bei dem griechischen Gesandten am russischen Hof, Minister Zographos, eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Reiselust und die Aussicht, sich ohne Sorgen und Entbehrungen auf die Doktorwürde und das akademische Lehramt vorbereiten zu können, ließen ihn einwilligen und im Herbst 1853 reiste er nach Petersburg ab, ohne zu ahnen, daß das fremde Rußland bald seine neue Heimat werden sollte. Mitten in dem gesellschaftlichen Trubel, in den Zottmann gegen seinen Willen in dem vornehmen Hause geriet, blieb er sich und seinen Plänen treu und arbeitete mit Ernst und Eifer an seiner Weiterbildung, immer den dereinstigen Priesterberuf im Auge behaltend. Ebenso hielt er's in Moskau, wo er, als Zographos 1854 Petersburg verließ, in ähnlicher Stellung wie bisher in das Haus eines reichen deutschen Bankiers kam. Er erlernte die russische Sprache so gründlich, daß er an der Moskauer Universität das russische Lehramtsexamen machen konnte, das ihn berechtigte, an einem dortigen Gymnasium zu unterrichten. „Die sich nun immer mehr eröffnenden glänzenden Aussichten für die Zukunft für russische Stellen ließen auch den Gedanken wieder auftauchen, den Priesterberuf hintanzusetzen und ganz in der Welt zu leben, eine Familie zu gründen."*) Doch dieser Gedanke verflog schnell und 1859 folgte Zottmann dem Zureden einiger Bekannten, nicht in Bayern, sondern in Rußland Priester zu werden, da in den Kolonien großer Mangel an Geistlichen herrsche; er reiste also nach Sarátow und wurde mit Freuden in das Diözesanseminar aufgenommen.

Am 29. Juni 1860 erfolgte die Priesterweihe und bald darauf die Anstellung als Vikar der Dompfarrei, aber bereits im Februar 1861 wurde Zottmann zum Inspektor oder Subregens des Seminars und Professor an demselben ernannt, in welcher Stellung er sich sowohl durch seine Leistungen als seine Charaktereigenschaften die höchste Zufriedenheit seines Oberhirten erwarb.

Die nächsten Jahre gestalteten sich für das Sarátower Seminar besonders schwierig; die Verfolgung des Katholizismus in Polen warf ihre Schatten bis in den fernen Süden. Die Regierung erinnerte den Bischof wiederholt daran, in der Leitung und Pastorierung seiner Diözese das deutsche Element vorherrschen zu lassen, da man nicht gesonnen sei, mitten im Reich einen neuen polnischen Sprengel entstehen zu lassen. Woher aber sollten die deutschen Kräfte genommen werden? Die Kolonistensöhne, die in das Seminar eintraten, verließen es bald wieder, da ihnen der Unterricht der polnischen Professoren nicht zusagte, und es stand zu befürchten, daß nach dem Tode Bischof Kahns die Diözese wieder aufgehoben werde. — Da übernahm Zottmann mit Einwilligung des Bischofs die Umgestaltung und Festigung des Seminars, reiste nach Deutschland (1864) und warb dort einige tüchtige

*) Zottmann, S. 61.

deutsche Professoren an. Inzwischen starb Kahn und Lipski wurde zum Kapitelvikar ernannt, wodurch die Angelegenheit wieder in die Länge gezogen ward. Erst im Februar 1865 kam sie in der Weise zum Abschluß, daß an Stelle des bisherigen polnischen Rektors Zottmann der Leiter des Seminars wurde. Es gelang ihm in wenigen Jahren, die Anstalt in die Höhe zu bringen, obgleich Anfeindungen von polnischer Seite bei den ohnedies verwickelten Verhältnissen seine Stellung zu keiner leichten gestalteten. Mit den gleichen Schwierigkeiten hatte er — nur in noch verstärktem Maße — nach seiner Ernennung zum Bischof zu kämpfen, er aber „arbeitete durch Schrift und Wort, durch sein eigenes Beispiel und eine geradezu erstaunliche Tätigkeit auf allen Gebieten rastlos auf die geistige, sittliche und selbst materielle Hebung seines Sprengels, zumal der deutschen Kolonien, hin. Er war es auch, der durch Kollekten die nötigen Mittel zum Bau einer würdigen Kathedrale zusammenbrachte, die heute eine Zierde Sarátows bildet. Er übersiedelte Priester- und Knabenseminar in ein eigenes entsprechendes Gebäude und scheute kein Opfer, um die Anstalten ihrem eigentlichen Zwecke, der Heranbildung eines tüchtigen deutschen Pfarrklerus, zuzuführen. Tatsächlich gingen aus dem Seminar von 1865—1882 nicht weniger als 68 Priester, 49 Deutsche, 17 polnische und 2 grusinische (georgische) hervor."*) — Zugleich verstand Zottmann es, ohne die Rechte der Kirche preiszugeben, sich mit der Regierung so zu stellen, daß er sich in seiner Diözese manches erlauben konnte, was den polnischen Bischöfen verboten war: er durfte Hirtenbriefe in die Diözese hinaussenden, Firmungs- und Visitationsreisen machen, religiöse Vorträge halten, Kollekten zum Besten der Kirche veranstalten und den Verkehr mit dem Heiligen Stuhl, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, aufrechterhalten. Während eines Urlaubes führte er einen von Jugend auf gehegten Wunsch aus und besuchte von Deutschland aus Rom. „Es war das erstemal, daß ein russischer Bischof am Grabe der Apostelfürsten sich einfand und die Schwellen des Vatikans überschritt. Strahlenden Auges erzählte er oft, wie ihm Leo XIII. oben auf der Stiege entgegengekommen und ihn mit offenen Armen empfangen habe. Seitdem hat sich in Rußland die Sachlage für die Kirche günstiger gestaltet und es ist für russische Bischöfe eine Romreise viel leichter möglich; um so bedeutungsvoller und denkwürdiger war diese Huldigung des ersten russischen Bischofes in Rom an den Hl. Vater am 30. Dezember 1882."**)

Die Verdienste Zottmanns um die Kirche waren so groß und seine Tätigkeit für die Tiraspoler Diözese von solcher Bedeutung, daß der Papst die wiederholte Bitte des kränklich und müde gewordenen Bischofs, resignieren zu dürfen, nicht erfüllen wollte. Erst 1888 wurde ihm ein längerer Urlaub bewilligt und, da dieser keine genügende Erholung brachte, die Resignation genehmigt. — Seine letzten Lebensjahre verbrachte Zottmann teils in Deutschland, teils an der adriatischen Küste, trotz zunehmender Kränklichkeit und des schnellen Schwindens des Augenlichtes immer noch mit Studien und Lektüre beschäftigt und seine Freistunden der Wohltätigkeit widmend. Er

*) Die katholischen Missionen, 1906, S. 100.
**) Zottmann, S. 153.



starb am 12. Dezember 1901 in seiner Geburtsstadt Ornbau, woselbst seine Leiche in der Gottesackerkirche vor dem Hochaltar beigesetzt wurde.

Nach Zottmanns Resignation wurde die nun schon wohl organisierte Diözese durch Anton Zerr, ein Kind der deutschen Kolonien in der Odessaer Gegend und Zögling des Sarátower Seminars, in würdiger Weise weitergeleitet. Als auch Zerr wegen zunehmender Kränklichkeit frei resignierte (1902), folgte ihm auf dem Bischofsstuhl Baron Eduard von der Ropp, der einer baltischen Adelsfamilie entstammt und schon als Propst in Libau (Kurland) durch seine bedeutenden Fähigkeiten und seine Frömmigkeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Nach kaum zweijähriger erfolgreicher Tätigkeit wurde er zum Kummer seiner Diözesanen aus Sarátow nach Wilna versetzt; seitdem er in diesem Jahre in die Duma gewählt worden war, wurde sein Name öfters in den Zeitungen genannt und zuweilen auch mit falschen Gerüchten in Verbindung gebracht.

Der jetzige Bischof, Josef Keßler, ist bereits der zweite Kolonistensohn, der den Bischofsstuhl besteigen durfte: er stammt aus dem Kirchdorf Louis im Gouvernement Samára.

Bis zum Regierungsantritt Alexanders III. bestand in den Kolonien noch das Recht der Selbstverwaltung, das ihnen bei der Einwanderung gewährt worden war, dann aber wurden sie den russischen Landvögten unterstellt, die die Beschlüsse der Gemeinden zu bestätigen haben. Diese Landvögte, denen jedes Verständnis für religiös-kirchliche Angelegenheiten mangelt, haben nicht immer zum Vorteil von Kirche und Schule gewirkt. Auch ist es nach wie vor schwer, eine genügende Anzahl von gebildeten, religiös gesinnten deutschen Lehrern zu beschaffen und einen ausreichenden Weltklerus heranzubilden, zumal den Kolonisten, die oft unter Mißernten zu leiden haben, die Mittel zur notwendigen Ausgestaltung des Priester- und Knabenseminars immer noch fehlen. Dennoch zählt die Diözese, die ihre Erhaltung in kritischer Zeit hauptsächlich dem Wirken Zottmanns verdankt, heute bereits zu den am besten organisierten Rußlands. Die meisten Kolonien besitzen stattliche, würdig geschmückte Kirchen. „Für die sehr beliebte Kreuzwegandacht werden aus dem Westen die würdigsten Darstellungen beschafft. Neben der Kreuzwegandacht blühen in allen Gemeinden das vierzigstündige Gebet, die Maiandacht und vorab der heilige Rosenkranz. Manche Gebräuche und Andachten, wie z. B. die alljährlich gehaltene St. Wendelinusmesse, erinnern in manchen Kolonien deutlich an die alte Heimat, deren sprachliche Eigenarten hier noch unverfälscht nachklingen. Auch der Kirchengesang wird an der Wolga wie an den Gestaden des Schwarzen Meeres mit echt deutscher Sangeslust gepflegt. Mancherorts wird seit Jahren der lateinische Choral gesungen. . . Die Primiz eines jungen Priesters ist bei unseren südrussischen Katholiken eine ebenso rührende und erhebende Feier wie in der alten Heimat, und das fünfzigjährige Jubiläum der Unbefleckten Empfängnis fand in allen Kolonien ein lautes, begeistertes Echo." *)

So gedeiht dort in der Ferne, inmitten fremder und zum Teil feindlicher Völker, unbezwungen durch die oft beängstigend drohenden Verhältnisse

*) Die katholischen Missionen, 1906, S. 128.

ein schönes Stück deutsch-katholischen Lebens und Geistes. Wird die Zukunft es erhalten? Werden nicht nur für die Tiraspoler Diözese, sondern für den Katholizismus in Rußland überhaupt jetzt wirklich bessere Tage kommen? Die russische Regierung hat gerade der katholischen Kirche gegenüber so oft schon nicht gehalten, was sie versprach, daß man's kaum wagt, auf das Toleranzedikt Nikolaus' II. zu bauen. Gingen die Ministerialkanzleien doch bereits wenige Monate nach dem Erscheinen des Ediktes daran, es durch verschiedene Einschränkungen und Abänderungen für die Praxis fast wertlos zu machen! Doch die Standhaftigkeit und Kraft, die die katholische Kirche in jahrhundertelangem Kampf bewiesen, lassen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß sie auch in Zukunft, mag diese bringen, was sie wolle, nicht unterliegen, sondern sich zu endlichem Siege durchringen werde.



Spinne am Morgen.

Von Fr. Castelle—Aachen.

Die Braut:

Mach' ich kaum das Fenster auf,
Lenkst du schon am silbernen Faden
Heimlich zu mir hinein den Lauf,
Und ich hab' dich doch nicht geladen.
Spinne, Spinne! Was willst du hier?
Bringst du Sorge, bringst Kummer mir?

Nein, nicht Kummer! Du bist wohl nur
Meines Geliebten Gesandte,
Der am Abend die Schritte nur,
Nicht die Gedanken wandte,
Der dich geschickt, daß du sinnst und spinnst
Und meine ersten Grüße gewinnst.

Und die sind ja so froh, so frei
Jeglicher kümmernder Sorgen.
Drum komm' näher nur, komm' nur herbei,
Emsige Spinne am Morgen,
Spinne nur weiter, vor und zurück,
Spinne uns beiden ein ewiges Glück!





Fragmente
aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers
Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Lösch, Mähren.

V.*)

Mir fällt eben eine mit Baron Tinti gehabte Unterredung ein, an die sich eine kurze Ausführung über eine nicht unwichtige Frage knüpfen läßt.

Es war in einem der letzten Monate meiner Amtsführung, jedoch noch vor der Berufung des außerordentlichen Reichsrates, als Baron Tinti — der frühere Verehrer Schmerlings, der übereifrige Zentralist und jetzt willige Dualist, welcher glaubte, konservativ zu sein, wenn er die deutschliberalen Bestrebungen mit seinen wässerigen Gedanken versetzte — mich mit seinem Besuche beehrte. Zweck dieses Besuches war die Unterstützung der Wünsche eines der vielen Ordenssüchtigen Wiens nach der Kriegsepoche. Baron Tinti ging bei dieser Gelegenheit sehr gerne auf eine politische Konversation ein, und da war natürlich der „Reichsrat", der ihm bei seiner Eitelkeit und

*) Die folgenden, zur Veröffentlichung gelangenden Ausführungen Belcredis befassen sich eingehend mit der am meisten angefeindeten Regierungsmaßregel seines Ministeriums, mit der sog. Sistierung. In außerordentlich scharfsinniger Weise, in stets vornehmer Polemik wird deren Notwendigkeit und Berechtigung begründet, so daß dieser staatsrechtliche Exkurs für die Geschichte österreichischen Verfassungslebens und Konstitutionalismus von großer Bedeutung ist. Es erschien daher dem Herausgeber zur Komplettierung des bisher Veröffentlichten notwendig und angemessen, auch dieses Fragment nun zu publizieren, wenn es auch vielleicht in einem weiteren Leserkreise nicht jenem spannenden Interesse begegnen dürfte, welches dem im Juli dieses Jahres publizierten Fragmente mit Recht zukommt. Belcredi selbst bezeichnet das gegenwärtige Fragment als: „Notizen politischer Natur, die Sistierung betreffend. Geschrieben 11. März 1869." Hervorgerufen sind diese Notizen durch eine persönliche Begegnung mit dem damaligen Abgeordneten Baron Tinti. Bald werden 40 Jahre seit jener Zeit verflossen sein! Der lange Zeitraum hindert aber nicht, daß diesen Schilderungen der Vergangenheit ein höchst aktuelles Interesse innewohnt. Möchten selbe dazu dienen, Belcredis Wesen und Wirken in das rechte Licht zu stellen und im Zusammenhange mit den bisherigen Publikationen das edle Bild seiner Persönlichkeit ungetrübt durch irrtümliche oder parteiische Entstellung in seinem vollen Glanze vor der gegenwärtigen Generation erscheinen zu lassen! Dann ist eine der vornehmsten Aufgaben dieser Veröffentlichungen — nebst der Feststellung der historischen Wahrheit — erfüllt und wir können mit einem Gefühle der Befriedigung von unseren Lesern für jetzt Abschied nehmen, da außer einigen kleineren Miszellen und einem Exkurse über das Domänenpfandbriefanlehen, welches im letzten Fragmente erwähnt wird, das zur Veröffentlichung derzeit geeignete Material erschöpft ist. Der Herausgeber.



Redegier eine Art Lebensbedürfnis geworden war, das erste Wort, was er aussprach. Tinti sagte, er könne wohl begreifen, daß ich mich zur Sistierung des „weiteren Reichsrates" veranlaßt fand, hiezu habe der Ausgleich mit Ungarn gedrängt (ein immerhin beachtenswertes Geständnis eines Zentralisten); aber unbegreiflich werde es ihm stets bleiben, daß ich den „engeren" Reichsrat „in seiner Tätigkeit störte." Überraschen konnte mich diese Äußerung allerdings nicht, es berührte dieselbe ja ein schon bis zur Ermüdung in den Journalen besprochenes Thema. Interessant war mir nur, abermals konstatieren zu können, daß die Deutschliberalen für Rechtsgründe absolut unempfänglich sind, wenn diese mit ihren eigenen Interessen in Kollision geraten.

So war es bereits im Jahre 1861, so ist es geblieben bis zum heutigen Tag. Gleich nach dem ersten Zusammentreten des Reichsrates im Jahre 1861 lagen in der Haltung der Ungarn und Kroaten, in der Haltung der Slaven der nicht ungarischen Länder Gründe der zwingendsten Art, sich mit der Rechtsfrage, mit den Rechtsgrundlagen der neugeschaffenen Versammlung zu beschäftigen. Schon die leeren Bänke des Beratungssaales forderten sehr nachdrücklich zur Beantwortung der Frage: Was sind wir? Was sollen und was können wir? auf. Von slavischer Seite wurden diese Fragen zwar gleich in den ersten Sitzungen angeregt, hatten aber keine andere Folge, als daß die Blicke der deutschen Majorität sich ängstlich der Ministerbank zuwandten. Schmerling sollte diese Frage beantworten, die Versammlung fühlte wunderbarerweise keinen Beruf dazu. Einen kindlicheren Sinn hat wohl kaum jemals ein im Herzen Europas tagendes Parlament bekundet.

Schmerling war damals nicht bloß Minister, er war auch, gleich einem absoluten Herrscher, die Personifikation des Parlamentes. Sein Wille, seine Gedanken waren auch die Gedanken und der Wille des Parlamentes. Man hat ihm später so oft einen Vorwurf daraus gemacht, daß er diese außerordentlich günstige Lage nicht durch ein energisches Vorgehen zu verwerten verstand. Mit Unrecht sagt man dies. Eine Versammlung, die sich selbst nicht fühlt, ist machtlos, kann daher einer Regierung kein Atom einer Kraft zuführen. Die Situation, für einen Minister scheinbar so günstig, war vielmehr ein deutliches Memento mori für ihn und für sein System. Die Getreuen in der Versammlung waren rat- und kraftlos, — die Ungetreuen außerhalb der Versammlung wußten Rat und hatten Kraft. Nur ein äußerst behutsames Auftreten der Regierung konnte dem Vegetieren des Parlamentes die Frist erweitern. Jede sogenannte Energie hätte nur zu einer Illustration der Schwäche des Systems selbst geführt. Die Verfassung war von Anfang an ein totgeborenes Kind und konnte nur fünfthalb Jahre lang eine Scheinexistenz führen, weil die ungarischen und kroatischen Vertreter ferne blieben, die Verfassung vor einer wirklichen Existenz bewahrten. Wären die Vertreter der östlichen Länder im Reichsrate erschienen, so wäre dessen wahrer Geburtstag zugleich sein Sterbetag gewesen; denn jene Abgeordneten, vereint mit der föderalistischen Opposition, hätten die Majorität gebildet, sie hätten den Reichsrat beherrscht und, wie die Dinge lagen, diese Herrschaft nur dazu benützt, sogleich den Todesstreich zu führen.

Dies fühlten und wußten im Reichsrat alle und es war den Ungarn auch kein Geheimnis. Diese stellten aber das Recht höher als die Opportunität, sie wollten die Bahn des Rechtes keinen Augenblick verlassen und hierin offenbarte sich eine gesunde Kraft, die durch die stumpfen Opportunitäts-Waffen ihrer Gegner nicht zu überwältigen war. Kann es aber wohl einen schlagenderen Beweis für die Unhaltbarkeit einer Verfassung geben als den, daß sie nicht leben darf, wenn sie nicht sogleich sterben soll?

Wir erleben nun bei der Dezemberverfassung in kleinerem Rahmen die zweite Auflage eines seiner Anlage nach verfehlten Werkes. Die Tschechen haben nun die Rolle der Ungarn übernommen, das Resultat wird ganz dasselbe sein.

Auch Schmerling schwieg wochenlang und ich erinnere mich noch sehr wohl an jene bange Zeit, da der Reichsrat — nämlich die Versammlung, die man wenigstens so nannte, — in vollster Ungewißheit über seine Natur und Berechtigung gar nicht wußte, womit er seine Zeit ausfüllen solle. Die Regierung hatte keine Vorlagen gemacht und das Rumpfparlament wußte ja gar nicht, wozu es berechtigt und nichtberechtigt sei.

Erst gegen Ende Juni, nachdem man nach der den meisten sympathischen Diätenfrage gegriffen hatte, um das utile cum dulci zu mischen und die Zeit angenehm hinzubringen, erklärte Schmerling, daß der Reichsrat zwar als der „weitere" berufen wurde, aber, nachdem es in den ungarischen Ländern noch nicht zur Wahl gekommen sei, von der Regierung vorläufig als der „engere" betrachtet werde. Gleich bei der Publikation des Februar-Statutes wurde der Reichsrat für den 23. April nach Wien berufen. Schmerling in seiner bureaukratischen Anschauungsweise hatte nur das Formelle der Wahlprozedur im Auge. Dieses konnte, wenn alle Bureaus hübsch tätig waren, in der Frist von acht Wochen für Landtag und Reichsrat bewältigt werden. Auf das Essentielle, nämlich auf die Haltung der Stephanskrone, nahm er gar keine Rücksicht. Für den sogenannten engeren Reichsrat waren gar keine Vorlagen der Regierung ausgearbeitet, ein deutlicher Beweis, wie leichtsinnig und optimistisch man die Lage beurteilt hatte. Wahrscheinlich war man in der Erwartung, daß der berufene weitere Reichsrat sich auch wirklich rechtzeitig versammeln werde, gewillt, demselben das Budget zur Beratung zu unterbreiten. — Jene Erklärung Schmerlings vom Juni 1861 befreite die Reichsratsmajorität von dem Alp, der sie drückte. Er hat es gesagt, — also sind wir richtig der „engere" Reichsrat. So lautete das Raisonnement der weit überwiegenden Mehrheit der Versammlung. Die Zweifel einzelner Abgeordneten in die Richtigkeit dieser Auffassung blieben unbeachtet. Ein Zeichen politischer Reife wird niemand darin suchen, allein ebensowenig läßt sich verkennen, — ohne jede Ironie sei es gesagt, — daß hierin ein Zug der Gutmütigkeit und loyalen Ergebenheit für Kaiser und Regierung lag, der die österreichische Bevölkerung auszeichnet und bei richtiger Auffassung von hohem Werte ist. Jede andere Versammlung, in der bereits ein Verständnis für die Bedeutung der Aufgabe eines Parlamentes erwacht ist, würde in jenen Worten Schmerlings eine direkte Aufforderung erblickt haben, ihre Lage vom Rechts- und Opportunitätsstandpunkt einer gründlichen Erwägung zu unterziehen. Hatte ja doch die Regierung selbst durch die endlich abgegebene Er-

klärung ihre Unsicherheit und Unklarheit in der Beurteilung der Situation, in der Auffassung der Rechtsfrage an den Tag gelegt. — Der Reichsrat wurde als „weiterer“ berufen; die Thronrede hat ihn als solchen behandelt und mit keinem Worte der Funktion des „engeren Reichsrates“ gedacht. Wie kam nun die Regierung dazu, ihn für den „engeren“ zu erklären? Hatte eine solche Erklärung im Widerspruch mit der Berufung und Thronrede irgend welche Rechtskraft? Diese Frage hätte bei einiger Überlegung nur verneint werden können. Das Februarstatut sprach allerdings nur von der jährlichen Berufung des „Reichsrates“ durch den Kaiser, nachdem es ja überhaupt nur einen Reichsrat gab, der aber in seinen Funktionen und seiner durch diese bedingten Zusammensetzung eine Verschiedenheit zeigte.

Eben dieser letztere Umstand machte es aber notwendig, die Funktionsberechtigung aus dem Inhalt der kaiserlichen Berufung abzuleiten und diese letztere danach einzurichten, da ja sonst die aus den ungarischen Ländern zu entsendenden Mitglieder, deren Mitwirkung sich auf die Angelegenheiten des Gesamtreiches beschränkte, niemals hätten beurteilen können, ob die Berufung auch ihnen gelte oder nicht. In den späteren Jahren des Schmerlingschen Regimes ist auch die Berufung des Reichsrates als „weiteren“ besonders betont und in der Thronrede auf die Konvokation und Tätigkeit des „engeren“ Reichsrates speziell hingewiesen worden. Der Reichsrat selbst hat in dieser späteren Zeit nicht bloß in Interpellationen, sondern auch in Adressen auf eine besondere Berufung des „engeren“ Reichsrates hingewiesen. Schmerling erkannte später die Notwendigkeit, die Funktionen, zu denen der Reichsrat berufen wurde, selbst dann zu präzisieren, wenn es sich um Angelegenheiten des Gesamtreiches handelte, obwohl hier der allgemeine Ausdruck „Reichsrat“ genügen konnte, da dieser ja in erster Linie für die Reichsangelegenheiten bestimmt war. Sollte seine Konvokation aber für die ihm erst in zweiter Reihe zugewiesenen Angelegenheiten der nichtungarischen Länder gelten, so war hierüber die kaiserliche Erklärung absolut nötig. Im Jahre 1861 war sich aber der Schöpfer dieser Verfassung — Schmerling — selbst darüber vollkommen unklar und der Reichsrat fand sich nicht veranlaßt, ihn in dieser Unklarheit zu stören.

Selbst als der ungarische Landtag in seiner Adresse vom August 1861 den Faden der Unterhandlungen für „abgerissen“ erklärte und infolgedessen aufgelöst wurde, selbst als hierauf die Lehre der Rechtsverwirkung Ungarns von Schmerling im Reichsrat vorgetragen und das Budget dem Reichsrat in seiner Unvollständigkeit vorgelegt wurde, als endlich im Jahre 1863 Siebenbürgen auf Grund eines oktroyierten Wahlstatutes für seinen Landtag in diesem auch die Entsendung von Reichsratsdeputierten beschloß, — selbst nach allen diesen gewiß eindringlichen Mahnungen fand sich die Versammlung zu keiner selbständigen Prüfung der politischen Lage veranlaßt, sondern folgte willig der Regierung. Die in den letzten Jahren der Reichsratstätigkeit ausgesprochenen Wünsche nach Berufung des ungarischen Landtages — ohne daß aber der Reichsrat im mindesten gewillt war, den eigenen Standpunkt aufzugeben, — lieferten nur den Beweis, daß die Unklarheit dieser Körperschaft womöglich noch größer war als jene der Regierung. Diese wenigstens wußte, daß mit dem ungarischen Landtage unter so bewandten

Umständen nichts anzufangen sei. So wandelte man denn den Irrweg mit geschlossenen Augen weiter; mit jedem Jahre steigerte sich die Rechtsverwirrung, bis sie endlich einen Grad erreicht hatte, der ein Zerhauen des unlösbar gewordenen Knotens erforderte, sollte nicht alles in der Begriffsverwirrung untergehen.

Tinti hatte nun mit jener Äußerung wenigstens anerkannt, daß die Politik der Tatsachen, die man Ungarn gegenüber bis zu ihren letzten Konsequenzen verfolgte, erfolglos war und eine Umkehr nötig machte. Die durch das September-Patent 1865 inaugurierte Politik war aber ihm und allen seinen deutschliberalen Gesinnungsgenossen auch nur eine neue Tatsache, mit der man sich abzufinden gedachte, wenn sie zur Versöhnung Ungarns führte. Er war aber immer noch weit entfernt, die Frage des Rechtes in Erwägung zu ziehen, jenes Rechtes, welches das von ihm so hochgehaltene Februar-Statut selbst formuliert hatte. Es erscheint unglaublich, ist aber dennoch vollkommen wahr, daß die Partei der Verfassungstreuen, die Verteidiger des Rechtsstaates, sich niemals ernstlich mit der Frage beschäftigten, was denn nach der Februar-Verfassung, der sie eine so felsenfeste Treue geschworen, eigentlich Rechtens sei? Wenn die Regierungsblätter die Rechtsfrage eingehend besprachen, so belächelte man dies als „Lehrmeinungen“, als doktrinäres Wesen, welches den Realpolitiker — so nennen sich jene Verehrer der Politik der Tatsachen, der Gewalt — nur zu einem mitleidigen Achselzucken bestimmt.

Die Februar-Verfassung enthält allerdings ein gutes Stück Doktrin, nachdem sie aber nun einmal als der unantastbare Rechtsboden betrachtet wurde, so sollte man meinen, daß diese Betrachtung auch auf das Recht auszudehnen war, welches diesem Boden entsprießt . . Eine solche Meinung war aber unseren Realpolitikern gründlich verhaßt. Das ist ja eben „Realpolitik“ im modernen Sinn, daß die Tatsachen, soweit sie den eigenen Interessen günstig sind, an die Stelle des Rechtes treten und mit allen Mitteln der Gewalt geschützt und verteidigt werden sollen. Die Versammlung vor dem Schottentor war zur Tatsache geworden, die deutschliberale Partei hatte in derselben die Majorität, ergo ist es ein überflüssiges Beginnen, nebenbei auch noch nach dem Rechte zu fragen. Der Doktrinarismus, so harmlos auf dem Lehrstuhl, wird gewalttätig, sobald er in die lebendige Welt herabsteigt; was die eigene Kraft nicht vermag, muß die brutale Gewalt ersetzen. Ich machte mir gar keine Illusion darüber, Baron Tinti eine andere Meinung über die angebliche Rechtsbeständigkeit des engeren Reichsrates beigebracht zu haben, so einfach und faßlich auch die Argumente waren, welche das Februar-Statut selbst an die Hand gab. Nach diesem gab es nämlich nur einen Reichsrat, welchen der § 1 als die Vertretung des ganzen Reiches definierte und dessen Zusammensetzung im § 6 normiert war, welcher alle Länder der Monarchie mit der auf dieselben entfallenden Abgeordnetenzahl aufzählte. Die im Gesetze enthaltene Unterscheidung bezog sich nur auf die Funktionen dieses einen Reichsrates (übereinstimmend mit dem Oktober-Diplom), indem diese einerseits die Angelegenheiten des Gesamtreiches und andererseits Angelegenheiten der nichtungarischen Länder berührten. Das Gesetz sagte im § 4: „Der Reichsrat hat nebstbei

auch Angelegenheiten der nichtungarischen Länder zu behandeln." Am Schlusse dieses Paragraphen hieß es dann: „Dieser engere Reichsrat ꝛc." — und damit war klar ausgesprochen, — wie es auch im Zusammenhang mit den anderen Bestimmungen, namentlich mit § 1 nicht anders möglich war, — daß durch diese Bezeichnung nicht ein besonderer selbständiger Vertretungskörper, ein engerer oder weiterer Reichsrat gemeint war, sondern daß ein und derselbe Reichsrat nur mit Rücksicht auf einen Teil der Monarchie, auf Funktionen eines engeren Länderkreises, die auch nur von den Abgeordneten dieses engeren, nichtungarischen Länderkreises auszuüben waren, als der „engere" bezeichnet wurde. Die Abgeordneten der nichtungarischen Länder hatten aber dieselbe Eigenschaft, welche den Delegierten der ungarischen Länder vom Gesetze zugedacht war, nämlich sie waren Mitglieder der Vertretung des Reiches und eben in dieser Eigenschaft hatten sie neben der Behandlung der Reichsangelegenheiten auch über gewisse Angelegenheiten der nichtungarischen Länder zu beraten und zu beschließen. Die Landesordnungen haben es zum Überfluß durch ihre Hinweisung auf das Oktober-Diplom und den § 6 des Februar-Statutes, der eben von der Zusammensetzung der Vertretung des ganzen Reiches handelt, nochmals hervorgehoben, welche Bedeutung der Wahl und dem Mandate der Delegierten nichtungarischer Länder innewohnt, nämlich als Mitglieder des das ganze Reich vertretenden Körpers zu fungieren. Eine Wahl für den „engeren" Reichsrat existiert weder nach dem Reichsratsstatut noch nach den Landesordnungen. Da es nur einen Reichsrat gab, so bestand zur Normierung seiner Rechte und Funktionen natürlich nur ein Statut, nämlich jenes vom 26. Februar 1861. Wurde nun die Wirksamkeit dieses einen Reichsrates sistiert, — und eine Trennung war ja nicht möglich, weil das Gesetz sie nicht kannte, — so mußten natürlich auch die Funktionen dieses Körpers aufhören, wozu auch jene gehörte, die allein die außerungarischen Länder berührte. Wurde das Reichsratsstatut als Vorlage, als Entwurf eines für das ganze Reich bestimmten Gesetzes dem ungarischen und kroatischen Landtag vorgelegt, so konnte doch unmöglich gleichzeitig dasselbe Statut in den anderen Teilen der Monarchie als bindendes Reichsgesetz gelten. Man vergißt immer, daß es sich bei der an den ungarischen und kroatischen Landtag gerichteten Aufforderung zur Immatrikulierung, also zur Annahme des Reichsratsstatutes, ja nicht um eine spezifisch ungarische und kroatische Angelegenheit, sondern um die Erfüllung einer im Gesetze selbst vorgeschriebenen Bedingung handelte, ein Verfassungsgesetz für das ganze Reich — also für alle seine Teile, die nichtungarischen mit inbegriffen — zustande zu bringen und wirksam zu machen. Es zeigt also nur von der durch die Schmerlingsche Politik hervorgerufenen argen Begriffsverwirrung, wenn verlangt wurde, daß ein legislatives Operat, welches seiner ganzen Wesenheit, seinem Grundgedanken und seiner klaren Bestimmung nach für das ganze Reich gelten sollte, in dem einen Teil der Monarchie als Gesetzesentwurf Gegenstand der Landtagsverhandlungen und in dem anderen Teile als wirksames Reichsgesetz die unantastbare Grundlage legislativer Beschlüsse bilden sollte; daß die aus den nichtungarischen Ländern entsendeten Delegierten in ihrer Eigenschaft als Mitglieder einer Reichsvertretung fungieren sollten, wenn auch nur für große

Angelegenheiten (was auf den Rechtstitel keinen Bezug hat), und wenn auch diese Reichsvertretung noch gar nicht existiert und in einem Teile der Monarchie erst über das Ob und das Wie dieser Vertretung verhandelt wird.

Zuerst muß denn doch wohl das Gesetz wirksam sein, welches diese Eigenschaft verleiht; es muß die Institution ins Leben treten, die jene Tätigkeit rechtlich möglich macht. Es fällt doch bei gesundem Verstande niemandem ein, von Akademikern zu sprechen, bevor noch eine Akademie besteht.

Der Justizminister Komers meinte einmal: „Möglich wäre es doch, den engeren Reichsrat fungieren zu lassen und nur den Teil des Reichsratsstatutes als suspendiert zu betrachten, welcher zu seiner Geltung die Teilnahme Ungarns bedingt.“ Er begründete diese Ansicht damit, daß man ja auch aus dem bürgerlichen Gesetzbuch schon Teile als unwirksam ausgeschieden habe, ohne dadurch die Wirksamkeit der anderen Teile zu alterieren. Zum Beispiel das Eherecht durch die neue Gesetzgebung infolge des Konkordates.

Es war dies der praktische Jurist, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Das Zivilgesetzbuch ist ein Komplex von Rechtsbestimmungen über die verschiedenen bürgerlichen Verhältnisse des Lebens. Wissenschaftlich bilden diese Bestimmungen ein Ganzes, insofern das Objekt derselben durchgehends privatrechtlicher Natur ist; aber praktisch beruht die Einheit nur auf dem formalen Grunde, daß man diese Bestimmungen eben kodifiziert hat; es konnte aber, ohne der Sache zu schaden, ebensogut ein eigenes Gesetz über Eherecht, ein eigenes über Eigentumsrecht, über Vertragsrecht ꝛc. bestehen. In England bestehen keine Kodizes, aber es besteht dort ein Privatrecht wie anderwärts.

Das Reichsratsstatut war aber nach seinem Grundgedanken ein einheitliches, untrennbares Ganzes, denn sein Grundgedanke ist die verfassungsmäßige Einheit des Gesamtreiches. Diese Einheit ist die Voraussetzung der Wirksamkeit des Statuts nach allen Richtungen und Beziehungen, daher auch in Beziehung auf die Funktion des engeren Reichsrates; denn existiert jene Einheit nicht, so existiert auch der Reichsrat, der ja eben ihr Ausdruck sein soll, ebenfalls nicht und kann daher nach keiner Richtung wirksam sein. Hier handelte es sich ja nicht um einige Gesetzbestimmungen, welche schon in Frage standen, sondern um die durch das Reichsratsstatut geschaffene oder vielmehr intendierte Institution selbst; ihre Existenz war in Frage.

In den späteren Jahren des Schmerlingschen Regimes hat der große Staatsrechtslehrer der deutschliberalen Partei, Dr. Lustkandl, — vielleicht schon in Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten, — den Satz aufgestellt, der engere Reichsrat sei ein selbständiger Vertretungskörper, und zwar deshalb, weil er einen besonderen Wirkungskreis habe. Nach diesem geistreichen Argument müßte jeder Senat eines Gerichtshofes auch ein selbstständiges Tribunal bilden, denn er hat auch einen eigenen Wirkungskreis für Straf- und Zivilrechts-Angelegenheiten. Lustkandl hat in der Oberflächlichkeit, die alle seine Arbeiten auszeichnet, die ihn aber gerade zum Geistesverwandten der Liberalen machte, übersehen, daß über die Selbstständigkeit oder Unselbständigkeit eines Vertretungskörpers eben das Gesetz und nur das Gesetz, welches demselben zugrunde liegt, entscheidet. Dieses kennt aber nur verschiedene Funktionen eines und desselben Vertretungskörpers,

nämlich des Reichsrates. Ob diese Gestaltung eine glückliche war oder nicht, ist eine andere Frage. Wie hätte sich Herr Lustkandl wohl die Sache gedacht, wenn der engere Reichsrat als selbständiger Körper auch nach der Sistierung fortgetagt hätte und im Jahre 1866 die Wahlperiode abgelaufen gewesen wäre? Es hätten ja dann notwendig neue Wahlen stattfinden müssen. Aber nach welchem Gesetz? Weder das Reichsratsstatut noch die Landesordnungen kennen Wahlen für den engeren Reichsrat, weil er eben keine selbständige Vertretung war und sein sollte. Der Triester Gemeinderat fungiert zugleich als Landtag; diese beiden Eigenschaften sind allerdings selbständiger Natur, aber aus dem einfachen Grunde, weil das Gesetz ihm diese Selbständigkeit verleiht. Wollte man den Reichsrat für die nichtungarischen Länder forttagen lassen, so standen nur zwei Wege offen: entweder mußte man einer solchen Vertretung eine selbständige gesetzliche Grundlage oktroyieren (etwa mutatis mutandis das Februar-Statut), — oder aber man mußte zu einer neuen Fiktion schreiten, zu der Fiktion nämlich, daß der „engere" Reichsrat ein selbständiger Vertretungskörper sei. Die Betretung des ersteren Weges konnte selbst die deutschliberale Partei nicht wünschen; schon deshalb nicht, weil eine solche Oktroyierung eine Aufhebung des Reichsratsstatutes in sich geschlossen hätte, da dieses grundsätzlich einen solchen Vertretungskörper nicht zuläßt. Eine Verhandlung mit Ungarn wegen Annahme des Reichsratsstatuts wäre dann von selbst entfallen und der Dualismus in seiner schroffsten Form von vorneherein sanktioniert worden. Die Betretung des zweiten Weges konnte aber von einer Regierung nicht erwartet und gefordert werden, die mit der Politik der Fiktionen gebrochen hatte, weil sie dieselbe — Zeuge der in einem fünfjährigen Wirken erzielten Früchte — für verderblich hielt. Welches Vertrauen hätte Ungarn einer Regierung entgegenbringen können, welche gleich der vorangegangenen die Rechtsfiktion an die Stelle des wahren Rechtes setzt und nur aus Opportunitätsgründen von der Wirksamkeit des Reichsrates für die Gesamtmonarchie absieht? Mußte es nicht besorgen, daß diese Opportunität jeden Augenblick einer anderen, und zwar der ersten geradezu entgegengesetzten, Platz machen würde? Die Erfahrungen aus der Schmerlingschen Ära hatten ein so tief wurzelndes Mißtrauen erzeugt, daß nur die volle, rückhaltlose Anerkennung des Rechtes, daher die Beseitigung jedweder Rechtsfiktion, es möglich machte, den im Jahre 1861 — nach Deáks Ausdruck, der in die Adresse überging — abgerissenen Faden der Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Die Fiktion des weiteren Reichsrates hatte wenigstens durch die vermeintliche Rechtsverwirkung und dadurch begründete Kontumazierung Ungarns einen formellen Grund für sich. Der Fiktion des „engeren Reichsrates" als selbständigen Vertretungskörpers hätte aber auch dieser gefehlt; denn die Wirksamkeit dieser Vertretung sollte und konnte ja einzig und allein auf das Reichsratsstatut gestützt werden; und diesem war ein selbständiges Zisleithanien mit eigener Vertretung gänzlich unbekannt. Übrigens wäre es auch der höchste Grad politischer Unklugheit gewesen, gleichzeitig mit den Verhandlungen in Pest in Wien eine Versammlung tagen zu lassen, die zwar einen anderen Titel geführt hätte, deren Geist und deren Mitglieder aber unverändert geblieben wären. Nun war es aber

bekanntlich der Geist dieser Versammlung, welcher die Zerklüftung im Innern gefördert und die Ungarn abgestoßen hat, statt sie anzuziehen. Hätte dieselbe Versammlung die Selbstverleugnung gehabt, nachdem sie durch nahezu fünf Jahre dem ganzen Reiche Gesetze und Steuern auferlegt und bis zum letzten Augenblick ihr Recht hiezu behauptet hatte, sich nun plötzlich in stiller Zurückgezogenheit mit Konkursordnungen und dergleichen zu beschäftigen?

Ein Staatsmann, der sich diesem Glauben hingegeben hätte, würde in der Naivität das Höchste geleistet haben. Ja, ich möchte behaupten, daß diese Versammlung, auch wenn sie die moralische Kraft hiezu gehabt hätte, eine solche Selbstverleugnung gar nicht üben konnte, ohne ihr Ansehen vollständig zu vernichten. Ihre ganze Existenz war durch die Geschichte jener fünf Jahre mit der Fiktion, das ganze Reich de jure zu vertreten, so innig verbunden und verwachsen, daß eine Trennung, eine Loslösung von diesem fiktiven Element ihren moralischen Tod herbeiführen mußte. Eine solche Fiktion hätte daher nach beiden Seiten hin geschadet; nach der ungarischen, weil sie dort eine vertrauensvolle Stimmung in die Absichten der Regierung unter dem Damoklesschwert des „engeren" Reichsrates, der jeden Augenblick wieder zum „weiteren" gemacht werden konnte, und bei den schwierigen, unklaren Verhältnissen, die dadurch in Siebenbürgen geschaffen wurden, nicht hätte aufkommen lassen, — und nach der nichtungarischen Seite deshalb, weil eine Versammlung, die sich in ihren bisherigen politischen Bestrebungen bankerott erklärt oder erklären läßt, jedes moralische Ansehen verwirkt hat, ihr weiteres parlamentarisches Vegetieren daher nur den Feinden eines konstitutionellen Regimes dient. Wer solche verzweifelte Situation schafft und nicht zum Absolutismus pur et simple zurückgreifen will, sieht sich schon im nächsten Augenblick zu einem entschiedenen Schritt zur Klärung der Verfassungszustände genötigt, und dieser hätte, bei der Stimmung Ungarn's am Ausgang des Regiments Schmerling, nur in der Dekretierung des schroffsten Dualismus bestehen können, indem man in Ungarn die 1848er Gesetze als wirksam anerkannt und für Nicht-Ungarn die Fiktion durch Oktroyierung eines selbständigen Verfassungsstatuts mit der Konsequenz der Ausschreibung von Neuwahlen beseitigt hätte. Man darf nie vergessen, daß die Deákpartei noch im Winter 1865 auf 1866 — Zeuge die mir von Andrassy in Pest gegebene Erklärung — das Nebeneinanderbestehen zweier selbständiger Parlamente für ganz zweckmäßig erkannte und daß es langwieriger und mühsamer Verhandlungen bedurfte, um endlich der Interessengemeinsamkeit aller Länder einen formellen Ausdruck zu verschaffen; ja, daß selbst Deák mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit und Großstaatssucht seiner Landsleute und den Einfluß der oppositionellen Partei nur höchst vorsichtig und temporisierend vorgehen konnte. Jede Halbheit im Jahre 1865 — und das wäre jene Tintische Politik gewesen — hätte sich furchtbar gerächt, indem sie unmittelbar entweder zum Absolutismus oder zum parlamentarischen Dualismus geführt hätte. Dabei kommt noch zu erwägen, daß Bismark schon damals zum Losschlagen bereit war, daher auch Gründe der äußeren Politik zum raschen Entschlusse drängten. Die Situation war im Innern und nach außen derart gespannt, daß, selbst wenn die Legalität des Reichsrates außer allem Zweifel gewesen wäre, die Rücksicht auf die Existenz des

Staates es notwendig gemacht hätte, mit der bisher befolgten Politik zu brechen und auch vor einem Staatsstreich, durch Beseitigung eines Verfassungsgesetzes, welches die Entzweiung der Völker hervorruft, nicht zurückzuschrecken. Wäre die neue Regierung die Bahnen Schmerlings weiter gewandelt, so hätte die österreichische Armee nicht bloß einen äußeren Feind im Norden und Süden, sondern gleichzeitig auch einen mächtigen inneren Feind im Osten des Reiches zu bekämpfen gehabt und das preußische Heer hätte seinen Marsch nicht nach einem siebentägigen heißen Kampf, sondern schon am ersten Tage ohne ernsten Kampf nach Wien gerichtet. Die Situation war daher durch diese äußere Komplikation im Jahre 1865 so beschaffen, daß der Regierung nicht einmal eine so günstige und vergleichsweise harmlose Alternative gestellt war, entweder den Reichsrat bei vorhandener Legalität weiter tagen zu lassen oder aber bei nicht legalem Bestande zu sistieren.

Die Existenz der Monarchie selbst und unmittelbar stand in Frage, und da hätte es, selbst abgesehen von den Bestimmungen des Verfassungsstatuts, nicht zweifelhaft sein können, daß der Staat nicht dieser Verfassung wegen vorhanden ist, sondern daß umgekehrt diese letztere dem Staatszweck zu dienen hat. Das Februarstatut war nach der durch eine fünfjährige Regierungs- und Parlamentstätigkeit im Innern und nach außen geschaffenen Situation, welche den Bestand des Reiches bedrohte, jedenfalls zu einer politischen Unmöglichkeit geworden; da nun aber auch die Legalität dieses Reichsrats nichts weniger als zweifellos war, vielmehr nach dem Geist und Wortlaut der betreffenden Gesetze bestritten werden mußte, so kann auch von keinem vom Minister Belcredi ausgeführten „Staatsstreich“ die Rede sein, da unter diesem Begriff doch nur die gewaltsame Unterbrechung legaler Zustände zu verstehen ist.

Ich wende mich nun der Ausführung zu, daß der Reichsrat, wie er bis zum Jahre 1865 bestand, nicht als die legale Vertretung des Reiches, sondern nur als Versuch (ein Ausdruck, den jetzt — März 1869 — selbst das der Regierung freundliche „Fremdenblatt“ braucht) einer gewaltsamen Durchführung des Verfassungsstatutes betrachtet und daher durch die Sistierung seiner Wirksamkeit niemandes Recht verletzt werden konnte. Worauf stützen diejenigen, die eine Rechtsverletzung behaupten, diese ihre Meinung?

1. Auf die Tatsache, daß der Reichsrat bis zum Jahre 1865 versammelt war und als solcher legislativ wirkte;

2. auf die Annahme des Verfassungsstatutes von Seite der nichtungarischen Länder;

3. darauf, daß das Reichsratsstatut die Verfassung bildete, welche der Kaiser im Patent vom 26. Februar 1861 zu schirmen und zu beobachten gelobt hat, und daß er schon im Oktoberdiplom erklärt hat, aus eigener Macht, ohne Mitwirkung der Vertretung, keine Gesetze mehr zu erlassen, so wie auch das Gelöbnis der Abgeordneten der nichtungarischen Länder als verpflichtend zum Festhalten angeführt wird.

Ad 1. Eine Tatsache, die selbst nicht rechtlich begründet ist, kann auch keine Rechtsfolgen haben. Nun fehlen aber diesen von Schmerling mit einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit geschaffenen Tatsachen durch

Berufung des Reichsrates im April 1861 ganz entschieden die Rechtsgrundlagen, aus dem einfachen Grunde, weil bei dem ersten Zusammentritt des Reichsrates April 1861 die Voraussetzungen noch nicht erfüllt waren, von denen das Oktoberdiplom und das Februarstatut die Rechtswirksamkeit des Reichsratsstatut abhängig machten. Die Berufung des Reichsrates, die schon bei der Publikation des Februarstatutes erfolgte, mochte in der Hoffnung geschehen, daß bis zum Zusammentritt der Versammlung, Ende April, jene Rechtsbedingungen erfüllt sein würden. Diese Hoffnung war zwar mehr als gewagt, da jeder, der die ungarischen Verhältnisse nur einigermaßen kannte, ihr jede Begründung absprechen mußte, aber erlaubt war es jedenfalls zu hoffen, wenn auch die Berufung vom Standpunkt politischer Klugheit verurteilt werden muß. Rechtlich läßt sich diese Berufung insoferne bestreiten, als die Erlassung des Februarstatuts selbst, und daher auch seine Ausführung, im Hinblick auf das kaiserliche Handschreiben an den ungarischen Hofkanzler Baron Vay vom 20. Oktober 1860 und auf den Gesetzgebungsverzicht im Diplom selbst den gegründetsten Rechtsbedenken unterlag.

Davon später. — — — —

Wie gründlich man sich verrechnet hatte, dies spiegelte sich deutlich in der Verlegenheit der Regierung, was sie denn mit der inkompletten Versammlung, die sich im April 1861 zusammenfand, eigentlich anfangen solle, wie sie dieselbe vom Standpunkt des Verfassungsrechtes aufzufassen und zu behandeln, wie sie dieselbe zu beschäftigen habe. Diese Ratlosigkeit drängte, schon um das moralische Ansehen nicht zu kompromittieren, zu Fiktionen, zur Gewalt, die auch das Lebenselement dieser Vertretung blieben. Aus dem Wortlaut des Oktoberdiploms selbst ließ sich allerdings deduzieren, daß die ungarischen Länder sich seinen Bestimmungen als gesetzlich feststehend zu unterwerfen hätten, daß der Reichsrat und die demselben vorbehaltenen gemeinsamen Reichsangelegenheiten keines ungarischen Parlamentsbeschlusses zu ihrer Geltung bedürften, daß daher, wenn die ungarischen Länder von dem ihnen eingeräumten Rechte der Teilnahme am Reichsrat keinen Gebrauch machen wollen, ihre Kontumazierung eine natürliche, unanfechtbare Konsequenz sein würde. Nachdem nun das Februarstatut in materieller Beziehung für Ungarn keine anderen Bestimmungen enthielt als das Diplom und in formeller Hinsicht die Ausführung, die Bildung der Reichsvertretung nach dem Kontext des Diploms dem Monarchen als Gesetzgeber vorbehalten zu sein schien, so konnte man weiter argumentieren, daß auch das Februarstatut für die ungarischen Länder ipso facto Gesetzeskraft habe.

Das Oktoberdiplom hat zwar offenbar den damals bestandenen „verstärkten" Reichsrat im Auge gehabt und es war nur die Vermehrung seiner Mitglieder und die Substituierung des Ernennungs- durch das Wahlprinzip beabsichtigt. Dies spricht sich auch in dem Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den Ministerpräsidenten Grafen Rechberg deutlich aus. Ist aber nun einmal die Ausführung der Bestimmungen des Diploms allein dem Monarchen überlassen, so ist auch die Interpretation **ihm** als Gesetzgeber anheimgegeben, und es schien demnach auch in formeller Beziehung einem feindlichen Angriff der Stützpunkt zu fehlen.

Auf solche Argumente stützte sich Schmerling, als er im Jahre 1861 nach Auflösung des ungarischen Landtags im Reichsrate die Theorie der Rechtsverwirkung zum erstenmal verkündete und damit seine Verfassungspolitik zu rechtfertigen meinte. Es läßt sich auch gar nicht leugnen, daß das Oktoberdiplom selbst — ohne offiziellen Kommentar — an einem unheilbaren Widerspruch krankt. Während es die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung proklamiert, entzieht es gleichzeitig der Vertretung der ungarischen Länder die wichtigsten legislativen Rechte, — wie jene der Besteuerung, der Heeresergänzung, der Regelung des Handels- und Verkehrswesens, — um dieselben auf den Reichsrat zu übertragen; und zwar geschieht dies unter dem Titel der Machtvollkommenheit des Regenten und mit der Geltung eines ewigen Gesetzes. Das Wesen der ungarischen Verfassung besteht ja in dem Vertragsverhältnis zwischen Krone und Land; mit der Zerstörung dieses Verhältnisses ist auch die Verfassung selbst zerstört.

Nun stützt sich aber das Oktoberdiplom auf das Prinzip der Machtvollkommenheit des Monarchen, welcher in demselben, auch Ungarn gegenüber, allein als Gesetzgeber auftritt. Dadurch wäre aber der Lebensnerv der ungarischen Verfassung getötet, und während das Diplom von der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung spricht, hebt es dieselbe tatsächlich auf. Die ungarische Verfassung ist ferner kein loses Stückwerk, sondern, wenn auch nicht kodifiziert, so doch ein geschichtlich gewordenes, organisches Ganzes. Nun werden durch das Diplom fundamentale Bestimmungen der ungarischen Verfassung einfach eliminiert und die damit verbundenen Rechte einem fremden Vertretungskörper im Oktroyierungswege übertragen. Ein Gebäude stellt man doch nicht dadurch wieder her, daß man seine Grundmauern zerstört. In dieser Maßregel lag abermals das gerade Gegenteil der Wiederherstellung, nämlich die Zerstörung der ungarischen Verfassung. Es konnten dann nur einige Bestandteile dieser Verfassung übrig bleiben, die erst wieder zu einem neuen, lebensfähigen Ganzen zusammengefügt werden mußten, um als Verfassung gelten zu können.

Wer sollte diese Arbeit aber übernehmen?

Das Diplom verrät in dieser Richtung keine Oktroyierungsabsicht, obwohl dies vom Standpunkt der Machtvollkommenheit und nach Zerstörung der bisher bestandenen ungarischen Verfassung das allein Konsequente gewesen wäre. Mit der Verfassung war ja einem ungarischen Landtag auch sein Rechtsboden zerstört, ohne daß ihm ein neuer geboten worden wäre. Wie konnte also an die Mitwirkung des Landtages bei der Neugestaltung des Verfassungsrechtes gedacht werden?

Faßt man daher allein das Oktoberdiplom, seinen Standpunkt und Wortlaut ins Auge, so kann man Schmerling nicht unrecht geben, wenn er im Abgeordnetenhause erklärt: „Wäre das ungarische Verfassungsrecht nicht als verwirkt zu betrachten, so hätte das Oktoberdiplom nie erlassen werden können." — Schmerling hat dabei nur das eine vergessen, daß das Oktoberdiplom nicht des offiziellen Kommentars ermangelt, welcher in dem a. h. Handschreiben vom selben Datum, 20. Oktober 1860, an den Hofkanzler Vay enthalten ist. Nachdem diese Handschreiben derselben Quelle entstammen

wie das Oktoberdiplom, so sind sie auch als authentische Interpretationen desselben, als Erklärung der wahren Absicht des Monarchen anzusehen.

Heilbar waren jene Widersprüche des Diploms seiner Natur nach nicht, dem Kommentar konnte nur die Aufgabe zufallen, klar zu machen, welche der beiden im Oktoberdiplom enthaltenen Ideen, ob die der Wiederherstellung der Verfassung oder die der Machtvollkommenheit und des Oktroyierungsrechtes der Krone in Ungarn, zur Ausführung gelangen sollte. Schmerling hatte bei jener Erklärung vergessen, daß selbst bei der Annahme der Rechtsverwirkung Ungarns sich ohne einen Kommentar des Diploms, den er ganz ignorierte, mit dem letzteren gar nichts anfangen lasse, denn man hätte dann in Ungarn immer nur ein zerstörtes Verfassungswerk vor sich gehabt, ohne Angabe der Mittel und Wege, es wieder zu einem lebendigen Ganzen umzubilden. Die kaiserlichen Handschreiben haben sich nun ganz klar und entschieden für die erste Idee der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung in ihrer wahren und wesentlichen Beschaffenheit ausgesprochen.

Diese Wiederherstellung war keine Neuverleihung der ungarischen Verfassung, dies wäre logisch unmöglich gewesen, da ja die „Verleihung" die Verfassungsgrundlage, das pactum conventum, zerstört, also den Gedanken der „Wiederherstellung" vernichtet hätte. In dem Ausspruch der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung lag allein der Gedanke des Wiederauflebens der Wirksamkeit des ungarischen Verfassungsrechtes mit Vorbehalt der verfassungsmäßigen Modifikationen derjenigen Bestimmungen des Verfassungsrechtes, welche mit dem Bestande und der Machtentfaltung des Gesamtreiches nicht vereinbart waren. Es sollte der ungarische Landtag demnach auf der Grundlage des Landesverfassungsrechtes zusammentreten und ihm die Aufgabe zufallen, dieses sein Verfassungsrecht durch die Annahme des Oktoberdiploms und durch die Anpassung der ungarischen Verfassungsbestimmungen an dasselbe zu modifizieren und mit dem Interesse des Gesamtreiches in Einklang zu bringen. Das Oktoberdiplom konnte daher für Ungarn, und in weiterer Konsequenz auch für das ganze Reich, nur durch eine vorausgegangene verfassungsmäßige Vereinbarung zwischen dem Monarchen und den Ländern der Stephanskrone zum gültigen Gesetze werden. Diese Wahrheit wird durch die kaiserlichen Handschreiben unwiderleglich dargetan; die im Diplom enthaltene Idee der Machtvollkommenheit und Oktroyierung entschieden fallen gelassen. Wie stand es nun mit dem im Jahre 1861 dem Diplom nachgefolgten Reichsratsstatut? Dieses wurde nebst den Landesordnungen für die nichtungarischen Länder durch das Patent vom 26. Februar 1861 publiziert und eingeführt, in welchem der Rechtsbegriff der Verfassung des Reiches, die Bedeutung und Tragweite des Reichsratsstatutes und die Voraussetzung der Gültigkeit derselben in Bezug auf das Verfassungsrecht Ungarns genau normiert wurde. Das Reichsratsstatut ward bezeichnet als die Ausführung der Bestimmungen des Oktoberdiploms, und der Artikel IV dieses Patentes hat noch insbesondere das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den ungarischen Hofkanzler jenen Kommentar des Diploms ausdrücklich als maßgebend erklärt für die Rechtsbeziehungen zwischen der ungarischen Landesverfassung und dem Reichsratsstatut. Das Rechtsverhältnis war dadurch

vollkommen klargestellt und Schmerlings Politik stand von Anfang an im direkten Widerspruche mit den Bestimmungen des Februarpatentes, für dessen Verfasser er doch gelten wollte und als welcher er sich gehörig feiern ließ. Schon der Ausspruch des Patentes, daß das Reichsratsstatut nur eine Ausführung des Oktoberdiploms sei — welcher Ausspruch direkt auf Schmerling zurückzuführen ist —, war für die politischen Intentionen dieses Ministers ein höchst gewagter. Er wollte für sein eigenes Werk, das Reichsratsstatut, so rasch als möglich ein dankbares Publikum gewinnen, zugleich aber aus Rücksichten für die Krone und für die der Regierung damals noch angehörenden ungarischen Kollegen das Oktoberdiplom nicht fallen lassen. (Vay, Szécsen, Zsédenyi, — diese Herren waren es, welche die Berufung Schmerlings vorzugsweise veranlaßten, ja die beiden letzteren waren auch mit der politischen Aktion, die am 26. Februar 1861 in Szene gesetzt wurde, und der übereilten Berufung des Reichsrates einverstanden.) Schmerling beachtete dabei nicht, daß er dadurch der Opposition in den nichtungarischen Ländern, welche dem Oktoberdiplom anhing, eine Waffe in die Hand gab, indem diese nun von dem Rechtsboden des Diploms aus das Reichsratsstatut als mangelhafte, widerspruchsvolle Schöpfung bekämpfen konnten. Er beachtete ferner nicht, daß man damit auch den offiziellen Kommentar des Diploms akzeptieren müsse, wodurch der Konflikt zwischen seiner Politik und der ungarischen auch vom Rechtsstandpunkt unvermeidlich sei. Die ungarischen Mitglieder der Regierung waren bemüht, den Rechtsstandpunkt noch klarer zu bezeichnen, was eben in jenem Artikel IV geschah. Schmerling war seines Triumphes durch die Unterstützung aller liberalen Elemente so sicher, daß er diese Konzession an seine ungarischen Kollegen gefahrlos machen zu können glaubte. Der moralische Sieg, so meinte er, gehöre ihm und die Folgen desselben würden so überwältigend sein, daß alle Rechtsbedenken dagegen machtlos erscheinen würden. Schmerling ist ein durchaus ehrenwerter Charakter und hat sein ganzes Leben dem Dienste des Reiches geweiht; und dieser selbe Mann hat, zur politischen Tätigkeit berufen, keinen Augenblick Anstand genommen, die Tatsache an die Stelle des Rechtes zu setzen. So weit reicht eben die Macht der herrschenden Geistesrichtung. Viel schwerer ist aber die Haltung der ungarischen Regierungsmitglieder zu begreifen, welche nicht allein die Stimmung im Lande gänzlich mißkannt, sondern auch den Rechtsstandpunkt für Ungarn in der Verfassungsfrage fortwährend betont und gleichzeitig an der Konfinierung und Erlassung des Februar-Patentes und -Statutes mitgewirkt haben, obwohl diese Gesetzeserlassung als neues Oktroi mit jenem Rechtsstandpunkte in direktem Widerspruch stand. Dieser Widerspruch mußte um so greller und greifbarer hervortreten, als dieses neu oktroyierte Gesetz gleich ins Leben zu treten bestimmt war. Schmerlings Zukunftsträume scheinen auch jene ungarischen Herren gefangen genommen zu haben, — namentlich Szécsen. Sie suchten sich später durch das Argument zu rechtfertigen, daß die Zeitverhältnisse dazu drängten, das Verfassungsgebäude rasch unter Dach zu bringen. Sie haben nur vergessen, daß ein Dach ohne Fundament nicht schützt, sondern die dort Schutz Suchenden erschlägt. War das Februarstatut wirklich eine Ausführung des Oktoberdiploms, — und als das wird es im Patente bezeichnet, — so mußte man

denn doch fragen, wie dieses Diplom vom Monarchen als alleinigen Gesetzgeber ausgeführt werden konnte, da ja derselbe Monarch im Diplom das ungarische Verfassungsrecht anerkannt hat, daher die Ausführung des Diploms von der Annahme desselben durch den ungarischen Landtag abhängig war. Die Ausführung selbst, soweit sie legislativer Natur ist, wäre ja abermals an die Mitwirkung des ungarischen Landtages gebunden gewesen. Formell? . . . .

Das Oktoberdiplom sagt ferner, daß der Monarch sich des selbstständigen Gesetzgebungsrechtes begebe, und wenn das Februarpatent von einer notwendigen Feststellung der Form der künftigen Gesetzgebung spricht (die eben im Reichsrats-Statut ausgesprochen ist), so wurde, absichtlich oder unabsichtlich, übersehen, daß das Oktober-Diplom den damals bestandenen Reichsrat und durchaus keine neue Schöpfung einer Reichsvertretung im Auge hat. Der Wortlaut des Oktoberdiploms — die Hinweisung auf das Handschreiben vom Juli 1860 —, endlich das Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den Grafen Rechberg stellen dies außer allen Zweifel. Also auch vom rein formellen Standpunkt war das Februarstatut „als Ausführung des Diploms" nicht gerechtfertigt; daher dessen Erlassung unter dem Gesichtspunkte des strengen Rechtes sowohl Ungarn als den anderen Ländern gegenüber überhaupt eine wirksame Verteidigung nicht zuläßt.

Die Landtage von Steiermark, Kärnten, Vorarlberg haben sich in ihrem Protest gegen die Sistierung in höchst unglücklicher Weise auf diesen Gesetzgebungsverzicht des Diploms berufen. Insoferne wäre auch der frühere Satz zu berichtigen, daß die Berufung des Reichsrates rechtlich unanfechtbar war. Als Ausführung eines rechtswidrig erlassenen Gesetzes war sie auch rechtswidrig.

Es haben sich übrigens hier sowohl die ungarischen wie die nichtungarischen Regierungsmitglieder mit einer Leichtigkeit über den Rechtspunkt hinweggesetzt, der Staunen erregt. Eine vermeintliche Opportunität wurde höher gestellt als das Recht, daher das Fiasko dieser Politik von wahrhaft ethischer Bedeutung war. Im Jahre 1867 hat man in Betreff Zisleithaniens ganz dieselbe Politik befolgt. Nur der Schauplatz ist enger geworden, die politische Richtung ist dieselbe, daher auch der Mißerfolg über kurz oder lang hervortreten muß, wenn man nicht an der Kraft der Wahrheit und des Rechts verzweifeln soll.

Die bisherige Untersuchung zeigt, daß schon die Genesis der erwähnten Verfassungsgesetze der Anerkennung des Reichsrates vom Jahre 1861 gewichtige Hindernisse entgegenstellt. Nun will ich aber hievon ganz absehen, die Legalität des Februarstatutes als unanfechtbar hinnehmen und, da der Reichsrat seine Rechtsmäßigkeit aus dieser Urkunde ableitete, den Inhalt derselben prüfen. Es kann doch niemand bestreiten, mag er auch der wärmste Anhänger der Februargesetzgebung sein, daß für die Bedingungen und Voraussetzungen, unter denen das mit Patent vom 26. Februar 1861 publizierte Reichsratsstatut wirksam werden sollte, dieses Patent selbst maßgebend ist. Erklärt nun das letztere, daß dieses Statut nur eine Ausführung des Oktoberdiploms sei, erklärt es weiter im Artikel IV ausdrücklich das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860 bezüglich Ungarns für entscheidend, so ist gar kein anderer Schluß gültig als der, daß Ungarn auf

Grund seines in jenem Handschreiben anerkannten Verfassungsrechtes berufen war, sich der im Diplom und Februarstatut normierten gemeinsamen Behandlung der Angelegenheiten des Gesamtreiches anzuschließen, daher vor allem über das Ob und Wie des Anschlusses sich in seinem Landtag auszusprechen. Eine Rechtsverwirkung seitens Ungarns kennt weder das Diplom noch sein offizieller Kommentar, noch kennt ihn das Februarpatent selbst, daher sind auch alle aus dieser angeblichen Rechtsverwirkung abgeleiteten Rechtsfolgerungen nichtig. Um für Ungarn rechtsverbindlich zu werden, mußte das Diplom und das Reichsratsstatut dem ungarischen Landtage zur Annahme vorgelegt, von diesem angenommen, inartikuliert, dieser Beschluß von der Krone sanktioniert und endlich eine Wahlordnung für den Reichsrat — sei es auch nur provisorisch — nach den Bestimmungen des ungarischen Verfassungsrechtes zum Gesetz erhoben werden. Dann erst konnte zur Beschickung des Reichsrats durch Ungarn in legaler Weise geschritten und das Reichsratsstatut rechtswirksam werden; weil eben dann, und nur dann, die Bedingungen seiner Rechtswirksamkeit erfüllt gewesen wären. Nun hat aber die Regierung diese Vorlage gar nicht gewagt, weil sie ihrer Zurückweisung sicher war, ja sie hat sich nicht einmal getraut, vor dem ungarischen Landtag, der im April zusammengetreten war, auch nur den Namen des Oktoberdiploms und des Februarpatents auszusprechen. Man stellte sich einfach auf den Boden der selbstgeschaffenen — und zwar im Widerspruch mit dem selbst anerkannten Recht geschaffenen — Tatsache und forderte im Juli 1861 den Landtag auf, den bereits versammelten Reichsrat zu beschicken. Wie dies vom Standpunkte des Rechtes, wie dies ohne Wahlordnung auch nur praktisch möglich sein sollte, dies kümmerte die Regierung nicht; ja es konnte nach ihrer Lage, die sie sich selbst bereitet hatte, gar nicht mehr beabsichtigt werden.

Denn nachdem der Reichsrat nun einmal versammelt war, suchte man ihn um jeden Preis am Leben zu erhalten, eine moralische Niederlage gleich im Beginn der konstitutionellen Ära zu verhindern. Sowie man aber dem ungarischen Landtag auf den von ihm standhaft behaupteten Rechtsboden gefolgt wäre, waren Regierung und Reichsrat verloren, da das Recht sonnenklar auf Seite Ungarns war. Die schroffe Ablehnung der Wahl durch Ungarns Vertretung wurde nun dadurch zu verwerten gesucht, daß man die Kontumazierung des halsstarrigen Ungarvolkes aussprach, und nachdem mit Ach und Krach im Jahre 1863 einige Siebenbürger Sachsen und Rumänen in den Reichsrat eintraten, diesen nun für den zweifellos legalen erklärte. Die Wahlaufforderung an Ungarn hatte offenbar gar keinen anderen Zweck, als ein Argument für die Kontumazierung zu gewinnen und mit solch verzweifelten Mitteln die Existenz des Reichsrats hinzufristen.

Der Reichsrat mit seinem Advokatenheer war mit alle dem ganz einverstanden. Die Deutschen hatten dort die unbestrittene Herrschaft und zeigten, wie gering noch ihr Verständnis für das Recht im Staatsleben ist. Sie haben kein Recht, ihre Stammesgenossen in Preußen aus Anlaß der politischen Haltung derselben nach dem Kriege von 1866 ungünstig zu beurteilen. Nur die Verhältnisse und Anlässe waren verschieden, aber die Sinnesart war in beiden Fällen ganz gleich. Die Tatsache, der Erfolg sollte entscheiden, das

Recht war zum Schweigen verurteilt. Und trotz aller Erfahrung ist ja jetzt die Haltung der Deutschen Zisleithaniens ganz dieselbe.

Der Eintritt der Siebenbürger in den Reichsrat wurde von Regierung und Reichsrat bejubelt und die Rechtsverwirkung Ungarns nun auch praktisch durchgeführt, so daß eine Überbrückung der Kluft zwischen Reichsrat und ungarischer Vertretung platterdings unmöglich war. Und wie sind denn diese Siebenbürgerdeputierten geschaffen worden? Die Regierung hat sich — in direktem Widerspruch mit den Bestimmungen des Oktoberdiploms, daß die Gesetzgebung nicht mehr von der Krone allein geübt werden soll, — durch ein oktroyiertes Wahlgesetz einen Landtag geschaffen, in dem jene Elemente — Rumänen und Sachsen, — die Majorität erlangen mußten, welche schon durch ihre magyarenfeindliche Gesinnung in den Reichsrat gedrängt wurden. Diesem Landtag nun wurden zuerst das Oktoberdiplom und das Februarstatut von der Regierung zur Annahme vorgelegt. Nachdem diese Annahme vom Landtag erfolgt und von der Krone sanktioniert war, wurde von der Regierung eine Wahlordnung für den Reichsrat vorgelegt, angenommen und sanktioniert und nun wurde gewählt und in den Reichsrat eingerückt. Es wickelte sich alles hübsch glatt ab, wie es auch nicht anders zu erwarten war, da ja die Regierung den Landtag präpariert hatte. Dieser siebenbürgische Landtag war ausdrücklich nur ad hoc, zur Ermöglichung einer Wahl für den Reichsrat berufen worden. Schmerling glaubte dem Rechte vollkommen Genüge zu leisten, wenn er die einzelnen Länder zur Wahl für den Reichsrat aufforderte: wählen sie dann nicht, gleichgiltig aus welchen Gründen, so kontumaziert man sie und ist jedenfalls einer gefährlichen Opposition im Reichsrat ledig.*)

Ungarn und Kroatien haben die Wahl schon im Jahre 1861 abgelehnt, es blieb also, abgesehen von Venetien, noch Siebenbürgen übrig, dessen Vertretung wegen Mangels einer unbestrittenen Rechtsgrundlage gar nicht einberufen wurde. Dieser Zweck wurde bei Siebenbürgen im Jahre 1863, wie bei den angewandten Mitteln nicht zu zweifeln war, durch ein affirmatives Votum erreicht, aber um einen furchtbar hohen Preis.

Durch den Eintritt der Siebenbürger in den Reichsrat ward der Ausspruch, daß Ungarns Verfassungsrecht verwirkt sei, praktisch verwirklicht: formell insoferne, als der Reichsrat sich nun für die legale Vertretung des ganzen Reiches erklärte und Ungarn kontumazierte, materiell insoferne, als Siebenbürgen nach ungarischen Rechtsanschauungen mit guter Begründung

*) Es ist beachtenswert, daß diese Anschauung der Regierung und des Reichsrates Venetien gegenüber nie zur Geltung kam, obwohl sie hier die gleiche Berechtigung gehabt hätte und nach dieser selben Anschauung bei einiger Konsequenz auch die Tätigkeit des Reichsrates als „engeren" nie hätte Platz greifen können. Da Venetien keinen Landtag hatte, so war im Gesetze vorgesehen, daß einstweilen die Provinzialkongregation das Wahlrecht für den Reichsrat ausüben solle. Diese Kongregation war vorhanden; es ist aber niemals von der Regierung die Aufforderung an dieselbe gerichtet worden, die Wahl vorzunehmen, weil man einer Ablehnung — trotzdem die Kongregationsmitglieder vom Kaiser ernannt waren — mit Sicherheit entgegensah und die nachteilige Rückwirkung auf die Lage in Italien befürchtete. Also selbst in formaler Beziehung waren weder Regierung noch Reichsrat konsequent, sondern sahen sich gezwungen, „aus Opportunität" in den eigenen politischen Vorgang die grellsten Widersprüche hineinzutragen und damit das Verzweifelte der Lage immer wieder selbst zu illustrieren.

durch das Landesverfassungsrecht im Pester Parlament vertreten sein sollte und es zu den Rechten dieser Vertretung gezählt wurde, ihre legislative Wirksamkeit auch auf Siebenbürgen auszudehnen. Es ist aber nicht bloß die Maßregel selbst, sondern auch die Art ihrer Durchführung bemerkenswert. Der siebenbürgische Landtag wurde im Jahre 1863 zur Vornahme der Reichsratswahl geschaffen und hatte als zweite Aufgabe die definitive Feststellung einer Landesordnung erhalten.

Die erste Aufgabe hat er gelöst, bezüglich der zweiten hat er zwar eine ihm von der Regierung vorgelegte Landesordnung — verfaßt nach der Schablone der Landesordnungen der nichtungarischen Länder — in dem Zeitraum seiner Tätigkeit von 1863 bis 1865 gleichfalls mit geringen Modifikationen angenommen, dieselbe erhielt jedoch nicht die Sanktion der Krone; es gab daher bei dem Antritt der neuen Regierung im Jahre 1865 keinen definitiv konstituierten Landtag.*)

Wie kam nun Schmerling dazu, diesem Landtag das Oktoberdiplom und Februarpatent zur Annahme — oder nach der in Siebenbürgen, wie in Ungarn nach dem ursprünglichen Verfassungsrecht geltenden Bezeichnung zur Inartikulierung d. h. zur Aufnahme unter die Landesgesetze — vorzulegen? Durch das oktroyierte Wahlgesetz war ja das altsiebenbürgische Verfassungsrecht durchbrochen. Der Landtag von 1863 war eine ganz neue Schöpfung und hatte nach dem ausgesprochenen Zweck der Berufung gar kein Recht zu legislativen Beschlüssen, bevor nicht seine Rechtssphäre durch Vereinbarung einer Landesverfassung zwischen Landtag und Krone bezeichnet und definitiv geregelt war. Hier wäre es konsequent gewesen, diesen Landtag, der ja doch vor allem nur ein Wahlkollegium für den Reichsrat sein sollte, einfach zur Vornahme der Wahl aufzufordern. In Ungarn, welches sich auf sein Verfassungsrecht stützte und nach dem Handschreiben vom 20. Oktober 1860 auch stützen konnte, hat man im Widerspruch mit diesem Recht die Aufforderung zur Wahl ausgesprochen, die vorausgehende Inartikulierung des Diploms und Reichsratsstatuts für überflüssig gehalten; dem siebenbürgischen Landtag aber, der gar kein eigenes Verfassungsrecht für sich in Anspruch nehmen konnte, hat man anstandslos gestattet, über jene Verfassungsurkunden *legislativ zu beschließen, bevor* über die Reichsratswahl ein Beschluß gefaßt wurde. In Ungarn rechtfertigte die Regierung ihren

*) Von Seite der konservativen Partei (Clam etc.), welche eine Umgestaltung der böhmischen Landesvertretung durchdie Regierung d. h. eine Oktroyierung wünschte, wurde mir vorgehalten, daß, so wenig ich Anstand nahm, den siebenbürgischen Landtag aufzulösen und ihn auf einer anderen Grundlage — dem Wahlgesetze von 1848 mit Einschluß der Regalisten — einzuberufen, ich dies auch bezüglich Böhmens verantworten könne. Diese Argumentation war nicht richtig, denn in Böhmen war die oktroyierte Landesordnung im Jahre 1861, wenn auch unter Protest einer Fraktion, der tschechischen, gegen die *Wahlordnung* vom Lande angenommen worden. Der Landtag hatte sich definitiv konstituiert und bis 1865 auf dieser Grundlage — einer *gesetzlichen* — getagt. . . . So waren die Verhältnisse in Böhmen, als ich in die Regierung eintrat; anders lagen sie aber in Siebenbürgen, wo der Landtag nach einem oktroyierten Wahlgesetz nur *ad hoc einberufen wurde*, dieser Berufung zwar teilweise (durch die Rumänen und Sachsen — aber nicht die Ungarn) Folge geleistet wurde, allein eine durch die definitive Konstituierung des Landtages bei der den Landtagsbeschlüssen mangelnden Sanktion nie erfolgt ist.

Vorgang durch die angebliche Verwirkung des ungarischen Verfassungsrechtes. Nun mußte sie ja aber das siebenbürgische Verfassungsrecht auch als verwirkt oder überhaupt als nicht mehr bestehend betrachten, denn: 1. hätte sie ja sonst niemals einen Landtag durch Oktroyierung eines Wahlgesetzes schaffen, einen konstituierenden Landtag (das war der Siebenbürger) berufen können und 2. hat Schmerling selbst im Abgeordnetenhaus erklärt, daß das Oktoberdiplom nie hätte als Gesetz erlassen werden können, wenn die demselben entgegenstehenden Verfassungsrechte der Länder nicht als verwirkt und aufgehoben zu betrachten wären. Nun wurde das Oktoberdiplom auch für Siebenbürgen erlassen und es hat auch in Siebenbürgen ein Verfassungsrecht gegeben, welches mit den Grundsätzen des Diploms in Widerspruch stand, es hat die Revolution von 1848, welche Schmerling eben als Ursache der Rechtsverwirkung hinstellte, sich auch auf Siebenbürgen ausgedehnt und gerade der nach der altsiebenbürgischen Verfassung berechtigte Teil der Bevölkerung, der ungarische, hat sich der Revolution angeschlossen.

Daraus folgt unwiderleglich, daß nach Schmerlings eigener Ansicht in Siebenbürgen so wenig wie in Ungarn Ansprüche von Seite der Vertretungen gestellt werden konnten, die sich auf ein früheres Landesverfassungsrecht stützten. Und dennoch war der Vorgang in Siebenbürgen dem in Ungarn ganz entgegengesetzt! — Jedem, dem das Recht noch etwas gilt, muß ganz wirr im Kopfe werden, wenn er dieses Agglomerat von Widersprüchen überblickt. Wer sich aus diesem Wirrsal von Gedanken und Bestrebungen retten will, muß sich jedes Rechtsgedankens von vorneherein entschlagen und nur die Tatsache, die Opportunität des Augenblicks ins Auge fassen. Daß der siebenbürgische Landtag von 1863 den Reichsrat beschicken, das Oktoberdiplom und das Reichsratsstatut akzeptieren werde, war wohl nach den Elementen, aus welchen man ihn bildete, nicht zu bezweifeln. Bestand nun dieser Landtag darauf, die Verfassungsurkunde in Beratung zu nehmen, über deren Annahme zu beschließen, — nun so konnte man bei der Gewißheit des Resultates ihm diese Freude gönnen. Ob er ein Recht zu einem solchen Beschlusse habe oder nicht, welche Rückwirkung dieser Vorgang auf Ungarn und die dort beliebte Prozedur äußern werde, dies alles war gleichgiltig. Die tatsächliche Beschickung des Reichsrates durch diesen Landtag war das einzige Ziel; die Opportunität gebot daher, den Wünschen dieses Landtages in jeder Weise entgegenzukommen. Der siebenbürgische Landtag fühlte das Verzweifelte seiner Lage gegenüber der mächtigen ungarischen Opposition im Lande, die das frühere Verfassungsrecht, die den sanktionierten Beschluß des 1848er Landtags geltend machen konnte, wonach Siebenbürgen künftighin gemeinsam mit Ungarn in Pest vertreten sein sollte, — einer Opposition, die ihren mächtigen Rückhalt in Ungarn hatte. Der Landtag suchte sich daher — ganz im Widerspruch mit seiner Genesis — durch ein Anlehnen an den früheren Rechtszustand im Land einen besseren Halt zu schaffen und deshalb forderte er die der Reichsratswahl vorausgehende Inartikulierung des Diploms und des Reichsratsstatuts. Der von den Gegnern in Anspruch genommenen Rechtskontinuität gegenüber sollte — der äußeren Form nach — auch eine Art Kontinuität und Achtung des alten Landesrechtes zur Geltung gebracht werden.

Wenn man den ganzen Vorgang, den die Regierung und der Reichsrat Ungarn und Siebenbürgen gegenüber beobachtete, überblickt, so kann man sich der Frage nicht erwehren, wie es denn möglich war, daß Männer, welche die Pflege des Rechtes zu ihrem Berufe gewählt hatten, sobald sie den politischen Schauplatz betraten, das Recht vollständig ignorieren und nur mit Tatsachen und ihren Konsequenzen operieren konnten? Die Antwort liegt darin, daß alle unsere Juristen über den Kantschen Rechtsformalismus nicht hinausgekommen sind. Es ist die Willkür des einzelnen, die allein an der Möglichkeit der Willkür des Nebenmenschen eine Schranke findet, was man auch heute noch Recht nennt. Wird nun diese Anschauung auf das Staatsleben übertragen, so ergibt sich als Folge die Willkür ohne Schranken. Denn der Staat erkennt nur in anderen Staaten gleichberechtigte Existenzen an; was die Nebenmenschen im Privatleben, sind die Staatsgemeinschaften im politischen Leben. Für den Staat in seiner inneren Tätigkeit fehlt es an dieser deutlich erkennbaren Grenze des Rechtes; man stellt den Staat, in scheinbarer Selbstverleugnung der Individuen, so hoch über den Menschen und seine gesellschaftlichen Vereine und Ordnungen, daß unter der elastischen Bezeichnung des Staatswohles dem Belieben der im Namen des Staates waltenden Personen der freieste Spielraum eröffnet ist. In Kant feiert der Liberalismus seinen Rechtslehrer; der Formalismus oder kontinentale Konstitutionalismus ist so kunstvoll ausgebildet, daß er der modernen Realpolitik außerordentlichen Vorschub leistet. Eine Freiheit der Familie, der Gemeinde, des Landes darf nicht existieren, das verträgt der Realpolitiker nicht. Natürlich besteht dann auch die Freiheit nicht im Staate, das soll sie aber auch gar nicht. Der Liberale will, daß seine Gedanken, seine Aussprüche als Gesetz betrachtet werden, und dazu leistet der konstitutionelle Apparat vortreffliche Dienste. Es handelt sich ja nur um die Gewinnung der nötigen Anzahl Stimmen, um den Willen einzelner unwiderstehlich zu machen, ihre Bestrebungen im Sonnenlicht der Freiheit strahlen zu lassen. Und wie leicht ist dieses Ziel zu erreichen, solange man die Masse des Volkes in politischer Unmündigkeit erhält! (Diese wird nicht durch Schulen, sondern nur durch autonomes Wirken in engeren, gesellschaftlichen Kreisen überwunden.)

Die Phrase wirkt da zündend, denn sie hat es nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gefühle zu tun, welches sie leicht zur Leidenschaft steigert.

Ad 2. Die Annahme des Reichsratsstatuts durch die Bevölkerung der nichtungarischen Länder sollte ein unantastbares Recht begründen. Hatte diese Annahme eine Rechtswirkung, so muß die Nichtannahme der ungarischen Länder gleichfalls eine, und zwar die entgegengesetzte haben — nämlich, daß das Statut für die letzteren Länder nicht rechtswirksam wurde. Man hätte sonach eine Reichsvertretung, die für einen Teil des Reichs rechtsgiltig, zugleich aber für den anderen Teil nicht rechtsgiltig bestehen würde. Nachdem nun dieser andere Teil ein integrierender Teil des Reiches ist, ohne welchen auch nach dem Reichsratsstatut das Reich nicht gedacht werden kann, so folgt aus dem Vorhergehenden unzweifelhaft, daß das Reichsratsstatut für das Reich nie zur Rechtsgiltigkeit gelangte; für einzelne Länder wurde es aber nie erlassen. Die „Annahme“ kann ja überhaupt nach juridischen Grundsätzen nur dann und nur so weit Rechte begründen, als sie der Gabe

entspricht. Nun ist aber das Februarstatut als ein Reichsgesetz dem Reiche verliehen worden. Die Annahme seitens einzelner Länder konnte zur Wirksamkeit des Statuts als Reichsgesetz nicht genügen, weil diese Länder allein nicht das Reich bilden; sie konnte das Gesetz aber auch nicht für diese einzelnen Länder wirksam machen, weil es für diese allein nicht gegeben wurde. Diese Annahme war ohne Zweifel ein Schritt, um zur Wirksamkeit des Gesetzes zu gelangen, aber sie war nicht der allein entscheidende Schritt. Durch den Widerstand anderer Länder wurde sein Erfolg paralysiert. Man könnte mit einer scheinbaren Berechtigung einwenden, daß die Annahme durch die Mehrheit der Länder schon nach allgemeinen konstitutionellen Prinzipien entscheiden müsse, die Mehrheit habe das Statut angenommen.

Diese Einwendung wäre begründet, wenn das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860 nicht vorläge und im Patent vom 26. Februar 1861 nicht ausdrücklich als für die ungarischen Länder rechtswirksam angeführt wäre. Denn durch dieses wurden die betreffenden Länder für berechtigt erklärt, sich auf den Boden ihrer Verfassung zu stellen und von diesem Boden aus die Frage der Annahme oder Nichtannahme des Reichsratsstatutes zu beantworten. Hier lagen die Dinge daher nicht so einfach, daß durch das Faktum der Beschickung des Reichsrates allein auch die Annahme des Statutes rechtswirksam ausgesprochen werden konnte. Hier mußte vorerst ein nach ungarischem Verfassungsrecht giltiger legislativer Beschluß zugunsten des Statuts vorliegen, um Rechte und Pflichten zu begründen.

Die Beschickung des Reichsrates wäre dann nur eine Konsequenz dieses Beschlusses gewesen. Zu einem solchen Beschluß ist es aber im Jahre 1861 gar nicht gekommen; die Regierung hat es, ungleich ihrem Vorgang im Siebenbürgener Landtag, gar nicht gewagt, einen solchen Beschluß zu provozieren.

Deshalb kann aber auch eine Majorisierung Ungarns durch die anderen Länder vom Rechtsstandpunkt durchaus nicht als gerechtfertigt anerkannt werden. Die Gegner haben dann auch das Mißliche ihrer eigenen Argumentation bezüglich der Rechtswirkungen der „Annahme" des Statutes eingesehen und deshalb ein anderes Argument mit viel mehr Nachdruck geltend gemacht, nämlich daß eine Annahme des Reichsratsstatutes zu dessen rechtsverbindlicher Kraft gar nicht notwendig gewesen sei; weder das Patent noch das Statut vom 26. Februar enthalte hierüber eine Bestimmung, sondern das letztere wurde vielmehr ausdrücklich als ein für alle Länder des Reiches giltiges Staatsgrundgesetz erlassen. Diese Ansicht wurde nicht allein in den Journalen der liberalen Partei vertreten (Ostdeutsche Post), sondern auch in den Landtagen geltend gemacht. Der böhmische Landtag ist es, in welchem nach der Kraft und Stellung der beiden Parteien und der Kapazitäten, die sie in sich schließen, die Rechtsfrage mit größerer Gründlichkeit besprochen worden ist. In den deutschen Landtagen hat man der leidenschaftlichen Opposition mehr durch persönliche Ausfälle, Phrasen und Berufung auf Tatsachen der letztvergangenen Jahre Genüge getan. Die eigentliche Rechtsfrage wurde dort weit oberflächlicher behandelt als in Böhmen, daher die Verhandlungen der Vertretung dieses Landes hier entscheidend sind.

Herbst, Hasner, Brinz bilden das Trifolium, welches mit scharfen Waffen der in dem Septembermanifest dargestellten Politik an den Leib

gingen. Brinz glaubte zuerst einen wuchtigen Hieb gegen die Regierung zu führen, wenn er vom juristischen Standpunkt die Unzulässigkeit eines bedingten Staatsgrundgesetzes, welches ja vielmehr selbst die Bedingung aller Gesetzgebung sei, behauptete. Hasner und Herbst pflichteten ihm vollkommen bei, nur ließ sich der letztere zu der widerspruchsvollen Behauptung verleiten, daß, wo die Bedingung der Wirksamkeit eines Staatsgrundgesetzes ausdrücklich ausgesprochen ist, — wie im Artikel III des Februarpatents bezüglich Dalmatiens, — diese dann allerdings zu gelten habe. Wenige Augenblicke vorher hatte er behauptet, ein bedingtes Staatsgrundgesetz sei eine „Unmöglichkeit.“ Ob nun eine „Unmöglichkeit“ ausgesprochen wird oder nicht, das dürfte doch an der Möglichkeit selbst nichts ändern. Herbst hat übrigens dabei gar nicht berücksichtigt, daß sein Argument, die „ausgesprochene Bedingung“, nicht für, sondern gegen seine Ansicht spricht, denn im Artikel II des Februarpatentes ist ja die Bedingung bezüglich Ungarns klar ausgesprochen. Eine Wiederherstellung der ungarischem Verfassung, wie es dort heißt, deren Fundament und Wesen in einem geschlossenen Vertrag zwischen Krone und Land besteht, einer Verfassung, nach deren Grundbestimmung ein Gesetz nur durch Vereinbarung zwischen König und Landesvertretung rechtsverbindlich werden kann, ist logisch und rechtlich unmöglich, wenn man gleichzeitig die absolute Machtvollkommenheit der Krone zur Gesetzgebung behaupten will. Der Artikel II läßt sich daher nur im Einklang mit dem Handschreiben vom 20. Oktober, auf welches er sich ja ausdrücklich beruft, in der Art deuten, daß die ungarische Verfassung auf dem von ihr selbst bezeichneten Wege mit den Bestimmungen des Oktoberdiploms in Übereinstimmung gebracht, d. h. daß das Diplom vom ungarischen Landtag verfassungsmäßig angenommen werde. Diese Annahme ist eben die im Artikel II ausgesprochene Bedingung der Rechtswirksamkeit des Diploms und Februarstatuts für Ungarn.

Bezüglich Dalmatiens war die Sache viel weniger klar und die Hinweisung auf die Beziehungen zu Kroatien und Slavonien war nicht geeignet, die Zweifel zu lösen; denn diese Beziehungen sind ja selbst nie zur Klärung gelangt und Kroatien hatte seit seiner Loslösung von Ungarn im Jahre 1848 ein nichts weniger als unbestrittenes Verfassungsrecht. Übrigens knüpft ja der Artikel III nur die „vollständige“ Durchführung der Landesordnung an eine Bedingung und die Auslegung dieser Bestimmung erfolgte bloß durch den Gesetzgeber, und zwar dahin, daß der Landesausschuß in Dalmatien vorläufig nicht aktiviert wurde: der Landtag wurde aber in diesem Lande gleichwie in allen anderen Ländern im Jahre 1861 berufen und mit der gleichen Aufgabe, nämlich der Wahl für den Reichsrat, betraut. Über Begehren dieses Landtags wurde sodann auch der Landesausschuß, ohne auf jene Bedingung der Beziehung zu Kroatien weiter irgend ein Gewicht zu legen, ins Leben gerufen. Herbsts Berufung auf die Rechtsverhältnisse in Dalmatien war daher für seinen Zweck in jeder Beziehung eine höchst unglückliche.

Ich kehre nun zurück zur Beleuchtung des Ausspruches: ein bedingtes Staatsgrundgesetz sei unmöglich. So meinen die drei Herren Professoren und Doktoren des Rechtes, die sich gar so gerne als Konstitutionelle par excellence feiern lassen und von denen jetzt zwei als konstitutionelle Minister fungieren

Diese „Unmöglichkeit" ist aber nicht allein nicht vorhanden, sondern im Gegenteil ist jedes Verfassungsgesetz, welches das Volk zur Teilnahme an der Gesetzgebung beruft, seiner inneren Natur nach an eine Bedingung — nämlich jene der Annahme seitens des Volkes — gebunden.

Die vom Vizekönig von Ägypten unlängst nach Kairo berufene Versammlung mag ihre Aufgabe allerdings anders, nämlich vom Standpunkt des blinden Gehorsams, erfassen: sie ist aber deshalb auch nur ein Zerrbild europäischer Ideen, welche man auf afrikanischen Boden verpflanzt.

Ein Gesetz, welches das Volk zur freien Teilnahme an der Legislative beruft, schließt jeden Zwang aus. Es steht beim Volke, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, sich der Mitwirkung bei der gesetzgebenden Tätigkeit zu unterziehen oder nicht. Wenn nun das Volk der Ansicht ist, die Gesetzgebung besser der Einsicht des Regenten anheimzustellen (z. B. Dänemark), oder wenn es sich durch die Form, die Art und Weise, in der ihm die Teilnahme an der Legislative eingeräumt sein soll, zur Ablehnung bestimmt findet, — wer wird behaupten wollen, daß eine solche Anschauung widerrechtlich wäre?

Da aber das Leben deshalb nicht still steht und seine neuen Gestaltungen eine gesetzliche Regelung der dadurch begründeten Verhältnisse erheischen, so wird es keinem Zweifel unterliegen, daß der Regent in jenem Falle der ablehnenden Haltung des Volkes die Bedürfnisse des Staatslebens nach wie vor durch selbständige legislative Akte mit voller Giltigkeit befriedigen wird. Wenn sich daher Doktor Herbst mit besonderem Nachdruck auf den ersten Artikel des Februar-Patentes beruft, welcher dem Reichsratsstatut für die Gesamtheit der Königreiche und Länder die Kraft eines Staatsgrundgesetzes verleiht, wenn er glaubt, durch diese Berufung die ganze Argumentation des September-Manifestes über den Haufen geworfen zu haben, so ist er in einem argen Irrtum befangen. In seiner Anschauung liegt nur eine Verherrlichung der absoluten Gewalt und in den „Artikeln der Wiener Abendzeitung", auf welche er höhnisch Bezug nimmt, ist nur deshalb dieser erste Artikel des Patentes nicht besonders erwähnt worden, weil er in der Sache selbst nichts entscheidet und man — freilich mit Unrecht — so viel politisches, namentlich konstitutionelles Verständnis vorausgesetzt hat, daß eine besondere Darlegung des richtigen Gesichtspunktes für überflüssig gehalten wurde. Der Monarch spricht in diesem Artikel den Willen aus, daß das Reichsratsstatut für das ganze Reich Geltung haben soll, und er bezeichnet zugleich die Natur des Gesetzes, welches das Recht der Mitwirkung des Reichsrates bei der Gesetzgebung in seiner Ausübung regeln soll. Eben diese Natur des Gesetzes begründet aber die Notwendigkeit der Annahme des Gewährten seitens des Volkes, um den kaiserlichen Willen zur lebendigen Tat werden zu lassen und das Gesetz durch Erfüllung seiner Grundbedingung, der freien Teilnahme des Volkes, rechtswirksam zu machen. In welcher Weise diese Annahme in den ungarischen Ländern rechtsgiltig erfolgen kann, bestimmt dann der Artikel II desselben Patentes. Ein Widerspruch liegt allerdings in der Bestimmung des Artikels I, diesen hat aber Dr. Herbst bei seinem absolutistischen Standpunkt ganz unbeachtet gelassen. War das Oktober-Diplom bezüglich der Reichszentralvertretung und ihrer Rechte in seiner Geltung von der Annahme Ungarns, und zwar nach dem

Verfassungsrecht dieses Landes, abhängig, wie dies aus dem kaiserlichen Handschreiben vom 20. Oktober 1860 klar hervorgeht, so konnte vor Erfüllung dieser Bedingung von einer „Ausführung" des Diploms keine Rede sein. Diese war der Form nach auch insoferne gar nicht geboten, als das Diplom ja gar keine neue Schöpfung eines Reichsrates im Auge hatte, sondern den damals bereits bestandenen Reichsrat nur (statt der ernannten zeitlichen Mitglieder) durch die Wahl aus den Landtagen ergänzen und vervollständigen wollte. Dr. Herbst behauptete zwar auch, das Diplom zum Gegenstande seines Studiums gemacht zu haben, allein sehr tief können diese Studien nicht gewesen sein, sonst hätte er erkennen müssen, daß das Diplom nirgends von der Einführung einer neuen Reichsvertretung, sondern im Gegenteil vom „Reichsrat" als einem schon bestehenden Institute spricht. Nachdem für das Gesamtreich der im Jahre 1851 gegründete Reichsrat bereits bestand und schon im Jahre 1860 (kaiserliche Verordnung vom 5. März 1860) der Grundsatz, denselben durch Mitglieder der Landesvertretungen zu vervollständigen, ausgesprochen war, von einer neuen Schöpfung einer Zentralvertretung unter dem Titel „Reichsrat" aber im ganzen Diplom keine Erwähnung geschieht, so ist schon nach dem Wortlaut dieser Urkunde kein anderer Schluß berechtigt, als daß der bestehende Reichsrat in die vom Diplom bezeichnete Funktion einzutreten und eine Änderung in den bereits geltenden Bestimmungen nur insoferne Platz zu greifen hatte, als die Landtagsmitglieder statt durch die früher beabsichtigte Ernennung nun durch Wahl in den Reichsrat treten sollten. Die Festsetzung der Zahl der Mitglieder des Reichsrates hat sich der Monarch im Diplom allerdings vorbehalten, was übrigens mit den bereits früher getroffenen Anordnungen übereinstimmte; zur Ausführung dieses Vorbehaltes war aber ein Statut wie jenes vom 26. Februar gewiß nicht nötig, um so weniger, als ja diese Ausführung *gleichzeitig* mit der Erlassung des Diploms *erfolgt* war.

Das Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den Grafen Rechberg enthält diese Ausführung und sein Wortlaut stellt es außer allen Zweifel, daß der Gesetzgeber bei Erlassung des Diploms die Absicht hatte, den bereits bestehenden Reichsrat aufrecht zu erhalten und nur die Anzahl seiner Mitglieder, und zwar durch Landtagswahlen, zu erhöhen.

Im Oktoberdiplom liegt daher gar keine Rechtfertigung für die Erlassung des Februarstatutes, — im Gegenteil ist die Bestimmung des Diploms, daß fernerhin keine Gesetze mehr aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erfließen sollten, für das Februarstatut recht bedenklicher Natur.

Notabene beruft sich das Diplom bezüglich der künftigen Berechtigung des Reichsrates in Finanzsachen im Artikel II ausdrücklich auf die kaiserliche Entschließung vom 17. Juli 1860 und diese hatte ja nach ihrem *Wortlaut* nur Geltung für den *verstärkten Reichsrat*, — es wäre sonach nicht „in Gemäßheit der Entschließung vom 17. Juli 1860" gewesen, wie jener Artikel sagt, wenn nun diese Berechtigung auf einen anderen Vertretungskörper übertragen worden wäre, für welche Übertragung ja auch jede Bestimmung fehlt. Im Jahre 1860 sind für den verstärkten Reichsrat auch mehrere Ernennungen als *lebenslänglich* vollzogen worden. Wenn nun das Handschreiben an den Grafen Rechberg den Sinn gehabt hätte, ein

Statut für einen neuen Vertretungskörper zu schaffen und daher den bestehenden Reichsrat aufzuheben, so hätte doch dieses normiert und es hätte auch bezüglich der damals bereits fungierenden lebenslänglichen Reichsräte eine Bestimmung getroffen werden müssen, ob ihr Recht auf den neuen Körper zu übertragen sei oder zu erlöschen habe. Es ist aber von alledem nichts geschehen.

Ad 3. Die hier angeführten Gründe der Gegner sind zwar bereits durch das Vorhergehende widerlegt, ich will sie aber noch einer speziellen Betrachtung unterziehen.

Das Reichsratsstatut wurde von der deutschliberalen Partei beharrlich als die „Verfassung" bezeichnet und diese Auffassung dem Publikum durch Wort und Schrift mit Erfolg geläufig gemacht. Ja, um die Wirksamkeit zu steigern und zugleich für den Fall des Ausscheidens Ungarns aus dem Verfassungsverbande Vorsorge zu treffen (das Reichsratsstatut sollte dann, als einer künstlichen deutschen Majorität günstig, für Zisleithanien bewahrt bleiben), nannte man das Statut auch „Unsere Verfassung" „Unser Recht", an welchem in Nachahmung der Ungarn aus Rücksichten der Rechtskontinuität festgehalten werden müsse. Der Widerspruch, die Unwahrheit lag für jeden Denkenden am Tage; die von Ungarn mit gutem Grund verteidigte Rechtskontinuität negierte prinzipiell die Giltigkeit des Reichsratsstatuts, die Tätigkeit des Reichsrats wurde in Ungarn allgemein „eine permanente und flagrante Verletzung des ungarischen Verfassungsrechtes" genannt.

Dieser Bezeichnung bediente sich das Organ der Deákpartei (Pesti Naplo) noch im Dezember 1866, als in Wien einige Zentralisten Miene machten, den früheren Reichsrat zu galvanisieren.

Dieser Widerstreit von Rechten und Rechtsanschauungen entzog dem Reichsratsstatut die Lebenskraft und machte eine Rechtskontinuität, die in diesem Statut ihren Ausgangspunkt suchte, imaginär.

Das Reichsratsstatut war seiner Natur und Bestimmung nach nichts anderes als ein dem ganzen Reich zugedachtes Verfassungsgesetz, welches daher auch dem Reichsganzen, der Gesamtheit seiner Bestandteile, Rechte gewähren sollte und nicht beliebig dem einen oder anderen Teil dieses Ganzen, je nachdem derselbe damit einverstanden oder nicht einverstanden war. Dieses vermeintliche Recht war ein Reichsrecht, die deutschen Länder repräsentieren aber nicht das Reich. Eine weitere grelle Unwahrheit lag in der Behauptung, daß dieses Reichsratsstatut die Verfassung des Reiches bilde.

Das Patent vom 26. Februar 1861 — und auf dieses berufen sich ja die Gegner selbst — erklärt im Artikel VI ganz deutlich, was unter der „Verfassung des Reiches" zu verstehen sei. Die pragmatische Sanktion Karls VI., das Diplom vom 20. Oktober 1860, die ungarischen Verfassungsgesetze und die mit dem Patente vom 26. Februar 1861 publizierten Landesordnungen samt Reichsratsstatut bilden nach diesem Artikel die gleichgewichtigen Bestandteile der Verfassung des Reiches, und es wird im erwähnten Artikel allen diesen Gesetzen die Bezeichnung von „Grundgesetzen" verliehen, durch welche „das Fundament der staatsrechtlichen Verhältnisse des Reiches" festgestellt wurde.

Es wird weiter in demselben Artikel „dieser ganze Inbegriff von Grundgesetzen" als die „Verfassung des Reiches" verkündet. Das Reichsratsstatut war daher nie etwas anderes als ein Bestandteil dieser Reichsverfassung eben so wie das Oktoberdiplom, wie das ungarische Verfassungsrecht 2c. 2c.

Das Gelöbnis des Monarchen zur Befolgung und zum Schutze der Verfassung wird im Artikel VI ausdrücklich auf diese feierlich verkündete Norm bezogen. Ein spezielles, dem Reichsratsstatut geltendes Gelöbnis wurde nie abgelegt.

Nun möchte ich fragen, wie es denn möglich gewesen wäre, dieses Gelöbnis zu erfüllen, solange die Normen, auf welche es sich bezog und die, zu einem lebendigen Ganzen vereint, die Verfassung des Reiches bilden sollen, miteinander in Widerstreit standen? Die erste, durch das Gelöbnis selbst auferlegte Pflicht war daher, diesen Widerstreit zu lösen. Und in den Worten des Septembermanifestes „um mein kaiserliches Wort zu lösen", wodurch die Notwendigkeit der Sistierung des Reichsratsstatutes und der Verhandlungen mit Ungarn begründet wird, liegt die reinste Wahrheit. Eine einseitige Durchführung des Reichsratsstatutes trotz des ungarischen Verfassungsrechtes, wie sie Schmerling kultivierte, der von der ganzen deutschliberalen Partei deshalb applaudiert wurde, war mit jenem im Artikel VI des Februarpatentes ausgesprochenen Gelöbnis ganz und gar nicht zu vereinigen. Es lag Schmerling und seinen Freunden sicherlich ferne, den Kaiser mit seinem Gelöbnis in Widerspruch zu bringen, allein dieser „realpolitische Zug", dieser Drang nach vollendeten Tatsachen mit ihrem Glorienschein für den Meister und seine Jünger ließ kein tieferes Forschen nach dem Rechte zu. Das Oktoberdiplom und vor allem das Februarstatut sollten als Gesetze rechtsgiltig und wirksam sein allein durch die Machtvollkommenheit des Monarchen. Ob dadurch dem konstitutionellen Leben ein fester Boden gewonnen werde, ob dieses Ziel zu erreichen sei, wenn man eine lebensvolle, durch Vertrag zwischen Krone und Volk und durch eine Übung von Jahrhunderten gefestigte Verfassung für zerrissen erklärt, diese Erwägungen fanden keinen Eingang, denn es fehlte an dem wahren Verständnis für ein konstitutionelles Regiment.

Nur so war es möglich, daß man einerseits bereit war, die Verwirkung des ungarischen Verfassungsrechtes zur Geltung zu bringen, und andererseits wieder das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860, welches das Gegenteil besagte, ohne Anstand im Februarpatent, Artikel II als maßgebend bezeichnete, in diesem Artikel von der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung sprach und diese im Artikel VI desselben Patentes als wieder „ins Leben gerufen" den anderen Grundgesetzen mit Einschluß des Diploms und Februarstatuts als Bestandteil der Reichsverfassung gleichstellte.

Man glaubte einer gefährlichen Deutung dieser „Wiederherstellung" dadurch vorzubeugen, daß man im Artikel II auf den „Einklang mit dem Oktoberdiplom" hinwies und die Worte „innerhalb der von demselben (dem Diplom) festgesetzten Grenze" hinzufügte.

Hasner hat bei der Debatte im böhmischen Landtag 1865 den eben erwähnten Umstand als entscheidend hervorgehoben. Das Oktoberdiplom soll durch die Machtvollkommenheit des Monarchen volle Gesetzeskraft und Rechtswirksamkeit, auch für Ungarn, erlangt haben, ebenso wie seine angebliche

Ausführung, das Februarstatut. Die ungarischen Verfassungsgesetze seien nur insoferne als „wiederhergestellt" zu betrachten, als sie mit den Bestimmungen des Diploms und Reichsratsstatuts nicht kollidieren, daher auch ein Widerstreit in den Grundgesetzen, welche nach Artikel IV des Februarpatents die Verfassung des Reiches bilden, von vorneherein ausgeschlossen.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie eine solche Auffassung der eklatanteste Beweis sei, daß dieser Partei das Verständnis für konstitutionelles Wirken mangle: eine Verfassung, deren Fundament in einem Vertrage zwischen Krone und Volk, deren Seele in dem Rechtssatz zu suchen ist, daß für das Land bindendes Gesetz nichts werden könne, was nicht zwischen dem König und der verfassungsmäßigen Landesvertretung als solches vereinbart wurde, eine solche Verfassung soll als „wiederhergestellt", als „wieder ins Leben gerufen" betrachtet werden, bei gleichzeitiger Geltung eines Gesetzes, welches jenes Fundament und jenen wichtigsten Rechtssatz dieser selben Verfassung geradezu negiert; ja, die ungarische Verfassung soll sogar *durch* dieses oktroyierte Gesetz als „wiederhergestellt" betrachtet werden. Nach der erwähnten Auffassung stellt man also ein Gebäude dadurch wieder her, daß man seine Grundmauern zerstört. Die Begriffsverwirrung war wahrlich arg und hatte leider die größte Verbreitung gefunden. Der im Jahre 1861 berufene ungarische Landtag, dem man nach jener Auffassung ja den Rechtsboden unter den Füßen weggezogen hätte, würde sich als ein vom Rechtsstandpunkte ganz undefinierbares Etwas versammelt und nur von Trümmern einer einstigen Landesverfassung umgeben gesehen haben, da ja durch das Oktoberdiplom nebstbei auch die wichtigsten Rechte der Landesvertretung auf den Reichsrat übertragen wurden. Konnte man es wagen, eine solche Ansicht, die allen konstitutionellen Grundsätzen Hohn sprach, öffentlich zu vertreten, so ist es leicht erklärlich, daß man sich nicht veranlaßt fand, den Inhalt und die rechtliche Bedeutung des kaiserlichen Handschreibens vom 20. Oktober 1860 einer näheren Würdigung zu unterziehen. Der Regierung, welche im Jahre 1865 ihr Amt antrat, mußten aber schon die traurigen Erfahrungen der eben abgeschlossenen Periode zur Pflicht machen, in diese Würdigung einzugehen, unbekümmert um die Anklagen, welche die Anhänger jener bankerotten Politik dagegen erheben mußten, schon um ihre eigenen schweren Irrtümer und Vergehen möglichst zu verdecken. Wo es sich darum handelt, für das politische Leben neue und dauernde Grundlagen zu gewinnen, müssen alle Rücksichten der Opportunität, des momentanen Vorteils oder Nachteils schweigen und es darf nur die Wahrheit und das Recht entscheiden.

Eine aufmerksame Prüfung des Inhalts jenes kaiserlichen Handschreibens läßt erkennen, daß der Monarch das Oktoberdiplom bezüglich Ungarns in *konstitutionellem Sinn* gedeutet wissen wollte und daß unsere deutschen Konstitutionellen par excellence sich ein Armutszeugnis ausstellen, wenn sie dies verkennen. Dieses Handschreiben sagt, daß „die verfassungsmäßigen Institutionen des Königreichs Ungarn im Sinne des Oktoberdiploms und *zur Regelung der inneren staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie* wieder ins Leben gerufen werden". Schon dieser letztere Satz zeigt, daß diese „Regelung" nicht ipso jure durch das Diplom selbst definitiv erfolgt sei, sondern daß die verfassungsmäßigen Fak-

toren Ungarns dabei mitzuwirken, und zwar bei einer Angelegenheit mitzuwirken haben, deren Bedeutung über die Landesgrenze hinausreicht und die ganze Monarchie betrifft, und welche den Hauptgegenstand des Diploms selbst ausmacht.

Das Handschreiben sagt weiter, daß die Einberufung des ungarischen Landtags möglichst zu beschleunigen sei, „da es Meine Absicht ist, die definitive Regelung der staatsrechtlichen Verhältnisse Meines Königreiches Ungarn je eher im Sinne der Gesetze durch Erlassung eines Diploms und durch Meine Krönung zu besiegeln".

Nach diesen klaren Worten waren die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns nicht — wie Schmerling und sein Anhang behaupteten — schon durch das Diplom selbst geregelt, indem alle mit dem letzteren in Widerspruch stehenden ungarischen Verfassungsbestimmungen als null und nichtig und nur die anderen Verfassungsrechte, die einen solchen Widerspruch nicht in sich schlossen, als fortbestehend zu betrachten gewesen wären. Der ungarische Landtag ist im Gegenteil zu dieser Regelung ausdrücklich mit dem Beisatze berufen worden, daß dieselbe im Sinne der ungarischen Gesetze durch Erlassung des Krönungsdiploms und durch die Krönung selbst „besiegelt" werden soll.

Das Gesetz der Gesetze Ungarns besteht aber darin, daß jede Aufhebung, Abänderung oder Neuschaffung legislativer Bestimmungen in bindender Weise nur durch Vereinbarung zwischen Krone und Land erfolgen kann. Das Krönungsdiplom kann verfassungsmäßig gleichfalls nur durch Vereinbarung zustande kommen und enthält die königliche Bestätigung der sämtlichen legal begründeten Verfassungsrechte des Landes. Die Krönung bildet den Schlußakt, dessen wesentlichstes rechtliches Moment im Krönungseid liegt, der abermals eine feierliche Bekräftigung des Wesens und der Fundamentalbestimmungen der Landesverfassung enthält. Wie das alles möglich sein sollte mit und neben der Ansicht Herrn von Schmerlings und der Reichsratspartei, vermag auch der größte juristische Scharfsinn nicht zu entdecken.

Der dritte Absatz dieses Handschreibens enthält abermals eine direkte Bekräftigung, daß das ungarische Verfassungsrecht in seiner ganzen Wesenheit vom Monarchen anerkannt wurde, indem erklärt wird, daß der Monarch einzelne Gesetze des Landtages 1847/48 „neuerdings anerkenne und bestätige" und „in Betreff der übrigen an diesen Landtag gebrachten Gesetze, die mit dem Oktoberdiplom und den königlichen Entschließungen in Widerspruch stehen, die landtägliche Revision und Schlußfassung vorbehalte".

Hier stellt sich der Monarch vollständig auf den verfassungsmäßigen Boden Ungarns. Die Gesetze des Landtages 1847/48 gaben nämlich großenteils dem Widerstreit mit den Absichten und Bestimmungen des Oktoberdiploms den schärfsten Ausdruck. Wenn nun diese nach der Erklärung des Monarchen, welcher das Diplom erließ, nur im Wege der Vereinbarung mit dem ungarischen Landtage modifiziert oder aufgehoben werden sollen, wie kann man die Stirne haben zu behaupten, daß diese selben ungarischen Gesetze, welche einen Bestandteil seiner Verfassung bilden, schon durch die Erlassung des Oktoberdiploms durch die Machtvollkommenheit des Monarchen als aufgehoben zu betrachten seien? — Das kaiserliche Handschreiben läßt bezüglich Ungarns gar keine andere Auslegung (des Diplomes) zu als

die, daß durch das letztere wohl der Wille des Monarchen über die künftige staatsrechtliche Gestaltung der Monarchie und ihrer Bestandteile ausgesprochen sei, dieser Wille aber in Ungarn nur auf verfassungsmäßigem Wege, also durch Vereinbarung mit der Landesvertretung, Gesetz werden könne und solle. Die Konsequenzen dieser Wahrheit stehen im schneidenden Gegensatze zur Politik Schmerlings und des Reichsrats, zur behaupteten Rechtsverwirkung und Kontumazierung Ungarns.

Diese Partei hat bei der Hinweisung auf jene klare Stelle des Handschreibens keine andere Erwiderung vorzubringen gewußt, als daß „diese landtägliche Revision und Aufhebung der ungarischen Gesetze, welche dem Diplom widersprechen, eine innere, rein formelle Angelegenheit Ungarns" seien, „welche die Rechtsgiltigkeit des Diploms und daher auch seine sogenannte Ausführung nicht alterieren". Der Geist des Absolutismus kann sich nicht deutlicher dokumentieren, als es in diesen Worten geschehen ist. Ein durch absolute Machtvollkommenheit oktroyiertes Gesetz soll ein unantastbares Recht begründen, ein in wahrhaft konstitutionellem Sinn vereinbartes Recht wird als leere Formalität behandelt! Es liegt in dieser Auffassung auch eine Verkennung des magyarischen Volkscharakters, die schon die Grenzen des Begreiflichen überschreitet. Die Ungarn waren vollkommen berechtigt, der Reichsratspartei, welche ihr „Recht" geltend machte, stets zu erwidern: „Es gibt kein Recht gegen das Recht". Vor diesem schlagenden Argument suchte man im Gebiete der Rechtsphilosophie seine Zuflucht, indem man von dem höheren Rechte des Reiches sprach, dem sich das Recht eines einzelnen Landes „unterordnen" müsse. Es ist an und für sich im Leben schwierig, ein ideales Recht einem sehr konkreten positiven Rechte entgegenzuhalten. Hier ist die Berufung aber um so unglücklicher, als dieses höhere Recht des Reiches im Oktoberdiplom, in welchem es eben seinen Ausdruck fand, auf die Achtung der Rechte der Länder gegründet wurde und hierin durch das Reichsratsstatut nichts geändert werden konnte, da dieses nach dem Wortlaut des Februarstatutes ja nur die Ausführung des Diploms sein sollte und überdies dasselbe Februarpatent bezüglich Ungarns im Artikel II des mehrerwähnten kaiserlichen Handschreibens ausdrücklich als entscheidend bezeichnet wurde.

Auch das Gelöbnis der Reichsratsmitglieder hat man als Argument für die bindende Kraft des Reichsratsstatutes angeführt. — Weder das Patent vom 26. Februar 1861 noch das Reichsratsstatut enthält eine Bestimmung, daß die Reichsratsmitglieder ein Gelöbnis abzulegen haben. Erst durch das Gesetz über die Geschäftsordnung des Reichsrates vom 31. Juli 1861 wurde angeordnet, daß die Mitglieder des Reichsrates die „Beobachtung der Gesetze" anzugeloben haben. Eine besondere Beziehung auf das Reichsratsstatut fand auch hier nicht statt, obwohl der Wille hiezu ganz entschieden vorhanden war. Man beabsichtigte ja nichts anderes, als eine Art Verfassungseid einzuführen; denn daß Männer, die zur Teilnahme an der Gesetzgebung berufen wurden, sich vor allem selbst gesetzlich verhalten, ist wohl selbstverständlich, weshalb die allgemeine Bestimmung jenes Gesetzes jedenfalls überflüssig gewesen wäre. Dieselbe ist aber sehr bezeichnend, weil sich in ihr der Unterschied zwischen dem Wollen und Können sehr deutlich ausdrückt. Man hat es nicht gewagt, das Reichsratsstatut in Widerspruch mit Artikel VI

des Februarpatentes als „Verfassung des Reiches“ hinzustellen; man hat es um so weniger gewagt, als man es nur zu sehr fühlte, wie zweifelhaft das endliche Schicksal und die Rechtskraft dieses Statutes sei, welches man durch ein Gelöbnis der Reichsratsmitglieder stützen wollte. Es wurde daher nolens volens der vage, allgemeine Ausdruck „Beobachtung der Gesetze“ gebraucht; darunter konnte sich bezüglich der Verfassung jeder denken, was er wollte.

Dieses Gesetz über die Geschäftsordnung ist aber auch in anderer Beziehung bemerkenswert.

Es wurde eben von jener Partei angeregt, ausgearbeitet und in der Versammlung zur Annahme gebracht, welche später, unter meiner Amtsführung, den „engeren Reichsrat“ als einen eigenberechtigten Körper betrachtet wissen und daher mindestens die Sistierung der Wirksamkeit dieser Versammlung zu einem crimen laesae majestatis stempeln wollte. Dieses Gesetz ist nach der von der Regierung im Juni 1861 abgegebenen Erklärung, daß die Versammlung, wie sie damals eben beschaffen war, nur als der „engere Reichsrat“ betrachtet werden könne, zustandegekommen, — eine Erklärung, welche das Abgeordnetenhaus ohne jede Prüfung akzeptierte. Nun spricht aber das Gesetz über die Geschäftsordnung immer nur vom „Reichsrat“, ohne auch nur die leiseste Unterscheidung zwischen „weiterem“ und „engerem“ Platz greifen zu lassen. Schon das Bedenken der Kompetenz der damals tagenden Versammlung hätte zu einer solchen Unterscheidung führen müssen, wenn sie überhaupt möglich gewesen wäre. Diese Möglichkeit war aber bei der Natur und organischen Zusammensetzung der Bestimmungen des Reichsratsstatuts nicht vorhanden und das deutliche Eingeständnis, daß dem so sei, hat dieselbe Partei, welche später mit ihrer Anklage hervortrat, in diesem Gesetze formuliert. Auch die von derselben Versammlung im selben Jahre ausgearbeiteten und votierten Gesetze über die Taggelder und die Immunität der Abgeordneten (vom 7. Juni und 3. Oktober 1861) sprechen immer nur vom Reichsrat, ohne Unterschied seiner Funktionen, und das letzterwähnte Gesetz über die Immunität ist um so bemerkenswerter, als es seine Wirksamkeit ausdrücklich nur auf die nichtungarischen Länder beschränkt und trotzdem eines „engeren Reichsrats“ als besonderer Körperschaft mit keiner Silbe Erwähnung tut, sondern nur von dem Berufe der Mitglieder des Reichsrates und der Landtage spricht, daher den ersteren Begriff ebenso in seiner organischen Einheit auffaßt wie den letzteren.

Das Gelöbnis, wie es jenes Gesetz vorschrieb, konnte doch keinen anderen Sinn haben, als daß damit das Versprechen abgelegt werden sollte, an sich rechtsgiltige Gesetze zu beobachten. Die Bedingungen dieser Rechtsgiltigkeit liegen im Gesetze selbst, in seinem Inhalt und seiner Entstehungsart. Das Gelöbnis gibt dem Gesetze keine Rechtsgiltigkeit und schafft nicht erst die rechtsverbindliche Kraft des Gesetzes, sondern es bildet nur ein neues persönliches Band, um die Beobachtung rechtsgiltiger Gesetze besser zu sichern. So wie daher einerseits auch ohne ein solches Gelöbnis in Ländern, wo dies nicht vorgezeichnet ist, wie z. B. in Ungarn, die Mitglieder des legislativen Körpers nichtsdestoweniger an die Beobachtung rechtsgiltiger Gesetze gebunden sind, so bleibt andererseis bei einem Gelöbnis zur „Beobachtung der Gesetze“ die Frage, welche Gesetze rechtsgiltig und rechtsverbindlich seien, noch immer eine offene. Ferner

gibt nicht das Gelöbnis dem Gesetze seine Bedeutung, sondern empfängt vielmehr seine eigene Bedeutung durch das Gesetz, auf welches es sich bezieht.

Die Natur des Reichsratsstatutes und die Voraussetzungen seiner Rechtswirksamkeit konnten daher durch jenes Gelöbnis nicht im mindesten alteriert werden. Die Mitglieder, welche das Gelöbnis ablegten, haben dadurch in Bezug auf das Reichsratsstatut nur das Versprechen gegeben, ihrerseits zur Durchführung desselben mitzuwirken; allein ihr Versprechen konnte doch unmöglich die Bedeutung haben, auch die Ungarn und Kroaten, welche das Gelöbnis nicht leisteten, zur Annahme und Beobachtung jenes Gesetzes zu verpflichten. Die Freiheit, die jene für sich in Anspruch nahmen, die das Gelöbnis leisteten, mußte ja auch den anderen zugestanden werden und konnte, wenn sie nicht aufhören sollte, eine Freiheit zu sein, auch in negativer Richtung, durch Nichtleistung des Gelöbnisses, geltend gemacht werden. Die ablehnende Haltung der östlichen Länder dem Statut gegenüber machte gemäß der Natur dieses Gesetzes seine Durchführung und Rechtswirksamkeit unmöglich; und daran konnte das aufrichtigste Gelöbnis der Vertreter anderer Länder nichts ändern.

Eine andere Frage ist es, ob diejenigen, welche das Gelöbnis leisteten, nicht dadurch doppelt verpflichtet waren, die Natur und Bedeutung namentlich jener Gesetze, welche die „Verfassung des Reiches“ bilden sollten, zu würdigen, genau zu prüfen und sich sofort auch nach der wahren Bedeutung dieser Normen zu benehmen. Diese Frage kann doch wohl nur bejaht werden, und da diese Prüfung beharrlich unterlassen wurde, so wendet sich jenes Argument der Gegner, daß die Rechtsverbindlichkeit des Reichsratsstatutes in dem Gelöbnis der Abgeordneten begründet sei, nur gegen diejenigen, die es gebrauchten.

Das letzte Argument gegen die Sistierungsmaßregel, daß der Monarch nämlich darauf verzichtet habe, allein Gesetze zu geben, ist das Allerhohlste! Durch diese Maßregel wurde ja niemals beabsichtigt, die absolut monarchische Gewalt an die Stelle der konstitutionell monarchischen zu setzen; im Gegenteil war die Maßregel nur von der Absicht eingegeben, das konstitutionelle Regime möglich zu machen, und es wurde mit dem Septemberpatent nur die ohnehin offenkundige Tatsache konstatiert, daß auf dem bisher verfolgten Wege dieses Ziel nimmermehr zu erreichen sei und deshalb eine Bahn eingeschlagen werden solle, die einen besseren Erfolg verheißt, — eine Hoffnung, die sich im Verlauf einer kurzen Zeit von ein bis anderthalb Jahren als wohlbegründet erwies, denn der Ausgleich mit Ungarn, diese allerwichtigste Angelegenheit Österreichs, datiert vom 20. September 1865, während die frühere Reichsratspolitik, durch $4^1/_2$ Jahre, sich immer weiter von diesem Ziele entfernte. Bis zur Erfüllung der Grundbedingungen des Konstitutionalismus auf dem Wege der Vereinbarung mit den der früheren Politik widerstrebenden Volkselementen mußte die Regierung aber notwendig den Bedürfnissen des Lebens gerecht werden können, und nur innerhalb dieser Grenzen, namentlich in finanzieller und volkswirtschaftlicher Beziehung, wurde durch das Septemberpatent die Befugnis zu Normen eingeräumt, welche die Verhältnisse unaufschieblich machten. Von der Begründung einer absolutistischen Gesetzgebungsgewalt war nie die Rede; der Wortlaut und der Geist jener Maßregeln, die selbst von den Gegnern (z. B. Hasner im böhmischen Landtag) als höchst liberal und hochherzig anerkannt wurden, standen damit im direkten Wider-

spruch und die von der Regierung in den Ländern der Stephanskrone sofort begonnene Aktion sowie ihre Haltung gegenüber allen Landtagen und der Presse legten ein unwiderlegliches Zeugnis ab, daß der Regierung jedes absolutistische Gelüste ferne liege.

Es tritt übrigens hier abermals der schon früher bemerkte Fall ein, daß das Argument, mit welchem die Gegner die Politik der vorigen Regierung verdammen zu können vermeinen, sich gegen sie selbst wendet. In dieser Anklage sollte ja zugleich ein Schutz und eine Rechtfertigung der Rechtsgiltigkeit des Februarstatuts liegen. Es ist aber schon früher gezeigt worden, daß zur Erlassung des Februarstatutes als allgemeines Grundgesetz eben nach dem Oktoberdiplom und seinem Verzicht auf die Machtvollkommenheit des Monarchen in der Gesetzgebung gar keine Berechtigung vorlag. Es ist sehr bezeichnend, daß es gerade England war, wo man der Sistierungsmaßregel das vollste Verständnis entgegenbrachte; es geschah dies also in jenem Lande, in welchem unter allen europäischen Staaten allein wahre politische Freiheit anzutreffen ist. Ein Bekannter von mir, selbst Engländer, aber schon seit einer langen Reihe von Jahren in Österreich lebend, war nicht wenig erstaunt, als er in seiner Heimat, in die er sich kurz nach jener politischen Maßregel in Österreich zu einem mehrmonatlichen Aufenthalte begab, allenthalben nur Worte der Billigung dieses Schrittes der österreichischen Regierung vernahm. Der Betreffende war nämlich persönlich den Ungarn nichts weniger als freundlich gesinnt und deshalb mit der Regierungspolitik nicht einverstanden. Um so unbefangener erschien daher seine Relation über das günstige Urteil der Engländer.

Der Parlamentarismus wurde in England zu einer Zeit gegründet, wo der Grundadel das Parlament beherrschte. Vier Fünftel der Parlamentssitze im Unterhaus wurden von den Aristokraten besetzt, das Oberhaus gehörte ihnen ganz an. Dieser Parlamentarismus hat England groß gemacht, da gab es zwei festgeschlossene Parteien, deren Mitglieder größtenteils die Politik zu ihrem Berufe machten, der sich in den Familien vererbte: daher auch die hohe politische Bildung. Zugleich war aber das konservative Element in beiden Parteien vorherrschend, der Staat daher durch den Wechsel der Parteiregierungen keinen gefährlichen Schwankungen ausgesetzt. Seit der ersten Parlamentsreform (1832) hat sich dieses Verhältnis in etwas, aber nicht sehr erheblich geändert. Seit dieser Zeit ergab sich aber schon gegen früher ein weit häufigerer Wechsel der Ministerien. Wie sich die Verhältnisse durch die neueste Parlamentsreform (1867) gestalten werden, ist noch fraglich — aber kaum zu Gunsten des Parlamentarismus, da das dem Parlamente zugeführte bewegliche Element eine feste Parteibildung hindert.

Es ist ferner bezüglich dieses letzten Argumentes, des Verzichtes auf das selbständige Gesetzgebungsrecht der Krone, zu beachten, daß das Protestantenpatent vom 8. April 1861 von der Krone selbständig als Gesetz erlassen wurde, ohne daß von derselben Partei, welche später jene Bedenken erhob, irgend eine ernstliche Einwendung gegen die Rechtsgiltigkeit gemacht wurde, obwohl der Reichsrat wenige Wochen nach Erlassung des betreffenden Gesetzes zusammentrat. Es ist endlich insbesondere zu beachten, daß der Siebenbürger Landtag auf Grund eines oktroyierten Wahlgesetzes zusammentrat, daß dieser Landtag seine Delegierten in den Reichsrat

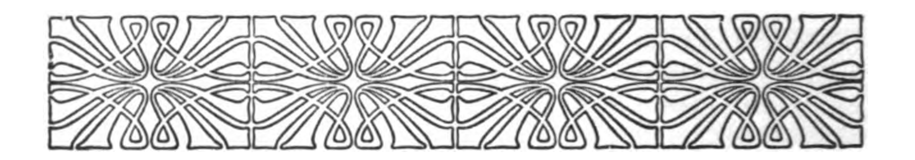
sandte und der Reichsrat dies alles nicht allein ohne irgend eine Einwendung, sondern mit großer Freude hinnahm; daß auf Grund dieses Eintritts der Siebenbürger, die immer auf die Gesetzesoktroyierung zurückgeführt werden muß, der Reichsrat sich für kompetent erklärte, nunmehr als Vertreter des Gesamtreiches tätig zu sein, — also dieses behauptete Recht im Jahre 1863 ohne Anstand auf ein oktroyiertes Gesetz stützte. Eine Untersuchung des Rechtsstandpunktes hielt man für überflüssig; man ließ sich, wie immer, an der Tatsache genügen. Dagegen hat man es unterlassen, den Siebenbürger Deputierten Bankette zu geben.

Kaiserfeld hat das Mißliche und die Schwäche des Rechtsstandpunktes in dieser Frage nach seinen Äußerungen außerhalb des Parlamentes erkannt, sich aber nicht bestimmt gefunden, im Parlamente eine solche Äußerung zu machen: im Gegenteil stimmte er der Adresse bei, welche die „Befriedigung über den Eintritt der Siebenbürger und die Anerkennung der dadurch begründeten Kompetenz der Vertretung als Gesamtreichsrat“ aussprach.

An Staatsstreichen war jene erste Reichsratsperiode nicht arm; denn schon die Einberufung des Reichsrates gleichzeitig mit der Publikation des Februarpatentes war mit Rücksicht auf die unerfüllten rechtlichen Voraussetzungen für Ungarn ein Staatsstreich. Der zweite lag in der Einbringung des Budgets in dem hiezu nicht kompetenten Reichsrat im Dezember 1861.

Die Entschuldigung, daß die Krone aus Hochherzigkeit hier von ihrem Rechte nach § 13 Umgang nehme, ist haltlos; denn mit der Berufung auf § 13 als einer Verfassungsbestimmung erkannte ja die Regierung an, daß die Krone in ihren Rechten an das Grundgesetz gebunden sei, daher kein anderes Recht habe und dieses nicht anders ausüben könne, als es das Verfassungsgesetz bestimmt. Dieses bestimmt aber, daß, wenn der Reichsrat nicht versammelt ist, die Regierung allein die notwendigen Verfügungen zu treffen habe; von einer Zession dieser Berechtigung an andere weiß dieser § 13 nichts, und wenn es auch der Regierung unbenommen bleiben muß, sich bei der Ausübung dieses Rechtes des Rates von Vertrauensmännern zu bedienen, so hat sie doch immer nur allein zu beschließen. Im vorliegenden Falle hat sie aber das Beschlußrecht dem eben versammelten unvollständigen Reichsrat übertragen; ja, noch mehr: sie hat dieses Beschlußrecht einer Versammlung übertragen, die sich selbst ausdrücklich für den „engeren Reichsrat“ (Schmerling, Abgeordnetenhaus, Juni 1861) erklärte, für die daher die Beschäftigung mit dem Budget und daher auch die Einbringung des Budgets daselbst nach dem Verfassungsgesetze geradezu verfassungswidrig war. Von zweien — eines! Entweder wurde der damals bestandene Reichsrat hiedurch zu einer Versammlung von Vertrauensmännern der Regierung gemacht, und dann durfte er beraten, nicht beschließen; oder er wurde als Reichsrat mit einem Beschlußrecht betraut, und dann lag auch hierin eine Verletzung des Verfassungsgesetzes. Der dritte Staatsstreich lag in der Oktroyierung eines Wahlgesetzes für den Siebenbürger Landtag und der auf Grund dieses Aktes bewirkten formellen Kompetenz des Reichsrates.





Über die Bewegung gegen das Unreine in der zeitgenössischen Kunst und Literatur.

Von **Ludwig Gall.**

Die Hochhaltung der idealen Güter ist eine der wichtigsten Kulturaufgaben jeder Zeit. Machen wir die Schöpfungen der Literatur und Kunst, welche einen großen Teil des Besitzstandes an diesen Gütern bilden, niedrigen Zwecken dienstbar, so sündigen wir an der Erhabenheit dieser und gestatten den Mißbrauch mit jenem Schaffen des Geistes, das der Erhebung wie der Verschönerung des Daseins dienen soll. Ästhetisch-sittliche Gedanken, wie sie in der geistigen Atmosphäre ganzer Zeitalter und Bevölkerungsschichten vorherrschend zu finden waren, werden auf stets sich verengende Gebiete eingeschränkt.

Der Fortschritt der Zeit auf den realwissenschaftlichen Gebieten findet in den vornehmsten Kulturländern in der Verkümmerung des sittlich-ästhetischen Sinnes ein beklagenswertes Gegengewicht.

Vor drei Menschenaltern sagte Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen: „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und bringt die gesunkene Menschlichkeit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts."

Könnten diese Sätze nicht in unseren Tagen und für uns geschrieben sein? Aus dem Munde des großen Dichters machen sie sich wie ein Wehruf vernehmbar, dessen Nachklang heute wie allzeit die Seele eines jeden durchzittern muß, der gelernt hat, einer ernsten und bedeutenden künstlerischen Tat dankbares Empfinden entgegenzubringen.

Ausführungen nun, die darauf hinweisen sollen, wie die realistischen Anschauungen unserer Zeit des großen wissenschaftlichen Fortschreitens durch immer weitergehende Ausschaltung des sittlichen Momentes zu einer geradezu tropischen Wucherung und Ausbreitung des Schmutzes in Literatur und Kunst geführt haben, können wohl den Geist Schillers beschwören als den des größten



Deutschen, der, auf der Höhe der sittlichen Erkenntnis stehend, mit den Worten flammendster Begeisterung für die Reinheit in der Kunst eintrat. Wie leuchtend erhellen Worte wie die folgenden das erweiterte Gebiet der Betrachtungen, welche sich ergeben, wenn wir das Sittlichkeitsmoment im schriftstellerischen und künstlerischen Schaffen von irgend einer Seite betrachten. Bis in die tiefsten Gründe unserer seelischen Regungen und an den Sitz der Ursachen, die unsere Handlungen bestimmen, greift der Gedanke des Dichters, wenn er sagt: „Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektierte Dezenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr in unserer materialistischen Sittenlehre die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urteil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unseren Willen ihren Verführungen, nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte."

Mit diesen Worten der philosophischen Einsicht des Dichters, mit diesem großzügigen Hinweis auf die ewige Krankheit der Gesellschaft, Worten, die für alle Völker und alle Zeiten Giltigkeit haben, möchten wir die Ausführungen einleiten, um die Würde und Bedeutung einer Aktion darzutun, die die Aufgabe hat, den verdienstlichen Kampf gegen den Schmutz in der Literatur und Kunst unserer Tage zu führen. Sollte er doch, da er schwer und aufreibend ist, da sich ein Heer von Gegnern stellen wird, die mit den giftigen Waffen des Spottes, mit allen Mitteln, die ihnen der reiche materielle Verdienst aus dem unsauberen Geschäfte mit der verseuchten literarischen und Kunstware bringt, mit Begeisterung geführt werden! Welcher unserer Größten ruft aber mit hinreißenderer Gewalt zu dieser auf als gerade Schiller? Dank den hohen Zielen, die sich von dessen Zeiten ab bis auf unsere Tage die besten Männer stets gesteckt haben, ist unsere Literatur nicht arm an Arbeiten von solchen, die unerschrockenen Sinnes auf manchem Gebiete für die Hochhaltung der Ideale, deren wir hier gedachten, eingetreten. Es fließt somit der Strom sittlicher Kraft durch das deutsche Schrifttum, der befruchtend weiter wirkt, wenn er auch stellenweise von den üppig aus dem Boden geschossenen Giftpflanzen der Korruption überwuchert erscheint.

Daß dem so ist, dafür legt die Bewegung Zeugnis ab, die in Deutschland gerade jetzt mit aller Macht eingesetzt hat. Wir stehen dieser mit größter Sympathie gegenüber, schenken ihr die ungeteilteste Aufmerksamkeit und würdigen die Leistungen der sie tragenden Geister auf dem sozialpolitischen wie literarischen Gebiete um so mehr, als eine berufene österreichische Vereinigung eine ähnliche Ziele verfolgende Unternehmung ins Werk gesetzt hat.

In unserem Vaterlande hat der „Österreichische Volksschriften-Verein", dem seit mehr als einem halben Jahrhundert die Aufgabe obliegt, gute Schriften zu verbreiten, geeignete Schritte gegen die Schmutzliteratur unternommen, die auf allen Wegen und unter Anwendung der raffiniertesten ge-

schäftlichen Reklame gerade zu jenen meist jugendlichen Lesern gelangt, die am meisten der Führung durch gute Bücher bedürftig sind.

Gestützt auf die Erfahrungen der Jahrzehnte, auf Studien, die zum Zwecke hatten, den Ursprung und die Verbreitung der schlechten Bücher zu verfolgen, ist dieser Verein zur Überzeugung gekommen, daß aus der ganzen Reihe der verderblichen Erscheinungen, die diese Verbreitung zur Folge hat, die schlimmste jene ist, daß das durch pornographische Schriften in erster Reihe für den Geist und in seinen Folgewirkungen auch für den Körper verderbliche Gift der Schuljugend nicht nur zugänglich gemacht, sondern ihr geradezu aufgedrängt wird.

Um dieser rasche Abhilfe heischenden Gefahr auf die wirksamste Art zu begegnen, hat der Österreichische Volksschriften-Verein den kompetenten Stellen, die berufen sind, über Recht und Gesetz zu wachen, das kostbarste Gut der Bürger, die heranwachsende Jugend, zu schützen, in würdiger Darstellung die Dringlichkeit einer Schutzaktion im gedachten Sinne dargestellt, wobei darauf, daß es skrupellosen Unternehmern unmöglich gemacht werden solle, die Schmutzware vornehmlich jugendlichen Lesern geradezu aufzudrängen, besonderes Schwergewicht gelegt wurde.

Während diese Schritte unternommen wurden, um die der Obsorge und des ausgiebigsten Schutzes am meisten bedürftige Jugend vor gewissenlosen Verführern und schamlosen Ausbeutern zu bewahren, hat die deutsche Bewegung bereits weite Kreise gezogen und in Flugschriften, Broschüren und Zeitungsartikeln eine Literatur hervorgebracht, die schon deshalb die größte Beachtung verdient, weil durch sie die ganze zersetzende Tätigkeit der Verbreitung des Schlechten beleuchtet wird.

Durch den „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild“ wurde in Berlin eine Zentralstelle geschaffen, durch die ein organisiertes, zielbewußtes Vorgehen in allen Teilen des Deutschen Reiches ermöglicht wird. Durch Zeitungsartikel, durch Flugschriften, durch die Publikation der Akten des internationalen Kongresses zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur einerseits, durch das lebendige Wort anderseits, das in den Vorträgen hochstehender Männer der Wissenschaft zur Geltung kommt, dienen die Besten des Landes dem großen Zwecke, die Kraft der Jugend, die hier in ihrem innersten Marke bedroht wird, zu schützen.

Auf den Inhalt der wichtigsten in dieser deutschen Bewegung veröffentlichten Schriften eingehend, müssen wir vor allem auf die hohen Verdienste Otto von Leixners verweisen. In seiner Flugschrift „In Sachen des Volksbundes“ (Leipzig, Felix Dietrich, 1905), die wir aus dem Grunde für besonders wichtig erachten, weil sie die bereits wahrnehmbaren Wirkungen der bisherigen Gesamtaktion überblicken läßt, wird vornehmlich auf den praktischen Kern der hier zur Geltung kommenden Fragen eingegangen. Es ist vielleicht der verdienstlichste, sicherlich aber auch der unangenehmste Teil der zu lösenden Aufgabe, den Schmutz in den verschiedenen Erscheinungsformen aufzuzeigen, auf die Redaktionsstuben und Verlagsstätten dieser Publikationen hinzuweisen und damit die im verzweifelten Kampfe der Abwehr der Betroffenen natürliche Wut zu entfesseln, die sich in den giftigsten Ausfällen Luft macht. Hiebei tritt Leixner mit der

unerschrockenen Art eines Mannes auf, der sich bewußt ist, einer großen Sache zu dienen, und hat sich dadurch den nicht hoch genug anzuschlagenden Erfolg gesichert, daß die vornehme und ernste deutsche Presse ohne Unterschied des Parteistandpunktes der Angelegenheit geziemende Beachtung schenkt, Aufrufe des Volksbundes abdruckt und ihre Spalten der Diskussion dieser Frage zur Verfügung stellt. Das Tatsachenmaterial, das diese wenige Seiten umfassende Flugschrift bringt, ist so reich, daß man sie dem größten Teile nach wiedergeben müßte, um in ihrer Würdigung gerecht zu bleiben. Aus den wichtigen Schlüssen, zu denen Leixner kommt, möchte ich hier vor allem jenes Erwähnung tun, der sich auf den Ursprung und die Verbreitung dieser Schmutzschriften unserer Tage bezieht. Für Leixner steht es nach seinen, wie die Schrift selbst am besten erweist, gründlichen und umfangreichen Beobachtungen fest, daß „die Verbreitung der gemeinen Bücher und Bilder im engsten Zusammenhange mit der Verbreitung der in den letzten 5—10 Jahren entstandenen Witzblätter" zusammenfällt. „Sie haben die Kuppler mit glänzendem Erfolge gespielt; in ihrem Anzeigenteil haben sich alle Erzeuger des Schmutzes in Wort und Bild ein Stelldichein gegeben. Hunderttausende von denen, die von alledem nichts oder wenig wußten, sind erst durch sie darauf hingewiesen worden." Der Autor nennt dann die teilweise wegen der zeichnerisch bemerkenswerten Ausführung der Illustrationen, mehr aber wegen des zersetzenden, die heiligsten Interessen verletzenden Witzes bekannten Blätter, die zum Teile in Deutschland verboten sind, die sich aber in ihrer Gesamtheit leider in Österreich einbürgern durften. Dabei enthüllt er die Tatsache, daß diese Blätter ihre Annoncenteile der Reklame für diese Schandprodukte dienstbar machten und nach notgedrungener Ausschaltung des Schlimmsten vielfach auch noch weiter für diese offen halten. Es braucht nicht besonders ausgeführt zu werden, daß wir in der Lage wären, die vollkommene Richtigkeit der Schlüsse Leixners durch Anführung der Leistungen gewisser österreichischer Witzblätter in leider nur zu reichlichen Beispielen zu ergänzen.

Am wichtigsten erscheint uns jedoch in dieser Schrift das Eintreten für den Schutz der Schuljugend sowie die Konstatierung, daß deutsche Schulbehörden, den ihnen seitens berufener Fachmänner gewordenen Anregungen folgend, anfangen, Maßnahmen gegen die Verbreitung schlechter Bücher und Bilder zu treffen. Auch das Auswärtige Amt und die Postbehörde haben in Deutschland bereits Schritte zur Unterdrückung des Handels mit dieser Ware getan und es bleibt weiters zu hoffen, daß, wenn diese Bewegung in mehreren Staaten mit gleicher Wirksamkeit einsetzt, durch internationale Übereinkommen dieser Vertrieb ganz unterbunden werden könnte.

Ein weiteres, äußerst wichtiges Dokument für den Ernst und die Bedeutung der Aktion bildet ein Brief des Mitgliedes der ersten Ständekammer Badens, des Professors Hans Thoma, den dieser am 9. Juli dieses Jahres der Redaktion der „Münchener Neuesten Nachrichten" zugehen ließ. In demselben gibt dieser bedeutende Künstler seiner in einer Kammersitzung ausgesprochenen Anschauung, daß das Vorgehen gegen die Verbreitung schlechter Bilder vom Standpunkte der ernsten Kunst mit Freuden zu begrüßen sei, erneuerten Ausdruck. Er spricht die Meinung aus, es müsse der sehnlichste

Wunsch der Künstler sein, daß der Zusammenhang, in den Kunst und Unsittlichkeit so oft gebracht würden, doch einmal aufhören möge. Allerdings meint er aber, daß auch die Künstler zur Herbeiführung einer „reinlichen Scheidung" beitragen müßten und daß es Sache dieser sei, Selbstzucht zu üben, „indem sie sich zu einer Einordnung in die Sitten unseres Volkslebens verstehen möchten". Thoma verdammt den Vertrieb gewisser Photographien, die unter der Bezeichnung von „Aktstudien" selbst bis in entfernte Dörfer dringen und deren Verbreitung er sich als Künstler geradezu schäme. Er macht zutreffende Bemerkungen über die heutige mißbräuchliche Behandlung des Nackten in der Kunst und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß auch die Künstler da „mitwirken werden zur Abwehr, wo es sich geradezu um eine Vergiftung unserer Jugend, unseres Volkslebens handelt".

Als dritten — und wir dürfen wohl sagen gewaltigen — Vorkämpfer in dieser Sache nennen wir den Kunsthistoriker und Ästhetiker Henry Thode, der in seiner Broschüre „Kunst und Sittlichkeit" (Heidelberg, Karl Winter, 1906) den Vortrag wiedergibt, welchen er über Einladung des „Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" im März 1906 in Berlin gehalten hat.

Dieser Gelehrte leitet seine Ausführungen mit einem Blicke auf das heutige Kunstschaffen ein, wie es sich in der Öffentlichkeit in den Auslagefenstern, in Theatern und sonstigen Schaulokalen darstellt, und bemerkt, daß jener Künstler, der für die Deutschen der Inbegriff der Hochachtung des Sittlichen in der Kunst ist, Schiller, wenn er lebte und dies sähe, zu dem Ausrufe gebracht werden würde: „Was ist aus dem herrlichen, erbeigenen Gute unseres Volkes, aus dem Schamgefühl, geworden?"

Die Schuld an dem beklagenswerten Momente des Unreinlichen, Verderbten in unserer Kunst mißt er durchaus nicht den Künstlern allein bei, sondern auch dem Publikum, das eben für diese Hervorbringungen der Kunst in stets anwachsender Zahl zu finden gewesen. Dieses letztere aber konnte sich nur unter der Abnahme der Macht des Idealismus und dem rapiden Vorschreiten der realistischen Weltauffassung bilden. Der auf das äußerste angespannte Erwerbstrieb, die Raschlebigkeit, die gesteigerte Genußsucht lassen die Menschen nicht mehr zur Einkehr in sich selbst, zur Pflege des Idealen kommen und „nicht nur bei dem Interessenbetriebe, auch beim Genießen handelt es sich um eine Schnelligkeit, um steten Wechsel, um das Suchen des Neuen, um das Aufspüren dessen, was die Nerven aufreizt, um alles, was man als sensationell preist".

Hierin sieht Thode die Ursachen der Untergrabung der wahren Bildung, des Eintretens von „Unter- und Überbildung", eines Hochmutes und Phrasentums, die auf manchem Gebiete des geistigen Lebens, vor allem aber auf dem der Kunst eine anmaßende Herrschaft beanspruchen. Er weist darauf hin, daß in der heute so viel begehrten Entwicklung der Individualität die Betonung des Egoismus zu finden sei, den zu bekämpfen gerade die Hauptaufgabe jener großen, die Kultur fördernden Individualitäten gewesen ist, welche die Selbstsucht überwanden, sich selbst über hohen, unpersönlichen Aufgaben vergessend. Nur aus der Kraft der liebenden Hingabe, sei es an andere Menschen, sei es an Ideen, entspringe das schöpferische Vermögen.

Es sei dies das Gegenteil von dem, was heute gepredigt würde und was die Sittenlosigkeit zur Folge haben müsse. In diesem meist selbstsüchtigen Genusse, dieser Abkehr von aller Innerlichkeit seitens der modernsten Menschen, diesem Aufgeben des „Besten und Größten" aus einer schönen Vergangenheit erblickt Thode eher den Beginn des Unterganges deutscher Kultur als den einer neuen Ära. Das, was abstoßend in der bildenden Kunst und Dichtung ist, sei fremden Wesens und in dieser Zeit der Zerfahrenheit in Kunstdingen auf verschiedenen Wegen, meist aber von Frankreich kommend, eingedrungen. Wir hätten gelernt, Verderbliches nachzuahmen und seien uns untreu geworden. Wir müßten daher, wenn wir nicht dulden wollen, „daß die Jugend vergiftet, das Volk demoralisiert, unsere Bildung aufs Spiel gesetzt wird", die „heterogenen, perversen Elemente" nicht länger dulden.

Die ästhetische These gewisser moderner Künstler, daß das Gegenständliche in der Kunst gleichgiltig wäre, widerlegt er unter geistvollen Ausführungen über das Wesen der Kunst und kommt zu dem Schlusse, daß im Gegenteile das Gegenständliche die künstlerische Form bestimme und er daher diese These „in jedem Sinne und für jede Kunst" ablehnen müsse. Hierauf weiterbauend tritt er der Beantwortung der Frage näher, wie Kunst Sittlichkeit sich zu einander verhalten, wobei er die Sittlichkeit als „jene unser Verhalten bestimmende Gesinnung" definiert, „welche der Würde des Menschen entspricht". „Das Unsittliche" dagegen nennt er „die ungeistige Sinnlichkeit und deren öffentliche Zurschautragung, in höherer Steigerung: das Unnatürliche, Pervers-Wollüstige".

Sittlichkeit aber, die für das ganze menschliche Tun gefordert werden müsse, sei auch von der Kunst zu verlangen. Im Kunstwerke selbst, das aus sinnlicher Anschauung entsteht, fordert er die Vergeistigung der Materie, die sittliche Wirkung. Jene Erzeugnisse der Kunst, die von gewissen eingeschworenen Freunden der Moderne als künstlerische Taten gepriesen werden, die jedoch auf den Durchschnitt der Gebildeten eine abstoßende Wirkung ausüben, möge man, dem eigenen Gefühle vertrauend, ablehnen.

„Unsittliche Dinge, welch künstlerisch-ästhetischen Glorienschein man ihnen auch verleihen mag, haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu verdammen. Unter dem Deckmantel der Kunst wirkt ein furchtbar Dämonisches, das uns in einen Abgrund hinabreißen muß, wenn wir ihm nicht mit Hilfe guter Geister widerstehen. Kunst wird das genannt? Ich sage: Nein! Was auf die Mehrzahl der Gebildeten unsittlich wirkt, das kann nicht künstlerisch sein".

Diesem lapidaren Satze, in dem mit der Autorität des berufenen Gelehrten ausgesprochen wird, was die große Überzahl der Kunstwerke irgend welcher Art Genießenden und Beurteilenden sich immer und immer wieder selbst sagte, aber leider nur in einer kleinen Minderzahl auszusprechen wagte aus Furcht, als rückständig verlacht zu werden, — läßt Thode weitere Ausführungen folgen, welche begründen, warum in der Kunst alles ausgeschlossen bleiben soll, das Begehren erregt oder Begierden wachruft. Dabei nennt er das in den Vordergrund stellen des rein Animalischen eine „Verzerrung und Entstellung" des Menschlichen. Er findet, daß die hier gemeinte moderne unsittliche Kunst den Menschen prostituiere, was ekelerregend sei, und daß in

ihr der Humor, wie er einst bei den Griechen und Holländern zu finden gewesen, sein Recht verloren habe. Zur Frage des Nackten bemerkt er, daß die entartete Kunst verstanden habe, das Herrlichste zum Widerwärtigsten zu machen, und sich dabei am schwersten durch die völlig undeutsche Erniedrigung der Frau vergangen habe. Mit den Verteidigern der Moderne selbst stellt er sich so, daß er einen fest gebauten Wall von Begründungen seiner künstlerisch-sittlichen Anschauungen aufführt, den er mit dem Satze krönt, daß die ästhetischen Grundgesetze ewig die gleichen bleiben und, was diesen widerspricht, nur eine Verirrung in der Kunst sei. Die Erkenntnis dessen, was not tut, und das erneuerte Studium der großen Werke der Vergangenheit werde aus dem gegenwärtigen Stande der Dinge heraus in eine bessere Zukunft führen, die des Ästhetisch-Sittlichen als Elementes der Bildung, nicht werde entbehren können. Der Staat aber solle in seiner Fürsorge für diese hier eingreifen.

Abgesehen davon, daß Thodes glänzende, in der überzeugendsten Sprache vorgetragene Darlegungen dem hohen Zwecke der Vereinigung des Volksbundes in ganz hervorragender Art dienen, wirken sie auf jeden Leser, der die Wandlungen auf den verschiedenen Gebieten unseres Kunstlebens in den letzten Jahrzehnten mitgemacht hat, geradezu wie eine erlösende Tat. Daß diese unanfechtbare Autorität ganz offen gewisse unselige Verirrungen in der modernen Kunst als Veranlassung zu den die weitesten Volkskreise berührenden Entartungen bezeichnet, die heute eine so drohende Gestalt angenommen haben, daß der Kampf der Einsichtigen gegen das weitere Vordringen und das Bestehen derselben zur Notwendigkeit geworden ist, muß als ein großes Verdienst angesehen werden. Daß er in seinen lichtvollen Ausführungen, die sich der vornehmsten und dabei doch der Allgemeinheit der Gebildeten verständlichen Sprache bedienen, auf die großen und unvergänglichen, heute so oft nicht nur vergessenen, sondern auch verlästerten Werke der Vergangenheit verweist, aus deren pietätvollem Studium die Wiedergeburt des Reinen und Hohen in der Kunst hervorgehen müsse, daß er in schwungvollen Worten an die Jugend appelliert, sie aufruft, das Häßliche, Verderbte, Unreine abzulehnen, alle aber lehren möchte, hoffnungsfroh in die Zukunft zu blicken und daran zu glauben, daß es uns gelingen werde, im Sinne des Goetheschen Wortes „die Ehrfurcht vor uns selbst“ wiederzugewinnen, — hierfür wird ihm der Dank aller werden, die diese ausgezeichnete Schrift in die Hände bekommen. Möge ihre Zahl die allergrößte sein und sich so mehren wie die Zahl derer, die sich gegenüber dieser großen, in Österreich wie in Deutschland im Gange befindlichen Bewegung gegen das Unreinliche und Verderbte in der Kunst in ihrem eigenen Interesse, dem ihrer Kinder, ihrer Familien nicht mehr passiv verhalten, — so eine sittliche Pflicht erfüllend, die eine der dringendsten unserer Zeit geworden ist.





Im Elternhause.

Von Joseph Alexander Freiherrn von Helfert.

Meines Vaters Leben und Wirken ist anderswo ausführlich beschrieben. Hier nur in Kürze, daß er, am 28. Oktober 1791 zu Plan in Böhmen geboren, in den lateinischen Gegenständen in seiner Heimat vom Schulkatecheten P. Losoi, einem geistvollen, wissenschaftlich gebildeten Manne, unterrichtet wurde und die jährlichen Prüfungen am Egerer Gymnasium bestand; daß er fortan mit seinem ältern Bruder Anton gemeinschaftlich die Rhetorik in Eger, dann die drei „philosophischen" Jahrgänge und den Anfang der Jura in Prag studierte; daß er dann als Erzieher und „Informator" in das Haus des vermöglichen Notars Richter in Warnsdorf — gleichwie Anton in derselben Eigenschaft in das gräfliche Haus Cavriani in Prag (oder Wien) — kam, wo sie ihre juristischen „Disziplinen" als Privatisten zu Ende führten; daß Joseph die ersten Rigorosen in Prag, die beiden letzten in Wien mit so vorzüglichem Erfolge bestand, daß die Professoren, besonders der gelehrte Dolliner, ihm zuredeten, sich dem Lehrfach zu widmen, was er auch tat, und daß er im Jahre 1819 die Lehrkanzel des bürgerlichen Rechtes in Olmütz erhielt. In Wien hatte Joseph einen jüngern Berufsgenossen Franz Schreiner kennen gelernt, der sich an ihn anschloß und ihn in seiner Preßburger Familie einführte. Nina war die Auserkorene unseres Vaters; seine bis in die erste Hälfte der Zwanziger-Jahre fortgeführten Aufzeichnungen zeigen, mit welch zärtlicher Neigung er ihr zugetan war.

Doch dies cum grano salis. Bei seiner lebhaften Wißbegierde und seinem ruhelosen Geist, immer den Kopf voller Ideen und Pläne, war unser Vater von seinen Studienjahren her ein Freund von Reisen, und das drängte ihn in berufsweisen Pausen, namentlich in den großen Ferien, Gegenden zu sehen und Städte zu besuchen, die er noch nicht kannte. So auch diesmal. Am 22. Februar 1819 sah er seine Nina zum erstenmal, am 19. März zum zweitenmal; am 31. bot er ihr von Wien aus, im Begriffe an seinen neuen Berufsort abzugehen, brieflich Hand und Herz an. Zu Anfang August kam er, schon als erklärter Bräutigam, nach Preßburg. Aber da litt es ihn nicht, an der Seite seiner Auserkorenen wochenlang den müßigen Galan zu spielen; er trat am 13. eine Reise nach Galizien an, kam über Lemberg nach Żółkiew zu seinem früheren Studiengenossen Bitterlich, fuhr von da nach Pest und Gran und kam, bereichert mit neuen Eindrücken und neuen Bekanntschaften, am 17. September nach Preßburg zurück. Diese lange Reise in den Saphirschen „Zitterwochen" wurde ihm schwer verübelt, vielleicht weniger von seiner Verlobten und deren Angehörigen, die von den Mühen und Sorgen für die Ausstattung hinreichend in Anspruch genommen waren, als von der klatschsüchtigen Gevatterschaft, die nicht müde wurde, der Braut vorzuhalten, wo denn ihr Bräutigam stecke.

Am 21. September führte Helfert seine Nina zum Altar. Das junge Paar — er im achtundzwanzigsten, sie im neunzehnten Lebensjahre — kam von Olmütz bald nach Prag, wo der Gatte neben der Lehrkanzel für das römische und Kirchenrecht nach wenigen Jahren auch das ihn viel beschäftigende Amt eines Rates im fürsterzbischöflichen Konsistorium auf sich nahm.

Joseph Helfert war nun bald das angesehenste Glied seiner Familie, deren Angehörigen, selbst seinen beiden älteren Brüdern gegenüber, wenn es die Gelegenheit brachte, er zum überlegenen Ratgeber und nicht selten zur Stütze wurde. So war er auch Mitschülern und Freunden bei deren Berufswahl gern mit Rat und Tat behilflich, wenn sie sich fragend an ihn wandten, aber auch aus freien Stücken, wenn er wahrnahm, daß sie nicht den Weg einschlugen, der sie nach seiner klaren Einsicht zu einem erwünschten Ziele führen konnte. Er war als Bruder und als Freund gleich treu und offen, hilfsbereit und uneigennützig, hatte seine aufrichtige Freude, wenn es ihnen wohl erging, und wurde nicht müde, ihnen zuzureden, wie sie ihr Los verbessern könnten. Vor mir liegt ein Brief vom 5. Dezember 1837, worin mein Vater seinen Freund Kaspar Gartner, geprüften Magistratsrat in Mies, ermuntert, sich um die an der Prager Universität neu errichtete Lehrkanzel für Bergrecht zu bewerben. Er erteilt ihm genaue Weisungen, wie er sich vorzubereiten und wie er die Konkursprüfungen abzulegen habe. „Daß Du besser schreiben mußt, als Deine Briefe aussehen, versteht sich; sonst liest niemand das Elaborat; Deinen letzten Brief habe ich teilweise nicht lesen können." Freund Gartner scheint diesen Rat nicht oder etwas ungeschickt befolgt zu haben; die Lehrkanzel erhielt Jur. Dr. Franz X. Schneider.

Bessern Erfolg erzielte unser Vater bei einem anderen seiner Jugendfreunde. Franz Bitterlich hatte sich nach absolviertem Jus der Militärjustiz zugewendet und sich als Auditor in einer galizischen Garnison in eine reizende Polin verliebt, die er zum Altare führte. Er schien jedoch über dem Glück seiner jungen Häuslichkeit das Avancement in seinem Berufe aus den Augen verloren zu haben, wie ja häufig genug mit der Liebe zum Weibe die Liebe zu ernsteren Studien in die Brüche geht. Da bedurfte es nun wiederholter und eindringlicher Mahnungen seines reiferen Mitschülers, die Bitterlich endlich dahin brachten, sich eifrig mit den Vorbereitungen zur Stabalprüfung (ich denke, so hieß man sie) zu beschäftigen, die er glücklich bestand, worauf er bei seinem Geiste und seiner juristischen Geschicklichkeit bald Stabsauditor wurde und es zuletzt zum Militärappellationsrate brachte.

In einem ähnlichen Verhältnisse von Schützer und Schützling stand zu unserem Vater der edle, hochverdiente Wenzel Pessina. Er war Pfarrer zu Lautschitz (Blučice) in Mähren und unser Vater muß ihm entscheidend zur Erlangung eines Kanonikats an der Prager Metropolitankirche behilflich gewesen sein; denn Pessina hat ihm Zeit seines Lebens eine dankende Anhänglichkeit, ja über des Vaters Tod hinaus uns Kindern eine erinnerungsvolle Freundschaft bewahrt. Pessina war ein gelehrter — er besaß eine Bibliothek von 10.000 Bänden — und überaus frommer Mann, dabei ein treuer Sohn seines Volkes. Durch einen Traum veranlaßt, wie man sich erzählte, faßte Pessina den kühnen Gedanken eines Ausbaues des St. Veitsdomes und benützte den berühmten Domschatz, den er wißbegierigen Besuchern

zu zeigen und zu erläutern pflegte, um sie für diesen Plan zu gewinnen; ein Dukaten, den ihm einer dieser Zuhörer spendete, — ich denke, es war ein Russe, — bildete den ersten Beitrag für jenes weit aussehende Werk.

Es heißt in der Bibel vom Manne, — die Stelle wird in der Regel umgekehrt vom Weibe zitiert, — er werde Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen: homo relinquet patrem suum et matrem et adhaerebit uxori suae. Unser Vater war in seinen jungen Jahren ein guter Kamerad, hatte verschiedene Kreise lieber und froher Gesellen, denen er von Herzen zugetan war. Allein seit er verheiratet und Vater und in seinem Berufe war, dem er mit unermüdlichem Eifer oblag, waren die heiteren Kumpane von ehedem in zweite und dritte Linie gerückt. Selbst mit solchen, die in einer Stadt mit ihm lebten, wie der bucklige Svatopluk Presl, stand er nicht einmal auf Besuchsfuß; höchstens, daß sie sich ein und das anderemal auf der Straße begegneten und mit einander ein paar Worte wechselten. Der einzige von seinen in Prag weilenden Mitschülern, der in unserem Hause gerne gesehen war und mit uns häufig verkehrte, war Vinzenz Pažak. Er hatte die Erzieherstelle in dem Hause des während der Kriegszeiten reich gewordenen Lieferanten Falge übernommen, seitdem geheiratet und lebte in günstigen Verhältnissen, während sein ehemaliger Zögling auf der romantischen Waldherrschaft Miletin — ach vy lesi, tmavi lesi, lesi Miletinšti! — mit zeitweiligem Winteraufenthalte in Prag sein Junggesellenleben weiterführte. Pažak war ein Süßling, ganz von jener Gefühlsduselei, von jenem empfindsamen, rührseligen Wesen, wie sie der Zeit des achtzehnten und dem ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts eigentümlich waren, eine Jean-Paul'sche Natur, obwohl er meines Wissens mit dessen Schriften nicht vertraut war. Aber in Houwalds tränenreichen Schauspielen, vor allem im „Bild", das Börne so köstlich durchgehechelt hat, ging er auf; Abbildungen von Szenen des Stückes standen in einfachen Rahmen auf seinem Schreibtisch, zwischen Narzissen und Hyazinthen, die in hohen Wassergläsern ihre feinen Wurzeln sehen ließen. Wenn Pažak aus einem Garten mit einem bunten Strauße durch die Gassen ging, kam es ihm nicht darauf an, einem kleinen Mädchen, das seine begehrlichen Blicke auf den Strauß heftete, eine Blume daraus mit einem süßen Wort zu geben. Sentimental wie sein Leben war auch sein Ende. Ein Schnitt in einen seiner Finger, der unter gewöhnlichen Umständen nicht viel zu bedeuten hatte, fiel in die Zeit, wo der Verlust eines lieben Töchterchens an seinem Herzen nagte, an das er unter Tränen und Seufzern dachte, und dies war nach den Aussagen der Ärzte die Ursache, daß das kleine Übel verzehrend um sich griff. Er wurde in eine Villa vor dem Sandtor gebracht, wo zwei jüngere Doktoren um ihn wachten. Es half alles nichts, er starb. Alles in allem, meinte Freund Bitterlich, war der gute Pažak „ein Mensch, aber kein Mann".

Von unseres Vaters auswärtigen Studiengenossen besuchte uns regelmäßig, so oft ihn Geschäfte nach Prag führten, und blieb dann bei uns zu Tische der Fürst Liechtensteinsche Justiziar Vinzenz Wünsche von Konopišt. Einmal zur Sommerszeit erwiderte ihm der Vater mit mir und meinem Bruder den Besuch; was uns Buben besonders auffiel und in der Erinnerung blieb, war Wünsches Frau, weil sie eine Lachesis war, d. h.

nicht eine von den finsteren Parzen, sondern im Gegenteil eine Frau, die uns fortwährend ein freundliches Gesicht zeigte und in einem fort lachte.

Mit großer Pietät hing unser Vater an seinem Geburtsort und an allem, was von dorther kam. So war der in Plan gebürtige P. Hieronymus Höniger ein allwöchentlicher Gast bei uns, am Dienstag abends, wo er mit unseren Eltern einige Robber Whist spielte und dann zum Abendmahl blieb; ich habe ihm in einem meiner Essays eine eingehende Erinnerung gewidmet. Ein anderer Planer war Frater Ignaz, Koch im Franziskanerkloster bei Maria-Schnee, zu dem Vater und Mutter mit uns Knaben ein paarmal im Jahre Freitag abends wanderten. Unser Weg in seine Zelle führte durch den Kreuzgang, dessen Wände mit schauerlichen Bildern aus der Hussitenzeit ausgemalt waren; eines, wo ein armer Jünger des heiligen Franziskus im Bette überfallen und von den Kolben der Wüteriche erschlagen wird, ist mir noch in dunkler Erinnerung. Frater Ignaz hatte auf dem Ofen seiner Wohnung stets ein paar Stücke „schwarzen Fisches", den man in Böhmen mit besonderem Raffinement zu bereiten versteht, vorrätig. Auf seine Mahnung lernte unsere Mutter den Kopf als das Preisstück des Karpfens — lucium a cauda, carponem a capite lauda — kennen und genießen, worin ich ihr später, wenn ich zu diesem Gericht kam, mein lebelang nachfolgte.

Unser Vater war der ausgesprochene Fleiß. Er saß über seinen Kollegienheften und seinen Konsistorialakten, über der Zusammenstellung und Ausarbeitung seiner Werke von fünf Uhr morgens bis zum sinkenden Abend an seinem Schreibtische. Sein Studierzimmer mußte immer grün gemalt sein, weil die grüne Farbe, wie er behauptete, wohltuend für die Augen sei. Er hatte vortreffliche Augen, die aber, wie dies bei Weitsichtigen zu kommen pflegt, bei zunehmenden Jahren ihn zur Brille greifen ließen. Es wurde ihm gegen diesen Übelstand das Tabakschnupfen angeraten, das er anfangs nur verstohlen tat, als ob er sich schämte. Er pflegte dann, als uns Jungen das Rauchen, anfangs auch nur verstohlen, zu verlocken anfing, zu sagen: „Wenn ihr einmal vierzig Jahre alt seid, dann mögt ihr rauchen oder schnupfen, wie ihr wollt!" Er machte sich dabei über die Raucher mit ihren Kreuzer- und Halbkreuzer-Zigarren lustig: „Das sind die wohlfeilsten Stutzer!"

Wenn einige schulfreie Tage eintraten, so machte unser lieber Vater mit uns Knaben gern Ausflüge, an denen nur selten unsere Mutter teilnahm. Dies war unter anderem bei einer Reise nach Miletin der Fall, als uns Patzak zu seinem ehemaligen Zögling Falge begleitete. Von der Fahrt nach Konopišt war schon die Rede. Einmal war Obřistvi unser Ziel und ich denke unsere liebe Mutter war auch dabei. Schloß und Herrschaft gehörten damals dem General Baron Koller, der mehrere Jahre am Hofe von Neapel funktioniert und von dort eine große Anzahl antiker Kunstgegenstände, namentlich herrliche Vasen, heimgebracht hatte, die in dem großen Saale des Schlosses zur Schau ausgestellt waren. Des Erwerbers Söhne verkauften die Herrschaft, wollten auch die reiche Sammlung an Mann bringen und boten sie dem Wiener Kabinett an. Von Wien wurde eine Kommission zur Beurteilung und Schätzung ausgeschickt, die sich aber gegen die Erwerbung aussprachen. In Preußen zauderte man nicht, einen so kostbaren Altertums- und Kunstschatz an sich zu bringen. Als wir in den ersten Vierziger-Jahren mit

unserem Vater auf einer großen Reise nach England auch Berlin berührten, bekamen wir unter den Sehenswürdigkeiten der preußischen Hauptstadt auch die weiland Kollersche Sammlung zu Gesicht; der alte Diener und Hüter derselben, der uns damals in Obřistwi gesehen, gab sich zu erkennen und aus seinen Reden klang etwas wie Heimweh und Bedauern. Nur dunkel erinnere ich mich an die Kirche auf dem Heiligen Berg bei Přibram, wo uns Knaben ein Geistlicher in seine Wohnung führte; an der Wand hingen Ansichten von Waldgegenden, die auf uns einen besondern Eindruck machten; der Hochwürdige erklärte sie für Bilder seiner Heimat. Auf den Heiligen Berg kamen damals Prozessionen auch aus den deutschen Gegenden Böhmens, und die Fama erzählt, es seien einmal zwei Prozessionen durch die Arkaden des Hofes gewallfahrtet, eine deutsche und eine böhmische; eine Strophe des deutschen Liedes habe, mit den Worten begonnen: „Gib, Herr ..." und darauf eine des böhmischen Gesanges: »Nedej Pánbuh« ...

Unser Vater war haushälterisch und sparsam, bedacht auf die Vermehrung seines Vermögens, das er seinen Kindern hinterlassen wollte, und Feind jeder zwecklosen Vergeudung. Er hob jeden Papierstreif, jedes Spagatendchen auf und dachte dabei vielleicht, was Jean Paul zu sagen pflegte: „Ich möchte wissen, zu was ich das einmal brauchen werde!"

Er war Jurist im edelsten Sinne des Wortes. Sein Gerechtigkeitssinn verleugnete sich nie und nirgends, auch nicht, wenn ihm Unlauteres im eigenen Lager aufstieß. Als Konsistorialrat war er, wo das Vergehen eines Geistlichen ruchbar wurde, sehr gegen das Vertuschen, das im Konsistorium zur Wahrung der Standesehre im Gebrauche war und gegen das er meist vergeblich seine Stimme erhob. Er war Katholik aus innerster Überzeugung und wünschte, als es 1830 zur Erhebung der katholischen Belgier wider das protestantische Holland kam, eifrig jenen den Sieg; als aber die Rede ging, die katholischen Kanoniere in der holländischen Armee hätten gegen die Belgier, um ihnen nicht zu schaden, blind geladen, sprach er sich mit Gram über eine solche Pflichtvergessenheit aus.

Als Professor hatte unser Vater den Ruf, sich nicht nach der Klassifikation seiner Vorgänger zu richten. So erhielt Studiosus Daubek, der bis dahin durchaus „Eminenzen" gehabt, bei der Prüfung aus dem Romanum oder aus dem Canonicum einen „Einser", was Daubek nie vergessen und vergeben konnte. In Wien, wohin sich Daubek nach absolvierten Studien begab, besteht eine nicht unbedeutende Stiftung für junge Doktoren, die sich dem Advokatenstande widmen wollen; aber die Bedingung war, daß der Bewerber durchaus Vorzugsklassen errungen habe. Dieser einzige „Einser" des Professors Helfert verdarb ihm nun, ungeachtet des Sprichwortes „Einmal ist keinmal", die Bewerbung um jenes Stipendium, das ihm in den ersten Jahren der Bewerbung um eine Advokatur so sehr würde zustatten gekommen sein.

Obwohl Deutscher von Geburt und Erziehung, wußte Helfert nichts von nationaler Unduldsamkeit. Als ich ihn eines Tages fragte: „Ist Kanonikus Pessina ein Böhme?" war die Antwort: „Und was für einer!" Der Vater sagte dies aber durchaus nicht im Tone eines Vorwurfes oder gar einer Gehässigkeit, sondern einfach die Tatsache bezeugend, wie wenn ich ihn gefragt haben würde: „Ist Kanonikus Pessina ein Bürgerfreund?" „Und was für

einer!“ Überhaupt gab es damals nichts von einem Nationalhaß. Der Ausdruck „Tscheche“ war im Deutschen nicht im Gebrauch; man sagte „Böhme“, „das böhmische Volk“, „die böhmische Sprache“. Höchstens daß ein Deutscher in geringschätzigem oder ärgerlichem Sinne von „Böhmaken“ sprach; von unserem Vater erinnere ich mich nicht, je diesen Ausdruck vernommen zu haben. Seine Schüler böhmischer Abstammung haben in ihrer seinerseitigen Behandlung nie einen Unterschied gegen die ihrer deutschen Mitschüler erfahren. Ob einer Heinefetter oder Skrojokowský hieß, war ihm gleich; war dieser tüchtig, so erhielt er seine „Eminenz“, war jener minder sattelfest, so bekam er seinen „Einser“ oder gar „Zweier“. Im Jänner 1851 in Ungarn hat man mir von einem Artikel der A. A. Ztg. erzählt, — ich selbst bekam ihn leider nicht zu Gesicht, — der in ehrender Erinnerung an die Lehrtätigkeit meines Vaters seine Unparteilichkeit und gleich wohlwollende und gerechte Behandlung beider Nationalitäten rühmend hervorhob. Das war auch bei den anderen Professoren der Fall, die in der juristischen Fakultät jener Zeit durchaus Deutsche waren: Kopetz, Schnabel, Haimerl 2c.

In der böhmischen Geschichte war unser Vater ziemlich zu Hause, besonders in der Ortsgeschichte Prags, mit deren so sinnvollen Sagen er uns Knaben auf unseren Spaziergängen gern unterhielt. Das war namentlich in den letzten drei Tagen der Karwoche der Fall, wo er uns zum Besuch des heiligen Grabes in die verschiedenen Kirchen führte. Auf dem Wyssehrad zeigte er uns die vor dem Dome in Stücken liegende Säule, die der Teufel aus Rom geholt und aus Zorn über die mit dem messelesenden Priester verlorene Wette zu Boden geworfen hatte. Dann erzählte er uns vom alten Krok und dessen weiser Tochter Libussa, vom starken Biwoj, der auf seinen Schultern den gewaltigen Eber auf den Fürstensitz gebracht hatte, von dem kühnen Reiter Horimir, der auf seinem Pferde Schemik in verwegenem Sprung vom Felsen über die Moldau gesetzt war. Auf dem Wege zu den Kapuzinern am Hradschin machte er uns in der Laurettagasse auf eine kleine Senkung im Boden aufmerksam: das sei der Platz, wo die böse Drahomira mit ihrem Wagen von der Erde verschlungen worden; so oft man die Stelle habe ausfüllen und eben machen wollen, immer sei sie wieder eingesunken. Im Kreuzgang bei den Kapuzinern führte er uns vor die Kapelle der heiligen Kümernis, die als fromme Christin Gott gebeten, daß er sie nicht Gattin eines heidnischen Königs werden lasse, worauf ihr in der Nacht ein langer Bart gewachsen sei und der wütende König befohlen habe, sie ans Kreuz zu schlagen.

* * *

Unsere liebe Mutter war eine Erscheinung von auffallender Schönheit, eine hohe Gestalt — sie war so groß wie ihr Mann, sah aber als Frau größer aus —, schlank und dabei voll, mit einem edel geformten Antlitz und großen blauen Augen, aus denen Geist und Herz sprachen. Als unser Vater seine junge Gattin bei seinen Bekannten einführte, auf den ersten Reisen, die er mit ihr machte, dann in Prag auf öffentlichen Bällen, erregte sie das größte Aufsehen. „Sie hat das Gesicht einer Madonna“, sagten die alten Herren, während die jungen ihren Mann als einen Othello schilderten, der seinen Schatz mit Argusaugen bewache.

Sie war lebhaft, leicht erregbar, von beweglichem Geist. „Ich bin ein Kind des Lichts", pflegte sie scherzend zu sagen, wenn sie die Kerze, die abends abseits stand, näher an sich zog. Es war eine bescheidene Unschlittkerze, denn zu Milly- oder Stearin- oder Apollokerzen oder gar kostspieligen Wachskerzen, die mit der Zeit auf- und in die Mode kamen, schwang sich der bescheidene Haushalt unserer Eltern nicht auf. Die Unschlittkerze wurde bis zum letzten Stümpfchen zu Ende gebrannt, und wenn ich dabei, immer lesedurstig, beim schwachen Stümpfchen meine Augen anstrengte, so war das sicher nicht zu ihrem Heil. Meine Mutter hatte in ihrer Jugend nicht viel gelernt, bei weitem überflügelt von ihrer jüngeren Schwester Karoline, unserer „Tant' Lini". Aber sie besaß einen ungemein empfänglichen Sinn, sie faßte schnell auf und gab sich gern allem hin, was anregend an sie herantrat. Ich glaube nicht, daß sie als Mädchen im Klavierspiel besondere Fortschritte machte und regelrecht singen hat sie gewiß nie gelernt; aber in Prag übte sie beides nicht ohne Geschick, sie sang uns die Tomaschekschen Lieder Goethes mit Ausdruck vor und spielte seine Eklogen mit Geschmack und Ausdruck. Mit ihrem Französisch „haperte" es etwas, worin Tante Lini nach unserem Begriffe Meisterin war; dagegen las unsere Mutter gern die deutschen Klassiker. Goethe war ihr, außer den Liedern, nicht sehr sympathisch, und ich erinnere mich eines Ausspruches über dessen „Wahlverwandtschaften", die sie anwiderten: „Ich glaube, ich könnte hundert Jahre verheiratet sein und würde auf so etwas nicht gekommen sein!" Ihr Liebling war Schiller, nicht nur in seinen Gedichten, sondern auch in den prosaischen Aufsätzen; einmal las sie mit mir den Aufsatz „Über Anmut und Würde" und machte mir dazu ihre Bemerkungen: „Siehst du, Pepi, die Frau Knoll*) ist nicht schön, aber sie besitzt Anmut." P. Johann Fabian, damals schon Theologiae Doktor und Bewerber um eine Professur, versorgte sie mit Büchern, die sie noch nicht kannte und die er ihr empfahl, las ihr mitunter daraus vor, z. B. aus Bronners Fischer-Idyllen, die ihr recht zu Herzen gingen. Sie las Niemeyers „Charakteristik der Bibel", wo sie besonders der gewaltige Paulus interessierte. Fabian brachte ihr auch eine bessere Ansicht von den Böhmen bei, deren nationales Streben damals einen so regen Anlauf nahm. Sie sprach erst von der „Handvoll Böhmen", wo hinaus denn die wollten?! Da regte Fabian sie an, sich mit der böhmischen Geschichte etwas vertraut zu machen und brachte ihr das Werk Pelzels, dessen Lesung ihr doch einigen Respekt vor der „Handvoll Böhmen" einflößte. Nur lächeln mußte sie darüber, daß ihr Mentor in einem „Fabian", der in der aufgeregten Zeit des 16. oder 17. Jahrhunderts eine Rolle spielte, einen der Vorfahren seines Geschlechtes erblicken wollte. Als Gattin hatte unsere Mutter von ihrem Manne nicht viel. Die Zeit der ersten Honigwochen war lang vorbei und seither ging unser Vater in seinem Doppelberufe auf. Das gemeinsame Frühstück war ziemlich schnell abgetan. Auch beim Mittagessen blieb der Vater nicht lang, weil es um zwei Uhr wieder Kollegium gab. Erst abends ein gemeinschaftlicher Spaziergang im Freien und dann das Abendmahl, die einzige Zeit, wo sich der Vater Ruhe

---

*) Gattin des Professors der Welt- und österreichischen Geschichte, Joseph Leonhard Knoll.

gönnte und länger sitzen blieb. Aber selbst bei den Mahlzeiten blieb der Vater nachdenklich und schweigsam, wenn nicht die Mutter ein Gespräch einfädelte; er hatte stets etwas zu grübeln, über Arbeiten, die ihn zur Zeit in Anspruch nahmen, nachzusinnen.

Wenn Frauen klagen, daß der Mann selten im stande sei, das Gemüt des Weibes und dessen Wert zu verstehen und zu pflegen, so ist es nicht minder wahr, daß Frauen nicht immer die Gabe haben, dem Pflichteifer eines ernsten Geschäften obliegenden Mannes gerecht zu werden. Der Mittelschlag findet sich am ehesten zurecht; so sehr gilt auch hier der Spruch des alten griechischen Weltweisen. Man wird finden, daß die Mehrzahl zufriedener Ehen jenen angehört, die ohne Leidenschaft und Spintisieren die täglichen Güter des Lebens in unbewußter Behaglichkeit genießen, die Leiden und Bedrängnisse als unabwendbare Beimischung und Trübung tragen und dabei einander wahren und halten, wie sie eben sind. Männer, die zur Klasse der Bildner zählen, nie ohne Pläne und Entwürfe sind, von einem steten Drange des Schaffens oder doch des Schauens und Lernens getrieben, müssen mit einem anderen Maßstabe gemessen werden. Sie hängen darum nicht minder zärtlich an dem Gegenstand ihrer Wahl und ihrer Neigung, wenn ihnen auch, sofern sie sich einmal in dessen gesichertem Besitze befinden, selbst an der Seite der Geliebten die Ziele ihres geistigen Strebens keine Ruhe lassen und sie nicht lang tatenlos an einer Stelle weilen können.

Die regelmäßige Teilnahme der Mutter an unseren abendlichen Spaziergängen hörte allmählich auf, als ihr krankhafter Zustand sich mehr und mehr entwickelte, was bei der mit ihrem Leiden zunehmenden Reizbarkeit und dem heftigen Temperament des Vaters immer häufiger zu Mißverständnissen und zu Auftritten führte, die mir unendlich nahe gingen. Ich lasse mich über diese oft peinlichen Ausbrüche gegenseitiger Aufwallung nicht weiter aus, so fest sie auch bei der innigen Liebe und Verehrung zu meinen Eltern sich meinem kindlichen Gedächtnisse schmerzhaft einprägten.

So hatte unsere gute Mutter in den späteren Jahren im Grunde nur ihre Kinder, denen sie eine wahre Kornelia war, die keine anderen Gedanken hatte, keine anderen Freuden kannte als uns, deren Erziehung und Anleitung zum Guten ihre stündliche Sorge waren. Sie war eine zärtliche, aber keine schwache Mutter. Unarten, wie sie Kinder anzustiften pflegen, litt sie nicht, sie verwies sie uns und hatte dafür ihre charakteristischen Sprüchlein: „Kaschkind"*) war die Schelte, wenn wir uns recht kindisch und albern benommen hatten. „Waren deine Augen wieder größer als dein Magen", hieß es, wenn wir uns zuviel aus der Schüssel nahmen und dann, weil wir es nicht ganz aufessen konnten, das Übrige auf dem Teller liegen ließen; denn Kinder essen nicht wie die Großen zum Vergnügen, sondern aus Hunger und nur bis zur Sättigung. „Ihr verschlaft ja Euren ganzen Verstand", schalt sie, wenn wir Buben nicht aus dem Bett zu bringen waren. Hatte einer von uns einen Auftrag recht ungeschickt ausgeführt, so empfing ihn die Frage: „Bist wieder einmal mit der Kirch'n ums Kreuz gegangen?!" oder: „Ja,

---

*) Kasch, Kaše, ein breiartiges Gericht aus Mehl, Reis, Hirse und dergl., wie man es Kindern in den ersten Jahren zu bereiten pflegt.



wenn du nicht wärst und der Löffel, müßte man die Suppe mit der Gabel essen." Ging einem von uns etwas wider den Strich und er sagte: „Das soll einen nicht ärgern!" so erfolgte die scherzende Erwiderung: „Ja, besonders wenn's einen verdrießt." Mein Quecksilber-Bruder Emmi bekam oft genug die Schelte: „Sticht dich wieder der Haber?!" und ich, der ich überall der erste sein wollte: „Mußt d' denn immer der Hahn im Korb sein?!"

Doch das war alles in wohlmeinendem Tone gesprochen; ihre Liebe war größer als ihre Strenge. Wir waren ihr ans Herz gewachsen. Als eines Tages plötzlich die Schreckenspost kam, es sei in unserem Hause jemand in den Hof gestürzt, lief sie, von jäher Furcht ergriffen, durch alle Zimmer. „Wo sind die Kinder, die Kinder?" Sie bedachte in ihrer Todesangst nicht, daß, wenn es einer von uns wäre, sie ihn ja aus dem Fenster unten liegen sehen müßte. Es war aber im vorderen Hofe und der Unglücksvogel ein, wie es schien, halb verrückter Schreiber des Advokaten Dr. Mudroch, der sich schon einmal mit einer Papierscheere hatte ans Leben gehen wollen und, da ihm dies versagte, sich über das Geländer des Pavlatsch hinabstürzte, wo er sogleich tot liegen blieb. Hier möchte ich doch anfügen, daß Selbstmorde, die heutzutage in der Zeitung jeder großen Stadt eine tägliche Rubrik bilden, in meiner Jugendzeit zu den großen Seltenheiten gehörten. Ich erinnere mich während meiner ganzen Studien- und jungen Doktorsjahre nur dreier Fälle, die jedesmal in der ganzen Stadt wie etwas Unerhörtes besprochen wurden. Der erste des Mudrochschen Schreibers, der zweite eines hochbegabten, poetisch veranlagten Studenten, der sich in die Frau der Familie, deren Kindern er Unterricht gab, sterblich und hoffnungslos verliebt hatte; der dritte eines neu kreierten Doktors aus einer angesehenen Prager Familie, wenn ich mich recht erinnere, Schaber v. Schönbar. Er war für den Abschluß seiner Studien, als was doch das Doktorat gelten konnte, ziemlich bejahrt, so in den Dreißigern, und hatte zugleich mit einem sehr jungen Kandidaten promoviert; nicht lange danach geschah die Tat, deren Motiv uns ein Rätsel blieb. Ich befand mich damals, bereits seit einigen Jahren Doktor, in der Kriminalpraxis und hörte die Vorträge des Med. Dr. und Prof. Mathias Popel über Staatsarzneikunde und gerichtliche Medizin und wohnte der Obduktion bei, die an seiner Leiche im Allgemeinen Krankenhause vorgenommen wurde.

Um zu unserer lieben Mutter zurückzukehren, so hatte sie uns alle gleich lieb, mit einer Nuance von Voreingenommenheit gegen meinen von Gesundheit und Lebensfülle strotzenden jüngeren Bruder, von dem sie behauptete, er habe ihr die besten Kräfte entzogen. Es war ein post hoc, kein propter hoc. Allerdings fing sie im Jahre darauf (1822) zu kränkeln an, so daß der Vater zu ihrer Kräftigung eine Sommerwohnung in der Wyssinka (Vyšinka) vor dem Aujezder-Tor nahm. Allein der Keim zu ihrem Lungenleiden, dürfte schon vor der Geburt ihres Emmi in ihr gelegen haben. Sie hat in den Jahren darauf noch drei Mädchen das Leben geschenkt, von denen zwei wohl früh starben, aber das dritte, unsere Marie, gesund und kräftig gedieh und sich auch geistig vorteilhaft entwickelte, so daß unsere Eltern eine ungetrübte Freude an ihr hatten.

Der ausgesprochene Liebling unserer Mutter war ihr Pepi. Eines Tages war Essenszeit und die Mutter noch nicht zu Hause. Der

Vater, pünktlich in allem, wurde ungeduldig und ließ die Suppe auftragen. Endlich kam sie, aber nicht sogleich zu Tische, sondern in unser Wohnzimmer, ließ mich holen und nun folgte eine Szene, die meiner Schwester, damals einem kleinen Mädchen, unvergeßlich im Gedächtnisse geblieben ist. Die Mutter zog mich an sich und schloß mich krampfhaft in ihre Arme, als ob sie mich nicht lassen wollte. Sie hatte soeben den Tod des Knaben einer ihr bekannten Familie, ich glaube Theimer, erfahren und nun stürmte der Gedanke, daß auch ich ihr entrissen werden könnte, mit solcher Kraft auf sie ein, daß sie ganz außer sich kam. Als ich zum erstenmal von ihr getrennt war — sie befand sich in Wschetat, wo die Luft sie stärken sollte, während wir Kinder der Schule wegen mit unserem Vater noch für ein paar Wochen in Prag zurückbleiben mußten —, kam sie uns eine Strecke entgegen, eilte, als sie uns erblickte, auf mich zu und sagte, mich in ihre Arme fassend, unter Tränen: „Hast' Dich g'freut, Pepi, auf Deine Mutter?" So war es auch einmal in Radonitz, wo wir Knaben beim Großonkel-Dechant die Ferien zubrachten: als uns die Eltern, die sich um des Kurgebrauches willen in Marienbad befanden, an einem späten Abend nachkamen, wo wir bereits im Bette lagen; sie suchte sogleich mein Bett auf und drückte mir, der ich fest schlief, einen warmen Kuß auf die Lippen.

Ich war ihr Stolz und ihre Hoffnung. Auch unser lieber Vater, so sehr ihm der Emmi — schon wegen des Gleichgewichts mit der mütterlichen Schwäche für mich — ans Herz gewachsen war, ließ mir doch in seinen Zukunftsträumen den Vortritt. „Ich habe es vom Lohgerbersohn zum Professor und Konsistorialrat gebracht," sagte er mehr als einmal, „Du mußt es mindestens zum Hofrat bringen!" oder „zum Gesandten", dachte er sich wohl dabei. Denn er ersah für mich die diplomatische Laufbahn und sah es darum gerne, daß ich aus eigenem Antrieb das Französische und Italienische trieb, Reitunterricht nahm, mich eifrig in der Geschichte umschaute. „Wenn Du nur etwas mehr Stolz besäßest!" seufzte er manchmal. Er ahnte nichts von dem Ehrgeiz, der meine kühnen Träume erfüllte. Meine Mutter durchschaute mich besser. Sie war es, die mich vorwärts trieb und spornte, die aber auch mit dem Tadel, wo ein Anlaß dazu war, nicht sparte. Als ich ihr einmal den Anfang einer von mir verfaßten Idylle vorlas, wo von einem rauschenden Bach, von einer klappernden Mühle und anderem derartigen sentimentalen Geklingel die Rede war, nannte sie es einfach einen Unsinn, und aus war es mit meinen Versuchen auf diesem Gebiete. Umso stolzer war sie auf meine Erfolge in den Studien. Nach dem ersten Gymnasialsemester kündete sie mir, um mich nicht unvorbereitet zu lassen, voll Freude an: ich sei für den ersten der Schule erklärt worden, und ebenso nach den Prüfungen im ersten Semester der Philosophie: „Pepi, die Knoll hat mir gesagt, der Professor Exner habe ihr mitgeteilt, Du habest einer der schönsten die Prüfung gemacht." Sie überwachte sorgfältig meine Lektüre und machte sich nicht wenig Sorgen, als sie mich, da ich schon fester im Französischen war, einst über den Schriften Voltaires ertappte. Es waren seine Tragödien und ich konnte wahrheitsgemäß versichern, daß darin nichts von Gottlosigkeit und Freigeisterei vorkam. Nicht minder war der gute P. Fabian entsetzt, als er das berüchtigte „Système de la nature" in meinen Händen sah. Ich

weiß nicht, wie ich dazu gekommen war; aber die Auseinandersetzungen de la Mettries ließen mich völlig kalt; die Methode, alle geistigen Vorgänge auf mechanischem Wege zu erklären, widerte mich an. Fabian teilte seine Besorgnisse meiner Mutter mit, die aber in dieser Richtung schon hinreichend beruhigt schien und sich wohl denken mochte, auch solche Dinge gehörten zu meiner vollen Ausbildung. Dann sagte sie mir wohl mit Rührung: „Pepi, wenn aus Dir einmal etwas wird, dann werden die Frauen“ — sie meinte ihre Freundinnen, wie die beiden Kopetz, die Knoll, — „sich erinnern, was ich von Dir zu ihnen gesprochen habe.“ Doch mich zog es immer mehr zur geistigen Beschäftigung hin, ich kaufte nur Bücher und Bücher.

Das Leben im väterlichen Hause lief in regelmäßiger Ordnung ab. Vater und Mutter waren gleich fromm und hielten streng an den Geboten der Kirche. Nicht bloß die allgemein üblichen Festtage wurden eingehalten, sondern nach des Vaters Anordnung auch die Quatembertage, von denen man sonst in Laienhäusern nichts wußte: da gab's Fastensuppe, schwarzen Fisch oder Stockfisch, eine Mehlspeise. Vor dem Frühstück las der Vater aus einer Gedichtsammlung, deren Verfassersnamen mir entfallen ist, eine auf den Wochentag der Jahreszeit bezügliche fromme Betrachtung vor. Vor dem Mittagessen mußte einer von uns Knaben stehend das Vaterunser hersagen, das die anderen mitbeteten. Das bekränzte Jahr hatte seine hergebrachte Sitte, selbst in der Küche, welche die Mutter getreulich besorgte. In den letzten Tagen der Karwoche Gräberbesuch mit dem Vater. Kam ein Hecht auf den Tisch, so wurden in den Gräten seines Kopfes die Werkzeuge zu der Passion Christi ausgesucht. Zur freudigen Osterzeit gab es dann statt des gewöhnlichen Gebäckes sogenannte Osterlaibel, für uns Kinder ein schmackhafter Bissen. Zum Fronleichnamsfeste, solange wir Knaben noch nicht im Gymnasium waren und an der Schulfeier teilnehmen mußten, Besuch des Hradschin, wo wir aus den Fenstern des Domherrn Pessina den pompösen Umgang bewunderten, wobei mir besonders die hochroten Uniformen der Postbeamten auffielen. Unser Vater, in allen Dingen knapp und sparsam, vermied die Kosten einer Staatsuniform und machte, nicht sehr zur Freude unserer Mutter, im schwarzen Doktorfestkleide, mit Dreispitz und Degen, den Zug mit. Am Heiligen Abend gab es gefüllte Schnecken, ein Leckerbissen für uns, am Heiligen Tage, wo zum Frühstück der Weihnachtsstriezel angeschnitten wurde, kam zu Mittag Blaukohl mit gebratenen Kastanien auf den Tisch. Am letzten Dezember abends las die Mutter aus einem Sammelbuche der Tante Lini „Gedichte und Lieder“, die poetische Erzählung „Die Neujahrswünsche“ von Prätzel vor und kam bei der Stelle:

> Unnützer Bube! rief mit Zorngebärden
> der Förster aus, zur Züchtigung bereit . . .

regelmäßig ins Lachen.

Unser lieber Vater zeigte sich in der Hausordnung wie in der Erziehung ernst und streng; bei seinem aufbrausenden Temperament fehlte es — nicht wegen Widerspenstigkeit, denn wir waren folgsame Kinder — nach losen Streichen nicht an empfindlichen Schlägen mit dem Lineal oder Stocke, von denen besonders der lebhafte Emmi, obwohl des Vaters „Herzpinkerl“, oft

genug zu kosten bekam. „Wenn ich den Buben nur nicht zu hart geschlagen habe," sagte wohl der Vater dann bei kühlem Blute zur Mutter; allein das muntere junge Blut schüttelte nach den ersten Schreien und Tränen die Sache schnell ab, als ob nichts vorgefallen wäre. Nur einmal ging es schlimm. Unsere gute Mutter war schon tot und wir nicht mehr Knaben, sondern studierende Jünglinge; als der Vater im Zorn sich vergaß, meinen Bruder Emmi mit dem „spanischen Rohr" zu traktieren, lief der gekränkte Emmi auf und davon. Nun war große Bestürzung im Hause, der Vater suchte ihn im Kollegium und sonst überall, nichts war von ihm zu sehen noch zu hören. Erst am Abend kam er tränenüberströmt ins väterliche Haus zurück. Er war zur Stadt hinaus auf der Landstraße, ich weiß nicht wie weit, gelaufen; dann hatte ihn die Reue und wohl auch der Hunger gepackt und er war umgekehrt und hatte den Rückzug angetreten. Für unseren Vater aber war es eine Lehre, einen siebzehnjährigen Burschen nicht mehr so zu behandeln wie einen ungezogenen Knaben und das spanische Rohr wurde nur mehr zum Spaziergang gebraucht.

„Und hätte eine Familie ein Dutzend Tränenkrüge vollgeweint, stets wird, wenn ein Hausvater, der über sie einen etwas dicken und langen Szepter hingehalten, aus ihr scheidet, sogleich nach den ersten Tagen ein eigenes Wohlbehagen den Trauerbund umfließen, weil der Bund jetzt selber mit dem zurückgebliebenen Szepter in der Hand herumgehen kann; bei jedem Schritte stößt er auf Luft, nämlich auf einen nicht mehr verbotenen Schritt".*) Das war mutatis mutandis, nämlich statt des Hinscheidens ein einfaches Wegbleiben gesetzt, regelmäßig einmal der Woche bei uns der Fall, nämlich am Donnerstag. Einmal war, eine vormittägige Korrepetitionsstunde in der Klasse ausgenommen, ein schulfreier Tag, und das war schon etwas. Dann aber war der Vater fast den ganzen Tag weg, und das war mehr. Am Donnerstag war allwöchentliche Konsistorialsitzung, zu welcher der Vater mit einem gewaltigen Stoß bearbeiteter Akten — auf seine Schultern wurde ja alles gelegt, was schwer und wichtig war, — und mit seinem Ratsgenossen Dr. Alois Mydra um neun Uhr vormittags in das fürsterzbischöfliche Palais fuhr, wo er auch zum Diner blieb. Am Abend war Whist und Souper bei den Dominikanern, wo der lustige Subprior viel zur Erheiterung beitrug. So waren wir fast den ganzen Tag ohne den „etwas dicken und langen Szepter" in seiner Hand, den nun die Mutter führte. Auch unsere liebe Mutter war gegen uns streng, duldete keine Ausgelassenheit und wies uns zurecht, aber das war doch etwas ganz anderes! Dazu kam ein Drittes. Es kamen grobe Mehlspeisen, die dem Vater bei seiner sitzenden Lebensweise nicht gut anschlugen, Dolken, Liwanzen, Buchteln, auf den Tisch, die wir über alles gern aßen.

Auch für den Vater — damit war beiden Teilen geholfen — war der Donnerstag trotz der anstrengenden Konsistorialsitzung eine außerordentlich frohe Erquickung. Sonst hatte er ja fast keine Erholung. Die Mutter hatte mitunter ihr Kaffeekränzchen bei sich oder einer ihrer Freundinnen; aber auch das war nicht häufig und der Vater zeigte sich dabei nie. Ein und das andere Jahr nahmen die Eltern ein Abonnement im Theater und dann wurde

*) Jean Paul im „Leben Fibels".

uns häufig beim Frühstück die Handlung erzählt. Unsere leicht erregte Mutter war bei interessanten Stücken ganz Auge und Ohr und eines Abends war sie von dem Spiele Bayers so ergriffen, daß sie, wie sie uns am andern Morgen erzählte, vor dem Einschlafen inbrünstig für uns betete. Uns jungem Volk brachte der Fasching Kinderbälle, manchmal bei uns, bei Kopetz oder Schnabel, bei Wenzel Eisenstein und bei Limbeck. Einmal aber war etwas Außerordentliches. Es war an meinem Namens- oder Geburtstage, 19. März oder 9. November, und am Nachmittag erschienen zu meiner Verwunderung Heinrich Kopetz und August Schnabel; wieder öffnete sich die Tür und herein traten Fritz und August Eisenstein, bald darauf Karl und Hans Limbeck, kurz, das Zimmer war von meinen Kameraden voll, — es war eine Überraschung, welche die Mutter mir bereitet hatte.

Unsere sonstigen Belustigungen waren einfach und bescheiden. Der Vater hatte einen mit der Abdachung des Gartens in das Wrschowitzer Tal hinabreichenden Sommersitz Mičanka gekauft, wo die schon bedenklich kränkelnde Mutter die schöne Jahreszeit zubrachte. Für uns junge Welt war das eine neue Quelle von Freude und Lust. Eines Tages unternahmen wir Burschen mit einigen Altersgenossen einen Ausflug in die uns auf etwa fünf Viertelstunden Entfernung herüberwinkenden Kundratitzer Wälder. Die Ausrüstung dazu, bei der uns unsere liebe Mutter mithalf, war großartig. Außer allerhand Bröten und Semmeln hatte jeder am Spagate eine mit Milch gefüllte, sonst für Mineralwässer bestimmte Flasche an der Seite hängen, mit der wir reisefertig auszogen. Der Proviant war, wie man sieht, bescheiden, aber das Ergötzen war nicht gering, und seelenvergnügt, obwohl etwas hungrig, kehrten wir am Abende in unsere Mičanka zurück.

Besuche kamen häufig, des Vaters sehr befreundeter Kollege Professor Dr. Franz Fischer fast täglich, um den Vater zu einem einstündigen Spaziergang abzuholen, wobei der Vater uns Knaben mitnahm. Ab und zu kamen der Weihbischof Tippmann, der Kanonikus Waclawiček, der Dekanats- und Rektoratssüchtige, der Strahover Prälat Hieronymus Zeidler und Konsistorialkassier Dr. jur. Karl Bretschneider; die Kosten der Unterhaltung mußte fast immer die Mutter tragen, da sich der Vater in seiner angestrengten Art nicht leicht oder nur auf Augenblicke stören ließ. Auch der alte Graf Franz Deym, ein verehrungswürdiger Greis, zeigte sich manchmal. Er war Besitzer der Herrschaft Arnau, in der ganzen Gegend als Menschenfreund bekannt, was nicht hinderte, daß seine Untertanen, als die Cholera ins Land kam und vorzüglich unter dem gemeinen Volk wütete, gegen ihn aufstanden, weil sie gehört hatten, die Großen hätten eine Vergiftung der kleinen Leute im Werke. Es scheint ihm dieser Unverstand seiner Untertanen, denen er stets ein milder und edler Herr gewesen, schwer ans Herz gegangen zu sein; denn er starb bald darnach, im Jahre 1832. Ein alter Herr Batka kam gewöhnlich, wenn wir zur Essenszeit bei Tische saßen. Er war einer von der in der zweiten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts sehr bekannten und gerühmten Virtuosenfamilie, lebte in den Erinnerungen vergangener Zeiten und lieh sich vom Vater Bücher aus, von denen mir „Leben und Sitten in England“ im Gedächtnisse geblieben ist.

Zu unseren Bekannten gehörten auch die beiden Gruß, beide Maler, der ältere Johann in Leitmeritz, der jüngere Anton in Prag. Der ältere war ein Jugendfreund unseres Vaters. Er kam zeitweise nach Prag und lief dann alle Kirchen ab, um sich an den Altarbildern satt zu sehen. Er war es, der während einer längeren Anwesenheit in der Hauptstadt vom Stifte Strahov in Sachen des berühmten Dürerbildes verwendet wurde; ich habe ihn da eines Tages besucht und ihn an der Arbeit gesehen; nach dem Urteil von Kunstkennern hat er das Meisterbild gründlich verpfuscht. Um die Mitte der Zwanziger-Jahre hat er bei uns das große, sinnige Familienbild gemalt, alle sehr gut getroffen; nur den Hals unserer Mutter, der sehr schön war, hat er zu voll gemacht, fast wie einen Blähhals. Sein jüngerer Bruder war ein heiterer Kumpan. Einst kam bei unserer Mutter die Sprache auf weibliche Schönheit, wobei er sagte, für ihn gebe es, was die Augen betreffe, nur zweierlei, die der Rede wert seinen: Kirchenfenster und Pistolen. Da kam die schöne Nichte unseres Hausherrn auf Besuch und unsere Mutter, lebhaft wie sie war, wandte sich sogleich an Gruß: „Und was hat dieses Fräulein für Augen?" Er kam in Verlegenheit, denn er sah das Fräulein zum erstenmal, und lachte die Antwort weg. „Es waren ja die ausgesprochensten Pistolen", sagte er mir, als ich einige Tage später zu ihm kam. Ich mußte ihm dann zu einem Heiligen sitzen, den er mit jugendlichem Antlitz, in den Himmel fahrend, darstellte. Ich weiß nicht, in welcher Dorfkirche heute mein Konterfei hängen mag.

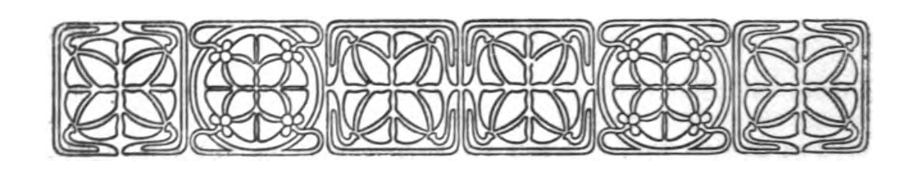
Zu den weiblichen Bekannten unserer Mutter gehörten außer den Professorsfrauen zwei mittelalternde Fräulein Sklenárz, die in dem Eckhaus vom ersten Maltheserplatz zum zweiten wohnten und die sich von der Mutter zeitweise mit Lektüre versorgen ließen. Dann ein Fräulein Margarethe Scheffel, früher in einem adeligen Hause, mit dem sie bis nach Neapel gekommen war, wo sie eine Villa „am Fuße des Meeres" bezogen hatten. Sie war überhaupt groß in der Verhunzung der Worte und Phrasen, was der Mutter und uns vielen Spaß machte; z. B. „Der wird sein Lebtag auf keinen grünen Rasen kommen" („Zweig" war ihr zu wenig und zu schwach). Wir nannten sie „Fräulein Neserable" (so sagte sie statt miserabel). Die gute alte Stržanowsky war Witwe eines Beamten und hatte ihren „Hansi", den einzigen erwachsenen Sohn, verloren. Sie lebte von ihrer kargen Pension und hatte bei einigen teilnehmenden Familien ihre Kosttage; bei uns war sie, glaube ich, jeden Mittwoch zu Tische. An ihrem Namenstage (Agathe) machten wir ihr einen Gratulationsbesuch; denn darauf hielten unsere Eltern und sie freute es. In ihrem Zimmer auf dem Leonardiplatz sah es sehr bescheiden aus, aber ungemein nett und reinlich, Blumen in den Fenstern, ein Kanarienvogel im Bauer. Auch sie gebrauchte mitunter Ausdrücke, die unsere liebe Mutter erheiterten, z. B. Schwetschich statt Zwetschken, was unserer Mutter und ihrer Freundin Knoll Spaß machte. Die arme Mutter lag schon auf ihrem letzten Krankenbette, die Stržanowsky und die Knoll saßen bei ihr; die Mutter winkte schelmisch der Knoll und fragte — der sich verkürzende Atem machte ihr das Sprechen schon schwer —: „Liebe Stržanowsky, was haben Sie am Freitag zum Essen gehabt?" — „Schwetschich."

Vater und Mutter waren gute Patrioten und innige Verehrer des Kaisers Franz, dessen schwere politische Drangsal und dann überraschende

Erfolge und Wiedererhebung sie ja in früheren Jahren mitgemacht und mitgefühlt hatten. Als, wenn ich nicht irre 1825, ein Besuch des Kaiserpaares in Prag angesagt war, da kannte sich unsere Mutter vor Freude kaum aus. Blumen wurden ins Haus geschafft und ein großer Kranz gewunden, denn die Majestäten sollten durch die Eisengasse fahren. Leider regnete es in Strömen, sie fuhren in geschlossenem Wagen, was aber die Mutter nicht hinderte, den Kranz zum Huldigungsgruße hinabzuwerfen. In den Papieren meines Vaters fand ich, von seiner Hand zierlich geschrieben, das schöne Gedicht „Vision“, das Grillparzer zur Lebensrettung des Kaisers aus schwerer Krankheit im Jahre 1826 verfaßt hatte. Wenn jemand aus Wien kam, erkundigte sich die Mutter lebhaft nach dem Befinden des nachgerade alternden Kaisers. „Er vegetiert!“ lautete die Auskunft, ein Ausdruck, der mir neu war und der darum in meiner Erinnerung haften geblieben ist. Als dann 1835 die Nachricht vom Tode des guten Kaisers Franz kam, da zerfloß unsere liebe Mutter in Tränen.

Sie war hilfreich und gut, in Not und Bedrängnis war sie mancher Familie der gute Engel, voll Teilnahme und Mithilfe, wenn in uns befreundeten Häusern Unglück und Trübsal sich einstellten. In einem der Sommer, die wir im Seminargarten zubrachten, erkrankte die bereits zur Jungfrau erblühte Tochter des Professors Klar am Typhus, ich denke sie hieß Marie. Obwohl die Krankheit für ansteckend galt, ließ sichs unsere Mutter nicht nehmen, den schwer getroffenen Eltern — sie hatten ihre Kinder, bis auf Paul, nacheinander verloren — Trost zu bringen und Beistand zu leisten. Es war alles umsonst, die zarte Blume wurde geknickt. Unsere Mutter beschrieb dem Vater den Eindruck, als sie in das Zimmer der Familie kam: die Mutter trostlos, der einzige ihnen verbliebene Sohn Paul in Verzweiflung; nur der greise Vater saß in ruhiger Gottergebenheit vor seiner Bibel: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, gepriesen sei der Name des Herrn!“ Die Einsegnung der Leiche fand in der Karmeliterkirche statt. Zu beiden Seiten im Halbkreise vor dem Hochaltar standen „Philosophen“ im Traueranzug mit brennenden Kerzen; Emmi und ich, jeder auch mit einer Kerze, damals noch Knaben, eröffneten auf jeder Seite den Reigen...

So waren unsere Eltern, deren aufopfernde Liebe und Sorgfalt wir erst in späteren Jahren, da wir sie nicht mehr hatten, so recht zu erkennen und ihnen innig zu danken verstanden. Denn in den früheren Lebensjahren nehmen es die Kinder in ihrer leichtfertigen Unüberlegtheit wie etwas Selbstverständliches. Als ich, nachdem ich etwas geworden, das Leben meines seligen Vaters zu beschreiben vorhatte und mich auch an unseren Onkel Anton mit der Bitte um Mitteilungen aus seiner Erinnerung wandte, schrieb er mir ausführlich und sagte zuletzt: „Ich und jeder muß staunen über die außerordentlichen Fähigkeiten Deines Vaters, über den großen Fleiß und die Ausdauer bei seinen Unternehmungen sowie seine großartigen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft. Nimmt man dazu sein menschenfreundliches Benehmen und seinen biedern, edlen Charakter, so kann man mit Recht sagen: er war ein großer Mann, der auch als solcher anerkannt und verehrt wurde. Ich werde seiner sowie Deiner frommen guten Mutter stets in Liebe gedenken, denn ich habe beiden vieles zu danken. Gott wolle es ihnen lohnen!“



Einleitung zu einer Agrarpolitik.

Von Prof. E. Schwiedland.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erlangen die Staatsangehörigen durch ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen Vorrechte: für ihre Geltung in Staat und Gesellschaft ist die Standeszugehörigkeit maßgebend. Das 19. Jahrhundert verwischt diese rechtlichen Unterschiede; daneben bleiben indes soziale, wirtschaftliche und politische Unterschiede bestehen. Beruf und Besitz werden nunmehr klassenbildend. Die wirtschaftliche Stellung des einzelnen wie seiner Familie begründet Unterschiede in Macht und Geltung. Daher fragt es sich jetzt: wer erringt Vermögen, welche Berufe sind führend und wichtig für die Stellung des Volkes im Wettkampfe der Nationen und vermöge dieser Bedeutung innerhalb des Staates?

Die österreichische Statistik schied bis Mitte des 19. Jahrhunderts die Bevölkerung in Geistliche, Adelige, Beamte und Honoratioren, bürgerliche Gewerbsleute und Künstler, Bauern und „Sonstige". Von 1869 ab wird die gesamte Bevölkerung nach ihrer Berufszugehörigkeit gezählt. Da zeigt sich nun, daß unser Staat eine vorwiegend landwirtschaftliche Bevölkerung umschließt. Nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 lebten*) von Land- und Forstwirtschaft mehr als zwei Drittel der Bevölkerung: in Galizien, Bukowina, Krain, Görz-Gradiska, Istrien und Dalmatien; mehr als die Hälfte: in Tirol, Steiermark, Kärnten und in manchen Teilen Böhmens; genau die Hälfte: in Oberösterreich.

Von Triest und seinem Gebiete abgesehen, gehört nur in sechs Ländern weniger als die Hälfte der Bevölkerung der Land- und Forstwirtschaft an: nämlich in Mähren 46 %, Salzburg 45 %, Böhmen 36 %, Schlesien 35 %, Vorarlberg 34 %, Niederösterreich 20 %.

Von einer Gesamtbevölkerung Österreichs von 24, bezw. 26 Millionen waren berufstätig in:

	1890		1900	
der Land- und Forstwirtschaft	8·4 Mill.	(62½ %)	8·2 Mill.	(58⅕ %)
der Industrie	2·9 „	(21¼ %)	3·1 „	(22¼ %)
Handel und Verkehr	0·8 „	(6¼ %)	1·0 „	(7⅓ %)
öffentlichen, Militär-, freien oder keinerlei Berufen	1·4 „	(10 %)	1·7 „	(12¼ %)
	13·5 Mill.		14·0 Mill.	

---

*) Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dez. 1900; Band 66 der österr. Statistik, 1904.

Wenn man neben diesen Berufstätigen die von ihnen ernährten Familien und Dienerschaften mit erhebt, erhält man die sogenannten Berufszugehörigen. Danach gehörten an:

	1890		1900	
der Land- und Forstwirtschaft	13·3 Mill.	(56 %)	13·7 Mill.	(52 1/2 %)
der Industrie	6·2 „	(26 %)	7·0 „	(26 3/4 %)
dem Handel und Verkehr	2·1 „	(9 %)	2·6 „	(10 %)
öffentlichen, Militär-, freien oder keinerlei Berufen	2·3 „	(9 %)	2·8 „	(11 %)
	23·9 Mill.		26·1 Mill.	

Der Land- und Forstwirtschaft gehören daher die meisten Berufstätigen wie Berufsangehörigen Österreichs zu. Ihr relativer Anteil nimmt allerdings ab; darin drückt sich die fortschreitende Umbildung vom Agrarstaat zum Industriestaate, die zunehmende Bedeutung der Industrie, des Handels und des Verkehres aus. Die Gesamtziffer, welche die Agrarbevölkerung bezeichnet, umfaßt die verschiedensten Volksschichten: von den Besitzern des fideikommissarisch gebundenen Großgrundbesitzes bis zu den kleinen Häuslern, und Arbeiter vom großen Güterdirektor bis zum unständigen Gutstagelöhner.

Andere Ziffern, woraus die Bedeutung der einzelnen produktiven Klassen erhellt, bietet die Handelsstatistik. Im Jahre 1905 erreichte in der österreichischen Reichshälfte die

	Einfuhr:	Ausfuhr:
von Erzeugnissen		
a) der Land- und Forstwirtschaft und Fischerei	1067 Mill. K	782 Mill. K
b) der Berg- und Hüttenwerke	246 „ „	148 „ „
c) der Industrie	834 „ „	1314 „ „

Auch hierin zeigt sich die volkswirtschaftliche und finanzielle Bedeutung der Acker- und Viehwirtschaft. Mag auch, vermöge des internationalen Austausches, die Bedeutung der Industrie und die Werterhöhung, welche sie den Erzeugnissen vermittelt, von besonderer Wichtigkeit für den Reichtum der Länder sein, — das Studium der Fragen der modernen Agrarpolitik ist in Österreich gewiß am Platze. Ihre Prüfung kann aber mit Erfolg bloß auf Grund ihrer historischen Entwicklung erfolgen und darf nicht bloß die ziffermäßige *wirtschaftliche* Seite der Dinge, sondern muß zugleich ihre *sozialen* Folgen umfassen.

* * *

Die Lage des unbefreiten Bauern früherer Zeiten war oft Gegenstand ergreifender Schilderung. „Es gibt eine Gattung menschenscheuer Tiere," sagt zu Ende des 17. Jahrhunderts *Labruyère*, „männlichen und weiblichen Geschlechtes, schwarz, eingefallen, sonnverbrannt; man trifft sie auf dem Dorfe an die Scholle gebunden, die sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und umgraben. Sie haben der menschlichen Stimme ähnliche Töne, und wenn sie sich aufrichten, zeigen sie ein menschliches Antlitz. Es

30*

sind tatsächlich Menschen, die sich nachts in Höhlen zurückziehen, wo sie von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln leben. Sie entheben die übrige Menschheit der Plage des Säens und Erntens." Young sagt im 18. Jahrhundert, daß ein Engländer sich das Aussehen eines französischen Bauern gar nicht vorstellen könne. Eine Darstellung der bayrischen Landschaft führt 1790 bezüglich der Landleute aus: „Hier wird man Familien antreffen, die keinen Dienstboten zu halten vermögen. Sie müssen Tag und Nacht arbeiten, ihren Körper abschinden, sich kümmern und sorgen, um nur der Landesherrschaft ihre Abgaben zu entrichten und dabei ihr Maul fortbringen zu können. Manches Bauernweib muß aus Mangel schon am dritten Tage des Wochenbettes alle Hausarbeiten verrichten. Selbst die Kinder müssen in ihrer zartesten Jugend so schwer arbeiten, daß einige krumm und bucklicht werden oder das Wachstum ihres Körpers verlieren. Ihre Nahrung ist meist sehr schlecht, die Erträgnisse der Gründe äußerst gering, der Viehstand elend, die Hütte dem Einsturze nahe und sohin ihr Leben kummervoll." Und der phantasievolle Knapp schildert den unfreien deutschen Bodenbebauer, indem er sagt, der Bauer bleibe „immer und ewig auf derselben Stufe, verworren in sich, finster, unzufrieden, grob, knechtisch, nur dem Vogt gehorchend, ein unglückliches Mittelding zwischen Lasttier und Mensch."

Heute, nach der persönlichen Befreiung, der Emanzipation, fühlen sich die ländlichen Taglöhner so unbehaglich, daß sie allenthalben selbst aus geringbevölkerten Gegenden, wo es an Arbeitskräften mangelt, abwandern. Sie sind so schlecht daran, daß sie tief unter dem befreiten Bauern stehen.

Und dieser selbst ist heute vielfach überschuldet oder wird vom Großgrundbesitz und Großkapital ausgekauft. Nach wie vor bleibt indes das Dichterwort wahr:

Es sprießt der Stamm des Riesen
Aus Bauernmark hervor!

Dieses Markes bedarf jede Nation dringend. Sie bedarf seiner als eines physischen Faktors. Ihm entsprießen die fleißigen und stämmigen Bebauer des Bodens, der in städtische Gewerbe sich einschiebende Nachwuchs, manche Zierde künstlerischer und wissenschaftlicher Berufe; ihm entstammt die Wehrkraft. Seine Qualität bestimmt auch die politische Art des Volkes.

Unmittelbar praktische Fragen größter Tragweite treten uns daher bei Besprechung der Lage der Landwirtschaft entgegen, und es ist aller Bemühung wert, über ihre Verhältnisse zu einem richtigen und unparteiischen Urteil zu gelangen.

* * *

Die Landwirtschaft umfaßt Landbau und Viehzucht: erzeugt pflanzliche und tierische Produkte. Sie bildet, gleich der Forstwirtschaft, der Obstzucht, dem Garten- und Gemüsebau, einen Zweig der Bodenkultur. Mehr und mehr schließt sich ihr auch eine Verarbeitung von Rohstoffen in „landwirtschaftlichen Nebengewerben" an.

Ed. Hahn hat die Ansicht geäußert, die Natur habe selbst das Vorbild für den Landbau geboten in der natürlichen Vermehrung der Pflanzen durch

den zu Boden fallenden oder ihm vom Wind zugetragenen Samen. Tatsächlich bildet die einfachste Art des Landbaues das Streuen oder Einlegen von Samen oder einer Frucht in das mit der Hand oder einem hackenähnlichen Gerät aufgewühlte Erdreich: der Hackbau. Das Zähmen und Züchten der Tiere führt Hahn auf den religiösen Kult der Rinder in Asien zurück. Aus diesem rituellen Zweck hätte sich allmählich ihre Verwendung beim Landbau entwickelt, womit die Fortbildung des Hackbaues zum eigentlichen Ackerbau möglich wurde. Die Zähmung der übrigen Haustiere folgte nach.

Landbau und Viehwirtschaft wirken zumeist zusammen: Haustiere besorgen die schwerste Arbeit, werden auch als wichtige Düngerlieferer geschätzt; als Verbraucher der Futterstoffe: Gras, Klee, Hafer, Heu, Stroh, vieler Wurzel- und Körnerfrüchte, bewirken sie indirekt die Entfaltung des Landbaues und verwandeln dessen Erzeugnisse in Lebensmittel und in gewerbliche Rohstoffe: Fleisch, Fett, Milch, Häute, Wolle, Borsten usw. Der Landbau bietet gleichfalls Nahrungsmittel sowie Rohstoffe dem Verbrauche dar.

Die Grundlage des ländlichen Betriebes ist der Boden, das erdige Verwitterungsprodukt des festen Gesteins. Er wird wirtschaftlich genutzt als: 1. Ackerland, — 2. Wiese, — 3. Weide, — 4. Weinland und Garten, — 5. Wald, — 6. Oedland (Kies-, Lehm-, Mergelgruben, Torfstich usw.), — 7. Wasserstück, — 8. Weg, Hofraum, Baustelle.

Von den in Österreich katastrierten 30 Millionen Hektaren sind

Wald		$9^3/_4$ Mill. ha	(= $32^1/_2$ %)
Äcker		$10^2/_3$ „ „	(= $35^1/_2$ %)
Wiesen und Weiden		7 „ „	(= 23 %)
Gärten		$^1/_3$ „ „	(= $1^1/_4$ %)
Weingärten		$^1/_4$ „ „	(= 0·8 %)
Seen, Sümpfe und Teiche	fast	$^1/_8$ „ „	(= 0·4 %)

Die Landwirtschaft erfordert außer dem Boden menschliche Arbeit, dann Gebäude, Maschinen, Geräte, Nutz- und Zuchtvieh, Vorräte an barem Geld, Naturalien (Vorräte für den Haushalt, an Saatgut, Dünger, Streu, Futter) usw. So wirken zur Produktion der Boden, Menschenarbeit und Betriebskapital zusammen.

Der Boden entsteht aus dem Gestein, das unter den (chemischen und physikalischen) Einflüssen der Temperatur, der Luft, des Wassers sowie von Mikroorganismen verwittert. Im verwitterten Gestein setzen sich zunächst niedrig organisierte Pflanzen fest, die ihre Nahrung vorzugsweise der Atmosphäre und dem Wasser verdanken. Absterbend geben die Reste dieser Pflanzen dem Boden die Fähigkeit, höher organisierte Gewächse zu ernähren. Zahllose Tiere leben im Boden oder durchwühlen ihn: Regenwürmer, Insektenlarven 2c. Ihre Ausscheidungen und Kadaver vermehren den aus den Pflanzenrückständen sich bildenden organischen Bestand des Bodens, den Humus. Schließlich bedeckt sich der Naturboden mit Wald- oder Grasvegetation. Durch Urbarmachung wird er dann umgestaltet zu „Kulturboden“, indem man Grasnarbe, Gestrüpp, Baumstümpfe, Wurzeln und Steine entfernt und die Erde auflockert. Weitere

Bearbeitung verwandelt ihn zu Ackererde; Düngung verbessert ihn und erhöht den Vorrat an aufnehmbaren Nährstoffen: an Stickstoff (als Ammoniak oder Salpetersäure), Phosphorsäure, Kali usw.

Der Boden setzt sich aus Sand, Ton, Kalk und Humus zusammen und wird nach seinen vorwiegenden Bestandteilen (als Sand-, Ton-, Lehm-, Mergel-, Kalk- oder Humusboden) und nach der Mächtigkeit der Ackerkrume als flachgründiger oder als tiefgründiger Boden benannt. Die erwähnten Bodenbestandteile bieten den Pflanzen keinen Nährstoff, bedingen aber seine physikalische Beschaffenheit. Nach dieser Richtung ist von Belang die Luftkapazität, die Kohäsion (lockerer oder zäher Boden), die wasserfassende Kraft, die Durchlässigkeit, die Wärmekapazität usw.

In chemischer Beziehung ist wichtig das Vorhandensein der erwähnten Bodennährstoffe in mannigfachen Verbindungen, in festem, in löslichem oder in absorbiertem Zustande.

Der sogenannte Humus (Dammerde) besteht aus pflanzlichen oder tierischen Überresten in verschiedenen Stadien der Zersetzung; sie geben der Ackerkrume dünklere Färbung und galten früher als die eigentliche Pflanzennahrung.

Sandboden enthält zumindest 80% Gesteinstrümmer in Form von Sand. Er ist lose (locker) und bietet daher („leichter Boden") der Bearbeitung, dem Eindringen der Wurzeln, von Luft und Wasser wenig Widerstand, bildet keine Schollen und ist zumeist trocken, weil er das Wasser nicht zurückhalten kann und rasche Verdunstung begünstigt. Organische Dünger zersetzen sich rasch darin. Zum Getreideanbau eignet er sich; als Flugsand und Dünensand aber ist er völlig unfruchtbar.

Tonboden enthält zumindest 60% Ton, nimmt große Mengen Wasser auf und hält sie fest. Er ist „schwerer" Boden: seine Teilchen halten fest aneinander und erschweren die Bearbeitung; er hat eine hohe Absorptionsfähigkeit für Kali und Phosphorsäure und ist infolgedessen fruchtbar.

Lehmboden ist ein Gemenge von Sand und Ton. Enthält er auch Humus und Kalk, so zählt er zu den fruchtbarsten Böden, weil er dann in seinen Wasserverhältnissen günstig beschaffen und genügend durchlässig ist, und trägt die wichtigsten Bodenfrüchte: Weizen, Gerste, Raps und Rüben.

Mergelboden ist ein Gemenge von zumindest 15% Kalk und höchstens 75% Ton neben Sand und Humus.

I. Der Ackerboden ist die Grundlage der menschlichen Kultur. „Ein Acker", sagt ein moderner Autor, „produziert so und so viel Tonnen Roggen, ein Weinberg so und so viel Liter Wein. Wo das Korn gewachsen ist, wo der Wein gewachsen ist, da kann, vernünftige Wirtschaft vorausgesetzt, nach 10, 100, ja nach 1000 Jahren immer noch Roggen und Wein wachsen." Wo aber so und so viel Tonnen Kohlen oder Eisen aus dem Boden herausgeholt sind, da wachsen sie nicht wieder nach. „Unten ist vielmehr ein Loch und oben eine Halde von Abraum oder Schlacke." Die Gewinnung von Kohle und Eisen sei daher nicht als Produktion, sondern als Eduktion zu bezeichnen. „Auch der Bergbau macht die Kräfte und Schätze der Natur verfügbar", sagt ein anderer, „aber er tut es auf Kosten der Urkraft der Natur; er ver-

braucht und erschöpft ihre Schätze. Einmal gehoben, machen sie die Wandlung durch das vielgestaltige Leben .... das einmal Verzehrte ergänzt sich nicht. Ganz anders die Landwirtschaft; ihre Tätigkeit ist eine die Fruchtbarkeit der Mutter Erde steigernde."

Bearbeitung soll die Eignung des Bodens zur Pflanzenkultur erhöhen. Mechanische Lockerung macht ihn der Luft und den Niederschlägen zugänglich, befördert die Verwitterung seiner Bestandteile. Mit dem Spaten, mit Spann- sowie motorischen Geräten wird er gelockert, gewendet, vermischt, verdichtet und dabei von Unkräutern und Ungeziefer gereinigt.

Nur mehrjährige Futterschläge bestehen jahrelang; sonst wird jedes Feld jährlich mindestens einmal gepflügt, häufig auch öfter. Man pflügt flach (auf 9 bis 15 cm Tiefe) oder normal (auf 15 bis 18 cm) oder tief (auf 20 bis 25 cm). Dadurch vergrößert man den Raum zur Verfügung der Wurzeln, vermehrt die Menge von Nährstoffen, die ihnen dienen können, regelt günstig die Feuchtigkeitsverhältnisse.

Die Bestellzeit der Saat ist zumeist der Herbst oder das Frühjahr. Indes kann der Acker zeitweilig vom Anbau frei, d. h. „brach" bleiben. Während der Brache wird der Boden gleichwohl tüchtig bearbeitet und gedüngt, um ihn den Einwirkungen der Atmosphäre und der Mikroorganismen ausgiebig auszusetzen. Entfällt während der Brache der Ertrag, so steigert er sich dafür in der nächsten Periode des Anbaues.

Während der „reinen" oder „schwarzen" Brache pflügt man das Land mehrfach und zerstört dadurch das aufkeimende Unkraut; „halbe" Brache läßt das Feld nach der Ernte nur ein halbes Jahr lang ruhen.

Der Acker wird bei der Bestellung vorerst gepflügt. Die dadurch gebildete Furche bedarf dann einiger Zeit, um sich zu setzen, d. i. in den Grad der Bindigkeit zurückzukommen, den die junge Pflanze zu ihrer Entwicklung verlangt. Außerdem wird geeggt: um den Boden zu zerkleinern und zu ebnen, den Dünger zu verteilen und unter die Erde zu mischen, die Saat unterzubringen und Unkräuter zu zerstören, wobei die Egge durch die eigene Schwere auf den Boden drückt und durch Stöße wirkt. Kultivatoren, Walzen und Schleifen ergänzen die Arbeit von Pflug und Egge. Diese Bodenbearbeitung kann durch verschiedene (Dampf-, Petroleum-, Benzin-, Spiritus- oder elektrische) Motoren bewirkt werden.

Wird ein möglichst großer und nachhaltiger Gewinn angestrebt, so ist jedes Grundstück zu jener Kulturart heranzuziehen, welche den höchsten Ertrag voraussehen läßt. Vielfach wird aber die Kultur durch Beschaffenheit und Lage des Grundes bestimmt: so bei Grundstücken in sehr hoher oder sehr tiefer Lage oder mit geringem Boden. Anderwärts machen wieder Markt- oder Verkehrsverhältnisse nur eine bestimmte Benützung möglich. Flächen, bei denen solcherart kein Wechsel in der Benützung rätlich ist, bezeichnet man als „absolut". So spricht man von natürlichem oder wirtschaftlichem „absoluten" Wiesenland, Weideland, Waldland, und meint damit, daß die Fläche infolge der natürlichen oder wirtschaftlichen Verhältnisse ausschließlich die bezügliche Produktion gestattet.

Im allgemeinen sind für die Nutzung maßgebend die Beschaffenheit des Klimas und des Bodens, die örtliche Lage des Grundstückes und die

wirtschaftlichen Verhältnisse: Nähe von Transportwegen, Verfügbarkeit von Kapital und Arbeitskräften, Absatz und Preise der Produkte usw.

Die Gewächse, unter denen die Auswahl zum Anbau zusteht, teilt man in Mehlfrüchte, Hülsenfrüchte, Handelspflanzen, Knollen- und Wurzelgewächse und Futterpflanzen.

1. Mehlfrüchte liefern mehlhaltigen Samen, welcher das wichtigste menschliche Nahrungsmittel bildet, auch als Tierfutter wertvoll ist und endlich zu gewerblichen Erzeugnissen (Spiritus, Bier, Stärke) verarbeitet wird. Desgleichen liefern sie Stroh, das als Futter für Tiere, als Einstreu zur Stallmistgewinnung und überdies zu mannigfachen Zwecken Verwendung findet (zu Strohbändern, Emballage, zum Dachdecken usw.).

Die Mehlfrüchte — meist Halmpflanzen — sind Getreide (Weizen, Roggen, Gerste und Hafer), dann Reis, Mais, Hirse, Buchweizen. Weizen verlangt mehr schweren, Gerste milden, Roggen leichten Boden. „Wintergetreide" ist das im Herbst gesäete, überwinternde und im nächsten Sommer reifende Getreide (zumeist Weizen und Roggen), „Sommergetreide" das im Frühjahr gesäete und im selben Sommer geerntete Getreide (Gerste und Hafer).

2. Die Hülsenfrüchte sind Blattpflanzen, welche proteïnstoffreiche Samen liefern: Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Lupinen 2c. Sie sind anspruchsvoller bezüglich des Bodens und der Witterungsverhältnisse und ihr Ertrag ist daher unsicherer. Anderseits hinterlassen sie aber den Boden in gut gelockertem und unkrautfreiem Zustande und bereichern ihn auch an Stickstoff, während die Halmgewächse diesen verbrauchen, so daß ein abwechselndes Bebauen des Ackers mit Halm- und mit Blattpflanzen zweckmäßig ist. (Zu den Blattpflanzen gehören auch Klee, Kartoffeln und Rüben.)

3. Wurzel- und Knollengewächse sind gleichfalls wertvolle Nahrungs- wie Futtermittel. Die ausgedehnteste Verbreitung hat die Kartoffel, welche auch zur Herstellung gewerblicher Erzeugnisse (Spiritus, Stärke, Zucker) dient. Die meisten Wurzelgewächse bilden Futter für die Tiere; Zuckerrübe dient zur Gewinnung von Zucker.

4. Futterpflanzen werden kultiviert, um Heu und Grünfutter zur Ernährung der Haustiere zu gewinnen. Darunter ist der Klee am wichtigsten; er nimmt in Mitteleuropa von der Futterkräutern eingeräumten Ackerfläche mehr als drei Viertel in Anspruch; seine wichtigsten Arten sind Rotklee und Luzerne.

Der menschlichen Nahrung dienende Pflanzen, welche man hier anreihen darf, sind die Gemüse. Sie bilden für Staaten, welche ihre Produktion zu ungewöhnlichen Jahreszeiten zustande bringen, wie Italien, Südfrankreich und Belgien, wichtige Ausfuhrwaren. Sie gehören indes dem Gartenbau und, Feldgemüsebau ausgenommen, nicht dem Ackerbau zu.

5. Nach dem Umfang ihres Anbaues stehen unter den Kulturpflanzen an letzter Stelle die Handels- oder Industriepflanzen, welche zu gewerblicher Verarbeitung bestimmt sind. Das sind:

a) Gespinstpflanzen (Flachs und Hanf), welche der Textilindustrie Rohstoffe liefern; ihre Kultur wurde durch die Verbreitung der

Baumwolle wesentlich zurückgedrängt, erhält sich jedoch, in geringerem Maße, vermöge der besseren Qualität der aus ihr gewonnenen Leinenfaser;

b) Gewürzpflanzen (Senf, Kümmel, Safran, Hopfen) und einzelne Blattpflanzen (Tabak, Weberkarde), deren Bedarf verhältnismäßig gering ist; sie stellen meist große Ansprüche an Klima, Beschaffenheit des Bodens, Düngung und menschliche Arbeit;

c) Farbpflanzen (Krapp, Safflor rc.), deren Bedeutung wesentlich zurückgegangen ist infolge der Entwicklung der chemischen Industrie, namentlich der Teerfarbstofferzeugung;

d) Ölpflanzen (Raps, Rübsen, Mohn, Leindotter rc.), die gleichfalls industrielle Ausbeute finden: fettes Öl und im Rückstand (Ölkuchen) wertvolle Futter- und Düngerstoffe ergeben.

Unsicherheit des Ertrages, erhebliche Preisschwankungen und große Abhängigkeit von einer sorgfältigen Beaufsichtigung tragen dazu bei, den Anbau der Handelspflanzen auf großen Flächen selten zu machen — ausgenommen beim Raps. Der Anbau der Handelsgewächse liegt aus diesem Grunde mehr in den Händen der kleineren und mittleren als in den Händen der Großgrundbesitzer. Die Produktionskosten fallen hier mit einem besonders hohen Betrage der Handarbeit (für Bestellung, Pflege und Ernte) zur Last; diese gestaltet sich aber viel wohlfeiler, wenn sie von dem Grundbesitzer selbst oder von seinen Angehörigen besorgt werden kann, als wenn dazu bezahlte fremde Arbeiter genommen werden; auch deshalb erweist sich der Anbau dieser Gewächse für den kleineren Grundbesitzer vorteilhafter.

Die Art des Bodens, das Klima, dann die Arbeits-, Markt- und Verkehrsverhältnisse bestimmen die Auswahl unter den Kulturpflanzen. Im allgemeinen gewährt die Wahl verschiedener Pflanzen größere Sicherheit des Ertrages: die Witterung, welche für eine Pflanze nachteilig ist, kann für eine andere umso günstiger sein. Aber auch die Geldeingänge, die Zug- und Handarbeit verteilen sich gleichmäßiger, wenn nicht alle Bestellungs-, Kultur- und Erntearbeit zur gleichen Zeit erfolgen muß. — Bei der Aufstellung des Wirtschaftsplanes muß auch daran gedacht werden, daß eine entsprechende Futterzusammensetzung und eine entsprechende Versorgung mit Streustroh für das Vieh sich ergebe.

So viel über das Ackerland.

II. Die Wiesen. Der Unterschied zwischen Wiesen und Weiden ist: Wiesen werden gemäht, Weiden abgefressen. Ferner wird die Wiese ab und zu gelockert, gedüngt und übersäet — aber (in der Regel) nicht gepflügt, denn das würde die Grasnarbe vernichten. Diese letztere bleibt („perennierend") jahraus, jahrein bestehen und treibt niedrig bleibende Untergräser und Unterkräuter sowie hochwachsende Obergräser und Oberkräuter, also Halme und Zweige (Stengel). Wiesen blühen — Weiden dagegen nie.

Die abgemähten Pflanzen werden zu Heu gemacht oder grün verfüttert. Daher sagt Luther: „Wiesen, die geben Milch, Butter, Käse, Braten und Wolle." Allerdings ist (von saueren und Torfwiesen ganz abgesehen) der Ertrag der Wiesen sehr verschieden. Gute natürliche Wiesen geben per Hektar bis zu 40 Meterzentner, gut gedüngte und bewässerte („Kunst"-) Wiesen 80 und mehr Meterzentner Heu. Das Vorhandensein verschiedenartiger

Gräser und Kräuter in der Wiesennarbe ist wichtig: bei völlig gleichartigem Bestand könnte ein der betreffenden Pflanzenart ungünstiges Jahr großen Schaden zufügen; unter einer Vielheit von Pflanzen aber ist der Wiesenbestand gesichert; wie auch die Witterung werde, stets wird ein geschlossener Bestand möglich sein, weil sich stets Pflanzen finden, welchen die gerade herrschende Witterung zusagt, und diese schützen dann durch ihr eigenes rasches und üppiges Wachstum die übrigen. Diese Wiesengewächse leiden durch ungünstige Witterung, Pflanzenkrankheiten und schädliche Tiere nicht so erheblich wie Ackerpflanzen. Daher ist auch der Ertrag der Wiese sicherer als der des Ackers.

Unter künstlichen oder Kunstwiesen versteht man auf künstliche Weise bewässerte Wiesen; nach der Lage unterscheidet man: Tal-, Niederungs-, Berg-, Wald-, Feldwiesen usw.

Je nach ihrer Bodenbeschaffenheit, der klimatischen Lage und den Feuchtigkeitsverhältnissen können die Wiesen mehr oder weniger oft im Jahre abgeerntet werden. Danach unterscheidet man ein-, zwei-, drei- oder mehrschnittige oder mehrmahdige oder mehrschürige Wiesen. Schon die Bezeichnung läßt erkennen, daß die letzten Arten eine reichere Ausbeute liefern; allein nicht bloß in der Menge, auch in der Qualität des Ertrages besteht ein großer Unterschied.

Unter unseren klimatischen Verhältnissen pflegen die Wiesen ein- oder zweischnittig zu sein; Kunstwiesen sind meist dreischnittig; noch mehr Schnitte kann man abnehmen, wenn der Ertrag eines oder auch einiger Schnitte nicht zu Heu gemacht, sondern grün verfüttert wird. Der Ertrag des ersten Schnittes heißt „Heu", der des letzten „Grummet" oder „Oehmd".

Die Wiesen können aber außer ihrem Ertrag an gemähtem frischen Gras oder an Heu noch einen Ertrag durch Beweidung gewähren. Man unterscheidet Vor- und Nachweiden; erstere im Frühjahr, etwa bis zum Mai, letztere nach Aberntung des Grummets.

III. Die Weiden sind Flächen, welche (gleichfalls perennierende: den Boden jahrelang okkupierende) Gras und Futterkräuter tragen, die von den Tieren an Ort und Stelle abgefressen werden. Weiden haben daher nur Untergräser und Unterkräuter. Äcker, die mit Gras und Futterkräutern angesäet sind, um ein paar Jahre als Weiden zu dienen, und dann wieder umbrochen und beackert werden, nennt man „Ackerweiden". Gut bestanden, bilden diese Weideschläge vortreffliche Vorfrucht für viele Kulturpflanzen und erfordern einen relativ geringen Aufwand an Arbeit und Kapital, z. B. zur Planierung und zur Unterhaltung etwaiger Entwässerungsgräben, von Zäunen oder Hecken. Die Düngung wiederholt sich nur nach mehreren Jahren, da der größte Teil der der Weide entzogenen Nährstoffe im Dünger des Weideviehes wiedererstattet wird.

Man unterscheidet: Fettweiden (für Fettvieh), Niederungs- und Hochlandsweiden, Weiden mit sauerem Futter, Torfmoor-, Ried-, Bruchweiden, Moos-, Heide- und Sandweiden, Bergweiden usw. Zufällige Weiden sind: die Stoppelweide nach Aberntung der Halmfrüchte, die Brachweide, die Vor- und Nachhut auf den Wiesen, zeitlich im Frühjahr oder spät im Herbst 2c.

IV. Waldland (Holzungen). Auf niederen Kulturstufen entsteht der Wald ohne jedes Zutun. In Mitteleuropa hatte er noch im frühen Mittelalter sehr große Ausdehnung. Mit dem Steigen der Bevölkerung wurden mehr und mehr Wälder gerodet und zu Äckern, Wiesen oder Weiden gewandelt.

Der übermäßigen Verringerung des Waldareals treten zwei Umstände entgegen. Einmal gibt es Ländereien, die sich infolge ihrer Lage oder Bodenbeschaffenheit nur zum Waldbau eignen (absolutes Waldland) oder bei dieser Kulturart noch die höchsten Erträge liefern. Sodann sind die Erzeugnisse des Waldes in gewissem Maße unentbehrlich. Sein Hauptertrag besteht im Holze (Brenn- und Nutzholz, Rinde); Nebennutzungen sind Harz, Beeren und Pilze, Waldweide und Streu.

V. Gartenland. Der Gartenbau ist, gleich dem Weinbau, der für manche Gegenden große Bedeutung hat, eine intensive Form der Bodennutzung. Gartenland wird vorzugsweise zur Erzeugung von Gemüsen, Obst, Blumen, Handelsgewächsen, Bäumen und Stäuchern, nur ausnahmsweise zur Produktion eigentlicher Feldfrüchte verwendet. Dabei ist menschliche Arbeit vonnöten; daher sagt man, der Garten erfordere Spatenkultur, der Acker Kultur mit dem Pfluge.

VI. Ödland sind die Grundstücke, welche zu keiner der beschriebenen Kulturarten gehören, aber doch in irgendeiner Richtung Ertrag gewähren. Unsere Steuergesetzgebung bezeichnet das als Parifikationsland. Man rechnet dazu (Kies-, Sand-, Lehm-, Ton-, Mergel- und Kalk-) Gruben, Steinbrüche, Torfstiche, häufig auch geringe Weiden und Heideländereien. Die genannten Materialien: Mergel, Ton, Kies, Sand, Kalk, Torf, gestatten eine mannigfache Verwendung im Wirtschaftsbetriebe selbst: zur Düngung, zur Wegebesserung, zu Bauten, zur Beheizung usw., Lehm und Ton außerdem zur Herstellung von Ziegelwaren (Mauersteinen, Dachsteinen, Drain- und Wasserleitungsröhren). In manchen Fällen ist es möglich, das Material der Ödländereien zu verkaufen oder ihre Nutzung zu verpachten. Man bezeichnet Grundstücke, welche in keiner Weise Ertrag gewähren und deshalb keinerlei Nutzung unterliegen, im Unterschied von Ödland als Unland.

VII. Wasserstücke bilden in gewissem Sinne einen Gegensatz zum Grund und Boden; sie dienen:

a) zur Be- oder Entwässerung benachbarter Flächen (wie Bäche, Flüsse, Kanäle, Teiche) oder
b) zum Fortbewegen von Floßholz oder von Schiffen oder
c) zum Treiben von Wasserrädern, Turbinen usw. und bieten auch
d) eine Nutzung durch Fischerei, Ertrag an Rohr, Schilf, Salzen, Eis usw. oder durch Jagd auf Wasservögel.

* * *

Die Menge der Betriebsmittel, welche in einer landwirtschaftlichen Unternehmung zu verwenden sind, hängt von den Verhältnissen ab: von der natürlichen Beschaffenheit der Gegend, von ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, von der Nähe der Märkte, von der Absatzmöglichkeit überhaupt und von den Preisen.

Das **Grundkapital** (Immobiliar- oder liegendes oder „Eigentümer“-Kapital) besteht im Boden, einschließlich der darauf verwendeten Meliorationen und der mit ihm verbundenen Gebäude, Rechte und Lasten.

Das **Betriebskapital** (Mobiliar-, bewegliches oder „Pächter“-Kapital) umfaßt den Bestand an Vieh, Naturalvorräte, Geräte, das zu Löhnungen, zur Bezahlung der Steuern und Versicherungsprämien, für Gebäude- und Geräteheparaturen, zum Ankauf von Saatgut, Kraftfutter, Vieh, Kunstdünger sowie zur Verpflegung von Personal und Eigentümer erforderliche Geldkapital.

Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Düngerstätten, Hofräume, Wege, Brücken, Einfriedungen verursachen Auslagen durch ihre Anlage, Erhaltung und Erneuerung, durch ihre Versicherung und Besteuerung. Die Größe und Beschaffenheit der Baulichkeiten beeinflußt sehr den reinen Betriebserfolg der Wirtschaft; ihre entsprechende Anordnung (die „Hoflage“) erhöht ihre Benutzbarkeit.

Der **Hofraum** soll nicht zu weitläufig und doch anderseits geräumig genug sein, damit die ab- und zugehenden Fuhrwerke und Menschen bequem ausweichen und in die einzelnen Gebäude gelangen können, die aus den Ställen kommenden oder in sie eintretenden Tiere, ohne sich oder andere zu beschädigen, sich bewegen, und Geräte Aufstellung finden können, ohne die sonstigen Zwecke des Hofes in Frage zu stellen.

Um die Hofräume gruppieren sich die **Wirtschaftsgebäude und Anlagen**:

1. **Wohnungen** für den Wirtschaftsdirigenten, dessen Beamte und Gehilfen, Gesinde und Taglöhner;
2. **Ställe** für das Zug- und Nutzvieh;
3. **Scheunen, Speicher, Schuppen** zur Aufbewahrung der geernteten Früchte, sonstigen Vorräte und der Geräte;
4. **Werkstätten** für Schmiede, Stellmacher (Radmacher, Wagner), welche in der Wirtschaft beschäftigt werden;
5. **Brunnen, Wasserversorgung** zur Tränke und gegen Feuer;
6. **Düngerstätten**;
7. Gebäude zum Betriebe von **Nebengewerben**, wie Molkerei, Brennerei oder Zuckerfabrikation.

Diese Einrichtungen erfordern Instandhaltung und bedingen Verzinsung sowie Amortisation des Baukapitales.

Die Hoflage wird möglichst im Mittelpunkte des ganzen Areals, namentlich des Ackerlandes gewählt, damit die Entfernung bis zu den entferntesten Grundstücken überallhin annähernd gleich bleibe. Sonst gestalten sich die Arbeiten in den verschiedenen Jahren, besonders für das Zugvieh, sehr ungleich und in Jahren, in welchen die **entlegenen** Felder viel Dünger oder Erntefuhren in Anspruch nehmen, kann ihre Bestellung und Aberntung sich erheblich verspäten.

Der Hof soll ferner weder ausgesprochen **tief** noch geradezu **hoch** liegen. Eine tiefe Hoflage leidet in der Regel an Feuchtigkeit, ist daher weder für Menschen noch Tiere gesund und beeinträchtigt die Haltbarkeit der Gebäude, sie erschwert auch die Düngerfuhren nach den Feldern hinauf; eine sehr hohe Lage hingegen ist kalten Winden ausgesetzt, ist hiedurch für

Menschen und Tiere wenig zweckmäßig und erschwert die Einbringung der Ernte sowie die Hereinschaffung angekaufter Vorräte.

Nach den Seiten hin, von welchen die stärksten Winde wehen, wird die Hoflage in rauhen, stürmischen oder schneereichen Gegenden mit dichtem Gehölz und hinreichend hohen Bäumen umpflanzt; sie wird endlich in die nächste Nähe der hauptsächlichsten das Gut schneidenden Straße gebracht.

Dem Hofe selbst gibt man die Figur eines länglichen Rechtecks, bei kleinen Gütern mit wenig Wirtschaftsgebäuden auch die quadratische Form. Wo hingegen auf Schutz und auf Verkehrserleichterung im Winter nicht Rücksicht zu nehmen ist, hat die getrennte Anordnung der Gebäude Vorteile, weil sie mehr Sicherheit bietet gegen Feuersgefahr und die Benutzung der Baulichkeiten erleichtert. An der einen Schmalseite des Rechtecks liegt das Wohnhaus des Wirtschafters, so daß er von seinen Fenstern aus alle Eingänge zu den Gebäuden übersehen kann. In der Nähe sind der Pferde- und der Kuhstall, das Milchhaus und allenfalls die Käserei; Getreidespeicher sind zur größeren Feuersicherheit etwas mehr entfernt; abseits sind Scheunen und Schuppen, dann Düngerstätten, auf Außen- oder Nebenhöfen, vor dem Winde geschützt, Schafställe und Stallungen der Zugochsen untergebracht. Außerhalb der Hoflage liegen auch die Wohnungen der Gutstagelöhner.

Ein Viehbestand oder „lebendes" Inventar kann nur in Ausnahmsfällen entbehrt werden; es umfaßt Zucht-, Nutz- und Zugtiere.

In großer Zahl schließen sich Gewerbebetriebe („landwirtschaftliche Nebengewerbe") der Landwirtschaft an: Zuckerfabriken, Brauereien, Brennereien, Erzeugung von Dörrgemüse, von Trocken-Kartoffeln, von Stärke, Ölpressen, Butter- und Käseerzeugung, Ziegelei, Kalkbrennerei 2c., von welchen manche eine Rohmaterialienzufuhr von auswärts bedingen und dann als selbständige Gewerbe erscheinen.

Die Wirtschaftsleitung steht entweder beim Besitzer selbst oder bei besoldeten Verwaltern oder bei Pächtern (seltener bei Gewährsverwaltern, die am Ertrage beteiligt sind).

Bei der Selbstverwaltung leitet der Eigentümer des Bodens selbst die Unternehmung. Sein Interesse bestimmt ihn zu wirtschaftlichen Fortschritten und zur Schonung des Bodens. Infolge seiner persönlichen Beziehungen nimmt der größere Besitzer auch an der Verwaltung des Bezirkes und an den öffentlichen Interessen Anteil.

Verwaltung durch Beamte (sog. „Administration") oder Verpachtung ist beim großen Grundbesitz die Regel. Das Interesse des Beamten ist freilich nicht durchwegs identisch mit dem Interesse des Unternehmers.

Verpachtung ist die Überlassung der Nutzung des Bodens, ohne Betriebskapital, an einen Unternehmer, der für diese Nutzung den Pachtschilling oder -Zins entrichtet. Auch seine Interessen stimmen nicht mit jenen des Gutsbesitzers überein. Seine Rechte und Pflichten gegen den letzteren bestimmt der Pachtvertrag. Die Verpachtung ganzer Domänen oder Domänenteile heißt Generalpacht, einzelner Güter oder Meierhöfe Spezialpacht. Von Belang ist die Dauer des Pachtverhältnisses.

Die Hauptform ist heute die Zeitpacht, bei welcher die Verpachtung auf eine vertragsmäßig bestimmte Reihe von Jahren erfolgt. Mitunter wird ein sog. „eisernes Inventar" überlassen, das der Pächter am Ende seiner Betriebsführung in gleichem Werte wiedererstatten muß. Die Zeitpacht hat gegenüber der Verwaltung durch Beamte den Vorzug, daß das eigene Interesse den auch wirtschaftlich freieren Pachtunternehmer zu größerem Fleiß, zu größerer Wirtschaftlichkeit anspornt. In dem eigenen Kapital der Pächter werden der Produktion neue Kapitalien, in ihren Personen intelligente und rührige Kräfte zugeführt. In ihnen entsteht eine neue landwirtschaftliche Mittelklasse, in der strebsame Leute emporzukommen vermögen. Zeitpacht von Parzellen verbessert die Lage pachtender Kleinbauern, landwirtschaftlicher und gewerblicher Lohnarbeiter.

Freilich bringt Verpachtung die Gefahr ungenügender Verbesserungen und eines Raubbaues. Dagegen müssen in den Pachtverträgen Kautelen geschaffen werden. Dagegen wirkt auch eine lange Pachtdauer von 15 bis 18 Jahren, weil dann die Interessen des Pächters und des Eigentümers eher parallel laufen.

Die Erbpacht, ein vererbliches dingliches Recht gegen Verpflichtung zu bestimmten Leistungen, wurde seit Ende des 18. Jahrhunderts in manchen Ländern beseitigt, da alle ewigen Renten gesetzlich für ablöslich erklärt wurden. In anderen Ländern wurde das Erbpachtverhältnis bei der Siedlung auf unkultivierten Boden angewendet; man schuf auch besondere Rentengüter, die anstatt durch Kapitalleistung durch Renten- und Amortisationszahlungen erworben werden.

Der Teilbau, welcher namentlich in der Form der Halbpacht vorkommt, ist eine Anteilwirtschaft, bei welcher die Nutzung des Bodens gegen Anteil am Ertrage einem anderen überlassen wird.

Von den gemeinsamen Unternehmungen haben in der Landwirtschaft die Genossenschaften eine in neuerer Zeit rasch wachsende Bedeutung gewonnen. Sie dienen einer gemeinsamen Beschaffung oder Verwendung von Betriebsmitteln, gemeinsamer Verarbeitung und Verwertung von Produkten, niemals aber (wie im Gewerbe in Form von Produktivgenossenschaften) zur gemeinsamen Durchführung aller Arbeiten: zum Betriebe einer völlig gemeinsamen landwirtschaftlichen Unternehmung.

Was die technisch-wirtschaftliche Ordnung des Betriebes angeht, werden mehrfache Unterschiede gemacht.

Vor allem unterscheidet man zwischen kleinen, mittleren und Großbetrieben, nach dem räumlichen Umfang der Betriebs- oder Besitzeinheiten. Hier bearbeitet eine Familie mit wenigen Hilfskräften den Boden, während dort der Eigentümer sich vom Arbeiter absondert und zwischen ihm und den Arbeitern sich noch Zwischenorgane einschieben. Ziffermäßige Grenzen lassen sich nicht allgemein geben, denn in mancher Gegend gilt als Kleinbetrieb, was anderwärts als größerer Betrieb bezw. Besitz angesehen wird.

Ferner nennt man den Betrieb extensiv, wenn im Verhältnis zum bewirtschafteten Boden das darauf verwendete Betriebskapital oder die angewandte Arbeit geringwertig ist, — intensiv, wenn das aufgewendete Kapital oder die erforderliche Arbeit im Verhältnis zur bewirtschafteten

Fläche groß ist. Insolang Boden im Überfluß vorhanden ist, dehnt sich die Wirtschaft auf große Flächen aus: sie ist extensiv. Der Boden leistet das Seine, auf die Bewirtschaftung werden wenig Mühe und Kosten gewendet. In dem Maße aber, als mit der Vermehrung der Menschen der Boden kostbarer wird, müssen seine Erträge gesteigert werden; man wendet mehr Arbeit, mehr Hilfsmittel an: das investierte Kapital, die Betriebskosten, der Arbeitsaufwand steigen. Die Wirtschaft wird damit intensiv, und zwar spricht man von Arbeits- und von Kapitals-Intensität. Verstanden wird darunter das Verhältnis der aufgewendeten Mittel (Betriebskapital und Arbeit) zum Grundkapital. Je namhafter jene Produktionselemente vergleichsweise sind, desto intensiver ist die Wirtschaft.

Extensiver Ackerbau kann neben intensiver Viehzucht einhergehen und umgekehrt.

Endlich scheiden sich die Betriebe nach der Nutzung des Bodens. Dabei gibt es mannigfache Kombinationen, je nach dem Wechsel, der zur Schonung der Nährkraft des Bodens in der Wirtschaft durchgeführt wird. Danach, ob dieser Wechsel das Weideland mitergreift oder nur auf Ackerland sich abspielt, während die Weide stets dem gleichen Zwecke dient, werden mehrere „Betriebssysteme" unterschieden. Die bezüglichen Grundtypen werden am lebendigsten, wenn man sie in ihrer historischen Entwicklung betrachtet.

1. Die altgermanischen Stämme waren bis 300 n. Chr. halb nomadische Jäger und Krieger, die, stets umherziehend, wenig Ackerbau trieben. Sie hielten es selten lang an einem Platze aus, hatten keine Heimat und noch weniger festen Grundbesitz. Die Herden, der Hauptschatz des Volkes, bedingten ein Wechseln der Weideplätze. Deshalb konnte auch der Ackerbau nur sehr roh betrieben werden: man wechselte fortwährend mit der bebauten Fläche, baute nur Sommergetreide: Hafer, etwas Weizen und (zum Luxusgebrauch, d. i. zum Bierbrauen) Gerste.

Zur Vorstellung des Betriebes mag an die sibirische und an die noch in Forsten und Heiden vorkommende sogenannte Brandwirtschaft, die zur Urbarmachung vorgenommen wird, erinnert sein.

Im südwestlichen Sibirien säet man den Buchweizen dünn und lose auf die frisch umbrochene oder einfach abgesengte Steppe. Die Frucht wächst, reift und wird auf dem Felde ausgeschlagen. Was beim Abmähen oder Austreten an Körnern ausfällt, ist zur Saat für das nächste Jahr hinreichend; es braucht im Frühjahr nur etwas geeggt zu werden. Ist aber der Boden erschöpft, so bricht man neuen auf.

Ebenso extensiv ist die Brennwirtschaft, bei der man im Frühsommer Bäume fällt, die man nach dem Austrocknen, im nächstfolgenden Mai, verbrennt. Hernach wird der erste Regen abgewartet, die Asche mit einem Karst umgerissen und darauf gesäet. Man verbrennt oft auch nur die Sträucher oder schält zum Teil die Rinde der Bäume ab, worauf sie allmälich vergehen. Der so gedüngte Boden wird benutzt, solange er reichlich trägt, dann beweidet, bis das heranwachsende Gestrüpp oder der entstehende Laubwald diese Nutzung hindert. Je nach der Fruchtbarkeit des Bodens wird dieser Kreislauf später wiederholt.

Dies sind die extensivsten und zugleich primitivsten Formen des Landbaues. Geringe Erträgnisse und (infolge der Oberflächlichkeit des Anbaues) gewaltige Mengen von Unkraut kennzeichnen sie. Solche „wilde Feldgraswirtschaft" trieben wohl auch die alten Germanen. Tacitus' Worte von ihnen (Germania, c. XXVI.): «Arva per annos mutant et superest ager» können von jeder primitiven Wirtschaftsordnung gelten, bei der die Felder nicht regelrecht gepflegt werden.

Von den römischen Legionären lernten die Germanen die Dreifelderwirtschaft und gaben dann allmählich ihre „ungeregelte" Betriebsart auf.

2. Eine Felderwirtschaft charakterisiert sich dadurch, daß das Weideland vom Wechsel unberührt, also dauernd Grasland bleibt. Die Felder tragen ausschließlich oder überwiegend Mehlfrüchte, liefern also bis auf Stroh kein Futter. Dieses wird von ständigen Wiesen oder Weiden genommen. Der Acker wird aber in Felder geteilt, welche nach einem bestimmten Turnus bebaut werden. Die verbreitetste und typische Form ist die Dreifelderwirtschaft. Der Acker wird in drei Felder geteilt (I, II, III), wovon je eines mit Wintergetreide bezw. mit Sommergetreide bebaut ist, während das dritte brach liegt. Daher ist in jedem Jahr Brache, Winter- und Sommergetreide vorhanden. Der Turnus ist:

Jahr	I.	II.	III.
1.	W	S	B
2.	S	B	W
3.	B	W	S

In Mitteleuropa verbreitete sich diese Wirtschaft vom 8. bis zum 18. Jahrhundert und ist jetzt noch gebietsweise vorherrschend. Die Brache begünstigt die Fruchtbarkeit des Bodens, denn wenn man ihn umbrochen der Atmosphäre aussetzt, werden die Bodennährstoffe aufgeschlossen und in Verbindungen überführt, welche von den Pflanzen leichter aufgenommen werden. Das Brachfeld wird wiederholt gepflügt, um die Verwitterung der Ackerkrume zu befördern. Es kann auch im Brachmonat (Juni) als Stoppelweide genutzt werden, wird dann gepflügt und im Spätherbst für die Wintersaat vorbereitet. Ist diese im nächsten Sommer abgeerntet, so dient das Feld von August bis Oktober hie und da der Stoppelweide für Schafe, worauf es noch im Spätherbst für die Sommersaat gepflügt wird. Nach der Brache findet das Wintergetreide einen sehr günstigen Standort; das Sommergetreide nach der Winterung verunkrautet dagegen leicht. Reicht das Grasland aus, um den Viehstand im Sommer und Winter mit Grünfutter bezw. Heu zu nähren, so kann die Brache auch gedüngt werden, was die Körnererträge mehrt.

Bei der Zweifelderwirtschaft wird abgewechselt zwischen Brache und Sommerung oder Brache und Winterung. Da hier nur die Hälfte der Bodenfläche bebaut ist, produziert diese Wirtschaft wenig. Intensivere Formen der Zweifelderwirtschaft ergeben auf sehr fruchtbarem Boden und bei guter Düngung einen kontinuierlichen Anbau, z. B. von: 1. Mais, 2. Weizen und dergleichen.

In manchen Gegenden, besonders in der Nähe von Städten, wo Dünger leicht zu haben ist, vorübergehend auch auf den großen Weizenfarmen Nordamerikas, findet sich eine Einfelderwirtschaft, welche auf demselben Acker in seiner ganzen Ausdehnung Jahr für Jahr dieselbe Körnerfrucht anbaut, z. B. in Italien auf den mit Maulbeerbäumen und Rebzeilen bepflanzten Feldern immerzu Mais.

Anderseits gibt es auch eine Mehr- (Vier-, Fünf- &c.) Felderwirtschaft, je nach der Zahl der Felder. Beispiele von Vierfelderwirtschaft sind folgende Fruchtfolgen:

1. Jahr = Brache	1. Jahr = Brache
2. „ = Winterung	2. „ = Winterung
3. „ = Winterung	3. „ = Sommerung
4. „ = Sommerung	4. „ = Sommerung

Hier ist die Erschöpfung des Bodens größer, da nur jedes vierte Jahr Brache eintritt und drei Viertel des Bodens stets bestellt sind. Die meisten durch 3 teilbaren Formen (6-, 9- und 12-Felderwirtschaft) sind nur Vervielfältigungen der Dreifelderwirtschaft.

Die sog. verbesserte Felderwirtschaft hat keine reine Brache, sondern liefert an deren Stelle Ernten von Hack- oder Futterpflanzen, sog. Brachfrüchten (Klee, Futterrüben, Mais, Kartoffeln &c.), welche tief wurzeln und behackt werden und aus diesem Grunde so wirken, wie wenn der Boden brach gewesen und gepflügt worden wäre. Der Turnus ist also bB. (= „bestellte Brache"), W., S. Auch die Form kommt vor, daß das Brachfeld zur Hälfte mit Hackfrucht oder einjährigen Futterpflanzen bestellt wird, zur Hälfte brach bleibt.

3. Feldgraswirtschaft ist intensiver, weil sie keine ständige Weide kennt. Hier ergreift der Turnus der Bebauung auch das Grasland. Bei der in den österreichischen und süddeutschen Alpengegenden vorkommenden Form, der sog. Egartenwirtschaft, bleiben die Äcker zeitweise als Wiesen und Weiden („Dreesch") liegen und berasen sich vermöge der natürlichen Graswüchsigkeit des Bodens. Diese dem Graswuchs überlassenen Felder (Egarten) dienen zur Gewinnung des Winterfutters. Brache wird in der Regel nicht gehalten, sondern der Turnus der Felder schiebt sich, mit Grasland abwechselnd, allmählich über alle Grundstücke der Wirtschaft.

In den norddeutschen Küstenländern sind die Schläge durch Zäune oder Hecken („Koppeln") eingefriedet, um die Weidetiere ohne Hirten beisammenhalten zu können. Dort wird Brache gehalten, dann eine Anzahl von Jahren hindurch Getreide gebaut und dann der Schlag als Dreeschland liegen gelassen. Die sog. holsteinsche Koppelwirtschaft hat einen Turnus

von zehn „Schlägen": 1. Brache, 2. Winterung, 3. Sommerung, 4. Winterung oder Sommerung, 5.—9. Dreeschweide, 10. Dreeschhafer.

4. Fruchtwechselwirtschaft bedarf überhaupt keines Graslandes. Die Viehernährung erfolgt nur im Stalle und das Futter wird auf dem Felde durch Ansaat (von Klee, Rüben und dergleichen) gewonnen. Man wechselt mit den Früchten derart, daß niemals Pflanzenarten mit ähnlichen Vegetationsansprüchen hintereinander angebaut werden, sondern Halmgewächse (also Getreide) mit Blattpflanzen (Hülsenfrüchten, Futterpflanzen, Wurzelfrüchten, Handelspflanzen) abwechseln. Diese Betriebsart erzielt die höchsten Roherträge. Sie ist besonders intensiv, weil sie der Brache ganz entbehrt: die gesamte Fläche bildet Äcker und wird jährlich bestellt; dazu gehört aber viel Dünger, Saatgut und Arbeit. Die Düngung setzt einen zahlreichen Viehstand, also Ankauf von Futter oder die Verwendung von Kunstdünger voraus. Große Viehhaltung erfordert ihrerseits viele Stallungen und zahlreiche Arbeitskräfte.

Dieses System bedingt also auch hohe Kosten. Es ist noch nicht so verbreitet, als es wünschenswert wäre, sondern findet sich in den kulturell voranschreitenden Gebieten wohlhabender Länder. Die Lombardei kennt dieses System seit dem Mittelalter, Belgien seit dem 15. Jahrhundert; in neuerer Zeit ist es vor allem durch die Zuckerrübenkultur verbreitet worden.

Da beim Fruchtwechsel keine Brache besteht, werden an die Bodennährstoffe große Anforderungen gestellt. Dagegen bietet der Wechsel von Halm- und Blatt-, mithin von flachwurzelnden und tiefwurzelnden Pflanzen, welch letztere auch Tiefkultur verlangen, den Vorteil, daß nicht nur die oberen, sondern auch die tieferen Bodenschichten zur Pflanzenernährung herangezogen werden. Die tiefwurzelnden Pflanzen ernähren sich vorzugsweise aus tieferen Bodenschichten; die nach der Ernte bleibenden Rückstände bereichern daher die Oberkrume auf Kosten des Untergrundes. Die flachwurzelnden Halmgewächse finden dann reichere Nährstoffe vor. Dabei ist eine große Mannigfaltigkeit in der Fruchtfolge möglich. Beispiele: 1. Rüben; 2. Sommerung (Gerste); 3. Rotklee; 4. Winterung (Weizen). Oder: 1. Kartoffeln; 2. Sommerung; 3. Klee; 4. Winterung; 5. Hülsenfrüchte; 6. Winterung.

5. Die Weidewirtschaft gehört zu den extensivsten Betrieben. Das zu ihrer Führung erforderliche Betriebskapital ist im Vergleich zum Bodenkapital geringfügig. Der Ackerbau tritt an Umfang und Bedeutung hinter die Weidenutzung zurück; der Schwerpunkt der Produktion liegt in Viehhaltung und Viehnutzung. Diese Wirtschaft ist heimisch in den Alpen, in Überschwemmungsgebieten, in Viehzuchtgebieten. Es wird nur ungefähr so viel Korn gebaut, als die Familie selbst verbraucht.

6. Die sogenannte freie Wirtschaft folgt keinem System. Man bindet sich an keine feste Fruchtfolge, sondern bestellt jedes Jahr jedes Grundstück mit derjenigen Frucht, welche nach der jeweiligen Beschaffenheit von Boden und Klima, nach Verhältnissen des Marktes oder aus sonstigen Gründen als die zweckmäßigste erscheint. Die freie Wirtschaft ergibt unter Umständen die größten Erträge, stellt aber hohe Anforderungen an Sachkenntnis, Urteilskraft, Energie und Kapitalbesitz. Auch hängt ihr Erfolg mehr minder von glücklichen Spekulationen ab; sie gewährt überreiche Erträge, aber

oft auch bittere Enttäuschungen, weil die Konjunkturen viel rascher wechseln, als die auf sie basierten Produktionsprozesse zum Abschluß kommen. Sie wird vielfach in der Nähe großer Städte betrieben.

Die wilde Feldgraswirtschaft, die älteste Betriebsform, ist ganz extensiv: sie erfordert am wenigsten Arbeit. Bei der Felderwirtschaft und der geregelten Feldgraswirtschaft wird der Acker intensiver genutzt: es sind immer dieselben Felder, die bearbeitet werden; doch besteht noch Brache. Diese fehlt beim Fruchtwechsel, welcher daher weit intensiver ist und den Boden durch reichliche Düngung ertragsfähig erhält.

Die Viehzucht richtet sich auf die Haltung von Zucht-, Nutz- und Schlachtvieh. Zuchtvieh dient zur Gewinnung von jungem Vieh, Schlachtvieh wird gemästet, Nutzvieh leistet Arbeit oder gewährt sonstigen Nutzen.

Bei der Haltung von Zuchttieren besteht der Ertrag der Wirtschaft in den gewonnenen Jungen, die aufgezogen und dann in mastfähigem und zugtauglichen Zustande oder ebenfalls als Zuchttiere verkauft werden.

Bei der Mastviehhaltung wird junges Magervieh, ausgemilchtes Vieh oder ausgenutztes Zugvieh eingestellt, innerhalb einiger Monate aufgemästet und dann mit Gewinn zur Schlachtung verkauft, wobei daraus Fleisch, Fett, Haut, Knochen, Borsten und sonstige Abfälle gewonnen werden.

Nutztiere gewähren Vorteil durch ihre Arbeit sowie durch einen sonstigen Ertrag des Körpers. Als Arbeits- oder Zugtiere leisten sie Spanndienste, dienen zum Austreten von Frucht, bewegen Göpel, werden als Reit- wie Jagdtiere benutzt; als sonstige Nutztiere geben sie Milch (woraus in eingedickter Milch, Butter und Käse dauerbare Erzeugnisse gewonnen werden), Wolle, Eier (woraus man Albumin wie kondensierte Eidotter bereitet), Honig.

In Österreich wurden am 31. Dezember 1900 gezählt: $9^1/_2$ Millionen Rinder, $4^2/_3$ Millionen Schweine, $2^2/_3$ Millionen Schafe, $1^3/_4$ Millionen Pferde, 1 Millionen Ziegen, $26^2/_3$ Millionen Geflügel und 1 Million Bienenstöcke. Die Zunahme der Bevölkerung und ihrer Ansprüche bewirkt eine Erhöhung der Fleischpreise und diese eine Vermehrung der Rindvieh- und Schweineproduktion. Dagegen geht die Schafzucht zurück, und zwar, wie es scheint, auch außerhalb Europas.

Die Ernährung der Tiere kann durch Stallfütterung sowie durch Weidefütterung erfolgen.

Der Ackerbau liefert der Viehzucht Futtermittel sowie Stroh und Streu als Unterlage der Düngergewinnung. In früheren Zeiten war der Waldbesitz wichtig für die kleineren Landwirte, welche nicht genug Boden und Futterpflanzen besaßen; aus dem Walde konnten sie Futterlaub, Eicheln und Bucheckern sowie Streu holen.

Seit sich der Anbau der Futterkräuter verbreitet hat, ist es weniger notwendig, einen Teil des Besitzes brach liegen zu lassen, um vor der Aussaat und nach der Ernte das Vieh auf die Stoppelweide zu treiben, und das Areal der Wiesen konnte beschränkt werden.

* * *

Jede Pflanzenart stellt besondere Ansprüche an den Boden. Der wiederholte Anbau der gleichen Pflanzen kann daher den Nährstoffvorrat des Bodens im Verhältnis zu den Bedürfnissen allzusehr vermindern. Dann tritt eine Bodenerschöpfung ein, welcher nur durch Düngung, Bodenbearbeitung oder Impfung (Einstreuen bakterienhaltigen Bodens) abgeholfen werden kann. (Erbsen erfordern z. B. 10% Kalkgehalt im Boden; bei dessen Mangel wird Kalkdüngung angewandt.)

Besitzt ein Feld nur das Mindestmaß bestimmter unentbehrlicher Pflanzennährstoffe, muß dieses vermehrt werden, um seine Fruchtbarkeit zu heben; alle Vermehrung der Nährstoffe, welche reichlich vorhanden sind, ist unzweckmäßig. Wurden allzu viel Nährstoffe durch Anbau entzogen, so müssen sie wieder ersetzt werden. Solcher Wiederersatz wurde früher ausschließlich durch Stallmist bewirkt, hie und da auch durch menschliche Abfälle, dann durch Asche, Gips, Kalk, Mergel usw., ohne daß man die chemische Wirkung dieser Substanzen näher kannte; die Wirkung einer reichlichen Düngung mit Stallmist war stets augenfällig. Später fing man an, genaue Berechnungen darüber anzustellen, in welchem Verhältnis die Düngung des Bodens zur vorangegangenen Pflanzenproduktion stehen müsse. Albrecht Thaer wirkte in dieser Richtung bahnbrechend; seine Lehren wurden durch andere weitergebildet und v. Wulffen brachte für diesen Zweig der landwirtschaftlichen Betriebslehre im Jahre 1818 den Ausdruck „Statik des Landbaues" auf.

Die Statik des Landbaues beabsichtigt die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen der durch die Pflanzenproduktion hervorgebrachten Erschöpfung des Bodens und dem hiefür zu bewirkenden Ersatz, die Ausgleichung zwischen Operationen, welche wesentliche Substanzen entziehen, und solchen, die den Bodenreichtum mehren.

Thaer hielt den Humus für die eigentliche pflanzennährende Substanz im Boden und suchte zu bestimmen, in welchem Grade die einzelnen Kulturgewächse den Boden an Humus erschöpfen. Später teilte man die Pflanzen ein in stark angreifende, angreifende, minder angreifende, schonende und sogar bereichernde. Liebig machte die Bedeutung der mineralischen Nährstoffe klarer und damit kam die Verwendung des Kunstdüngers auf. Der Landwirt führt von jedem Hektar Weizenland in der gewonnenen Frucht eine Menge mineralischer Bestandteile nach der Stadt, im besonderen Phosphorsäure und Kali. Desgleichen enthält das Rind in seinen Knochen phosphorsauren Kalk, in seinen sonstigen Körperteilen phosphorsaure Salze usw., welche dem Boden entstammen und ihm zurückersetzt werden müssen, wenn nicht Raubbau getrieben wird.

Heute mißt man außer den chemischen auch den physikalischen Eigenschaften des Bodens besondere Bedeutung bei und liefert dem Boden Ersatz in der durch die Bearbeitung beförderten Verwitterung, durch Vertiefung der Ackerkrume.

Die Lehre von der Statik des Landbaues ist aber insofern aufgegeben, als man den Boden nicht des Bodens halber düngt, sondern um der nach der Düngung wachsenden Pflanze die geeigneten Nährstoffe zu

beschaffen. Man trachtet daher nicht, die Statik des Bodens zu erheben und herzustellen, sondern das Düngungsverhältnis der verschiedenen Kulturpflanzen zu bestimmen und diesem Rechnung zu tragen.

Wohl ist aber ein anderer „Gleichgewichtszustand" zu prüfen. Das ist jener zwischen den Kosten und dem Ertrage jeder einzuführenden Wirtschaftsweise. Der Endzweck der landwirtschaftlichen Unternehmung besteht ja in der nachhaltigen Erzielung eines angemessenen Reinertrages nach Deckung der Auslagen und sie soll derart geführt werden, daß die Erzielung dieses Reinertrages dauernd möglich sei.

Gleichwie nun in der Industrie technische Neuerungen nur dann Verbreitung finden, wenn sie eine Verwohlfeilung der Produktion begründen, kann auch in der Landwirtschaft eine neue Wirtschaftsorganisation nur dann eingeführt werden, wenn ein allgemeiner Voranschlag davon überzeugt, daß die zu machenden Aufwendungen von den zu erwartenden Erträgen bestritten werden können und daß zudem ein Überschuß als Reinertrag verbleibt.

Die Einzelheiten zur Berechnung dieser ökonomischen Rentabilität gehören in die landwirtschaftliche „Betriebslehre". Dagegen ist hier an die Erscheinung zu erinnern, daß es eine Grenze gibt, über welche hinaus die Roherträge nicht gesteigert werden können, ohne unverhältnismäßig mehr Produktionskosten zu verschlingen, also den Reinertrag zu mäßigen. Das Eintreten einer solchen Grenze bezeichnet man als das „Gesetz des abnehmenden Bodenertrages". Diese Grenze wird durch eine vorteilhafte Änderung der Wirtschaftsweise oder der Technik des Landbaues sowie durch eine Preissteigerung der Erträgnisse der Landwirtschaft (z. B. Verteuerung des Fleisches und der Butter) hinausgeschoben.

Durch die Eindeichung überschwemmter Fluß- oder Meeresniederungen, durch das Austrocknen von Seen und Sümpfen, das Geradeziehen von Flüssen, die Urbarmachung von Mooren, Heiden, Gestrüpp, Ödland (Dünen!) wird Land gewonnen für Kulturzwecke.

Durch Deichanlagen, Verbauung von Wildbächen, Vorkehrungen gegen Erdrutschungen, Terrassierungen, Errichtung von Stützmauern, Vorkehrungen gegen Steinschlag und Lawinen im Hochgebirge wird Kulturland gesichert.

Man kann indes das Kulturland auch dauernd verbessern. Dies geschieht durch Bewässerungen, Entwässerungen, Entsumpfungen, Eindeichungen, Flußregulierungen, Waldanpflanzungen, Planierungen, — Verbesserungen, welche besondere Mittel in Anspruch nehmen, dafür aber die Grundlage für einen höheren Ertrag abgeben: fruchtbringende Investitionen, welche, sachgemäß durchgeführt, die Erträge in einer die Verzinsung des aufgewendeten Meliorationskapitals übertreffenden Weise steigern und den Wert des Grundes erhöhen. Bodenverbesserungen vermehren sonach das Nationalvermögen wie das Volkseinkommen.

Durch Überführung von Teichgrund in Wiese, Aufforstung kahler Flächen, Umwandlungen von Holzgrund, Wiesen und Weiden in Ackerland

und umgekehrt, durch Herstellung von Weinland wird nutzbares Kulturland in ergiebigeres verwandelt. Dies geschieht im höchsten Maße durch die Änderung der Beschaffenheit des Bodens infolge Bodenmischung, z. B. Auffuhr von Ton auf leichten, von Sand und Humusmaterial auf schweren Boden, dann durch Entfernen von Steinen, Wegräumen von Gestrüpp usw.

Künstliche Bewässerungen finden sich in Europa am großartigsten in der Lombardei, wo sie im 12. Jahrhundert begannen, und im Siegenschen in Deutschland.

In Holland, Norditalien, den Küsten- und Flußgebieten Deutschlands dagegen wurde die Trockenlegung großer Flächen vorgenommen, meist unter genossenschaftlichem Zusammenschluß vieler Besitzer oder Kolonisten, oft unter Leitung staatlicher Organe und Regelung durch die Gesetzgebung.

Die Entwässerung einzelner Grundstücke erfolgt durch offene oder gedeckte Gräben oder durch unterirdische Leitungen. Im 18. Jahrhundert zog man Gräben, füllte sie mit Reisig oder Steinen und deckte sie wieder zu. Zwischen dem Reisig oder den Steinen fand das Wasser regelmäßigen Abfluß. Die Entwässerung mit offenen Gräben hat Nachteile: Verlust an Ackerland, Störung in der Ackerbearbeitung, Erhaltungskosten. Unterirdische Abzüge (sogenannte Fontanellen) kannten schon die alten Römer. Nach der Erfindung gebrannter Tonröhren begann ab 1840 England die Entwässerung mittelst Röhren, die man in nachträglich verdeckte Gräben einlegte (Drainage). Die Leitung setzt sich aus aneinandergereihten kurzen Röhren zusammen, welche längs und quer gegen das Gefälle gelegt sind (Saugdrains) und aus welchen das in sie eingedrungene Wasser an den tiefsten Stellen des Terrains in größere Röhren (Sammeldrains) geleitet wird, welche es abführen.

Durch Entwässerung wird der im Boden vorhandene Wasserüberfluß beseitigt, der Verwitterungsprozeß des Bodens und die Zersetzung des Düngers beeilt und günstiger gestaltet, die physikalische Beschaffenheit des Bodens verbessert.

Die Entziehung von Wasser begünstigt die Erwärmung des Bodens und den Zutritt von Luft sowie das Eindringen von Regen und Schneewasser. Die im Boden enthaltene Frühjahrsnässe weicht oft schon 14 Tage früher als sonst; eine zeitlichere Bestellung wird möglich; die tiefere Beackerung gestattet ein Eindringen der Pflanzenwurzeln in größere Tiefe, die Ernten werden beschleunigt und namhaft erhöht.

Trotz dieser Vorteile sind die Meliorationen noch lang nicht in dem Maße verbreitet, wie es sein sollte. Namentlich der bäuerliche Besitz ist da, insbesondere im östlichen Europa, rückständig, aus Mangel an Unternehmungsgeist wie an materiellen Mitteln. Um dem abzuhelfen, greift die Verwaltung ein.

Die Ausführung von Meliorationen, die nur für den einzelnen Grundbesitzer von Vorteil sind, wird diesem überlassen. Doch kann auch da die Kapitalfindung, die Gewährung von Vorschüssen durch Errichtung von Landeskultur-Rentenbanken allgemein erleichtert werden, und auch

staatliche Vorschüsse und Zuschüsse an kleinbäuerliche Besitzer sind gerechtfertigt, besonders wenn es sich um Unterstützung vorbildlich wirkender Meliorationen handelt.

Die Ausführung solcher Arbeiten ist auch Sache landwirtschaftlicher Genossenschaften. Zu ihrer Durchführung bilden sich „Meliorationsgenossenschaften", um mit vereinten Kräften und nach einheitlichem Plane vorzugehen, auch die dauernde Sicherung der nötigen Anstalten zu besorgen. Viel Arbeit und hohe Kosten erfordernde Zwecke werden aber selten durch freies Übereinkommen der Beteiligten erreicht. Daher greift die Gesetzgebung ein, um die Bildung von Genossenschaften in solchen Fällen zu veranlassen, und unterstützt sie auch aus eigenen Meliorationsfonden, gewährt für verbesserte Ländereien Steuerbefreiungen oder die Zusicherung, daß die verbesserten Gründe von Steuererhöhung frei bleiben werden.

Ein Zwang zur Bildung von Genossenschaften wird nicht ohneweiters geübt, sondern nur, wenn eine Mehrheit der Interessenten sich für ihre Bildung erklärt und die Interessen der Minderheit dabei genügend gewahrt werden. Auf dieser Grundlage bestehen Meliorationsgesetze in fast allen Staaten Deutschlands und in Österreich (auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. Mai 1869) in den einzelnen Kronländern seit 1870—1875.

Meliorationen, welche die Kräfte einzelner übersteigen, können auch von öffentlichen Körperschaften durchgeführt werden, namentlich durch den Staat, welcher die Kosten dann aus öffentlichen Mitteln oder durch Verteilung auf Kurien von Interessenten bestreiten kann. Hieher gehören große Entwässerungs- und Flußkorrektionsarbeiten, wie sie gegenwärtig in Böhmen im Zusammenhange mit der großen Wasserstraßenaktion in namhaftem Maße durchgeführt werden.

* * *

Diese Vorkenntnisse über die Art des agrarischen Betriebes sind erforderlich, bevor an die Prüfung seiner wirtschaftlichen und sozialen Fragen herangetreten werden kann.

Worauf es bei ihrer Behandlung ankommt, ist weder Pathos noch oratorische Leistung, sondern das Bestreben, die zu behandelnden Zusammenhänge im Wesen mit möglichster Klarheit zu erfassen und sie hinlänglich erschöpfend darzustellen, damit man eine Anschauung der Wirklichkeit erlange.

Unsere Kenntnisse müssen sich aber zu diesem Zweck auch auf die Vergangenheit erstrecken, denn das Verständnis der Gegenwart ist bedingt durch Kenntnis der Vergangenheit. Fern sei es, „historische Fetzenklauberei" zu treiben, allein gleichwie in den individuellen Geschicken ein Teil der Persönlichkeit verkörpert ist, lebt auch in der Geschichte ein Teil des Wesens der Dinge. Treibt daher schon der Theoretiker mit Vorteil Studien über den geschichtlichen Verlauf der Erscheinungen, die er begreifen will, so kann vollends der Wirtschaftspolitiker seine Zeit nur historisch verstehen. Alle konkreten, politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind allmählich gewachsen. Überall finden sich Reste älterer Zeiten — in Wirtschaft wie Politik. Das Trägheitsgesetz beherrscht das Leben der Staaten;

die großen Umwälzungen, welche den Gang der Welt beeilen und meist aus geographischen Entdeckungen, technischen Fortschritten und dem Kampf der Menschen um Gewinn stammen, heben dieses Trägheitsmoment nicht auf.

Wenn wir daher in das historische Kaleidoskop schauen, lernen wir den Schutt kennen, den die Vergangenheit auf die Gegenwart gehäuft und der hier vielfach eine große Rolle spielt. Zugleich sichert aber die Kenntnis der geschichtlichen Wandlungen einen Blick für die Beurteilung der Gegenwart wie zukünftiger Gestaltungen. Im Entstehen der Gegenwart lernt man diese selbst kennen; die Vergangenheit lehrt uns das unmittelbar Geschaute verstehen und schärft durch die Darstellung geschichtlicher Wandlungen das Auge für den noch unsicheren Blick in die Zukunft.

Im Gewerbe finden wir in Osteuropa — und dazu gehört diese Monarchie — auf Schritt und Tritt Reste der ältesten gewerblichen Betriebsformen. Im Handel kämpfen neue Formen mit herkömmlichen Betriebsarten. Die heutigen Zustände des Agrarwesens sind vollends das Ergebnis einer fast 2000jährigen Entwicklung. Neben dem Alten stehen aber überall moderne Einrichtungen und Ansätze einer künftigen Entwicklung. Die Erfassung der lebendigen Gegenwart — der konkreten Verhältnisse und der in ihnen wirkenden Kräfte — ist stets unser Ziel, wenn wir die alten Formen und das Werden der neuen schauen.

Über den tatsächlichen Verhältnissen schweben aber die Pläne der Interessenten und Wirtschaftspolitiker aller Art, welche bestrebt sind, die Machtverhältnisse zu verschieben und anders zu ordnen. Die einen verfolgen dabei ihr persönliches und Klasseninteresse, andere wieder machen Vorschläge im allgemeinen Interesse; beide Parteien streben dabei, neue Organisationsformen zu verwirklichen oder zu Formen vergangener Zeiten zurückzukehren.

Der Volkwirt muß daher im Gewirr der Tatsachen selbst, aus eigener Kenntnis der Tatsachen leitende Prinzipien finden. Das gibt ihm Bedeutung, beschwert ihn aber auch mit großer Verantwortung. Er muß daher die Mitteilungen nachprüfen und, soweit nur tunlich, die Wirklichkeit selbst zu erfassen trachten, streben, im Wuste der Tatsachen durch eigene Anschauung und Beobachtung einen Überblick über das gesamte wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben des eigenen Volkes zu gewinnen.

Die Einsicht in die allgemeine wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung und in die Entstehung und Existenzbedingungen der heimischen Verhältnisse bietet dann im Zusammenhalte mit den persönlichen ethischen Anschauungen und Tendenzen praktische Postulate, für deren Verwirklichung man je nach Individualität mit mehr oder weniger Entschiedenheit eintreten wird. So beantworten sich für jeden die Fragen der Politik nach dem, was angestrebt werden soll und was erreicht werden kann.

Die Zielpunkte selbst, denen man die Gesellschaft näher bringen will, sind verschieden, wie die Umstände, unter denen man in das Getriebe jeweils einzugreifen vermag.

Diese Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und der Ziele, dann die Ungewißheit, ob die ersonnenen Mittel tatsächlich und ohne wesentliche Schäden

zu verursachen, diese Ziele erreichen lassen, machen es völlig unmöglich, für alle Verhältnisse brauchbare praktische Regeln zu ersinnen. Die Mittel, die anzuwenden sind, wechseln — wie in der Heilkunst — nach den Verhältnissen.

Die Kenntnis der Wirklichkeit in Gegenwart wie Vergangenheit und realer Sinn kann uns allein zu klugem Handeln bringen, uns die wichtigen konkreten Umstände weisen, deren Kenntnis Urteilsfähigkeit begründet. Wirtschaftspolitische Bestrebungen müssen der vollen Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände sowie der Bedürfnisse entspringen, welche — im Ackerbau, Forstwesen oder Bergbau, in Handwerk, Industrie, Handel oder Verkehr — Besitzende wie Arbeiter empfinden. Nur solche Kenntnisse bieten die Grundlage zu einer Beurteilung dessen, was der Staat und die Vereinigung der Beteiligten selbst auf dem einen oder anderen dieser Gebiete anstreben soll und erreichen kann. Die sozialen Ideale selbst sind nach Rassen und Zeiten verschieden; jedes Volk und jede Zeit hält andere Ziele sozial anstrebenswert und für politisch erreichbar.



Nur Eines blieb.

Von Karl Jünger—Bonn.

In des Lebens dunklen Niederungen
Steh' ich staubgeschwärzt und wegemüd',
Keine Nachtigall hat mir gesungen,
Keine Blume ist mir aufgeblüht.

Jene Lieder, die wir einstens sangen
In dem Reigen um die Linde her,
Sind schon längst zur Totengruft gegangen
Und die frohen Kinder sind nicht mehr.

Meiner ersten Liebe gold'ne Schale,
Die ich jauchzend zu den Sternen hob,
Brach in Scherben. Bei des Lebens Mahle
Träumte ich ins Licht. Das Licht zerstob.

Und die Glocken, die mir einst geschlagen
Mahnend in der toten Jugendzeit,
Klangen aus. Nur dunkle, wehe Sagen
Raunen nächtens sie in stummem Leid.

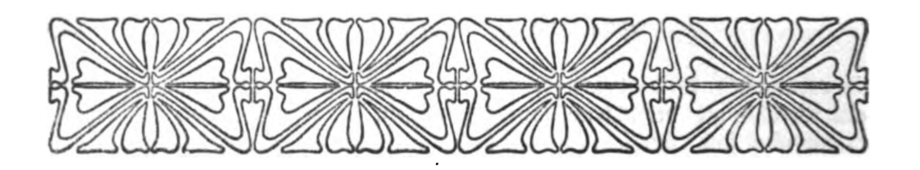
Stille Freuden, gold'ne Jugendträume,
Erste Liebe, frommes Glaubensglück,
Ihr auch wart nur schöne, leere Schäume,
Die vergeh'n. Nur Eines blieb zurück.

Eines nur: das laute, dunkle Fragen
Nach dem Gott, der uns das Leben gab,
Den die Welt ans Holz der Schmach geschlagen,
Den sie senkte in ein frühes Grab.

Eines nur: das heiße Wissenwollen
Von dem Leben, das uns droben weit
Über Sternen, wenn die Donnner rollen
Und einst stille steht das Rad der Zeit.

Dieses Sehnen will ich weiter tragen,
Krone sei's auf meines Strebens Schild,
Bis des lauten Herzens wildes Schlagen
Einst der milde Herr der Welten stillt.





Ottokar Kernstock.

Von Dr. Karl Fuchs.

Die nordöstliche Steiermark bezeichnet man nicht selten mit leisem Bedauern als vergessenes Land. Sie liegt außerhalb der großen Verkehrswege, ein schattenfroher Bereich, wie solche die moderne Kultur nur wenige belassen hat. Auch „Jockelland“ heißt das Gebiet, das sich da südlich vom Wechsel ausbreitet mit seinen von Feldern und Wäldern bedeckten, sanft geschwungenen Hügeln, allenthalben durchfurcht von den klaren Wassern der Forellenbäche. Als Ruhepunkte für den Blick, der vom Hochsitz des Wechsel südwärts hinüberschweift, treten das niedliche Städtchen Hartberg und das altehrwürdige Stift Vorau mit seinen beiden hochragenden Türmen aus dem lieblichen Gesamtbilde hervor. Hartberg ist der politische und kommerzielle Brennpunkt des Bezirks; mit Graz bereits durch die Eisenbahn verbunden, ist es nordwärts noch immer auf die in Friedberg endigende Sackbahn angewiesen, und wer von Wien hieher will, muß wie in alter Zeit auf Schusters Rappen von Aspang über die Tauchen reiten, wenn er nicht den schwerfälligen, über Mönichkirchen verkehrenden Postwagen benützen will. Die Verbindung zwischen Aspang und Friedberg steht zwar schon seit geraumer Zeit auf dem Papier, aber eben nur da.

Diese Abgeschiedenheit hat auch ihr Gutes; hier ist ein biderber kerndeutscher Menschenschlag zu Hause, froh in Lied und Wort, fleißig und zufrieden, streng an angestammter Art haltend, wie sie als Erbe von den Altvordern aus der Zeit überkommen ist, da die frommen Augustiner-Chorherrn von Vorau aus das feuchtgesegnete Land kultivierten. Roseggers grüne Waldheimat grenzt im Westen an den idyllischen Bereich, der gegen Norden von dem breiten Massiv des wetterwendischen Wechsel und den Ausläufern desselben gegen Kirchschlag, dem Hutwisch usw., abgeschlossen ist. Da ist noch ein guter Boden für selbständige Eigenart, für frisches und unverfälschtes Volkstum, und aus diesem heraus muß Ottokar Kernstock, dessen Name so gerne und mit Recht neben dem seines Landsmanns Rosegger genannt wird, erfaßt und begriffen werden. Er ist ein Heimatskünstler in des Wortes bester Bedeutung.

Daß er als Vorauer Stiftsgeistlicher das priesterliche Kleid trägt, ist für ihn, den gottbegnadeten Dichter, ein erhebendes Begleitmoment und ein klarer Beweis, daß echte Kunst in jeder Hülle zu finden ist und ihre heilige Lohe emporschlägt, wenn nur der wahre Brennstoff vorhanden ist. Welcher Unterschied in den ursprünglichen Lebensbedingungen der beiden steirischen Hauspoeten, Roseggers, der als zünftiges Schneiderlein mit Nadel und

Schere seine Laufbahn begonnen, und Kernstocks, der als wohlgeschulter Scholare zuerst des Gymnasiums, dann der Gottesgelahrtheit einen scheinbar alltäglichen Pilgerpfad beschritten hat! Rosegger wurde bald ein Kind der Welt, des starken Lebens, ja in gereiften Jahren hat er sich zu philosophischen Betrachtungen über Gott und Welt, die allerdings auch stets im Rahmen volkstümlicher Reflexion verblieben, verstiegen; immer wieder kam er glücklicherweise aus den weiteren Kreisen seiner Phantasie zur alten Ursprünglichkeit zurück. Kernstock sind so gedehnte Wege erspart geblieben; in robusterem Zusammenschlusse hielt sich seine Persönlichkeit stets auf demselben Standpunkte, von dem er in höchst souveräner Weise sich seine eigene kleine, aber wesenreiche Welt geschaffen hat. Innig hängt sein Dichten mit seinen Lebensverhältnissen zusammen, zum Teil insbesondere auch mit der wissenschaftlichen Vertiefung, die er in einzelnen Disziplinen gewonnen hat.

Die eingehendste Biographie des Dichters hat wohl Heinrich Wastian, sein ergebener Verehrer, niedergeschrieben, und da Kernstocks bescheidener Charakter sich nie in selbstgefälligen biographischen Aufzeichnungen gefallen hat, so ist es am besten, Wastians Ausführungen zu folgen. Geboren am 25. Juli 1848 zu Marburg in Steiermark als Sohn eines Konzeptsbeamten bei der Finanzbezirksdirektion, verlebte Kernstock in seinem schönen Heimatsort unter den Augen wackerer Eltern eine glückliche Kindheit. Er absolvierte, da der Vater nach Graz übersiedelt war, von 1858—1866 das erste Staatsgymnasium in Graz, in dem damals Admonter Geistliche lehrten, und widmete sich sodann ein Jahr lang der Juristerei an der Grazer Universität. 1867 begann er seine theologischen Studien, neben welchen er fleißig Paläographie und Urkundenlehre am Grazer Landesarchive unter der gediegenen Anleitung des Landesarchivsdirektors Josef v. Zahn betrieb. 1871 in Vorau zum Priester geweiht, begann er mit großem Eifer das bis dahin völlig vernachlässigte Archiv des Stiftes zu ordnen, in dessen Bestande er reiche Schätze entdeckte; so unter anderm Johannes Keplers Heiratsbrief, der den Bestandteil eines Bucheinbands bildete. 1873 trieb es ihn hinaus in die freie Natur; er übernahm die Gebirgspfarre Waldbach, doch erkrankte er 1874 und mußte wieder ins Mutterhaus zurück, woselbst er seine archivalischen Arbeiten fortsetzte. Er fand autobiographische Notizen des Dr. J. Wittich, die er als wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", der Zeitschrift des germanischen Museums in Nürnberg, unter dem Titel „Aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes" veröffentlichte (1876). Ebendaselbst gab er 1877 andere Funde heraus: Kompositionen deutscher Sänger des 15. und 16. Jahrhunderts, so Heinrich Frauenlobs und Barthel Regenbogens, und das Fragment eines lateinischen Mysterienspiels aus dem 12. Jahrhundert. Er entdeckte ferner Fragmente des „Wigalois" von Wirnt von Gravenberg (1877 von A. E. Schönbach herausgegeben). Auch eine stattliche Reihe von Abhandlungen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalts faßte Kernstock damals ab, so „Eine Fronleichnamsprozession im 14. Jahrhundert" (1876); „Die älteren Chorbücher des Stiftes Vorau" (1877); „Des dreißigjährigen Krieges Friedensfeier" (1876); „Zur Vervollständigung der Lavanter Bischofsreihe" (1876); „Chronikalisches aus dem Stifte Vorau" (1877);

„Beiträge zur Geschichte der östlichen Steiermark“ (1877). Im Jahre 1877 wendete sich Kernstock für immer der Seelsorge auf dem Lande zu und gerade von da ab wird in der stillen Abgeschiedenheit der Dichter in ihm erst recht lebendig. 1877 wurde er Kaplan in St. Lorenzen am Wechsel und nunmehr wurde sein Name schon durch die Erstlinge seiner Lyrik, die in den „Fliegenden Blättern“ erschienen, weit und breit bekannt. Fortan gehörte er zu den geschätztesten Mitarbeitern derselben. 1883 kam er nach Dechantskirchen, 1887 wurde er zum Missar in dem uralten Burgkirchlein von Reinberg uud 1889 zum Pfarrherrn in der romantisch über das Lafniztal emporragenden Festenburg am Südfuße des Wechsel ernannt, wo er derzeit noch sein idyllisches Heim hat. Hier im Zwingergärtlein der altersgrauen Veste, die heute Kirche und Pfarrhof einschließt, hat er sich ein kleines Paradies geschaffen und sinnig benannte er die erste seiner Gedichtsammlungen, die 1901 erschien (sie hat seitdem drei Auflagen erlebt), nach diesem seinem beschaulichen Lieblingsorte („Aus dem Zwingergärtlein“, München, Braun und Schneider). Es folgte 1905 der Gedichtzyklus „Unter der Linde“ (in gleichem Verlage). Auch in der dramatischen Gattung hat Kernstock sich einmal versucht und zwar mit einem Melodrama „Verloren und Wiedergefunden“ (1894, Musik von Ernst Höller). Die wissenschaftliche Arbeit trat mehr in den Hintergrund, wurde jedoch keineswegs ganz vernachlässigt. Außer Rezensionen und feuilletonistischen Arbeiten im „Allgemeinen Literaturblatt“ der Leogesellschaft und in hervorragenden Revuen erschienen folgende größere Aufsätze: „Kunst und Künstler in Obersteiermark“ (Oststeirische Zeitung, 1883), „Das Protocollum Voraviense antiquissimum“ „Talberger Reminiszenzen“, „Talberg“, „J. C. Hackhofers Festenburgen Gemälde“ (Graz, 1903) u. a. m. Auch eine duftige Novelle archivalischen Stoffes, „Die Memoiren eines Folianten“ (Deutscher Hausschatz, 1878), gedieh in seiner Bergeinsamkeit. In sich gekehrt, äußerlich ein Einsamer, hat er hier jedoch am liebsten dem dichterischen Schwunge seiner Gedanken freien Lauf gelassen, im Genusse jenes Glücks, das der Seelendiätetiker v. Feuchtersleben so anziehend in den „Blättern des Einsamen“ schildert. Und doch, welche Welt tut sich ihm aus dieser scheinbaren Enge auf, indem er sie von seiner ureigensten Weltanschauung aus betrachtet und durch sein harmonisches Empfinden verklärt!

Kernstock ist kein Dichter des Tages, dessen Subjektivität durch irgendwelche außerhalb seiner Kunst liegende Rücksichten eine Ablenkung erfährt. Er selbst vergleicht sich einer Nachtigall, die da singt, ohne anderen gefallen zu wollen; in dem stolzen Selbstbewußtsein, frei von den Fesseln einer herrschenden Mode zu sein, bekennt er freimütig:

Verholen in waldiger Wildnis ragt
Ein Schloß mit Turm und Wall, —
Dort singt und jauchzt und schluchzt und klagt
Eine einsame Nachtigall.

Sie singt ohne Kunst und fragt nicht viel
Nach Lob und Ruhm der Welt.
Sie singt nicht, weil sie gefallen will,
Sie singt, weil's ihr gefällt.

Noch deutlicher äußert er sich in den Widmungen zu seiner Sammlung „Aus dem Zwingergärtlein“; indem er hier zum Ausdruck bringt, wem er seine Gedichte weiht, sagt er, nicht ohne scharfe Ablehnung von ungebetenen Gästen aus seinem Revier:

Allen Prüden und Kokotten,
Jedem falschen Frommgetu,
Allen, die des Deutschtums spotten,
Allen Talmipatrioten —
Zwingergärtlein, schließ' dich zu!

Allen holden Pilgerinnen,
Die der Burgpfad führt herauf,
Allen, die das Schöne minnen,
Gutes schaffen, Edles sinnen, —
Zwingergärtlein, tu' dich auf!

Dem Dichter schlägt ein warmes Herz für seine angestammte deutsche Art und wie bei Scheffel reicht eine starke Wurzel dieser seiner Begeisterung sicherlich in die breite Grundlage seiner germanistischen Studien hinunter, wiewohl der Betrieb der Wissenschaft so weit von den Schöpfungen seiner Einbildungskraft abzuliegen scheint. Die unter „Nägelein und Rosmarein“ und „Tulipan und Enzian“ („Aus dem Zwingergärtlein“, S. 59 ff.) zu einem Strauß vereinigten Gedichte in mittelhochdeutscher Sprache könnten ebensogut in einem alten Liederkodex stehen. Nicht nur die tadellose Form der Sprache und des Verses, bei welch letzterem unaufdringlich, wie von selbst, die Alliteration zur Geltung kommt, sondern auch die Empfindung und kindliche Weltauffassung lassen sie als Klänge aus jener Zeit erscheinen, da der fahrende Sänger vor dem Burgtore Einlaß heischte. So erinnert das Gedicht „Daz liet“, gewidmet dem Grazer akademischen Gesangsverein, in Form und Inhalt sicherlich an den Geist Walthers von der Vogelweide:

Der frouwen kus smeckt süeze vast;
Doch sûrt daz herze dirre gast.
Groz vröude schafft der lûtertranc;
Doch sûrt sîn kraft daz houbet kranc.
Ein guldin schatz ist manegem liep;
Doch nâh bîm schatze ist der diep.
Der rîcheſt hort, den nieman roubet,
Ein trost vür herze unde houbet:
Daz ist daz liet mit sîme segen
Heil tiutschem man, der des mac pflegen!

Kernstock hat sich auch voll und ganz in die Poesie der Zeit der „frumben“ Landsknechte und des studentischen Vagantentums hineingelebt. Nur vielleicht Rudolf Baumbach ist der flotte Ton des feuchtfrohen Burschenliedes in gleicher Weise gelungen, wie er unserem Dichter aus dem Herzen bringt; dieser unterscheidet sich von jenem allerdings durch nicht selten selbst bei aller Fröhlichkeit und Weltvergessenheit zutage tretende Begeisterung für die deutsche Sache; er ist eben wie Walther von der Vogelweide der Sohn

einer Zeit des Sturmes und Dranges für die heiligen Güter seines Volkstums, und da seine Lieder aus freier Brust erschallen, so konnte sein Sang von brennenden Fragen dieser Art nicht unberührt bleiben. Von den Studenten- und Vagantenliedern sind wohl die flottesten: »Virgatum!« »Juramentum Beanorum« und „Vagantenlied" („Aus dem Zwingergärtlein", S. 68, 71 und 73). Zumeist gibt aber Kernstock seinen Liedern alten Gepräges eine modernisierte Form, die jedoch an dem alten Kostüm, wie bei Uhland, möglichst festhält. So wirkt er wie dieser, dessen Dichten auch aufs innigste mit dem Studium der alten Phasen der deutschen Sprache zusammenhängt, wahrhaft sprachbildend und prägt Balladen und Romanzen, deren Äußeres uns wie von einer antiken Patina belegt anmutet. Diese intime Kunst Kernstocks zeigt sich beispielsweise recht drastisch in den drei ersten Dichtungen der Sammlung „Unter der Linde": „Die Übergabe", „Sängerdank" und „Die drei Schicksalsschwerter". „Die Übergabe" schildert, wie ein deutscher Held die französische Festung Arras eingenommen hat und den Lohn für den einer Dame der feindlichen Partei geleisteten Dienst mit den Worten zurückweist: „Es läßt kein Held von deutscher Art Sich Frauendienst bezahlen". In „Sängerdank" wird der Lobpreis „des letzten Minnesingers" Oswald von Wolkenstein in volltönenden Nibelungenversen gesungen. Donna Dolores, Aragons schöne Königin, belohnt den fahrenden Ritter und spricht:

„Dank deinem süßen Sange! Ihm ziemt ein hoher Preis.
Knie' nieder und empfange den höchsten, den ich weiß."
Sie schritt vom Throngerüste zum Knienden zur Stund'
Und neigte ihr Haupt und küßte ihn dreimal auf den Mund.

Und der Dichter schließt:

Es schläft im sonnigen Süden, wo Deutschlands Grenzmark ist,
Der Sängerfürst in Frieden, der eine Fürstin geküßt.
Denkt fromm des Freudebringers und segnet das Gebein
Des letzten Minnesingers, Oswald von Wolkenstein.

Kernstock weiß auch in unvergleichlich schöner Weise die Brücke zu schlagen von seiner Begeisterung für germanisches Altertum zu aktuellen Fragen des Deutschtums unserer Tage, von denen sein Herz berührt ist. In dem Gedichte „Die drei Schicksalsschwerter" läßt er sinnig das neue Reichsschwert des deutschen Reiches aus den sagengefeierten Heldenschwertern „Balmung", „Sachs" und „Welsung" zusammenschmieden und auf der starken Klinge steht als Devise: „Heil dem, der's trägt! Weh dem, den's schlägt!" Ulrich von Liechtenstein, den abenteuerreichen Minnesänger, dessen über einer ausgekratzten römischen Inschrift angebrachte Grabschrift in der Frauenburg bei Judenburg gezeigt wird, preist er als deutschen Mann in dem Gedichte „Ein Denkstein", das mit der beherzigenswerten Mahnung schließt:

Von seinem Geist beraten,
Verharrt in Glück und Not,
In Liedern und in Taten,
Treudeutsch bis in den Tod!

Ohne andere zu verletzen, gibt Kernstock seinen Überzeugungen mit schier unerschöpflicher Erfindungsgabe Ausdruck, nicht in akademischen Reflexionen, sondern stets an irgendwelche historische oder sagenhafte Momente anknüpfend. Selbst dort, wo er als Rufer im Streite erscheint, klingt sein Lied höchstens in die Aufforderung aus, starken Herzens für die Selbsterhaltung einzutreten. Wenn er z. B. in dem Gedichte „Die Warner“ auf die Tragik der Fahrt der Burgunderhelden ins Heunenland hinweist und den getreuen Hüter des Walls von Bechelaren, Ekkehard, vergeblich abmahnen läßt („Herr König und ihr Helden all, — Die Fahrt nimmt ein böses Ende!“), so ist die Beziehung auf Ereignisse der Gegenwart eine ganz durchsichtige. Das Schlachtenlied „Der deutsche Michel“ endet mit den lapidaren Worten der Bitte:

Ein's, Herre, bitten wir dich bloß,
Führ' uns nicht eh' von hinnen,
Eh' wir den Sieg gewinnen.
Sanct Michael, salva nos!

Ein Spion wird an den welschen Walnußbaum gehängt, damit „die heilduftatmende, die helle Linde, der Germanen heil'ger Lieblingsbaum“, nicht verunehrt werde. Immer wieder erklingt in neuen Akkorden der Preis deutscher Tugenden, obenan der deutscher Treue; so spricht er:

„Vor deutscher Treue Segen weicht auch der böseste Zauberspruch“.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Der Teufel selber räumt das Feld,
Wo deutsche Treue Schildwach' hält.

Die kernigen Worte des Dichters, gewöhnlich aus einer Handlung als Schluß abgeleitet, könnten, von dieser losgelöst, kurzweg als Wahlsprüche verwendet werden. „Germania“ preist er als das „glückhaft Schiff“, das „gefeit gen Fels und Riff“ kühn ins zwanzigste Jahrhundert hinaussegelt.

Die Liebe zur engeren Heimat, zu seinem schönen, wundergesegneten Wechselgau, bildet einen wesentlichen Bestandteil seiner Hingabe an die allgemeine vaterländische Art. Er besingt nimmermüde dieses herrliche Gebiet, insbesondere die altersgraue Festenburg mit der Linde vor dem Tore und dem traulichen Zwingergärtlein, aber auch Marburg und Graz und das ganze Steirerland, das er durch St. Wolfgang, der vom Wechsel aus die Schönheit desselben bewundert, segnen läßt. Und er selbst knüpft an das Weihegebet des frommen Gottesmannes die innige Bitte:

Mit jeder Brust, mit jedem Mund,
Die seines Erbes pflegen,
Sei alle Tag', zu jeder Stund'
Sankt Wolfgang und sein Segen!

Die Schicksale seines Wechselgaus liegen ihm jederzeit am Herzen und bedeutsame Ereignisse desselben verherrlicht er in Gelegenheitsgedichten, welche weit über das Niveau der Gewöhnlichkeit hinausragen, — so der „Festgruß zur Eröffnung der Eisenbahn Fürstenfeld-Hartberg“ („Aus dem Zwin-

gergärtlein“, S. 140). In dem Gedichte „Zum Eisenbahntag“ (20. Nov. 1904), das den Ausbau der lang versprochenen Eisenbahnstrecke Aspang-Friedberg erörtert, schreibt er die geharnischten Worte:

Hochmögende, vor Eurer Tür
Steh'n wir zur Stund' und pochen,
Heut fleh'n wir nicht, heut fordern wir:
Löst ein, was Ihr versprochen!

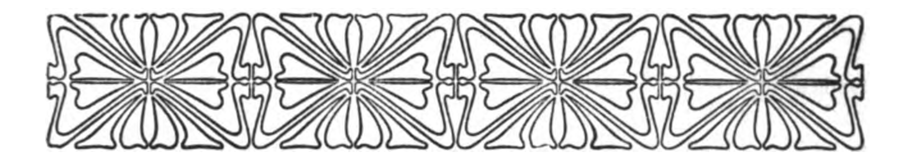
Ihr wollt, daß oft gen Wien und gern
Die Herzen fliegen sollen, —
Macht uns das Fliegen leicht, Ihr Herrn!
Laßt Euer Flugrad rollen!

Tilgt weg, — die Ehre heischt's von Euch, —
Tilgt weg das Mal der Schande,
Das böse Wort: In Österreich
Gibt's noch vergess'ne Lande!

Kernstock ist sicherlich einer der besten Meister des deutschen Liedes; es kommt ihm aus dem Herzen und findet darum auch den Weg zum Herzen. Frank und frei, schon in Gedanken und Wort mit dem Geiste von Melodien ausgestattet, fließt es aus dem reinen Borne seiner Phantasie. Viele seiner Lieder sind bereits vertont*) und insbesondere in der frohen Hauptstadt des Steirerlandes hat der dortige akademische Gesangsverein sie wiederholt öffentlich unter rauschendem Beifalle zu Gehör gebracht. Es wurden dem Dichter denn auch trotz seiner bescheidenen Zurückgezogenheit verdiente Ehrungen zuteil. Erst vor kurzem hat ihn St. Lorenzen (am Südfuße des Wechsel) zum Ehrenbürger ernannt, in Hartberg hat sich eine Kernstock-Gesellschaft in einem Kernstock-Stübchen gesammelt und im März dieses Jahres auch in Wien eine Kernstock-Gesellschaft gebildet, um das deutsche Lied und das deutsche Wort des wackeren Sängers im Talare zu hegen und zu pflegen.

*) „Ein schön teutsch reiterlied“ und „Eine Tageweise“ sind je 5mal, „Der deutsche Michel“ und „Hochzeitslied“ je 4mal, „Ein feins lied von einem landsknecht“ und „Wächterlied“ je 3mal, „Eins teutschen fändrichs fanenschwur“, »Isôt la blonde« und „Elsula“ je 2mal vertont worden; außerdem wurden in Musik gesetzt, „Eine Tanzweise“, „Die Weinmörder“, „Der Königsbote“, „Das glückhafte Schiff“ „Hohe Minne“, „Der Münch von Salzburg“, „Die drei Schicksalsschwerter“ u. a.





Zwei javanische Tierfabeln.

Von T. h. Bezemer.

Auf Java wie im indischen Archipel überhaupt schließt sich die Tierfabel, welche der Tierwelt menschliche Tugenden und Fehler, menschliche Erwägungen und Handlungen zuschreibt, den volkstümlichen Anschauungen von Tier- und Pflanzenreich ganz nahe an. Speziell in Java bildet die „animistische" Naturanschauung noch immer den tiefsten Grund des javanischen Denkens, den weder Hinduismus noch Islam zu erschüttern vermochten. Es ist z. B. keine Bildersprache, wenn der Arèngzapfer (der durch Einschnitte in die Blütenstände der Arèngpalme den süßen Saft — Lègèn — daraus gewinnt) seine Bäume als seine Mutter oder Braut anredet und sie anspornt, eine große Fülle Lègèn zu spenden. Ebenso ist Çri oder Lakshmi, die Hindugöttin der Schönheit und Anmut und Schutzherrin des Landbaues, für den Durchschnitt-Javaner als „Göttin des Reisbaues" nicht eine einzelne Person oder eine bloße Abstraktion. Nein, „Déwi Çri" beseelt das Hauptgewächs auf Java, den Reis, und wird öfters mit demselben personifiziert. Daher rührt die sorgfältige Behandlung des Reises, das Abschneiden von Ähre für Ähre, kurz die Gesamtheit der Zeremonien, welche beim Reisbau in acht genommen werden müssen, daher auch die besonderen Feierlichkeiten, welche mit dem Pari-pengantèn, dem Reisbrautpaar, vorgenommen werden. Wenn die Erntezeit gekommen ist, darf keine Ähre geschnitten werden, bevor das „Reisbrautpaar" mit den Brautführern und Brautjungfern bestimmt und abgeschnitten ist. Dies geschieht durch den Dukun-sawah, die Person, vielfach eine Frau, welche all diese Dinge versteht; sie wählt sechs Rispen, gleich hoch und gleich schwer, die zu zweien oder zu dreien zusammenstehen. Mit jungen Arèngblättern zusammengebunden, werden sie mit Blumen geschmückt, mit „Boreh", einer Art wohlriechender Salbe, bestrichen, um sie gegen die Sonne zu schützen. Erst wenn diese von der Dukun-sawah abgeschnitten worden sind, darf mit der Ernte angefangen werden.

Am Tage des Einbringens nach der Scheune findet das Übertragen des Reisbrautpaares mit großer Feierlichkeit statt. Der Träger, in neuem Anzug, das Kopftuch mit Blumen geschmückt, darf auf dem Wege zur Scheuer kein Wort sprechen. Während der Bräutigam mit seinen Festgenossen noch außen verweilt, wird die Braut mit ihren Brautjungfern auf eine neue Matte in der Scheuer gelegt und dann die ganze Ernte rings um sie angehäuft, bis die Scheune gefüllt ist. Dann wird dem Bräutigam mit seinen Begleitern (den Reisbündeln) der Zutritt gewährt; ein mit Wasser gefülltes Bambusrohr wird neben sie gestellt und die Scheuer verschlossen. Während der Flitter-

wochen dürfen die Neuvermählten nicht gestört werden, vierzig Tage lang darf niemand die Scheune betreten. Erst wenn am vierzigsten Tage die „Festgenossen" gestampft worden sind, ist es gestattet, an jedem Tage, ausgenommen am Dienstag, den benötigten Reis aus der Scheune zu holen.

Wo also sogar Pflanzen als beseelt betrachtet werden, da wird auch keine scharfe Grenzlinie gezogen werden zwischen dem Innern von Mensch und Tier. Zahlreiche Beweise dafür sind auf Java vorzufinden. Wenn ein Tiger in der Nähe ist, scheut der Javaner sich, ihn mit dem Namen „Matjan" (Tiger) zu nennen und bezeichnet ihn ehrfurchtsvoll als „Tuwan" (Herr) oder „Kjai" (Großvater, alter Herr); man kann nicht wissen, ob nicht vielleicht der Geist von einem der eigenen Ahnen sich in ihm befindet! Auch ist der Javaner fest davon überzeugt, daß es „Matjan gadungan" gibt, Menschen, die sich nachts in Tiger verwandeln können, um leichter ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Daß bei einem Volke, welches eine so nahe Beziehung zwischen Tier-, Pflanzen- und Menschenwelt annimmt, die Tierfabel üppig wächst, welche Tiere als Menschen reden, denken und auftreten läßt, kann nicht wundernehmen. Und wenn der heutige Javaner auch die Tiere nicht mehr reden hört, daß sie früher geredet haben, wird er wohl ebenso wenig in Zweifel ziehen wie das europäische Kind, welches die Märchen vom Rotkäppchen hört.

Die unten zu erwähnende Sammlung javanischer Tierfabeln, die „Serat kantjil kidang", besteht aus zwei nach Art und Tendenz verschiedenen Teilen. Im ersten hat die Rolle des germanischen Reineke Fuchs der K a n t j i l (Zwerghirsch — Moschus oder Tragulus Javanicus) übernommen, im zweiten tritt vielfach der K i d a n g (Cervulus muntjak — eine Art von kleinem Rehbock) an seine Stelle. Die ersteren beabsichtigen nur, die Zuhörer damit zu unterhalten, wie der kleine, schlaue Kantjil weit größere Tiere zum besten zu haben weiß oder sich aus allerlei gefährlichen Umständen zu befreien versteht. Dagegen haben die Fabeln, in denen der Kidang auftritt, größtenteils didaktischen Charakter: die eine lehrt, daß auch die Mächtigen der Erde wohl einmal der Hilfe der Niedrigen bedürfen können; eine andere, daß Undank der Welt Lohn ist u. s. w.

Zu den erstgenannten Fabeln sind in fast allen Archipelsprachen Parallelen vorzufinden, und zwar in so großer Verbreitung, daß man einen gemeinschaftlichen Ursprung aus der Zeit des indonesischen Stammvolkes annehmen darf. Von einer dieser Fabeln, welche mit der auch uns bekannten Geschichte vom Wettlauf zwischen Hase und Igel übereinstimmt, ist das Vorkommen schon nachgewiesen worden auf West-Borneo, bei den Galelaresen von Nord-Holmahera, bei den Alifurus der Minahasa (N.-O.-Celebes), den Bewohnern der Sangir-Inseln (nördlich von Celebes), den To-radjas von Zentral-Celebes, bei den Atjehern und Batahs auf Sumatra und in den Lampongs (Süd-Sumatra). Dagegen gehen viele Fabeln der letzteren Gattung auf das alte Sanskrit-Fabelbuch Pantschatantra oder dessen Ausläufer, das Hitopadeça zurück. Schon vor Zeiten müssen die Fabeln dieser Sammlungen ihren Weg zum Archipel gefunden haben. Bei der javanischen Fabelsammlung, die uns hier beschäftigt, kann folglich von Übersetzung oder blinder Nachahmung der Sanskrit-Prototypen durchaus nicht die Rede sein; ja, die javanischen Bearbeitungen zeichnen sich bisweilen durch plastischere und lebendigere

Schilderung vor den Sanskritfabeln aus. Nur suche man bei ihnen nicht die in den Sanskritmustern eingeschobenen Belehrungen der Lebensweisheit, die von so großartiger Menschenkenntnis Zeugnis ablegenden Sprüche. Die erste der unten folgenden Fabeln z. B. erinnert an die Rahmenerzählung des berühmten Mitrabedham — „die Trennung von Freunden" —, die erste Abteilung des Pantschatantra, welche bekanntlich mit Parabeln und Sprüchen angefüllt ist. In der javanischen Erzählung findet man zwar am Schlusse einige Sittenlehren, doch wird deutlich der meiste Nachdruck auf die Schlauheit des Widders gelegt und als Grundgedanken der ganzen Fabel dürfte man wohl jene eigenartige Erscheinung in der Tierwelt betrachten, welche von Hövell (Uit het Indische Leven, pag. 131) in folgender Weise beschreibt:

„Wenn eine zahlreiche Gruppe von Affen in den bis hundert Fuß hohen Bäumen sich ruhig dem Schlafe hingegeben hat, da nähert sich ein großer, gestreifter Tiger und schmiegt sich am Fuße nieder. Kaum hat einer der Affen den Feind gewittert, da stößt er vor Schrecken ein klägliches Geheul aus. Alle erwachen, alle schauen den Schreckenskönig da unten an, alle schreien — die Anwesenheit des fürchterlichen Tieres flößt ihnen eine solche Todesangst ein, daß sie ganz verrückt in wildem Durcheinander von einem Zweig auf den andern springen und jammernd und gellend einander stoßen und drängen. Und inzwischen liegt der Tiger unten und schaut und schaut, fortwährend funkeln seine Augen die entsetzten Affen an — bis endlich einer im wilden Getümmel herunterfällt, von ihm ergriffen und verschlungen wird."

In der verkürzten Gestalt, wie die Fabeln von Vater oder Mutter der gespannt lauschenden Jugend erzählt werden, sind sie noch nicht zur javanischen Literatur zu rechnen. Alles, was der javanischen Auffassung nach der Literatur angehört, unterliegt der Bedingung, daß es auf „Tĕmbang" gebracht, das heißt, in metrische Form gefaßt sei. Die Herkunft der javanischen Literatur erklärt diese Eigenheit. Sie verdankt ihren Ursprung der Sanskritliteratur, deren äußere Gestalt auch beibehalten wurde. Die von den Hindu übernommenen Versmaße wurden im Laufe der Zeit umgestaltet; daher bestehen die neueren poetischen Werke aus einer Reihenfolge von Metren, welche das Gedicht in „Gesänge" teilen. Jede Strophe hat eine bestimmte Zahl von Zeilen, jede Zeile eine gewisse Anzahl von Silben und einen festen Schlußvokal.

Eine metrische Bearbeitung der unter dem Volke verbreiteten Tierfabeln wurde 1822 von Kjai Rangga Amongsastra in Surakarta verfaßt, 1878 der javanische Text von Dr. W. Palmer van den Broek veröffentlicht. Nach dieser Ausgabe sind die zwei folgenden Fabeln übersetzt worden.*)

Während die metrische Form dieser literarischen Produkte einerseits durch den Zwang, den sie dem Dichter auferlegt, zu steifen, unnatürlichen Konstruktionen, zur Anwendung von veralteten oder ungewöhnlichen Wörtern, Anhäufung von Synonymen und unnötigen Wiederholungen Veranlassung gibt, so bietet sie ihm doch auch anderseits mannigfach Gelegenheit für

*) Dr. Hanns Bohatta, Skriptor der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien, Verfasser der „Praktischen Grammatik der javanischen Sprache" (Wien, 1892), war so freundlich, die Durchsicht dieses Artikels zu besorgen. T. L. Bezemer.



malerische Vergleiche, hübsche Zeichnung der aufgeführten Tiertypen und freie Ausschmückung des einfachen Ganges der Fabel.

Nach diesen Erörterungen kann es nicht wundernehmen, daß die Übersetzung nicht an allen Stellen wörtlich sein konnte. Trotzdem wird der Unterschied zwischen der erstfolgenden, dem zweiten Teile des Fabelbuches angehörenden Fabel und der zweiten „Kantjil-Fabel" unschwer zu erkennen sein.

I.

Warum die Affen den Tigern Steuer leisten müssen.

In früherer Zeit fraß der Tiger nur Mücken, Fliegen, Heuschrecken u. s. w. Da war der Büffel mit ihm noch innig befreundet und hatte sich auf seinem Gebiete den Bauch dick gefressen. Dies erweckte die Eifersucht des Affen, sodaß er dem Tiger den Rat erteilte, den Büffel zu verschlingen. Der Tiger gibt diesen Einflüsterungen Gehör, der Büffel aber setzt sich mit solch unbeugsamer Entschlossenheit zur Wehre, daß der Tiger vor ihm die Flucht ergreift. Der Büffel, in Furcht, früher oder später dem Zorn seines ehemaligen Freundes zum Opfer zu fallen, sucht Hilfe bei allerlei Tieren, findet aber keines, das es wagt, sich dem Tiger gegenüberzustellen, ausgenommen den Wĕdus prutjul, den Widder ohne Hörner; dieser verspricht, ihm helfen zu wollen.*)

Schweigen wir jetzt vom Büffel und vom Widder und erzählen wir von ihm, der so eilig sich geflüchtet hatte, dem Königstiger, der weggeschlichen war und sich versteckt hatte im Glagahrohr. Bald kam der Affe wieder zu ihm und als er ihn angetroffen hatte, sprach er empört: „Dein Name ist Tiger und fleh! du fürchtest dich und ergreifst die Flucht wie ein Hase! Wenn ich so große Zähne hätte wie du, würde ich den Büffel von hinten anfallen, wenn er sich nicht gutwillig unterwerfen will: das eine oder das andere! Wenn ich so große Zähne hätte wie du und solche Krallen an den Vorder- und Hinterpfoten, warum sollte ich denn weglaufen?"

Der Königstiger sagte: „Ich fürchte mich nicht vor dem Büffel; ich sann eben nach und wollte im Dickicht ruhen, um mich ein wenig zu erholen. Wenn er ruhig in gebogener Haltung dasteht, werde ich mich ihm sofort leise von hinten nähern."

Der Affe antwortete: „Da hast du recht; wenn du aber den Büffel nur unvorbereitet finden kannst! Denn er ist davon gelaufen, um sich Hilfe zu suchen; ich habe ein wachsames Auge gehalten auf alles, was er tat: er ist hingegangen zum Wĕdus prutjul, um dessen Hilfe zu suchen. Dieser hat versprochen, es mit dir aufzunehmen, und noch viel anderes hat er auf sich genommen, genügend, um einen in Zorn zu bringen; auch sei er, renommiert er, dir wohl gewachsen. Wenn ich scharfe, große Zähne hätte wie du, so würde ich nicht lange zögern; ich würde ihm den Kopf zerschmettern, ich würde ihm, krach! das Genick umdrehen, sein Fleisch würde ich fressen, sein Blut würde ich schlürfen!"

Als der Tiger dies vernahm, geriet er in Wut und sagte laut: „Scheut der Widder wirklich nicht davor zurück, es mit mir aufzunehmen?"

*) Dies ist der kurzgefaßte erste Teil der Fabel, welche nun in möglichst treuer Übersetzung folgt.

Der Affe fuhr fort: „Ich werde doch nicht lügen! Der Büffel hat sich sogar schon hinter dem Widder niedergelegt, da liegt er höchst bequem und gemütlich und wiederkäut; er ruht im Schatten der Bäume mit seinem dicken Körper, der so fett ist wie pures Schweinschmalz."

Rasch begab sich jetzt der Tiger nach der Stelle, wo der Widder war. Um auf alles acht geben zu können, sprang und turnte der Affe von dem einen Zweig auf den anderen; von oben konnte er alles gut beobachten, und zugleich an allerlei Früchten sich satt fressen.

Der Widder war fortwährend auf seiner Hut gewesen; jetzt näherte er sich der Bananenpflanzung, die er vorher angezündet hatte, sodaß die Stämme schon verkohlt waren; der Büffel wich nicht von seiner Seite.

Als die beiden bei den Bananenbäumen angekommen waren, kam der Königstiger. Da sie nur noch einen Steinwurf von einander entfernt waren, blieb der Widder stehen und schrie: „Guck, hier kommt der Tiger! Sollte er wirklich meine Unverletzlichkeit, meine Vortrefflichkeit und Kraft im Gefecht auf die Probe stellen wollen? Wohlan, laßt uns dann kämpfen! Aber wenn du erst einmal eine Probe von mir gesehen hast zum Beweise, daß ich nicht zu viel gesagt habe, so erinnere dich an meine Worte! Zuerst werde ich dir jetzt eine Probe zeigen. Bleibe nur dort und sieh zu, was ich kann. Wenn du das gesehen hast und noch darauf bestehst, wohlan, dann laß uns ringen, so oft du willst. Du aber darfst dann nicht dem Kampf entfliehen, obwohl ich schon voraus ahne, daß du es versuchen wirst."

Sogleich machte sich der Widder auf und warf sich gegen die Bananenbäume, deren Stämme ganz und gar verkohlt waren. Und als er hin und hersprang, fielen die Stämme alle auf- und über einander. Dabei schrie der Widder: „Nun, Tiger, schau mich einmal an!"

Als der Tiger dies alles gesehen hatte, verlor er den Mut und machte sich eiligst davon. Er ging ins Dickicht und schlich sich in das Glagahrohr laut brüllend vor Angst und hin- und herlaufend.

Mittlerweile näherte sich der Widder einem Weiher, ohne einen Augenblick von der Seite des Büffels zu weichen. Schnell pflückte er einige junge Djatiblätter und fing an, dieselben zu kauen; infolgedessen lief der rote Saft ihm längs des Mundes herab, so daß es aussah, als ob sein Mund mit Blut befleckt wäre.

Darauf stieg der Affe vom Baume herunter und begab sich zu dem erschreckten Tiger, der sich im Niederholz versteckt hatte. Er sagte: „O Tiger, warum bist du so feige geflüchtet und hast dich versteckt? Warum hast du den Widder nicht angegriffen? Pfui! wie du jetzt ängstlich hin und her läufst!"

Der Tiger antwortete leise: „Ich bin geflohen, weil der Widder so gewaltige übernatürliche Kräfte besitzt. Bäume, die er nur eben berührte, fielen um, drei oder vier oder gar fünf zugleich. Seine Kraft ist außergewöhnlich und ich glaube, daß er unverwundbar ist. Wenn er nur seine Haut rieb an den Bäumen, fielen sie gleich in Massen um. Dies wunderte mich sehr und ich fürchtete mich, als ich sah, welche übernatürliche Kraft der Widder besitzt; ich sah es aus der Ferne, wie die Bäume fielen, wenn er an dieselben nur anstieß oder denselben Fußtritte gab; ohne daß es ihm Mühe

machte, fielen sie verwirrt durcheinander. Welche Bäume es waren, weiß ich nicht, weil ich es nicht wagte, näher zu treten."

Der Affe schrie: „Dir gebührt der Name Schafskopf, o Tiger! Da du nicht acht gegeben hast, hat er dich zum besten haben können. Den Bananenwald hatte er schon früher angezündet und jetzt sind die Bäume tot, die Blätter sind verschwunden, die Stämme verkohlt. Beim bloßen Blasen wären sie schon umgefallen; ich selbst, und wären es tausend oder zweitausend gewesen, hätte ohne Anstrengung dieselben umstürzen können und dich hätte ich fürwahr nicht dabei zu Hilfe gerufen!"

Als der Tiger dies gehört hatte, war er ganz bestürzt; schließlich sprach er freundlich: „Wenn es ist, wie du sagst, so werde ich gleich noch einmal hingehen; ich habe jetzt wieder neue Kräfte gesammelt und Atem geschöpft."

Der Affe fügte hinzu: „Überlege aber nicht zu lange, sondern greife ihn sofort an. Der Widder ist nicht gefährlich, er hat keine Hörner und keine Zähne, wovor solltest du dich denn fürchten? Überfalle ihn, dreh' ihm das Genick um, friß sein Fleisch und kratze ihm die Augen aus dem Kopf!"

Jetzt brach der Tiger schnell auf, um den Widder aufzusuchen. Der Affe zeigte ihm den Weg und behielt von den Bäumen aus alles im Auge, was unten vorging. Bald kam der Tiger zu dem Widder. Dieser sprach empört: „Ei, da kommt der Königstiger schon wieder! Es scheint, als ob er den Tod suche. Weißt du nicht, daß ich Tiger fresse? Sieh nur, was dort im Wasser liegt! Blick nur in diesen Weiher hinab und öffne die Augen recht weit! Eben habe ich einen Tiger aufgeknuspert; seinen Kopf habe ich ins Wasser geworfen. Sieh nur selbst, wenn du mir nicht glaubst."

Und sieh, der Tiger tat, wie ihm befohlen war; ängstlich und voller Furcht schlich er vorsichtig und langsam näher. An den Rand des Weihers gekommen, guckte er hinab und sah dort seinen eigenen Kopf, der sich im Wasser spiegelte.*)

Ungestüm und ohne Scheu kam jetzt der Widder herbeigeeilt, immer Djatiblätter kauend, den Mund blutrot, während der niederfließende Saft rote Spuren auf dem Weg zurückließ; kühn und ohne Furcht kam er näher. Als der Tiger ihn herankommen sah, war er der Meinung, der Widder wolle ihn vertilgen. Er sprang seitwärts und ergriff eilig die Flucht; ängstlich brüllend und ganz erschreckt versteckte er sich aufs neue im Glagahrohr, in der Furcht, daß er verfolgt werde. Er meinte, er sei in einen Hinterhalt gelockt worden und der Affe habe ihn in den Tod schicken wollen. Höchst bestürzt ging er davon, um in einer unzugänglichen Schlucht Zuflucht zu suchen.

Schnell stieg der Affe von seinem Baum herunter, um den Tiger aufzusuchen. Als er ihm begegnet war, sprach der Tiger: „Du hast mich ins Unglück stürzen wollen; man kann dir nicht trauen; von allem, was du sagst, ist nichts wahr. Warum hast du mich in einen Hinterhalt gelockt? Der Wědus prutjul frißt wirklich Tiger, ich habe mich davon selbst überzeugt. Wirklich war ein Tigerkopf im Weiher, der Überrest eines Tigers, den er verschlungen. Wenn ich mich nicht schnell geflüchtet hätte, so hätte er auch mich verzehrt. Höchst bösartig hast du dich betragen und deinen Freund

*) Vgl. Pantschatantra, 1. Buch, 8. Erzählung.

von dir entfernt; du bewirkst, daß du vergessen wirst von denen, die deiner bisher gedachten. Du bist der Auswurf der Welt, ein Erzbösewicht!"

Da sagte der Affe leise, indem er in gebückter Haltung sehr demütig sich vor ihn stellte: „O, Tiger, ich will dir jetzt etwas sagen; glaube mir nur, wiederum bist du von ihm betrogen worden. Der Widder ist voll trügerischer Streiche und hat dich schlau überlistet. Es waren Djatiblätter, die er lange gekaut hat, und davon wurde natürlich sein Maul so rot wie von Blut. Und was du im Wasser des Weihers sahst, das war nur das Spiegelbild deines eigenen Kopfes. Dasjenige, was im Wasser zu sehen war, das war wohl ein Tigerkopf, gewiß; denn das Bild war ja das deines eigenen Kopfes! Sieh, hier habe ich einige junge Djatiblätter mitgebracht!"

Da fing der Affe an, die Djatiblätter zu kauen, so daß der Saft ihm den Mund entlang rann, und er rief: „Schau, Tiger, jetzt ist mein Mund auch wie von Blut gerötet; glaubst du mir es jetzt noch nicht, daß der Wédus prutjul eben dasselbe getan hat?"

Als der Tiger dies sah, war er ganz erstaunt und wurde sehr ärgerlich. Dennoch hatte er Bedenken, seine Angst war nicht ganz gewichen und noch wollte er den Worten des Affen nicht trauen; er war im Zweifel, ob er wirklich das Opfer einer List geworden sei, ohne daß er etwas davon gemerkt habe. Der Widder war auch so überaus ruhig gewesen, ohne jede Furcht und Scheu.

Der Affe sagte wieder: „Nun, Tiger, traust du jetzt meinen Worten?"

Langsam antworte der Tiger: „Noch nicht völlig!"

Da sprach der Affe in überredendem Ton: „Wenn du noch zweifelst, so laß mich dich begleiten; binde meinen Schwanz an den deinigen, so daß ich auf deinem Rücken reiten kann; dann wollen wir uns sofort auf den Weg machen."

Dieser Vorschlag war dem Tiger recht; er band den Schwanz des Affen mit Stengeln fest an den seinigen; und so begaben sie sich auf den Weg und kamen bald zu dem Widder. In einer Entfernung von anderthalb Steinwürfen, nicht näher, nicht weiter, rief dieser: „Sieh, da kommt der Affe mir seine Steuer von Tigern zu bringen. Aber was ist denn das? jeden Tag bringt er mir zwei und jetzt nur einen!"

Kaum hörte der Tiger diese Worte des Widders, so sprang er seitwärts und brauste davon und wie der Wind machte er sich aus dem Staube, ohne hinter sich zu blicken, so sehr hatte der Schrecken sein Herz erfaßt. Durch den schnellen Lauf wurde der Affe von seinem Rücken geschleudert und fiel herab; er wurde fortgeschleppt und hin und her geworfen, wie ein Lappen bei der Wäsche mit dem Kopfe gegen die Steine geschleudert. Noch war sein Körper nicht los von dem des Tigers, doch war er ganz zerschmettert und zerrissen. Endlich wurde auch der Körper losgerissen und nur sein Schwanz blieb übrig, der festgebunden war und nicht los konnte.

Mittlerweile schnellte der Tiger fort, durch das Glagahrohr sich windend, stieg in Schluchten hinab und sprang wieder auf hohe Felsen, voll Angst und Furcht. Er war wütend auf den Affen, dieser aber war mausetot. —

Fortan aber zerschmetterte der Tiger, wenn er sich eines Affen bemächtigen konnte, diesem das Genick und fraß ihn bis auf die Knochen. Tag und Nacht,

vom frühen Morgen bis zum Abend, verzehrte er seine Beute. So wurde er auf Affenfleisch erpicht, fing aber allmählich an, auch andere Tiere des Waldes zu verschlingen.

Und dies eine wurde Naturgesetz: dasjenige, was vorzugsweise dem Tiger zur Nahrung dienen sollte, waren die Affen, auf die er jetzt erpicht geworden war. Aber außer denjenigen, welche von Zeit zu Zeit von den Tigern selbst gefangen wurden, mußten die Affen jedes Jahr noch einige von ihnen den Tigern als Steuer zum Fraße ausliefern. Immerfort sollte dies so seinen Fortgang haben, ohne Ende, bis zum Tage der Auferstehung.

Noch immer leisten die Affen diese Steuer und diese fließt den Tigern zu. Falls sie es nicht täten, würden die Affen sich nirgends zeigen, nirgends hin gehen können, um ihre Nahrung zu suchen. Darum also sagen einige zuverlässige Erzählungen: Wenn ein Trupp Affen hoch in einem Waringinbaume sitzt, so liegt unten ein Tiger, der Wache hält und ihre Bewegungen in den Bäumen, die ihnen als Wege dienen, fest im Auge behält. Wie lange es auch dauern möge, der Tiger verweilt unter dem Baum, er geht nicht weg, bevor ihm ein oder zwei oder drei der Affen ausgeliefert wurden, so viele von ihrem Hauptmann angewiesen sind. Sobald einer der Affen dazu bestimmt ist, daß er als Steuer diene, gehen die übrigen folgenderweise zu Werke: Derjenige, welcher zum Opfer ausersehen ist, wird von seinen Gefährten gedrängt und überall verfolgt. Alle haben es auf ihn abgesehen; sie zerren, drängen und stoßen ihn von rechts und links, bis er auf die Erde fällt. Da fängt ihn der Tiger auf und zuckend und zappelnd wird er aufgezehrt. So geht es fort, bis von den Affen zehn oder zwanzig von ihm verschlungen sind, je nach der Bestimmung. Wenn die Zahl voll ist, geht der Tiger von dem Waringinbaum fort. Darauf steigen die Affen hinab, um ihre Nahrung zu suchen. Nur ihr König und ein großer Affe, den er zum Vezier bestellt hat, bleiben mit ihren Weibchen oben in der Krone des Waringin und warten. Der Nahrung wegen haben sie sich durchaus keine Sorge zu machen; ein bestimmter Teil davon wird ihnen zugewiesen, denn die anderen Affen bieten ihnen das Beste und Schmackhafteste der Speisen dar. Also ist das Betragen der Affen, keinen Tag weichen sie davon ab. Und wenn nur ihre Gemütsart eine bessere wäre, wenn sie nicht so bösartig wären, so würden sie, wie gering auch ihre Besitztümer sind, dennoch freudvoll und glücklich in der Mitte ihrer Mitgeschöpfe leben können; denn in der Tat haben sie unter allen den größten Verstand. Wenn sie doch nur zu unterscheiden wüßten zwischen erhabenen und niedrigen Taten, wenn sie nur begreifen wollten, daß das Gute seinen Lohn findet sowohl im eigenen Gemüte wie vor dem Auge der Welt und übergeht auf Kinder und Enkel! In diesem Falle würden sie nicht während ihres ganzen Lebens ein kümmerliches Dasein fristen und jedes Jahr in Unzahl den Tigern zur Beute fallen!

II.

Der Kantjil, das Wildschwein, der Tiger, der Elefant und der Riese.

Einmal ging der Kantjil ohne Gefährten in den Wald hinein, dem Süden zu. Er begegnete dem Wildschwein, das ihn freundlich anredete: „Ei, wohin gehst du, Kantjil, und so eilig, wie ich sehe?“

Der Kantjil erwiderte: „Ich gehe hin, um Wasser auszuschöpfen und Fische zu fangen, dort in jener Schlucht im Süden.“

Da sprach das Schwein wieder voll Freundlichkeit: „Ich möchte gerne mitgehen, um Fische zu fangen.“

Der Kantjil aber erwiderte grimmig: „Du hast eine Schnauze wie ein Brecheisen, deine Lippen sind ungeheuer dick und gekräuselt und auch deine Augen sind nichts weniger als schön; geh' nicht mit, denn du würdest mir die Fische scheu machen.“

Der Tjeleng (Wildschwein) antwortete ihm: „Bist du denn so schön, du kleiner bösartiger Knirps? Nimmer willst du nachgeben und immer den Meister spielen! Du bittest immer, gibst aber selbst niemals! Wenn du noch einmal so unverschämt sprichst, will ich dich mit meinen Hauern bearbeiten und dann ist's um dich geschehen, du freches und eigennütziges Tier! Ist der Fluß vielleicht dein besonderes Besitztum, daß du so karg damit waltest? Wenn man ausgeht, Fische zu fangen, geschieht es doch immer mit mehreren, und das ist auch ganz recht, denn die Fische gehören allen zu; du aber willst mir dieses Recht abstreiten!“

Da antwortete der Kantjil ruhig: „Nun, sei nur nicht so böse, Ferkelchen; nimm geschwind diesen Tjanggoh*) auf und geh' hinter mir her, so werden wir das Wasser ausschöpfen.“

Eilig liefen sie nun weiter, der Tjeleng hinterher.

Nicht lange darauf begegneten sie dem Tiger, der freundlich fragte: „Ei, wohin gehst du, Kantjil? Und der Tjeleng mit einem Korb?“

Der Kantjil erwiderte mürrisch: „Wir wollen Fische fangen im Fluß, südlich von der Raweine.“

Da rief der Königstiger: „Ich gehe mit, Kantjil,“ wurde aber von Kantjil grob abgewiesen: „Gehe nicht mit, dein Aussehen flößt Schrecken ein; du, mit deinen Streifen in den Haaren, mit deinen abscheulichen Augen und deinem erschrecklichen Maul. Du darfst nicht mitgehen, o Tiger, denn die Fische würden erschreckt werden, du würdest sie alle verscheuchen.“

Der Königstiger antwortete empört: „Der Kantjil könnte einen in Zorn versetzen. Wenn man freundlich angeredet wird, so ist es auch Sitte, daß man höflich antwortet. Bedenke doch, wenn ich dich in meinen Mund nähme, wärest du noch nicht soviel, als was mir unter dem Essen zwischen den Zähnen stecken bleibt.“

Eingeschüchtert sprach der Kantjil: „Nun, Tiger, so gehe denn mit, trage den Eimer und diesen zweiten Korb; verscheuche aber die Fische nicht und tue genau, was ich dir befehle.“

Also schloß auch der Tiger sich an und lief ganz ruhig mit schnellen Schritten nach. So gingen die drei Tiere, indem der Tjeleng und der Tiger den Kantjil gleichsam in feierlichem Zuge begleiteten.

Es dauerte nicht lange, da begegneten sie dem Elefanten. Dieser sprach langsam: „Ei, wohin geht ihr so eilig, Königstiger, Tjeleng und Kantjil?“

Der Kantjil antwortete schnippisch: „Wir wollen Fische fangen im Fluß dort im Süden.“

---

*) Korb aus Bambusgeflecht.

Und als der Elefant erklärte: „Da will ich mitgehen," fuhr ihn der Kantjil grob an: „Du sollst nicht mitgehen, du bist so groß, daß du uns verdrängst und allen Platz wegnimmst; auch ist deine Aussicht durchaus keine schöne, deine Größe ist wirklich unpassend; du mit deinem Rüssel und deinen Pfoten wie Bambusköcher; deine Ohren ähneln Reiskühltellern, deine Augen aber gleichen wohl Ameisenaugen und blinzeln unaufhörlich. Bleib nur hier, du würdest mir die Fische verscheuchen."

Doch der Elefant schrie ihn an: „Nimm nur dein Maul nicht zu voll, denn, ob es dir gefällt oder nicht, du kannst doch nichts gegen mich ausrichten. Und wenn du auf deinem Widerstand beharrst, so werde ich dir den Kopf zertreten."

Da erwiderte der Kantjil langsam: „Nun meinetwegen, so kannst auch du mitgehen, falls du nur alle meine Anweisungen befolgst. Wenn Du mitgehst, Elefant, so werde ich auch dir eine bestimmte Arbeit zuteilen. Du mußt einen Damm aufwerfen; da du der Stärkste bist, sollst du das Material herbeiholen. Der Tjeleng und der Tiger sollen zusammen Wasser schöpfen, ich werde der Aufseher sein und ein wachsames Auge auf alles haben. Daß aber keiner gegen meine Anweisungen handle!"

Der Tjeleng, der Elefant und der Tiger, alle drei gehorchten dem Kantjil, keiner von ihnen war widerspenstig.

Nachdem dies also fest abgemacht war, begab sich der Kantjil wieder auf den Weg und alle drei gingen hinter ihm her, Tjeleng, Elefant und Tiger. Nichts ist zu erwähnen von der Zeit, während sie unterwegs waren. An den Fluß gekommen, teilte der Kantjil sofort seine Befehle aus. Den Elefanten beauftragte er, den Fluß abzudämmen. Mit Lust und Eifer machte dieser sich an die Arbeit, große Äste riß er ab, Bäume entwurzelte er, Steine wühlte er auf, große Stücke steiniger Erde schleppte er herbei; von allem diesen fertigte er einen gewaltigen Damm an, der den Strom abschloß.

Nun spornte der Kantjil auch den Tiger und das Schwein an, sie sollten das Wasser ausschöpfen; er selbst hielt Aufsicht und lief hin und her, um überall gegenwärtig zu sein.

Als alles trocken war, wurden die Fische heraufgezogen und in zwei Haufen zusammengelegt.

Da sprach der Kantjil: „Tjeleng, Elefant und Tiger! wohlan, noch einmal! Laßt uns noch einmal Wasser ausschöpfen. Jetzt sind erst zwe Haufen, zu wenig für uns, wenn sie geteilt würden. Wir wollen weiter stromabwärts gehen, wir, der Elefant, der Tiger und ich; der Elefant soll wieder abdämmen; der Tjeleng aber soll hier bleiben, um die Fische zu bewachen. Entferne dich also ja nicht von hier, Tjeleng, sondern bewache die Fische! Wenn wir dann noch zwei Haufen bekommen haben, so geht die Teilung leicht vonstatten. Nach dieser Verabredung gingen sie davon; nur der Tjeleng blieb, um Wache zu halten.

Als sie an Ort und Stelle gekommen waren, fing der Elefant sogleich wieder an abzudämmen und bald hatte der Tiger das Wasser ausgeschöpft.

Schweigen wir jetzt von denjenigen, die im Tale beschäftigt waren, um zu erzählen, daß es einen Riesen gab, einen Walddämon. Schon lange hatte

dieser zugesehen und jetzt eilte er schreiend und gellend zu dem Schweine und fragte wutschnaubend: Sag mal, Schwein, wem gehören diese Fische?"

Auf die Antwort des Tjeleng: „Ich bin der Eigentümer", fuhr ihn der Riese grob an: „Wie wagst du es, meine Fische wegzunehmen? Dies alles gehört mir!"

Der Tjeleng erwiderte: „Ich bin nur verpflichtet, dieselben zu bewachen; in Wirklichkeit gehören diese Fische dem Kantjil."

Da schrie der Riese: „Was weißt du davon, Trassi-Kopf!*) Wer auch immer behauptet, es seien die seinigen, in Wahrheit gehören sie mir, und wenn der Kantjil sich nicht damit zufrieden gibt, so ist mir dies gleichgiltig, ich nehme sie dennoch an mich." Und sogleich verschluckte er all die Fische, so daß keiner übrig blieb.

Nachdem der Riese also die zwei Haufen ganz und gar verzehrt hatte, machte sich der Tjeleng geschwind aus dem Staube, bebend vor Angst, der Riese wäre noch nicht satt und wolle ihn als Zutat fressen. Keuchend kam er an die Stelle, wo der Kantjil mit Wasserschöpfen beschäftigt war, und sprach, nach Atem schnappend: „Die Fische sind alle, es ist durchaus nichts mehr übrig von den zwei Haufen; ein Riese hat sie aufgefressen."

Der Kantjil sah ihn streng an und tadelte: „Hast du es ihm nicht verwehren können?"

Der Tjeleng antwortete: „Soviel mir möglich war, habe ich versucht, ihn davon abzuhalten, der Riese aber bestand darauf, ja er wollte mich auch mit aufschnappen; wenn ich mich nicht eilig davon gemacht hätte, so wäre ich gewiß desgleichen von ihm verschluckt worden und wäre jetzt in seinem Bauche angelangt."

Während der Kantjil dem Tjeleng einen verächtlichen Blick zuwarf, sprach er: „Der Tjeleng bringt uns nur Mißgeschick; — du siehst auch gar so eklig aus! Ich hatte wohl recht, als ich mich vorhin weigerte, dich mitzunehmen. Dein Benehmen ist nicht passend; du, mit deinen Kaninchenaugen, kannst wohl schwatzen, aber einem Riesen Widerstand leisten kannst du nicht! Jetzt mußt du wieder Wasser schöpfen, der Tiger soll dann die Fische bewachen."

Die Fische, welche hier nach dem Wasserschöpfen heraufgezogen wurden, teilten sie abermals in zwei Haufen. Da sprach der Kantjil wieder: „Elefant, laß uns noch weiter gehen; dort soll der Tjeleng zur Strafe wieder Wasser schöpfen; der Tiger wird diese Fische bewachen."

Dann gingen sie, Kantjil, Schwein und Elefant, weiter stromabwärts. Nachdem ein Damm gelegt worden war, fing der Tjeleng wieder zu schöpfen an. Der Tiger aber war zurückgeblieben, um bei den Fischen Wache zu halten.

Vom Riesen ist jetzt wieder die Rede; schreiend kam er herbeigelaufen und verschluckte abermals die Fische, ohne sich um den Tiger zu kümmern; dieser jedoch ergriff sofort die Flucht und kehrte zum Kantjil zurück. Er erzählte ihm alles, was geschehen war und daß wiederum die Fische vom Riesen verzehrt worden seien.

*) Trassi = gesalzene, feingestoßene, halbgetrocknete Kuchen von Fischen oder Garneelen.



Da sprach der Kantjil empört: „Tiger, es gebührte dir, daß dein Kopf im Reisblock gestampft würde. Kannst du nicht einmal Fische bewachen? Du schaust so entsetzlich aus, daß du einem Riesen doch gewachsen sein solltest. Wenn er auch große Zähne hat, so hast du doch auch solche. Auf diese Weise sind deine scharfen Zähne unnütz und sollten dir ausgezogen werden. Wozu ein solches Tier, wie du bist, Königstiger, dient, das weiß ich nicht. Wohlan, fange nur wieder an, diese Flußstrecke auszuleeren, der Elefant wird dann die Fische bewachen."

Der Tiger und der Tjeleng fingen an, zu platschen und zu schöpfen; nachdem die Fische ans Land gebracht waren, wurden sie unter Aufsicht des Kantjil in zwei Haufen aufgestapelt.

Der Elefant wurde nun zurückgelassen mit dem Auftrag, die Fische zu bewachen; der Kantjil und der Tjeleng aber gingen noch weiter stromabwärts mit dem Tiger.

Als sie an eine geeignete Stelle gekommen waren, legten der Tiger und der Tjeleng einen Damm; dann mußten sie das Wasser ausschöpfen; der Kantjil beaufsichtigte die Arbeit.

Es wird jetzt erzählt von dem, der zurückgeblieben war, vom Elefanten, der die Fische bewachte. Auch er unterlag dem Riesen, ja wagte es gar nicht, ihm Widerstand zu leisten, sondern machte sich in wilder Flucht davon. Beim Kantjil angekommen, erzählte er ihm, daß die Fische, die er bewachen sollte, verschwunden waren, aufs neue vom Riesen gefressen.

Der Kantjil fuhr ihn an: „So groß und hoch du bist, hast du doch keine Bedachtsamkeit! Wie lange soll ich es noch ertragen, daß die Fische immerfort dem Riesen zu fressen gegeben werden? Wohlan, fangt nur wieder an auszuschöpfen, ich will jetzt selbst Wache halten; keiner von euch soll bei mir bleiben, ich allein werde es mit dem Riesen, dem Kehricht der Welt, einmal versuchen; ihr werdet sehen, daß ich ihn binde; und wenn er gebunden ist, dann prügelt ihr ihn tüchtig durch! Solch ein tollkühner Riese, der uns immer alles vor der Nase wegfrißt! Gewiß, es muß ein Waldriese sein, denn so sind ihre Manieren, ganz abweichend von jenen der Stadtriesen. Er beträgt sich wie ein großer Herr; es geziemt sich doch, wenn einer Lust hat, Fische zu essen, daß er sich auch die Mühe gebe, selbst das Wasser auszuschöpfen; er aber zieht die Faulheit der Ermüdung vor und verschluckt in Bequemlichkeit alle unsere Beute. Wohlan, macht ihr euch jetzt schleunig auf den Weg und fürchtet euch nicht; bleibt ruhig beim Ausschöpfen und fangt die Fische, damit wir bald heimwärts gehen können."

Die drei, der Elefant, der Tiger und das Schwein, zogen rasch stromabwärts. Dort angekommen, begann der Elefant den Fluß abzudämmen, der Tiger und der Tjeleng denselben trocken zu schöpfen.

Inzwischen hatte sich der Kantjil auf schlammiges, morastiges Land gesetzt und fing an, Binsen auszuziehen; diese spaltete er, fügte sie aneinander, band sie sich um Lenden und Bauch und befestigte die Spitzen an dünnen Halmen von Schlingpflanzen. Fortwährend behielt er aber die Fische genau im Auge.

Unter gewaltigem Schreien kam bald wieder der Riese und blieb vor dem Kantjil stehen. Dieser aber stellte sich, als ob er nichts bemerke. Ruhig

fuhr er fort, Binsen zu zerreißen und aneinander zu fügen; er schien ganz in diese Arbeit versunken, immerfort flocht er Seile und band sich dieselben um den Bauch, bis er links und rechts festgebunden war.

Als dies der Riese sah, fragte er ihn freundlich: „Ei, Kantjil, was ist denn das? Hast du dir den Bauch festgebunden? Und du sitzest immer nur da und zerreißest etwas? Was ist es doch, was du da spaltest?"

Der Kantjil antwortete mürrisch: „O Riese, mit Recht bist du Waldriese genannt! Bist du denn stocktaub, daß du nichts davon gehört hast? Auf Befehl des Propheten Salomon, des Fürsten der Fürsten, der Geister und Menschen, der Riesen und aller möglichen Tiere, die ihn als Fürsten anerkennen, wird an diesem Tage eine gewaltige Sintflut sein; das Wasser wird vom Himmel hinabströmen, so daß sogar die Riesen, die fliegen können, gewiß mitgerissen werden, denn das Wasser wird von oben kommen; guck, dort am Himmel droht es schon!"

Der Riese fragte nun: „Sag' mal, Kantjil, was soll ich denn da tun?"

Da antwortete ihm der Kantjil mürrisch: „Dein Antlitz möge zerrissen werden, Riese; was mischt du dich in meine Sachen? Du sprichst wie ein Dorfriese, weder deine Augen noch deine Ohren gebrauchst du und beobachtest nicht genau, was du zu tun hast. Siehst du denn nicht, was ich getan habe? Und dennoch weißt du nicht, wie du es anzustellen hast!"

Als der Riese versuchte, ihn mit freundlichen Worten zu überreden: „Ach, Kantjil, gib mir doch nicht solche ungenügende Anweisungen; alles, was du mir ratest, will ich ausführen," machte ihm der Kantjil harte Vorwürfe*) und sprach schließlich: „Es wäre ja unnütz, wenn ich dir hälfe."

Doch der Riese versuchte abermals, ihn zur Güte zu stimmen, indem er sagte: „Sprich doch nicht also, Kantjil, und glaube meinen Worten. Wie sollte ich der Gefahr entrinnen, wenn ich nicht alles befolgte, was du mir befiehlst? Gut oder schlecht, ich werde es tun; erkläre mir nur, was du meinst."

Nun sprach der Kantjil wieder: „Wenn du denn wirklich aufrichtig bist, so mach es gerade so wie ich. Sieh mich einmal an!"

Sogleich fuhr der Kantjil auf, als ob er sich mit Macht losreißen wolle; er wälzte sich um und um, sprang und trappelte im Sumpf, kurz er stellte sich, als ob er in der Tat seine äußersten Kräfte anstrengte, um loszukommen. Die Binsen aber blieben unbeschadet, wie auch der Kantjil hin und her sprang.

Als der Riese dies sah, fragte er: „Muß ich also gleichwie du mir den Bauch mit Binsen an einen Baum festbinden?"

Mit funkelnden Augen sprach der Kantjil: „O, weißt du noch nicht, was ich meine? So wenig überlegst du, daß du den Unterschied zwischen groß und klein nicht bedenkst! Vergleiche mich einmal mit dir, du dummer Riese, der du mit sehenden Augen blind zu sein scheinst. Ich, so klein und niedrig, werde wohl nicht die Binsen zerreißen können; du aber, so groß und hoch, mit übernatürlicher Kraft begabt, so daß niemand dir gleichkommt, mußt etwas anderes versuchen. Wähle also starke, zähe Stengel von Rotang, die lang und fest sind, und binde damit geschwind deinen Körper, deine Füße und

*) Die Vorwürfe des Kantjil sind ihrer Weitschweifigkeit wegen hier ausgelassen.



Hände, bis zu deinem Kopfe; befestige sie dann an den Waringbaum dort. Nimm nur recht viele, damit du dem Unglück entgehst, und denke an die große Flut! Nimm dich in acht, daß die Bande nicht zerreißen! Wenn du dann festgebunden bist, so versuche zunächst, ob du deine Bande noch los werden kannst; wenn dies nicht der Fall ist, so kannst du ruhig sein, wenn auch die Flut gegen dich schlägt."

Wirklich tat der Riese alles, was ihm der Kantjil befohlen. Er holte sich große, lange Rotangs herbei und stapelte alles auf einem Hügel unter den Bäumen auf. Nachdem er schon viel zusammengeholt hatte, sprach der Kantjil: „Fange jetzt gleich an und befestige deinen Kopf an jenem Ast. Klettere auf den Gabelast und binde an jede Seite ein Ende der Leine. Wenn das befestigt ist, so steige auf die Erde herab und binde dir den Hals und die beiden Füße; die Spitzen der Taue befestigst du an jenen Bulubaum.*) Und den Bauch bindest du dir fest an jenen Waringin. Wenn dies alles vor sich gegangen ist, so umstricke deine Hände, so daß sie nicht frei werden können.

Und seht, der Riese befolgte alles genau; nachdem er die Seile sich um den Kopf gelegt hatte, kletterte er nach oben; als er unten angekommen war, band er sich den ganzen Körper, Füße, Hals und Hände. Sobald alles stark befestigt war, sprach der Kantjil zu ihm: „Versuche jetzt aus aller Macht, deiner Bande los zu werden, nicht nur so zum Scherz, sondern gehe zu Werke, als ob du in einem wütenden Gefechte wärest."

Rasend und mit aller Anstrengung fing jetzt der Riese an, sich zu wälzen und zu springen, so daß der Waringin schwankte, als ob er umstürzen wollte. Die Bande aber zerrissen nicht; ja er zog dieselben dadurch noch mehr an, und diejenigen, welche zuvor etwa lose waren, schnürten ihm jetzt den Hals zu. Der Riese schnappte nach Atem, die Augen traten ihm aus dem Kopf, die Zunge hing ihm aus dem Munde, seine Kraft verschwand und erschöpft fiel er auf den Boden, wo er zusammengerollt liegen blieb.

Der Kantjil, der bei allem scharf zugesehen hatte, eilte davon, um die Wasserschöpfer herbeizurufen, den Elefanten, Tjeleng und Tiger: „Ei, kommt rasch herbei, ich habe den Riesen gebunden; prügelt ihn, bis er mausetot ist. Diese Hefe der Gesellschaft verdient es, daß ihr der Kopf zerschmettert werde."

Schnell kamen sie freudeerfüllt herbei. Der Tiger schlug ihm die Krallen ins Gesicht und kratzte ihm die Lippen auf, der Elefant zerschmetterte ihm den Kopf mit zwei großen Steinen und auch das Schwein tat das Seinige.

Von den drei Tieren so angegriffen, starb er bald; sein Leichnam blieb unbeerdigt in der Wildnis liegen. Der Tjeleng, der Elefant und der Tiger gingen mit dem Kantjil und ohne Zank wurden nun die Fische geteilt. Darauf kehrten die vier Tiere heim; hier angelangt, trafen sie ihre Frauen, die sehr erfreut waren, als sie die von ihren Gatten erworbene Beute sahen.

---

*) Artocarpea.



Inhalt des siebenten Jahrganges.

Belletristisches.

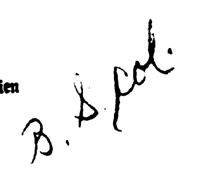
Gedichte.

*) Vgl. auch S. 252 ff.

Rundschau.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien




Princeton University Library
32101 064480963

